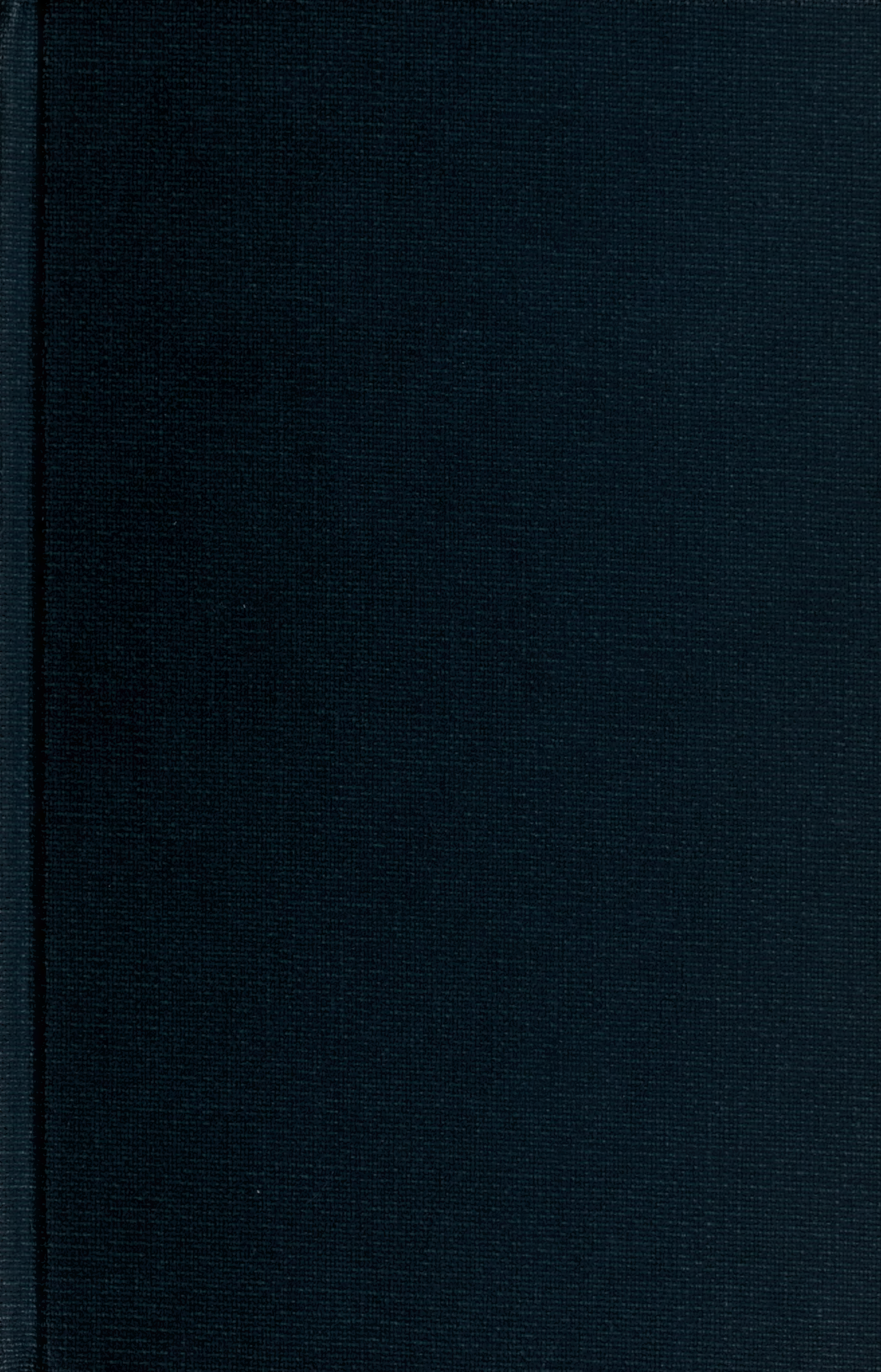
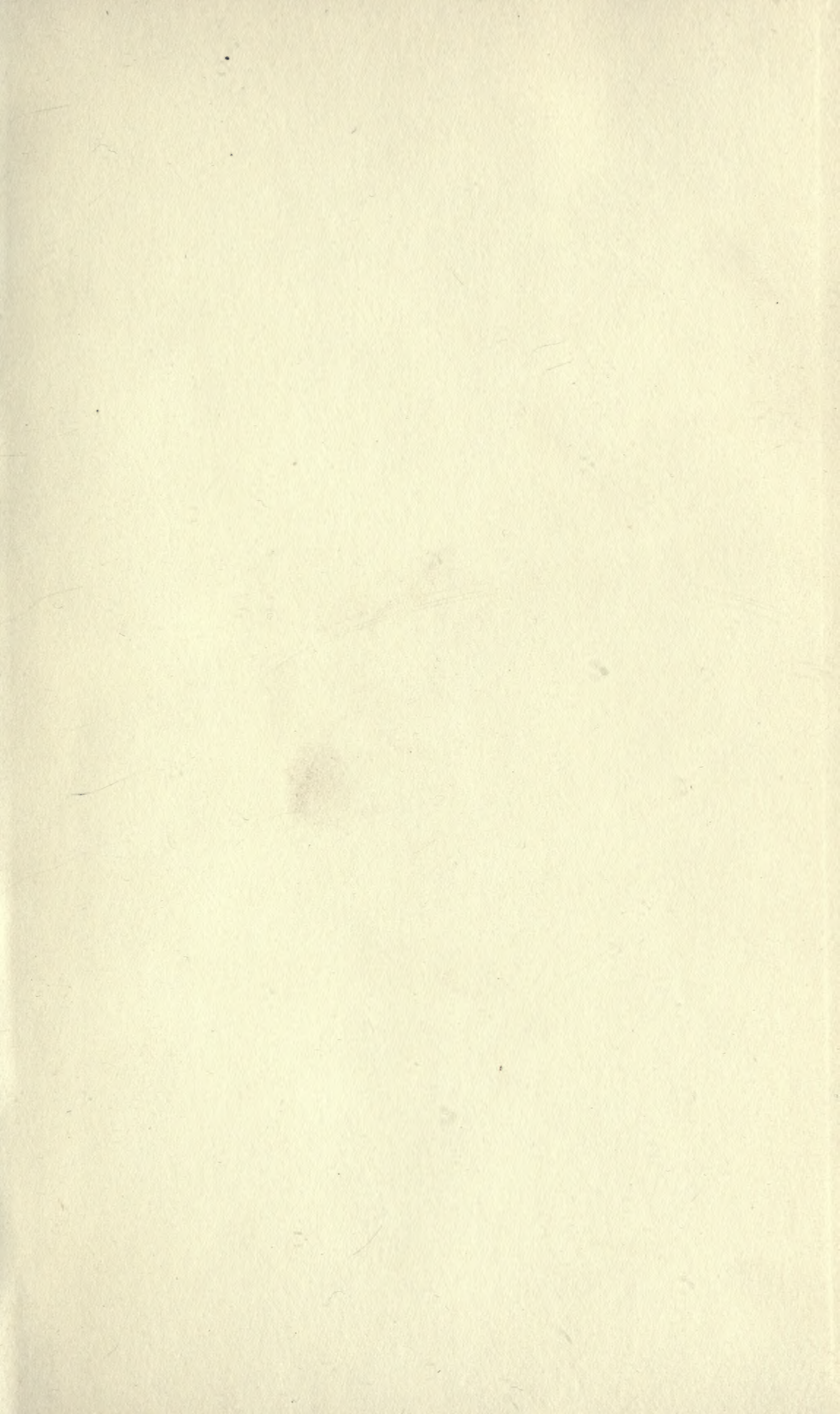
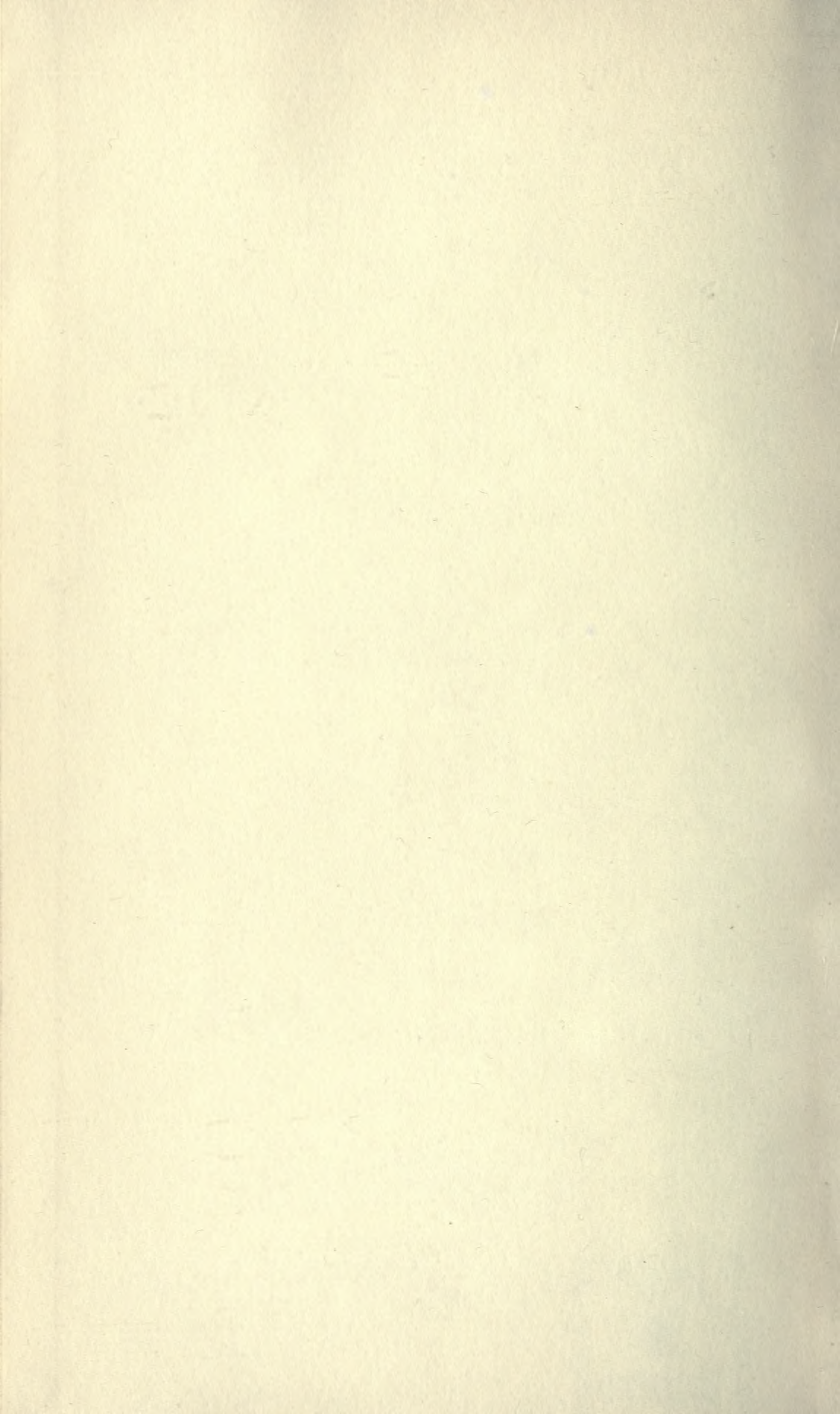
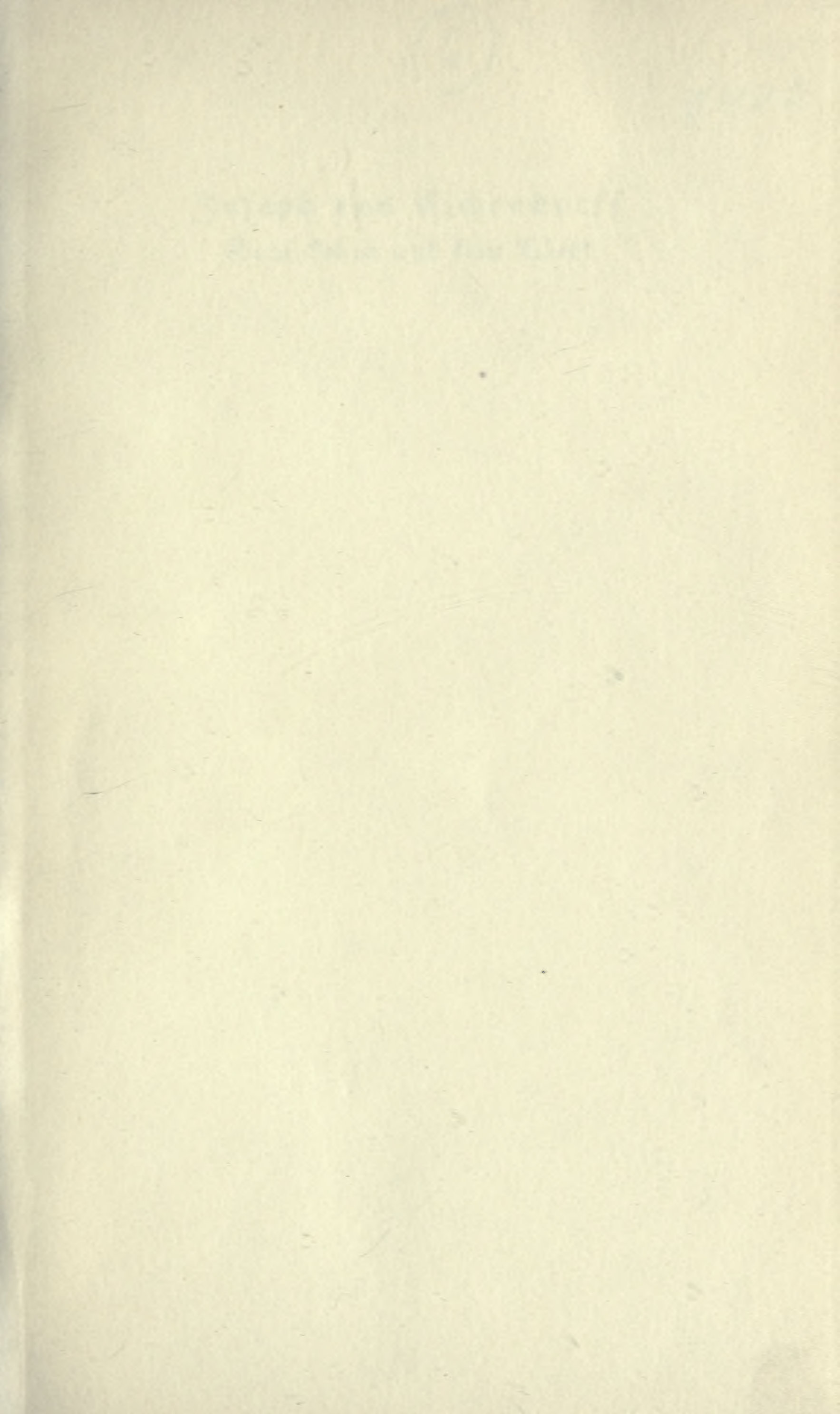
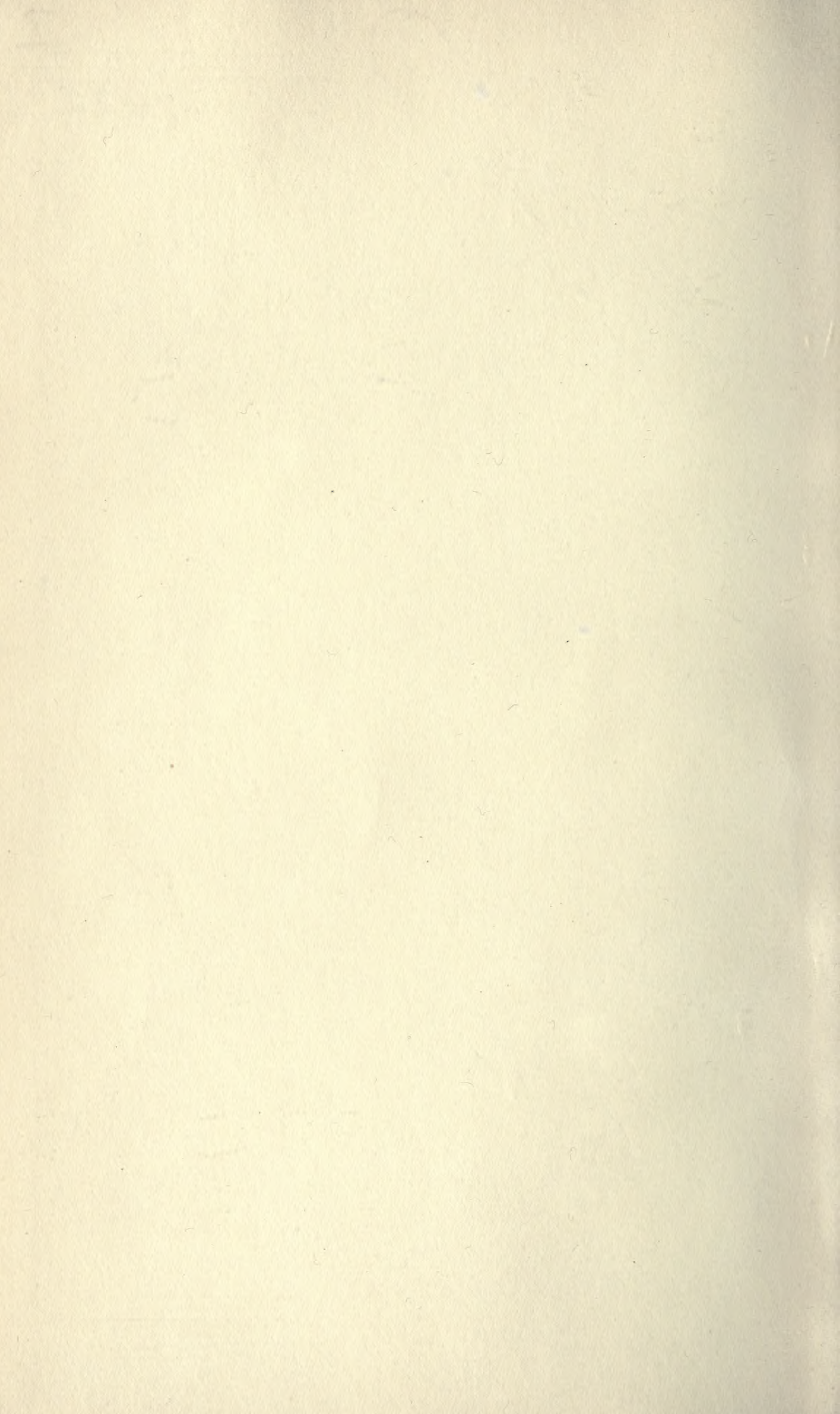






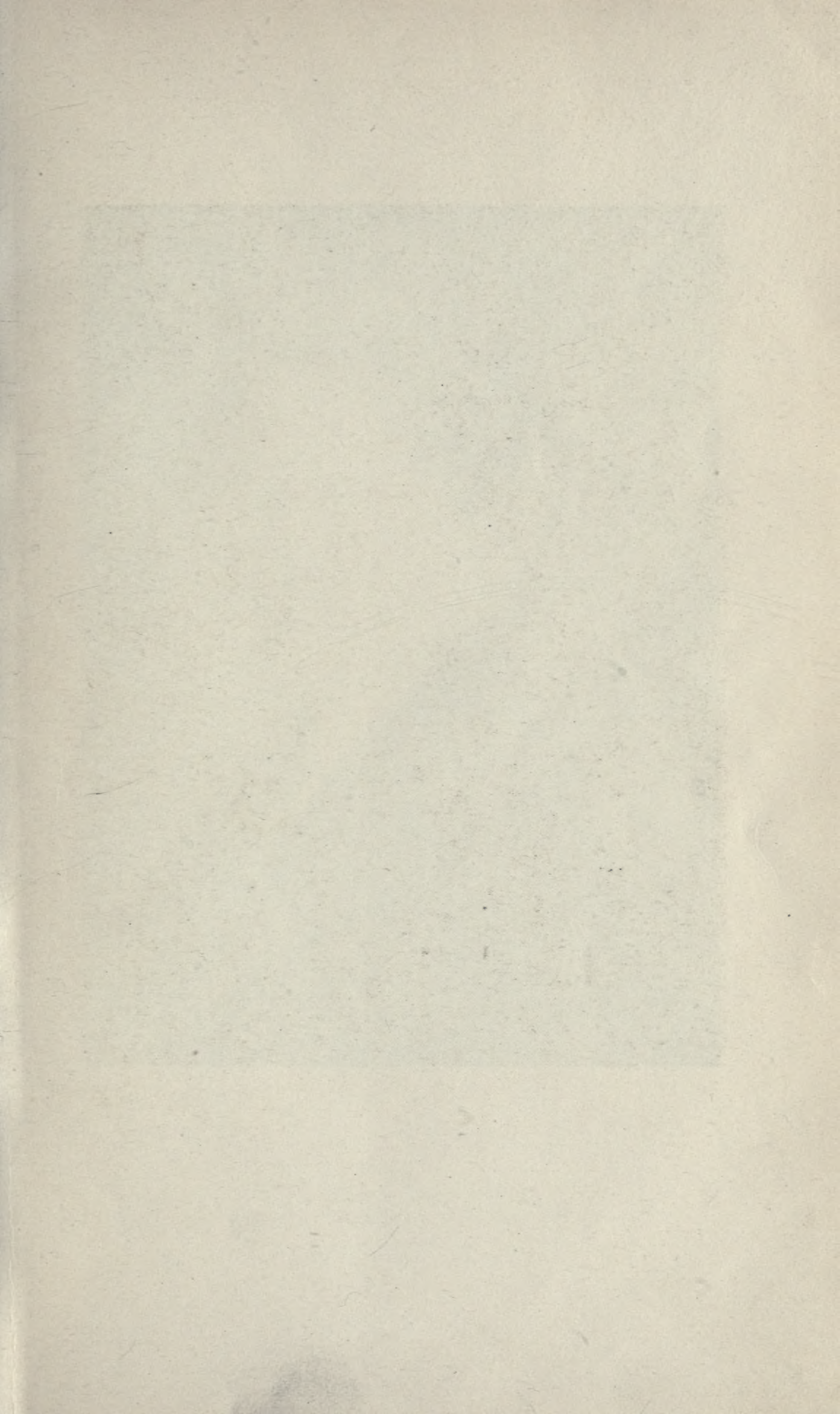


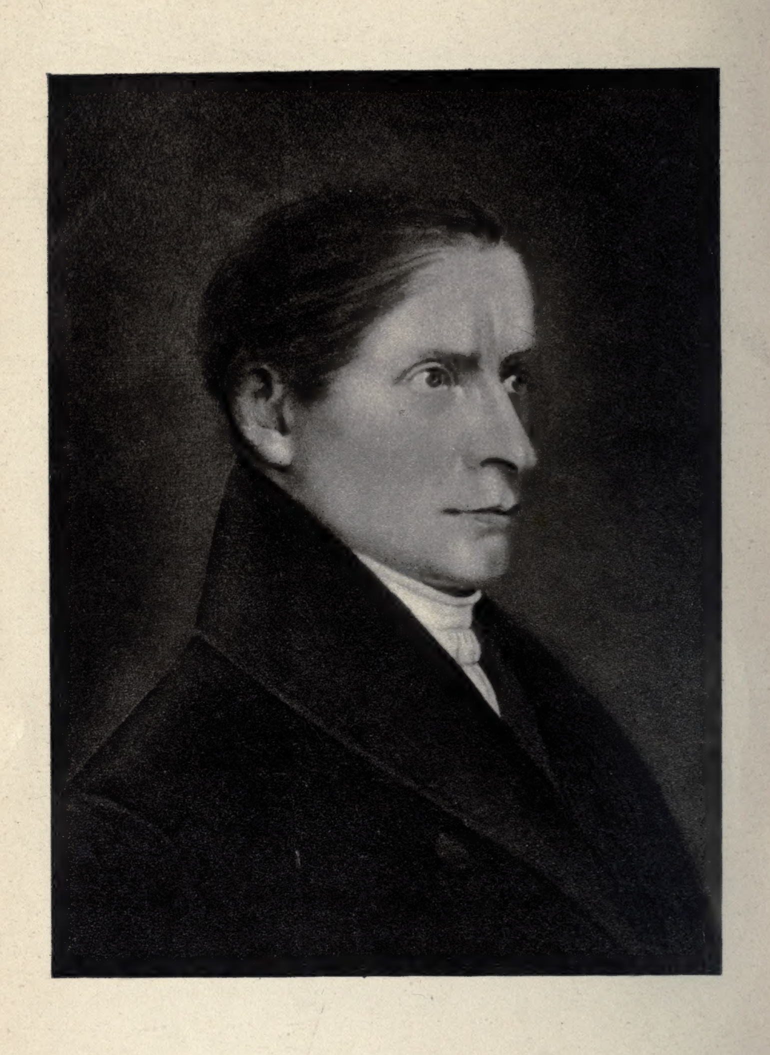




Joseph von Eichendorff

Sein Leben und sein Werk





JOSEPH VON EICHENDORFF
IM JAHRE 1832

Joseph von Eichendorff

Sein Leben und sein Werk

Von

Hans Brandenburg

Mit einem Bildnis
und einer Handschriftprobe
des Dichters



München 1922
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck






Germany

Meinem lieben Vater
gewidmet



Vorwort

Die Biographie eines Schaffenden sei ein kritisches Epos. Ein Epos: insofern sie ein Leben mit den Mitteln der Erzählung, Schilderung, Interpretation aufbaut. Ein kritisches Epos: insofern sie dies zum Endzweck von Wertbestimmungen tut. Beides muß einander durchdringen, aber nur das letztere kann einen von solchem hohen Ehrgeiz erfüllten Biographen mit seiner Arbeit vollkommen aussöhnen. An sich möchte es nämlich strittig sein, ob das Leben eines Mannes, das in sein Werk aufgegangen ist, betrachtet werden will — jedenfalls hat dies an sich nur erst eine historisch-psychologische, also relative Bedeutung. Diese wird erst dadurch zu einer absoluten, daß sie sich in einen höheren Zweck — eben in denjenigen der Wertung — ein- und unterordnet. Hier muß wirklich der Zweck oft die Mittel heiligen: aus dem Zwang heraus, sich alles dienstbar zu machen, was einem das Leben seines Helden veranschaulicht, kommt man z. B. nicht daran vorüber, einzelne seiner Werke biographisch auszuschlachten; diese Zurückführung eines Gestalteten auf seinen rein stofflichen Ursprung, eines Kunstwerks auf seine Anregungen durch irgendein Modell, mag an sich unkünstlerisch sein — wenn es zuletzt aber doch wieder der künstlerischen Erkenntnis und Wertung zugute kommt, so erscheint es nachträglich gerechtfertigt. Ebenso sind Inhaltsangaben von Dichtungen an sich kunstwidrig. Trotzdem kann der Biograph auch ihrer nicht entraten, denn er darf, wofern er selber in seiner Art ein Kunstwerk schaffen will, nichts voraussetzen, auch nicht eine genaue Vertrautheit der Leser mit den Schöpfungen seines Helden, zu der er ja zum Teil erst anregen, für die er erst werben will, und ohne Inhaltsangaben würden auch seine rein kritischen Ausführungen oft unverständlich sein. Freilich verlangen gerade diese Inhaltsangaben in ihrer Behandlung eine große Kunst der Darstellung und Abwechslung; sie müssen, je nach Ort und Zweck, in flüchtig andeutenden, aber bewegten Skizzen oder in Nachdichtungen bestehen, dürfen nicht langweilen und sollen an sich bereits zwischen den Zeilen voll von Wertungen stecken. Die Hauptsache jedoch ist, daß sowohl biographische Ausschlachtungen wie Inhalts-

angaben von Werken, gleich allem übrigen, den Leser ganz und gar mit dem Geiste des Helden erfüllen und durchdringen, daß — auf unseren Fall angewendet — eine Biographie des Dichters Eichendorff in einem gewissen Sinne von Eichendorff selber gedichtet ist. Ferner stehe keine Einzelheit einer solchen Biographie für sich, vielmehr soll alles sich nur zum Ganzen runden. So ergibt sich z. B. Wertung und Anschauung von Eichendorffs Lyrik nicht etwa vollständig und ausschließlich aus dem ihr gewidmeten Kapitel, sondern nur aus dem ganzen Buche, und jenes Kapitel ist nur die spezielle Anwendung und Aufgipfelung dessen, was durch das ganze Buch, auch durch seine scheinbar rein biographischen Teile, verbreitet ist.

Während man zu schreiben beginnt, manchmal noch an der Berechtigung solcher Biographie zweifelnd, erwächst einem also aus ihr eine besondere Formaufgabe, die ich als die des „kritischen Epos" zu bezeichnen versuchte, und sie diktiert, wenn man sie selbstlos erkennt, unnachsichtlich ihre Gesetze. Zunächst drängt sie im Autor das Persönliche völlig zurück, sie versachlicht ihn. Er sieht sich einem breiten Flusse gegenüber, der überkommene Berichte und Urteile trägt; er muß ihn weiterleiten, aber ihm zugleich Grenzen stecken. Die hunderte Stimmen einer versunkenen Zeit, die er, in Bibliotheken vergraben, vernimmt, kann er nicht nachprüfen und darf sie darum auch nicht ändern, aber er muß sie zum Chor gestalten. Alles Einzelne, was er verwendet, ist übernommen, aber er muß es sichten, werten und zum Ganzen verschmelzen. Er muß ein schöpferischer Regisseur und vor allem ein Erzähler sein, und seine Kunst des Erzählens sei hier, wo er mit oft wörtlich von anderen herrührenden Wendungen arbeitet, ebenso groß, wenn nicht noch größer, als wie wenn er frei erfinden würde. Zwischen Zitat und Eigenem darf kein Wert- und Stilunterschied klaffen — eine besonders schwer erfüllbare Forderung, wenn das Zitat von edler und bedeutender Herkunft ist. Dennoch spitzt sich die anfänglich so unpersönliche Arbeit schließlich zu einer höchst persönlichen zu. Sie besteht aus Hintergrund, Mittelgrund und Vordergrund, welche merklich voneinander gesondert und doch durch zahlreiche vermittelnde Übergänge unmerklich miteinander verbunden sein müssen.

Den Hintergrund — das Allgemeine — bildet die Zeit, wie sie aus historischen, kultur- und lokalhistorischen und sonstigen chronikalischen Werken spricht, den Mittelgrund dasjenige, was aus jenem Hintergrund heraus und zu dem Helden in unmittelbare Beziehung tritt, und den Vordergrund das eigentliche Leben und vor allen Dingen das Werk des Helden. Der Hintergrund trifft den Blick durch viele Leiter, er ist perspektivisch und atmosphärisch. Bei der Gestaltung des Mittelgrundes findet, wie bei derjenigen des Hintergrundes, vieles, was durch eine ganze geschichtliche und philologische Literatur hindurchgeirrt ist, seine Anwendung und seinen letzten, endgültigen Platz, auf dem es gleichsam zur Ruhe kommt, den es gesucht und erwartet hat, aber hier kann und muß der Autor schon mit genauerem und persönlicherem Blicke prüfen. Der Vordergrund endlich, soweit er aus dem Werk besteht, trifft seinen Blick direkt, hier muß sein persönlichster kritischer Nerv, so sehr er auch auf Allgemeingültiges, Objektives eingestellt sein mag und sein muß, reagieren, hier dient die Literatur nur zur Ergänzung, Berichtigung, Erweiterung des eigenen Urteils, das fremde Formulierungen nur wählt, wenn sie nicht zu übertreffen und wenn sie Formulierungen des *eigenen* Fühlens und Erkennens sind. Alles in allem sei der Biograph statt eines Zergliederers ein Zusammengliederer, er gebe statt einer philologischen Analyse, die er in mühsamster Kleinarbeit vorher allerdings auch leisten muß, eine künstlerische Synthese oder aber er benütze die erstere höchstens zum Zwecke der letzteren.

Das vorliegende Buch könnte den Untertitel führen „Ein romantisches Dichterleben". Dabei wäre mit dem Worte „romantisch" der Charakter dieses Lebens bezeichnet, zugleich aber das Gewicht angedeutet, welches das Buch auf die geschichtliche und geistige Epoche der Romantik legt. Über Eichendorffs Leben wissen wir nämlich nicht allzuviel — dies verhältnismäßig Wenige mußte zwar in möglichster Vollständigkeit gebracht werden, aber in die Lücken hatte die Zeit zu treten, ich suchte die ganze Atmosphäre fühlbar zu machen, aus der die Gestalt des Dichters und ihr Werk erwuchsen, um so mehr, als ich es bei der Betrachtung dieses Werkes bewußt unterließ, all dessen „Einflüssen" nachzuspüren, da Einzeleinflüsse

oft rein zufällig und belanglos sind. Das Wort „Dichterleben" würde betonen, daß der Wert dieses Lebens in der aus ihm gespeisten Dichtung liegt und daß es nicht von ihr getrennt werden darf. Anschaulichste Einzelkenntnisse besitzen wir in reichem Maße nur von Eichendorffs Jugend, die allerdings die einzige Quelle seiner Weltanschauung und seines Schaffens ist, während unsere Kenntnisse von seinen Beamtenjahren, in denen allerdings die meisten seiner Dichtungen entstanden, fast nur summarisch sind. Dieser Zufall besitzt also innere Notwendigkeit, und innere Notwendigkeit besitzt daher auch die durch ihn bedingte Gliederung unseres Buches in zwei sehr voneinander verschiedene Teile: einen ersten, biographisch sehr ausführlichen, und einen zweiten, biographisch sehr summarischen. In dem zweiten Teil tritt auch die Schilderung von Zeit und Umwelt zurück, weil diese an der nunmehr abgeschlossenen Struktur von Eichendorffs Charakter und Kunst kaum noch etwas auf- und umzubauen haben; dagegen treten hier die Werke in den Vordergrund.

Die Entstehung des Buches hatte mit großen äußeren und inneren Schwierigkeiten zu kämpfen. Ich begann die Handschrift schon im Jahre 1910; sie rückte, durch immer neue Vorstudien zu den einzelnen Kapiteln und durch andere umfangreiche Arbeiten, die keinen Aufschub litten, stets wieder unterbrochen, nur sehr langsam vorwärts, und als ich im Begriff stand, die letzte große Strecke mit einem letzten Anlauf zu nehmen, brach der Krieg aus, der mir, da ich ins Heer eintrat, die Arbeit auf lange Jahre gänzlich aus der Hand nahm, ja, mit der unmittelbaren Bedrohung des Lebens ihre Vollendung auf immer in Frage stellte. Erst im Sommer 1918 konnte ich sie wieder aufnehmen und am Schluß des Jahres beendigen, aber noch verzögerten die Papiernot und die allgemeine neue, durch den Umsturz hervorgerufene Unsicherheit auf weitere Jahre den Beginn der Drucklegung. Die inneren Schwierigkeiten bestanden darin, daß ich ein umfangreiches Buch über Eichendorffs Leben und Schaffen als Erster zu schreiben hatte. Es gibt überhaupt erst eine einzige als solche zu bezeichnende Biographie des Dichters; sie ist von seinem ältesten Sohne Hermann, der aber seinen vollen Namen verschweigt, geschrieben wor-

den, bildet die Einleitung zu der von ihm herausgegebenen ersten Neuausgabe von Eichendorffs Werken, geht fast ausschließlich auf persönliche Erinnerungen und Informationen zurück und begnügt sich bei ihren literarischen Würdigungen beinahe durchweg mit Zitaten. Dennoch gibt diese alte, pietätvolle und fleißige Arbeit noch immer das Skelett für eine neue Eichendorff-Biographie her, Fleisch und Blut gewinnt diese aber außer durch des Dichters eigene Schriften nur durch die bisher weitverstreuten Ergebnisse der Forschung, die ich als Erster zu sammeln und in größerem Zusammenhang selbständig zu verarbeiten hatte.

Die wichtigste Tat der Eichendorff-Philologie besteht in den Arbeiten von Wilhelm Kosch, durch die überhaupt die Möglichkeit meines Buches erst geschaffen wurde. Zwar sind von der durch ihn und August Sauer herausgegebenen großen historisch-kritischen Ausgabe von Eichendorffs sämtlichen Werken bis zur Stunde erst fünf Bände erschienen, aber es sind die biographisch ausschlaggebenden: die Tagebücher, die Briefe von Eichendorff und diejenigen an ihn, die historischen, politischen und biographischen Schriften und der Jugendroman, und wertvollstes weiteres Material gab Kosch namentlich in den Jahrgängen seines Eichendorff-Kalenders und in seiner neuen Zeitschrift „Der Wächter", dem Organ des von ihm gegründeten, über ganz Deutschland verbreiteten Eichendorff-Bundes. Herrn Professor Dr. Wilhelm Kosch, der mich auch persönlich durch erbetene Auskünfte und durch Korrekturabzüge erst im Druck befindlicher Literatur in entgegenkommendster Weise unterstützte, schulde ich an erster Stelle meinen Dank, welcher Herrn Professor Dr. August Sauer mitzugelten hat. Kaum minder bin ich dem Enkel des Dichters Herrn Major (jetzt Oberstleutnant a. D.) Karl Freiherrn von Eichendorff verpflichtet; er, der die bio- und bibliographische Eichendorff-Forschung zu seiner Hauptlebensaufgabe gemacht hat, besaß die Liebenswürdigkeit, einige meiner frisch entstandenen Kapitel — die biographisch wichtigsten — kritisch durchzulesen, mir wertvolle Winke und bereitwilligst Antwort auf meine Fragen zu erteilen, schriftlich und zum Teil auch mündlich, indem er mich in seinem Wiesbadener Heim empfing, einem wahren Eichendorff-Museum, einer be-

redten und rührenden Pflegestätte schöner Pietät. Sodann danke ich an dieser Stelle Herrn Professor A. Nowack in Neustadt in Oberschlesien (jetzt fürstbischöflicher Archivdirektor in Breslau), dem ausgezeichneten Kenner von Eichendorffs Heimatbeziehungen und ihren Örtlichkeiten, der ebenfalls meine Arbeit durch wertvolle Hinweise und Aufklärungen gefördert hat. Den meisten persönlichen Dank schulde ich meinem verehrten Verleger, Herrn Geheimrat D. Dr. Oskar Beck, von dem der Gedanke und der Auftrag zu meinem Buche stammen und der dessen Ausführung in verständnisvoller Würdigung ihrer besonderen Schwierigkeiten mit großer Geduld und Anteilnahme unterstützte und begleitete.

Das Porträt Eichendorffs stammt aus dem Jahre 1832, das Faksimile aus der Handschrift des „Taugenichts". Den Einband und die Kopfstücke über den Kapitelanfängen (1. Schloß Lubowitz, 2. Eichendorff 1800, 3. Gibichenstein bei Halle, 4. Studenten auf der Reise, 5. Heidelberg von der Ostseite, 6. Das Kgl. Schloß in Berlin, 7. Eichendorff 1809, 8. Zu „Ahnung und Gegenwart", 9. Lützower Jäger, 10. Danzig und die Marienkirche, 11. Zum „Taugenichts", 12. Lehngut Sedlnitz, 13. Zu Eichendorffs Gedichten, 14. Johannesberg) zeichnete Dora Brandenburg-Polster, zum Teil unter Benützung alter Vorlagen.

Inhalt



Einleitung

Joseph von Eichendorff ist einer der wenigen Dichter, die im wahren und schönen Sinne volkstümlich sind. Die Popularität von echten Dichtern ist ja in den meisten Fällen ein Mißverständnis. Da kommt das rein Stoffliche ihrer Werke oder einige oberflächliche Reize seiner Behandlung, die bloße Gesinnung des Dichters oder die Art seines Temperaments gewissen allgemeinen Gefühlen, die aber kein Kunstempfinden sind, entgegen, Patriotismus, Zeitströmungen, Mode, die Macht der Tradition tun das Ihrige, um diesem oder jenem seiner Werke, dieser oder jener Seite seines Wesens, die seine eigentliche Bedeutung und Art oft am wenigsten charakterisieren, einen vorübergehenden oder dauernden Ruhm zu verschaffen, und die Popularität hindert dann eher das wirkliche Verständnis, als daß sie es fördert. Von Eichendorffs Werken dagegen sind wenn nicht gar die besten, so doch zum mindesten solche, die seine Eigentümlichkeit vollkommen kennzeichnen, Gemeingut der Nation geworden: die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" und eine ziemlich große Anzahl seiner Gedichte, und zwar nicht infolge solcher erwähnten Nebenumstände, sondern weil sie reine Inkarnationen von Gefühls- und Charakterzügen unseres Volkes sind und weil sie unfehlbar den Nerv zu treffen wissen, der in jedem Deutschen von Gemüt, selbst wenn er keine Schulung des ästhetischen Gefühls besitzt, auf Kunst reagieren kann.

Vielleicht sind in Eichendorffs Dichtung, wenigstens in seiner Lyrik, sogar vom Nationalen unabhängige menschheitliche Werte, und vielleicht hätte Eichendorff längst Weltruhm, wenn die andern Völker so empfänglich für das Ausländische wären wie wir.

In einer Zeitschrift wurde einmal ein Schriftsteller getadelt, weil er den Satz geschrieben hatte: „Es war eine Sommernacht wie ein Lied von Eichendorff." Der Kritiker sah in solchem Vergleich der Natur, des Ursprünglichsten und Elementarsten, mit dessen geistigem Abbild das bedenkliche Kennzeichen einer papierenen, unnaiven Anschauungs- und Schreibweise. Ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — immerhin beweist die Tatsache, daß der angeführte Ausdruck überhaupt möglich und verständlich ist, die un-

gemeine Geläufigkeit dessen, was man das spezifisch Eichendorffische nennen kann. Und in der Tat: so schwer das spezifisch Eichendorffische in Worte zu fassen, zu formulieren ist, so klar empfunden wird es von dem Instinkt selbst derjenigen, die nur wenige Lieder von ihm kennen, wofern sie freilich überhaupt wissen, von wem diese Lieder sind.

Die besten Dichtungen Eichendorffs sind klassisch, denn klassisch ist stets der künstlerisch vollkommene und restlose Ausdruck von Lebens- und Gefühlsgebieten. Sie sind klassisch, obwohl sie romantisch sind und der literaturgeschichtliche Begriff des Romantischen den stärksten Gegensatz zu dem literaturgeschichtlichen Begriff des Klassischen bedeutet — den Gegensatz des Dämmernden, Problematischen, Unwägbaren, Undeterminierten zum Klaren, Harmonischen, Abgewogenen, Determinierten. Aber die Klassik ist auch romantischen Ursprungs: die ganze Geistesrichtung und Anschauungsweise Klopstocks, Herders und des jungen Goethe mit ihrer starken Betonung des Mystischen, Religiösen, rein Gefühlsmäßigen, mit ihrem Zurückgehen auf die Grundelemente und Urquellen aller Poesie, mit ihrem ausgesprochenen mythologisch-historischen Nationalbewußtsein und doch mit ihrer gleichzeitigen Tendenz nach einer alle Völker verbindenden Weltliteratur, mit ihrem Haß gegen alle Konventionen und ihrer Liebe zu allem Zukunftsträchtigen, vor allem auch mit ihrem Shakespeare-Kultus, war durchaus romantisch. Und die eigentliche Romantik der Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim, Brentano kann in ihren entwicklungsgeschichtlichen Konsequenzen wiederum gleichfalls zu einer neuen Klassik werden — wie sie es teilweise schon längst geworden ist. Es beginnt ja mit diesen Romantikern, die sich scheinbar so sehr zur Vergangenheit zurückwandten, in Wahrheit aber auf ganz seltene Weise der Zukunft dienten, eine genetische Linie, welche in unendlicher Perspektive in kommende Jahrhunderte verläuft, ja eigentlich erst in die letzten Ziele der Menschheit mündet. Sie selbst konnten sich nicht erfüllen, ihre Hauptbestrebungen wenigstens mußten in der Ausführung Fragment oder vielmehr Keim und Ansatz bleiben. Ihr Leben und Schaffen war zum größten Teil Vorahnung oder noch mehr: es vollzog sich in ihnen und durch sie eine allgemeine Krisis,

deren Kurven, Gärungen und Wehen von größter Wichtigkeit sind, da sie eine neue, höhere Gesundheit, künftige Um- und Höherbildungen, gewaltige Reorganisationen vorbereiten, die aber ihr eigenes Leben und Schaffen oft genug in Krankheitsbildern erscheinen lassen. „Fortschreitende, immer mehr sich vergrößernde Evolutionen“, sagt Novalis, „sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuch erreichen oder bei einem abermaligen; vergänglich ist nichts, was die Geschichte einmal ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reicherer Gestalt erneut wieder hervor.“

Mißt man nun an dem Weitblick, der Anregungskraft und Ideenfülle, dem Witterungs- und Kombinationsvermögen, dem Phantasiereichtum und der inneren Spannkraft dieser Romantiker die geistige Persönlichkeit Eichendorffs, welcher der Spätling der Schule war, so erscheint sie klein und sehr begrenzt. Und selbst das Dichtertum Eichendorffs mutet bescheiden an, wenn man es mit der Großartigkeit dessen vergleicht, was jenen dichterisch wirklich gelungen ist. An Harmonie der Persönlichkeit und an künstlerischer Intensität des Gesamtwerkes aber übertrifft Eichendorff die andern bei weitem. Was der Edelstein der romantischen Lyrik durch Verarbeitung und Schliff bei Eichendorff an Größe verloren hat, das ersetzt er reichlich durch die Reinheit und gesammelte Stärke seines Feuers. Und als Künstler wie als Mensch hat Eichendorff vor jenen darin den Vorzug, daß er Leben und Dichtung, Wirklichkeit und Traum in Einklang zu bringen wußte oder daß zwischen beiden bei ihm sich wenigstens niemals eine Kluft auftat, die er nicht durch Lebenskunst und tätigen Ernst des Charakters hätte überbrücken können. Gewiß, er setzte niemals so viel aufs Spiel wie die älteren Romantiker, warf nie das Senkblei so tief, ging niemals gleich ihnen auf des Messers Schneide, stürzte niemals in solche Abgründe, die entweder verschlingen oder mit geheimem Wissen, mit verborgenen Schätzen und Kräften segnen, bestand nicht ihre Feuerproben, aus denen man erfrischt und bereichert, meist aber überhaupt nicht wiederkehrt — allein es wäre ästhetisch wie ethisch gleich undankbar und ungerecht, wollte man darin nur das Negative sehen und nicht vor allem die positiven

Werte, die dazu gehören, sich seiner Grenzen so bewußt zu sein und sein Leben und Dichten zu einem so reinen Glockenspiel zu stimmen. Nur dadurch wurde es Eichendorff möglich, einen Teil — und wenn es auch nur ein kleiner Teil ist — des romantischen Sehnens und Wollens zu erfüllen und zu absoluter Klassizität zu führen. Das Unklare und Dämmernde, das bei den älteren Romantikern in menschlicher und künstlerischer Beziehung zum mindesten problematisch ist, wird in seiner Dichtung zu dem, was man „Stimmung" nennt, — zu einem rein künstlerischen Moment, das niemals den Eindruck des Wohlfundierten und technisch Vollendeten stört. Dies absolut Vollendete entschädigt auch für Eichendorffs Mangel an besonderen Entwicklungsmöglichkeiten. Seine Kunst ist das sogleich fertige und reife Organ für eine durch Heimat und Jugendeindrücke endgültig bestimmte Gefühlsrichtung. Doch wer das Wort „reif" anders auffaßt und ein Reifen nur in vorwärtsschreitender Entwicklung anerkennt, der muß immerhin zugeben, daß, wenn Eichendorff nicht „reifte", er doch andererseits auch nicht alterte. Seine poetische Kraft, die sich auf wenige Bilder und Töne konzentrierte und mit ihnen ein endloses, träumerisch-ernstes Spiel trieb, ließ niemals nach; seine innig-innerliche Wahrhaftigkeit schützte seine Manier vor Erstarrung. Und seine Monotonie ist stets eine süße Monotonie, wie die ewige melodische Wiederkehr der Jahreszeiten. Auch war Eichendorffs Verhältnis zum Volksmäßigen niemals, wie bei den anderen Romantikern so oft, bloße Erkenntnis und Sehnsucht einer unnaiven und isolierten Empfindungsart, sondern sein Empfindungsleben war wirklich in dem des Volkes verankert. Das unterscheidet auch seine Religiosität von derjenigen der anderen. Denn so inbrünstig deren Katholizismus auch war — er war niemals ganz frei vom Artistischen und war oft sogar geistiger Bankrott als Rückschlag eines übertriebenen Individualismus, der sich am Ende verstiegen hatte und nun krampfhaft wieder nach einem sozialen Anschluß suchte. Eichendorff hielt sich aus kindlichem Glauben zur katholischen Kirche. Wer aus so lauterem Herzensbedürfnis und mit soviel Duldsamkeit einer konfessionellen Partei angehört, dessen Namen macht man sehr zu Unrecht den Parteikämpfen und -zwecken dienstbar, denn der steht über den Par-

teien im reinen Lichte der ganzen wahrheitsuchenden, religiösen Menschheit.

Das alles rechtfertigt eine ausführliche Darstellung von Eichendorffs Leben und Werken, wenn diese überhaupt der Rechtfertigung bedarf. Sie kann die Liebe zu Eichendorff, die sehr allgemein ist, durch eine genauere Kenntnis von ihm, die sehr vereinzelt ist, nur vergrößern. Das Leben des vorbildlichen Mannes aber ist um so wertvoller, als es sich im Rahmen einer der bedeutendsten Epochen der deutschen Geschichte und des deutschen Geisteslebens abspielt und in diesen Rahmen übergeht.

Was mich betrifft, so trage ich mit dem vorliegenden Buche nur eine alte Dankesschuld ab. Durch Eichendorff erhielt ich zum ersten Male, und zwar als zwölfjähriger Knabe, einen überwältigenden Eindruck vom Wesen der Poesie. Ich erlebte, da ich ihn kennen lernte, was er selbst als Kind bei der Lektüre der alten deutschen Volksbücher erlebt und später in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart" so geschildert hat: „Ich weiß nicht, ob der Frühling mit seinen Zauberlichtern in diese Geschichten hineinspielte, oder ob sie den Lenz mit ihren rührenden Wunderscheinen überglänzten, — aber Bäume, Wald und Wiesen erschienen mir damals anders und schöner. Es war, als hätten mir diese Bücher die goldenen Schlüssel zu den Wunderschätzen und der verborgenen Pracht der Natur gegeben. Mir war noch nie so fromm und fröhlich zu Mute gewesen." Oder ich kann mein Erlebnis mit Eichendorffs Spruch kennzeichnen:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort."

Er zuerst gab mir den goldenen Schlüssel und das Zauberwort, die mir die verborgenen Schönheiten der Welt entriegelten. Morgen, Mittag und Abend, Tag und Nacht, Himmel und Sterne, Höhen und Tiefen, Bäume und Quellen begannen mit verworrenen Stimmen zu reden. Eichendorffs Dichtungen begleiteten mich in den Wald und in den Garten, in mein Schülerzimmer und auf das flache Dach unseres Hauses. Wanderschaft, Wein und Liebe, seliger Herzensüberschwang und unbestimmtes Heimweh taten die locken=

den Augen ihrer Rätsel in mir auf. Ob ich unter unserem blühenden Kirschbaum oder auf selbstgezimmerter Bank in dem alten Hollunder saß, der sich über das Gerätehäuschen reckte, ob ich vor der Hitze in den Keller geflüchtet war, daß der Frühling nur noch mit ein paar Vogelstimmen und mit einem einzigen Streifen durchleuchteten Grüns zu mir in meine Kühle kam oder ob ich nachts im Gartenhaus zwei Freunden bei einer Kerze das „Schloß Durande" vorlas — stets war ich in eine schimmernde Wolke von Düften und Klängen eingehüllt.

Ich schrieb damals auch eine Biographie meines Dichters, die mir, ach, viel leichter wurde als die vorliegende, da das ganze Quellenstudium, zu dem ich mich berufen und befähigt fühlte, sich in Gustav Karpeles' Einleitung zu Eichendorffs ausgewählten Werken erschöpfte. Aber ich bin froh über die Gelegenheit, den nicht unbedingt verlässigen Wechsel auf die Zukunft, der in jenem frühen Versuche liegen mochte, mit diesem Werke einlösen zu können, das ich in einer Zeit schreibe, wo mein Blick nicht mehr ausschließlich auf Eichendorff, sondern noch auf eine Unzahl größerer und kleinerer Phänomene gerichtet ist und von der alles vergrößernden Kindheitsschwärmerei nur eine Wärme übrig blieb, welche mein Lob und meinen Tadel dieses früh geliebten Dichters gleichmäßig durchdringt.



Erstes Kapitel

Frühe Kindheit

„Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen. Auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt.“ So läßt Eichendorff als gereifter Mann einen der Helden seines Buches „Dichter und ihre Gesellen“ sprechen. Und dieser Fortunat, selbst ein Dichter, sagt ein andermal: „Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge. Wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder. Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los.“ Das sind Selbstbekenntnisse, zu denen sich überall in Eichendorffs Stimmungen, Klängen und Gedanken Gegenstücke finden lassen und die uns dahin führen, die Wurzel seines Wesens und Schaffens nirgendwo anders als in dem Boden seiner Heimat, in Schlesien, zu suchen.

Schlesien ist die alte Grenzmark zwischen Ost und West, wie ein Keil zwischen Slaventum und Germanentum geschoben, und zugleich zwischen Nord- und Süddeutschland, auf deren natürlicher Gebirgsscheide, gelegen. Es hat niemals eine selbständige politische Rolle gespielt, denn es ist dazu zu klein und entbehrt außerdem

auf drei Seiten schützender Gebirge, so war es von jeher Gegenstand und Schauplatz der erbitterten Kämpfe zwischen den Deutschen einerseits und den Slaven andererseits, die mit zwei großen Stämmen, Böhmen und Polen, seine unmittelbare Nachbarschaft bildeten, das letzte westliche Land, das von so vielen östlichen Völkerzügen, zu denen im Mittelalter sogar die Mongolen gehörten, überflutet und wechselweise kolonisiert werden konnte. Im Ganzen zwar bildete es das Bollwerk der deutschen Kaiser gegen das Slaventum und erfreute sich als Nebenland von Böhmen lange Zeit des starken Schutzes der Habsburger, aber noch nach dem dreißigjährigen Kriege brachte eine polnische Reaktion dem reformierten Lande zum großen Teil den Katholizismus wieder, und erst Friedrich der Große hat Schlesien endgültig für Deutschland, für Preußen, gewonnen. Die vielfältige Mundart verrät noch heute die völkisch sehr gemischte Zusammensetzung: ostfränkisches Sprachgut, polnisches und niederdeutsches (fränkisch-thüringisches) macht sich bemerkbar. In Oberschlesien, das ursprünglich ganz polnisch gewesen, hatten noch Friedrichs Versuche, Deutsche anzusiedeln, wenig Erfolg; hier herrschten traurige Zustände, neben größtem gab es kleinsten Grundbesitz, dessen Elend durch ständige Oderüberschwemmungen vollends vermehrt wurde. Zwar dürfen wir, wenn wir in Schlesien nicht nur Eichendorffs äußere, sondern auch seine innere Heimat suchen, dabei nicht in erster Linie an diese politische und völkische Schichtung der Provinz denken, die viel kontrastreicher ist als ihr Dichter — kontrastreich wie diejenige kaum eines anderen deutschen Gaues auch in sozialer Hinsicht, denn auch späterhin wechselt hier großer Reichtum ab mit großer Armut, finden sich patriarchalische Zuschände neben dem Industrialismus der neueren Zeit. Höchstens gibt die geistige Lebhaftigkeit, welche die Bevölkerung in Schlesien als der alten Grenzmark deutscher und slavischer Rasse auszeichnet, auch Eichendorffs Veranlagung ein gewisses Gepräge, obwohl er als Sprößling eines alten Adelsgeschlechtes, welches den slavischen Einschlag seiner weiblichen Ahnen längst verarbeitet und vergessen hat, an dem vorwärtsdrängenden Fleiß der intelligenten schlesischen Volksschichten keinen direkten Blutsanteil hat, und sicher hat die Übergangslage des Landes zwischen deutschem Norden und Süden,

die den Schlesier in Sitte und Mundart schließlich dem Österreicher nahe bringt, auch Eichendorffs liederfrohes, wanderlustiges und heiter-geselliges Naturell begünstigt. Aber das sind nur allgemeinere Erbteile, die sich auch einer anderen Atmosphäre verdanken lassen als der schlesischen, für welche die Mischung verschiedener Sprachen, Nationalitäten und Konfessionen so charakteristisch ist. Und auch von der genau so gegensätzlichen und mannigfachen geographisch-landschaftlichen Eigenart Schlesiens gibt Eichendorff kein getreues Abbild. Nur seine mächtigen Gebirge, unermeßlichen Wälder, stillen Waldwiesen und welligen Hügel kommen bei ihm vor. Das freilich entspricht Eichendorffs besonderer lyrischer Natur, bloß das Allgemeine, Typische, immer Wiederkehrende, das überall sein kann, zu geben. Und mit diesem Vorbehalt läßt sich schließlich doch Schlesien, ja sogar nichts als Schlesien, in seiner Dichtung finden. Zwar nicht die schlesischen Gegensätze zwischen dichtesten Siedlungen und großen Einöden, zwischen Torfmooren und Rübenfeldern, zwischen Kieferwaldungen und lachenden, wohlbebauten Fluren, und doch ein Land, das man, so typisch mitteldeutsch und allvertraut es jeden von uns anmutet, an einer ganz bestimmten Stelle suchen möchte, bis man es nirgendwo anders als in des Dichters Heimat findet. Er muß also wirklich den Grundton dieses Landes gebannt haben, die waldtiefe Seele des schlesischen Rübezahls, weil die Wälder und Parks, Täler und Flüsse, Mond- und Sonnenstrahlen, Hügel, Dörfer und Mühlen, Rehe, Lerchen und Nachtigallen alle eine Stimmung tragen wie einen Ton aus seiner Heimat, der so stark ist, daß er wirklich wie ein unaussprechliches Heimweh durch sein ganzes Leben und Dichten fortklingt.

Das katholische Geschlecht der von Eichendorff, das seit dem 17. Jahrhundert in Schlesien angesessen war, gehört zu den ältesten Geschlechtern Deutschlands. Einer Tradition nach soll der Ahnherr der Familie, ein bayrischer Krieger, um das Jahr 928 im Kampfe gegen die heidnischen Wenden durch Kaiser Heinrich I. auf dem Schlachtfelde bei Alt-Brandenburg den Ritterschlag erhalten haben. Man begegnet allerdings den Namen Eicenstorff und Eichendorffer in bayrischen Klosterchroniken, und noch heute trägt ein Marktflecken in Niederbayern den Namen unseres Dichters. Aber neuere

Forschung hat erwiesen, daß vielmehr das im Erzstift Magdeburg bei Calbe gelegene Eickendorff, das nachweislich bis gegen Mitte des 15. Jahrhunderts im Besitz der Eichendorffs war, der Stammsitz der Familie gewesen ist. Denn im Jahre 1389, aus dem die Kunde von einem Pfleger Heinrich Eichendorffer in einem Kloster am Inn stammt, war in der Tat die Familie schon längst im Herzogtum Magdeburg und Kurfürstentum Brandenburg ansässig, wo der Name Ykendorp auch sonst mit einer ganzen Reihe von Varianten vorkommt. Aus alten Landbuch- und Koderblättern und auch aus Theodor Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" steigen diese Erinnerungen an die ältesten Ahnen des Dichters auf, wobei allerdings anscheinend zwei verschiedene Geschlechter gleichen Namens zu unterscheiden sind. Wir erfahren von einem Konradus de Eikendorp, dem ältesten namentlich bekannten Mitglied der Familie, der 1237 erwähnt wird, später von einer Klosteräbtissin Margaretha und von Mitgliedern der Familie, die als Ritter dem durch Friedrich II., Kurfürsten von Brandenburg, 1440 gestifteten Schwanenorden angehörten. In der Marienkirche auf dem Harlunger Berge hingen ihre Schilde mit den Ordensinsignien: einer Kette, an der das Bild Unserer Lieben Frau und ein Schwan befestigt waren, die Symbole der Herzensreinheit und des steten Andenkens an den Tod. Erst der dreißigjährige Krieg führte das Geschlecht aus der Neumark in das Fürstentum Jägerndorf, wo einer der ältesten und bevölkertsten Orte der Gegend, das zwischen Troppau und Beneschau im Kreise Ratibor gelegene Dorf Deutsch-Krawarn, die Wiege der oberschlesischen Eichendorffs wurde. Es war der kaiserliche Rittmeister Jakob von Eichendorff, nachheriger Oberstlandkämmerer des Fürstentums Jägerndorf, fürstlich Lichtensteinscher Rat und Landeshauptmann, der durch Heirat in den Besitz der schlesischen Güter Krawarn und Kauthen kam. Selber kinderlos, ließ er auf die Nachricht hin, daß alle die noch in der Mark lebenden Eichendorffs 1631 durch die Pest dahingerafft worden waren, den einzigen Überlebenden, seinen Neffen Hartwig Erdmann, zu sich kommen und in seinem Hause erziehen. Dieser Hartwig Erdmann von Eichendorff, der eigentliche Stammvater des oberschlesischen Geschlechts, tat sich, da er als Fähnrich in ein

Regiment eingetreten war, in Feldschlachten, Belagerungen, Stürmen und Scharmützeln des dreißigjährigen Krieges hervor, nahm nach dem Friedensschluß seinen Abschied, veräußerte seine märkischen Besitzungen und trat die Verwaltung der ihm durch Erbschaft zugefallenen schlesischen Güter an, zu denen er noch das in Mähren gelegene bischöfliche Lehngut Sedlnitz hinzuerwarb. Er war nicht nur Rat des Fürstbischofs von Olmütz und des Fürsten Lichtenstein, Oberstlandrichter im Fürstentum Jägerndorf, Lehnrechtsbeisitzer im Markgrafentum Mähren, provisorischer und zuletzt wirklicher Landeshauptmann mit dem Titel eines kaiserlichen Rates — sondern ihm verdankt die Familie auch die Freiherrnwürde, die ihm und seinen Nachkommen im Jahre 1679 durch Kaiser Leopold I. verliehen wurde. Das Wappenbild zeigt einen goldenen Ast mit vier goldenen Eicheln im roten Schilde. Dem Hartwig Erdmann folgte im Besitz der Güter Krawarn, Kauthen und Sedlnitz sein Sohn Ferdinand Burchard. Dessen zweiter Sohn Johann Rudolf Franz übernahm nach des Vaters Tode die schlesischen Güter, während der ältere Karl Maximilian das mährische Lehngut Sedlnitz erhielt, das später, nach dem Aussterben seiner Linie im Jahre 1795, dem Vater unseres Dichters zufiel. Johann Rudolf hinterließ seinen beiden Söhnen die Besitzungen Krawarn, Kauthen und Wrbkau, deren Bewirtschaftung der ältere, Rudolf Johann Nepomuk Joseph Dominikus Anton, übernahm, derjenige des Geschlechts, der die Zeit des siebenjährigen Krieges erlebte. Sein Sohn Adolf Theodor Rudolf war der Vater unseres Dichters.

Nicht um pedantischer Chronistenpflicht Genüge zu tun, sollte hier die Familiengeschichte Eichendorffs in einigen charakteristischen Momenten fixiert werden, sondern deshalb, weil dieser Rückblick über die schattenhafte gewesene Ahnenreihe zugleich ein Ausblick und Einblick in das körperhafte, vor unseren Blicken erst werdende Dichterleben ihres unsterblichen Blutserben ist. Denn Joseph von Eichendorff gehört nicht zu den gewaltigen Genies, in deren Erscheinen sich das Dunkel der vergangenen Geschlechter plötzlich und unerklärlich lichtet, so daß man die unterdrückten Ansätze und zersplitterten Fähigkeiten der Väterschar nicht mehr wiederfindet in dem großen Leuchten, darin sie sich sammeln, erfüllen und befreien.

Der Dichter Eichendorff, obwohl kein Gutsherr mehr, oder wenigstens nur noch Mitbesitzer des alten Sedlnitz, schließt sein bescheiden-tätiges, der Verwaltung und Nächstenliebe gewidmetes, von einem milden und frommen Sinn regiertes Dasein ruhig demjenigen der Vorfahren an, indem er doch, wie jene, seinem Leben etwas Buntes und Ritterliches zu wahren weiß und wie sie den stilleren Beruf vorübergehend aufgibt, wenn es, nach alterprobtem Spruche, gilt, „mit dem Schwert dem Feinde zu wehren“. In seinem Dichtertum aber bekam das Blut, das schon fast zwei Jahrhunderte in den schlesischen Wäldern rauschte, Bewußtsein und Stimme, trat in Worten ans Licht, in denen sich der Geist der Landschaft, den die Väter vielleicht nur unbewußt eingesogen hatten, zu Bild und Klang erlöste und die abenteuerreiche, edle Vergangenheit sich zu einem feinen, sinnlich-geistigen Element verflüchtigte. Das wurde nur dadurch möglich, daß Joseph von Eichendorff selber die ganze schlesische Herrlichkeit als einen Kindheits- und Jugendtraum genoß, zu einer Zeit, da sie, kurz vor dem Verfall, ihre köstlichste und berauschendste Blüte trieb. In Eichendorffs Gemüt blühte sie fort bis an seinen Tod und als ewig junges Dichterwerk über ihn hinaus. Wenn nach einem schönen Wort des französischen Dichters Lamartine, der ein Zeitgenosse Eichendorffs war und aus demselben sozialen Milieu hervorging, die Seele des Menschen sich zusammensetzt aus den ersten Eindrücken, die er empfangen, und seine Vorherbestimmung das Vaterhaus ist, so müssen wir Eichendorffs Seele nicht nur in Schlesien suchen, wie wir es schon taten, sondern vor allem in seiner engsten Heimat, seinem Jugendparadies: auf S c h l o ß L u b o w i t z im Kreise Ratibor. In einer Gegend, in der noch viel mährisch gesprochen wird, ist Ratibor an Schlesiens Strom die erste preußische Stadt, eine der ältesten Städte des Landes, deren [illegible]schichte bis in vorchristliche Zeit zurückreicht und die schon 110[illegible] den Grenzkriegen zwischen Polen und Mähren als Festung erwähnt wird. Von Ratibor stromabwärts ist das Land auf dem rechten Oderufer flach, auf dem linken fallen bald bedeutendere Höhen, der Rand eines weiten, vom „Gesenke“ ausgehenden Hügellandes, ziemlich steil zum Flusse ab, und etwa eine Stunde unterhalb der Kreisstadt liegt an diesem anmutigen Abhang das Dorf Lubowitz.

Der Vater des Dichters, Adolf von Eichendorff (geboren 1756), besuchte in seiner Jugend die Universität zu Frankfurt an der Oder und, nachdem er viele Reisen gemacht hatte, war er einige Jahre Offizier beim Falkenhaynschen Füsilierregimente. Am 23. November 1784 heiratete er Karoline Freiin von Kloch (geboren 1766), die er, als Werbeoffizier im Leobschützer Kreise beschäftigt, kennen gelernt hatte und die erst im 17. Lebensjahre stand. Sie war Erbin der beiden Güter Lubowitz und Radoschau, welche ihr Gatte käuflich erwarb; er hatte den Militärdienst aufgegeben, um diese Ehe zu schließen und sich der Landwirtschaft zu widmen. Der ständige Wohnsitz der Familie wurde Schloß Lubowitz, wo auch die Eltern der jungen Frau ihren Lebensabend verbrachten — der alte Baron Kloch glücklich darüber, daß er sich „von der Welt zurückziehen und von allen Verwicklungen der Erde losmachen konnte, um ruhiger Gott und Ewigkeit zu denken, um ihrer würdig zu werden". Nach der Hochzeit führte der junge Gutsherr den von seinem Schwiegervater kurz vorher begonnenen Schloßneubau zu Ende und gestaltete wohl auch den Park zeitgemäß um.

Wenige Jahre vor seinem Tode hat der greise Dichter Eichendorff das väterliche Schloß, das fast in allen seinen Dichtungen wiederkehrt, noch einmal in einem kurzen Fragment mit visionärer Deutlichkeit aus seiner landschaftlichen Umgebung aufsteigen lassen:

„Durch blumger Wiesen duftge Schwüle,
verborgner Dörfer Schattenkühle,
vorüber manche einsame Mühle,
an weithin wogenden Ährenfeldern
anmutig hingeschlungen,
umrauscht von Buchenwäldern,
von tausend Lerchen übersungen,
rauscht der heitern Oder Lauf..
Man sieht noch wenig Segel drauf.
Sie ist noch frisch und bergesjung
und weiß der Märchen noch genung.
Von ihrer Heimat Klüften
erzählt die Mär den Triften,
die ihre einzutauschen.

Das ist ein Rauschen und ein Lauschen,
daß nächtlich von der Kunde
ein Träumen bleibt im stillen Grunde.
Von allen aber, allen Hügeln,
die in dem Strom sich spiegeln,
bringt einer doch dem Fluß
den schönsten Waldesgruß;
denn seiner Wipfel Dunkeln
sieht man im Garten funkeln
wie eine Blütenkrone,
als ob der Frühling droben wohne.
Und aus den Lauben,
in Blüten halb versunken,
sieht man ein weißes Schloß sich heben,
als ruht ein Schwan dort traumestrunken."

Hier auf dem Schlosse Lubowitz — der alte, aus dem Slavischen stammende Name deutet die ragende Lage an — wurde Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff am 10. März des Jahres 1788 geboren. Das Schloß, das längst den Herzögen von Ratibor gehört, hebt noch heute „weiß und schlank emporstrebend aus den Wipfeln und Blüten eines reizenden Gartens, in dessen Schattenkühle Nachtigallen und Wasserkünste wetteifernd jeden neuen Frühling begrüßen, weithin sichtbar seine lichten Formen gegen den dunkeln Hintergrund der nahen Karpathen und Sudetenberge ab". Es wurde zwar in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Herzog Viktor von Ratibor in einem unglücklichen englisch-gotischen Stil umgebaut, aber hinter efeuumsponnenen Fenstern träumt noch fast unverändert der gewölbte und mit einem Balkon für die Musikanten versehene Tanzsaal von der „alten, schönen Zeit". Und hinter dem Schlosse breitet sich wie einst der herrliche Garten nach der Oder hin aus. Es ist zunächst ein Wiesenplan mit leuchtenden Blumenrabatten und eingefaßt von Linden und Eichen, Akazien und Lärchen, Fichten, Weimutskiefern und Sträuchern aller Art. An den Gängen, welche diese Wiese flankieren, stehen sich zwei uralte Linden gegenüber, von denen namentlich die eine einen Wald von Ästen erhebt, deren jeder ein stattlicher Baum für sich sein könnte.

Eine Nußbaumterrasse steil über dem Odertal, von der mit grünen Schluchten der Schloßgarten hinab zur Tiefe fällt, eröffnet den Blick über den silbergrau gewundenen Fluß, der hier die ersten Segel trägt, über die üppigen Wiesen und ungeheuren Waldungen des anderen Ufers, über Baumgruppen, Dörfer und einen Teil des nahen Ratibor bis zu den fern blauenden Beskiden. Vom Saalflügel des Schlosses aus führt ein geschlossener Buchheckengang aus der Rokokozeit, an beiden Seiten mit Lauben abschließend, linkerhand vom herrschaftlichen Obstgarten unmittelbar zum „Hasengarten“, dem waldartigen, von grünen Wiesenblicken durchleuchteten Parkanhängsel unterhalb der Terrasse mit seinen zwei Hügeln, von deren einem die „Eichendorfflinde“ ins Tal blickt, und mit seinem kleinen Teiche. Umgestürzte Baumstämme ragen aus dem dunklen Wasser, das die fast undurchdringliche, von Pappeln und Weiden durchwachsene Wildnis einer Insel umgibt.

Als Eichendorff geboren wurde, lag über der Zeit die große Gewitterschwüle, die sich mit der französischen Revolution entlud. Zwar bildeten die blutigen Ereignisse an dem Horizont des glücklichen Lubowitz nur ein fernes, wenn auch prophetisches Wetterleuchten. In der Allee und den Buchsbaumgängen des Schloßparkes geht der Vater Eichendorff mit den aufgerollten Seitenlocken seines gepuderten Haares spazieren, der Großvater schließt sich ihm an, und der kleine Joseph, der im hohen Grase liegt, hört von den Vorüberwandelnden, daß der Großvater mit keinem König tauschen möchte; aus der offenen Türe des Tafelzimmers, dessen Parketts mit den Wappeneicheln geschmückt sind, flotet die Spieluhr ein altes Menuett, während die Nelken, Kaiserkronen und Päonien wie verzaubert dastehen in der Schwüle. Am Lusthause aber erwartet man mit fieberhafter Ungeduld den Postboten, denn die neuesten Nachrichten aus Paris liest der Vater am Abend im Familienkreise aus den Zeitungen vor. Wohl ist Lubowitz eine selige Insel, unberührt von den Stürmen der Zeit, aber die fernen Donner der Weltgeschichte wecken selbst in diesen stillen Waldtälern ein Echo, so friedlich sich das idyllische Leben auch fortspinnt. Man kochte gerade bei einem Picknick im Walde Kaffee, als von Ratibor her zwischen den Kornfeldern ein Offizier erschien, der die Nachricht

von der Hinrichtung Ludwigs XVI. brachte. Unter dem tragischen Eindruck dieser Botschaft sah auch der Knabe Eichendorff, so klein er noch war, zu den blauen Karpathen hinüber wie in Ahnung der neuen Zeit. Und er machte sich seine Gedanken, wenn auf Schloß Tost, das der Vater 1791 gekauft hatte und wo sie oft zur Sommerfrische weilten, die neuen, von jenseits des Rheines herübergekommenen Ideen, die Probleme der Staats- und Regierungsformen, die Sonderung und Rechte der Stände und dergleichen leidenschaftlich erörtert wurden. An der Tafel vertritt ein junger Gast die moderne Gesinnung, die aber die heftige Großmutter, eine leibhaftige Verkörperung der alten Anschauungen, bekämpft, indem sie öfter zwischen ihren Worten betet. Der Knabe Eichendorff blickt unterdessen schaudernd aus dem Bogenfenster des gespenstischen Schlosses, das auf das alte Städtchen Tost steil hinabschaut und das später, nachdem es im Jahre 1811 abbrannte, in des Dichters Liedern und Träumen fortlebte. Zahme Rehe und Damhirsche grasen im Mondschein am Abhang, und das Schloß ist wie ein Märchen aus alter Zeit, wie schließlich auch die neue Zeit der Phantasie des Knaben als ein Märchen erscheinen muß. Damals entfaltete der Wohlstand der Familie seine höchste Blüte, und von den vier Schlössern, die Adolf von Eichendorff besaß, war Tost, welches er für dreimalhunderttausend Taler erworben hatte, das weitaus stolzeste, gegen das die anderen wie Zwerge gegen einen Riesen erscheinen mochten, ein Prunkbau mit unzähligen Fenstern, zwölf Kuppeln und vier gewaltigen Türmen, die ins Barocke neuerstandene Burg des alten mächtigen Geschlechts der Grafen Colonna, über der uralten Handelsstraße Breslau—Krakau gelegen. 1797 verkaufte Josephs Vater diesen Besitz schon wieder, es waren also nur kurze Jahre, in denen man mit einem ganzen Wagenpark in einer mit vier Rappen bespannten Karosse von Lubowitz dorthin aufbrach und sich in dem Schloßgarten mit seinen Wasserkünsten, Grotten, Taxuslauben und Buchsbaumwegen erging.

Für die Erwachsenen freilich hatten die Zeitereignisse ein höchst realistisches Gesicht trotz der Abgeschiedenheit, aus der noch keine Eisenbahn ins Weite führte und für die mit den blauen Bergen in gewissem Sinne die Welt aufhörte. Der schlesische Landadel emp-

fand, daß auch ihn die weltgeschichtliche Tragödie anging, die sich in Frankreich abspielte. Der blutige Schauplatz in der Ferne war nur der Ausbruchsherd von umstürzenden Tendenzen, welche überall die Staats- und Gesellschaftsformen unterminiert hatten. Das leidenschaftlich dumpfe Vorrücken der demokratischen Mächte, als deren Inkarnation bald der große Emporkömmling von Korsika auf den Plan trat, drohte vor allem dem Adel Gefahr. Dieser exklusiv aristokratischen Kaste, deren Rechte und Selbstbegründung durchaus in seinem Lehensverhältnis zum alten Kaisertum beruhten, war seine Lebenskraft schon durch den dreißigjährigen Krieg unterbunden worden, und seine schemenhafte Existenz flackerte nur durch das Blut, das sie auf den Walstätten des siebenjährigen Krieges trank, noch einmal ritterlich auf. Wie es aber vor endgültigen Untergängen meist zu sein pflegt, wußte sich auch der Adel vor den brutalen Konsequenzen der vorwärtsschreitenden Entwicklung eine Zeitlang durch Illusionen zu schützen und sich zu einer letzten Scheinpracht zu erheben, unter deren ästhetisch und geistig ungemein glücklicher Obhut Eichendorffs Kindheit und Jugend verlief. Der schlesische Landadel wehrte sich auf verschiedene Weise gegen den Anprall der Gegenwart, indem er teils auf Schlössern, die nichts als Konglomerate von Scheunen, Ställen und Wirtschaftsgebäuden waren, in regelrechter Verbauerung nur einer weltvergessenen, aber einträglichen Landwirtschaft lebte, teils voll Kourtoisie und Etikette die verschwundene alte Zeit steif-zeremoniell weiterspielte und teils mit galanten Abenteuern und tollem Aufwand sein überlebtes Rittertum verpuffte, bis sich die Kavaliere dieser dritten Gruppe, all ihrer konservativen Traditionen uneingedenk und nur nach einer letzten Sensation bedürftig, in den ausgebrochenen Krater der neuen Zeit stürzten, während der bürgerliche Industrialismus ihren Besitz verschlang. In solchen gesteigerten und vielleicht etwas karikierten Bildern stand wenigstens dem alten Dichter Eichendorff später die Zeit von „Adel und Revolution“ vor dem inneren Auge. Wir folgen im großen und ganzen seiner Darstellung, weil uns in seiner Biographie Zeit und Umwelt nur interessieren, wie er sie sah und erlebte. Da er aber die geschilderte Dreiteilung der Adligen nur mit Einschränkungen aufgefaßt wissen wollte und eine Verwischung der

Grenzen zwischen ihnen einräumte und da es in allen drei Klassen noch Familien genug gab, die, nach seinen Worten, „den alten Stammbaum frommer Zucht und Ehrenhaftigkeit in den Stürmen und Staubwirbeln der neuen Überbildung, wenn auch nicht zu regenerieren, doch wacker aufrecht zu halten wußten", so dürfen wir auch in Eichendorffs Vater einen typischen Vertreter seiner Zeit und des damaligen Adels sehen. Adolf von Eichendorff hatte sich nach einer Kindheit, die er, früh vaterlos, unter fremden Menschen zugebracht, auf Bildungsreisen ein gediegenes, wenn auch nicht umfassendes Wissen angeeignet, bevor er als Fahnenjunker in ein Breslauer Regiment eintrat. Ganz gegen seinen Wunsch wurde der junge Offizier auf Veranlassung Friedrichs des Großen, dem er wegen seines schönen hohen Wuchses aufgefallen war, zur Versetzung in die Garde vorgemerkt; er nahm als Premierleutnant seinen Abschied. Ihm erschien also der neuere Militarismus nicht mehr als das eigentliche Feld der altererbten Rittertugenden, jedenfalls hatte er unter dem Zwange des ihm widerstrebenden Berufes gelitten, auf geistigem Gebiet hatte sich ihm, dem Adelssprößling, aber auch kein Wirkungskreis aufgetan. So widmete er sich der Landwirtschaft und der Verwaltung seiner Herrschaften Lubowitz, Radoschau und Tost-Preis-Kretscham, welch letztere er ihrer entfernten Lage wegen verkaufte, nachdem er 1795 in unmittelbarer Nähe von Lubowitz die ansehnliche Herrschaft Slawikau erworben hatte, zu der Grzegorzowitz, der Oderwald, Summin und Gurek gehörten, und im selben Jahre Mitbesitzer von Sedlnitz geworden war. Im übrigen lebte er, der den Segen eines rechten Familienlebens frühzeitig entbehrt hatte, als musterhafter Gatte und Vater ganz seiner Frau und seinen Kindern, die in fast abgöttischer Liebe mehr noch als an der lauten Mutter an dem stillen, in sich gekehrten Manne hingen, der vielleicht, nachdem wohl manche Anlagen unterdrückt worden waren, ähnlich dem Herrn v. A. in seines Sohnes Roman „Ahnung und Gegenwart", „durch einseitige Erziehung und eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen ermüdet, den lebendigen Glauben an Poesie, Liebe, Heldenmut und alles Große und Ungewöhnliche im Leben aufgegeben hatte", allein diese Dinge, besonders die Dichtkunst, wenn auch nicht begriff, so doch

achtete. Eine gewisse instinktive Genialität des Urteils mochte hinter seiner weichen, leicht zu mißbrauchenden Herzensgüte, hinter seiner frommen, ehrenfesten Gesinnung und hinter seinem ruhigen, praktischen Verstande oft schlummernde Fähigkeiten ahnen lassen. Persönlich bis zur Sonderbarkeit einfach und anspruchslos, war er doch auf Reisen, in geselligen Vergnügungen und bei Veranstaltung zahlreicher Festlichkeiten durchaus Grandseigneur, der sein Haus in den schwindenden, feierlich-tollen Glanz der alten schönen Zeit hineinstellte. Das war ganz nach dem Sinne seiner Gattin, einer schönen und klugen, lebendigen und energischen Frau von bestem Humor, sorglichster Mutterliebe und lebensfroher, unermüdlicher, behäbig und behaglich schaltender Wirtinnenemsigkeit. Mag Eichendorff von dieser hausbackenen, wennschon temperamentvollen Mutter immerhin manchen Zug geerbt haben, was sich übrigens nicht nachweisen läßt, — seine der Dichtkunst zugewandte Geistesrichtung verdankt er auch ihr nicht, denn eine poetische und idealistische Veranlagung, die hervorragende Gabe ihrer Kinder, fehlte ihr so sehr wie dem Vater.

Nachdem zwei jüngere Geschwister schon früh gestorben waren, wuchs Joseph zusammen mit seinem nur anderthalb Jahre älteren Bruder Wilhelm auf. An beiden Knaben hingen die Eltern mit der gleichen innigen Liebe, beide schienen gleich begabt, der ältere nur etwas derber und temperamentvoller, zu sein, und fast während ihres ganzen schönen Jugendbundes vermochte Wilhelm, was künstlerische, d. h. musikalische und dichterische Veranlagung betrifft, neben Joseph zu bestehen, in der ersteren ihn übertreffend. Ihre Erziehung leitete als Hofmeister der Pfarrer Bernhard Heinke, ein würdiger einsichtsvoller Mann, der bei allem Ernste kein Spaßverderber war und sich daher nicht nur die Verehrung, sondern auch Liebe und Vertrauen der beiden kleinen Barone erwarb. Wenn sie einmal Strafe verdient hatten, weinte Joseph und bat um Verzeihung, während Wilhelm stumm und starr blieb und durch nichts hierzu zu bewegen war. Der speziellere Unterricht soll durch Hauslehrer erteilt worden sein. Ein anderer Geistlicher, der „Herr Kaplan" Paul Ciupke, spielte in dem Leben der Knaben eine noch bedeutsamere Rolle als Heinke. Er war und blieb ihr vertrauter

Freund, dieser spröde, melancholische, in sich gehemmte Mensch, dessen reiches, aus Haß gegen alle Sentimentalität fast verleugnetes Gemütsleben sich nur auf tiefsinnig-phantastische Weise befreite. Er saß in seiner kleinen Kaplanei, an mechanischen Gegenständen bastelnd, aber in seiner verstockten Einsamkeit zu allen tollen Streichen bereit, zu denen ihn die Knaben heranholten.

Joseph lernte rasch und mit Leichtigkeit, und auch an Fleiß und Ausdauer fehlte es ihm nicht. In seinen Mußestunden kostete er die Freiheit aus, welche ihm die nicht allzu strenge Aufsicht und Erziehung gewährten. Da gelang es ihm, an Reisebeschreibungen und Übersetzungen englischer und französischer Romane aus der Bibliothek seines Vaters heimlich seine früh rege Phantasie zu nähren. Wenn er dann im Schatten des Hasengartens lagerte, zogen die tausend Stimmen der Natur und der ferne Schimmer der Landschaft ihn in die ehrgeizigsten Träume von einer glänzenden Zukunft. Und wie er mit einem für sein damaliges Alter ungewöhnlichen Nachdenken in bunten Farben künstliche Schlachtpläne entwarf, so wurde unter dem Einfluß von Lektüre seine Einbildungskraft auch schon bald auf dichterischem Gebiete rege. In seinem zehnten Lebensjahre verfaßte er bereits ein mehraktiges Trauerspiel aus der römischen Geschichte, das ihn bei der Niederschrift und, so oft er es durchlas, zu Tränen rührte. Zu einem nachhaltigen inneren Erlebnis wurde ihm die Bekanntschaft mit den alten deutschen Volksbüchern. In dem Wipfel eines hohen Birnbaums am Abhange der Terrasse, von wo er über ein Blütenmeer weit ins Land schauen konnte und wo er an schwülen Nachmittagen die dunklen Wetterwolken über den Rand des Waldes langsam auf sich zukommen sah, las er die Magelone, Genoveva, die Haimonskinder und die übrigen Geschichten. Die weltvergoldende Wirkung auf sein Gemüt wurde noch gesteigert durch die derben Holzschnitte dieser Bücher, die mit wenigen Strichen Fernen voll Burgen, Wäldern, Städten und Morgenglanz mit dem Meer im Hintergrunde und segelnden Wolken darüber vor seine Seele zauberten und durch ihre verworrene, oft unkenntliche Art seiner Einbildung einen frischeren, unendlicheren Spielraum eröffneten, als es die phantasieeinengenden sauberen Modekupfer getan hätten.

Wenn diese Kindheitserinnerungen, die aus Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart" so lebendig aufsteigen, auch in Einzelheiten biographisch zutreffen, so hat der gute Heinke, von dem aufklärerischen Geist der Zeit angesteckt, ihm die geliebten Bücher weggenommen und ihm einen recht rationalistischen Ersatz dafür geboten mit Campes Kinderbibliothek, moralisierenden Geschichten und lehrsamen Charaden. Aber „mitten aus dieser pädagogischen Fabrik schlugen ihm einige kleine Lieder von Matthias Claudius lockend und rührend ans Herz". Er hatte also aus der Waldfrische der alten Poesie genügend gesunde Luft eingesogen, um inmitten der tendenziösen Nüchternheiten eines absichtsvoll kindlichen Lesestoffes sofort das Echte zu spüren. Im Garten trieb er einen rechten Claudiuskultus, indem er verschiedene Plätze Hamburg, Braunschweig und Wandsbeck taufte und, von einem zum andern eilend, mit seinem geliebten Dichter Worte und Grüße tauschte. Bald darauf aber machte die Leidensgeschichte Christi dieser liebenswürdigen Spielerei ein Ende. Er empfing von ihr einen so erschütternden Eindruck, daß er schluchzte; sein ganzes Wesen war derartig davon durchdrungen, daß es ihm unbegreiflich war, wie alle Leute im Hause, die das doch alles längst kannten, nicht ebenso gerührt waren und auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten.

Man darf sich jedoch den kleinen Eichendorff nicht bloß als stillen Träumer denken, der übrigens zu Zeiten an Ausbrüchen seltsamer Heftiakeit gelitten zu haben scheint. Er war auch heiter und keck, ein geübter Reiter und Schwimmer, betrieb den Vogelfang mit Leidenschaft, begleitete seinen Vater auf ausgedehnten Jagden und durchwanderte mit Wilhelm die nahe und ferne Umgebung von Lubowitz. Er hielt gern Tiere und hatte eine besondere Liebe zu ihnen. Von Prag, wohin er als Sechsjähriger im Jahre 1794 zum ersten Male kam, schrieb er ein Briefchen, das älteste von ihm erhaltene Schriftstück, das mit den Worten schließt: „Jetzt nur noch eine einzige Bitte, nämlich, daß sie als Mutter der Hunde den Mäusel uns (unds) Blondindel gut füttern und ja nicht sterben lassen sollen. Ich bin Ihr ergebenster Herr Vetter Joseph."

Im Jahre 1799 sah er Prag wieder, da die Eltern ihn auf die Reise nach Karlsbad und Prag mitnahmen. Solche Reisen in ein

großes Modebad unternahm eine schlesische Adelsfamilie damals mit einem ganzen Wagenpark, mit sechsspänniger Equipage und einem Troß von Zofen, Jägern und Heiducken. Joseph führte unterwegs gewissenhaft Buch über die Orte, die sie berührten, und über das Sehenswerte, das sie boten.

Schon vom vorigen Jahre an hatte er ein kleines „Promemoria" über die Lubowitzer Tagesereignisse geführt. Im November 1800 aber begann er ein regelmäßiges Tagebuch. Wir erfahren daraus von seinen, nicht allzu häufigen, Beichtgängen, wann die Jägersfrau Nanette ein Knäblein „gebährt" hat und wann er zur Pate gestanden, wann der Herr Kaplan im Hasengarten in den Teich gefallen ist, wann der Waldmann dem Kaplan zwei Löcher in den Fuß gebissen hat, wann der Kaplan ihm eine Pfeife geschenkt, wann die Seidenhasen vier Junge gehabt, wann der Pfau erbissen worden und wann sein Pferdel krepiert ist. Ein Harmonikaspieler, ein Wachspoussierer, der aufs Schloß kam, um die Bewohner zu porträtieren, das Podagra des Herrn Heinke, die erste Lerche, die erste Schwalbe und Nachtigall, die ersten Oderschiffe des neuen Jahrhunderts sind Erlebnisse in dieser Knabenwelt. Am 15. November fängt er an, eine „Naturgeschickte" zu schreiben, die er selbst illustrierte. Schon aus dem Jahre 1798 ist ein „naturgeschichtliches Werk" erhalten: die „Neue Bildergallerie bey Karl Joseph Benedikt von Eichendorff, Lubowitz 1798. Mit 6 Kupfern. (No. 4 mit ausgemahlten Kupfern 1798.) Mit Eichendorffschen Lättern." Darin finden sich vier bunte Vogelbilder und folgende Vorrede: „Die süße Pflicht, mein Versprechen zu halten, nemlich die Hefte der neuen Bildergallerie fortzusetzen, erinnert mich auch, in jedem derselben merkliche Fortschritte der Vollkommenheit zu machen. Ich werde mir daher alle ersinnliche Mühe geben, um mir Ihren mir so werthen Beyfall zu verdienen. Hier in diesem vierten Hefte folgt auch der Inhalt aller der vorhergegangenen Hefte, welche unter demselben Nahmen betittelt sind; auch die Mahlerei werde ich, so wie es mir möglich ist, zu verbessern und andere Kleinigkeiten besser abzuändern suchen. Doch gebe ich nicht die Hoffnung auf, Beyfall im dritten Teile von Ihnen erlangt zu haben. Der Herausgeber. Lubowitz im Jahre 1798." Aber das

Tagebuch zeigt, daß neben solcher altklugen Frühreife in Eichendorff eine echte Jungenhaftigkeit lebendig war, die nicht vor „sonderbaren Ebentheuern" zurückschreckte. Er meldet von einem solchen, das er „ritterlich" bestand, indem er sich mitsamt dem Pferd ins Wasser legte, und schreibt ein stolzes „Ha, ha, ha!" dahinter. Die Examenswoche wird mit bitterem Humor als „Charwoche" bezeichnet, und er macht seiner Furcht davor mit einem „Ach Gott im Himmel!" Luft.

Von einer Leihbibliothek in Ratibor bezog Joseph Ritter- und Räuberromane, abenteuerliche Reisebeschreibungen, populär-philosophische Abhandlungen, Komödien, Schillers „Räuber", einige Bände Jean Paul, kurz, einen recht bunten Unterhaltungs- und Bildungsstoff, der zwischen Titeln wie „Zoar, der Auserwählte", „Das Weib vom Berge oder die Felsenmutter im Thale Bogdbaba" einerseits und der „Geschichte der ausgearteten Menschheit" und „Duldung und Menschenliebe" andererseits hin- und herpendelte. Den meisten Raum nehmen im Tagebuch gleichwohl die Vergnügungen ein. Denn es ging bei den Gastereien auf Lubowitz, nach Aussage eines Familienmitgliedes, zu „wie im ewigen Leben". Kein Wunder, daß sich Joseph öfter den Magen verdarb und „zum Brechen einnehmen" mußte. Aber solche Gesundheitsstörungen, ja selbst ein „auszehrendes Fieber" gingen überraschend schnell vorbei. Und dann gab es wieder Schlittenpartien nach Ganiowitz, einem benachbarten Städtchen mit herrlichem Buchenwald, nach dem Eichendorffschen Jagdschloß Summin, das an einem stillen Weiher ganz von Tannenwäldern eingeschlossen in einem einsamen Tale lag, wo Joseph den irrenden Waldhornklang seiner späteren Lieder ins Herz nahm, nach Zawada auf der anderen Oderseite, nach Slawikau oder zu den Verwandten nach Schillersdorf. Solche Schlittenfahrten gingen oft zu Bällen, mit denen die Gutsherren- und Pächtersnachbarschaft einander ablöste. Ein Namenstag, etwa der von Eichendorffs Mutter, oder ein kleinerer Anlaß genügte, um ausgedehnte Festlichkeiten zu veranstalten, wo der zwölfjährige Baron das Tanzen übte. Besonders aber wußte der Jahrmarkt in Ratibor die Schloßbewohner der ganzen Umgegend mobil zu machen. In einer mit vier dicken Rappen

bespannten altmodischen Karosse fuhren die Damen im besten Sonntagsstaat, bei den schlechten Wegen nicht ohne Lebensgefahr, vorauf, und die Herren folgten auf einer sogenannten Wurst, einem langen gepolsterten Koffer, auf dem sie dicht hintereinander rittlings balancierten, indem sie sich gegenseitig auf den Zopf sahen. Die nahe Landstadt hatte überhaupt ihre besondere Anziehungskraft. Man fuhr hin, wenn es ein Wachsfigurenkabinett zu sehen gab, wo Bonaparte, der alte Fritz, Franz II., der preußische König, Selim III. friedlich thronten neben Robespierre, Kant, Leibniz, Lavater und einer sechzigjährigen Madame Renelle, die in ihrem Alter noch Drillinge geboren hatte, oder ähnlichen sehenswerten Persönlichkeiten. Oft auch lockte eine Seiltänzerbande und wandernde Komödiantengesellschaften, denen Joseph seine ersten theatralischen Eindrücke und den romantischen Hauch ihres unbekümmert-phantastischen Lebens verdankte, der später mit dieser ganzen bunten Lubowitzer Jugendfreiheit durch seine Dichtung wehte.

Doch einstweilen müssen wir mit Joseph und Wilhelm Abschied nehmen von der heimatlichen Herrlichkeit, denn im Jahre 1801 kamen sie auf das Konvikt nach Breslau. Sie besuchten noch einmal die Nachbarn und Verwandten, „um sich zu beurlauben", wie es im Tagebuch heißt. Wir aber betrachten zum Abschied den jungen Eichendorff, wie ihn ein etwas primitives Bild aus dieser letzten Lubowitzer Knabenzeit, im Jahre 1800, festgehalten hat: das schöne, reife Gesicht mit den großen, ernsten Augen und geschwungenen Brauen und mit dem lang herabfallenden dunklen Haar. Ein weicher Kragen umschließt den Hals, das Spitzenjabot tritt aus den breiten Aufschlägen des frackartigen Rockes, der unten noch den kleinen Streifen einer zartgeblümten Weste sehen läßt.



Zweites Kapitel

Gymnasium und Konvikt

Wie an allen Einrichtungen so war auch an dem damaligen Schulwesen die Revolutionszeit nicht spurlos vorübergegangen. Freilich vollzogen sich hier keineswegs so schnelle und nachhaltige Wandlungen, wie sie die neue Pädagogik in ihrem Eifer für Aufklärung und Individualismus ersehnte. Und namentlich blieben die Gymnasien Hüter alter Traditionen. Die protestantischen pflegten das Erbe der Reformation und des Humanismus und gaben ihren Schülern eine einseitig philologische, aber in ihrer Art tüchtige Erziehung; die katholischen hingegen verleugneten nicht, daß sie zumeist aus den Schulen der Jesuiten hervorgegangen waren. So hatte auch das im Barockstil gebaute Gymnasium in Breslau (das heutige Matthias-Gymnasium), das die Brüder Eichendorff bezogen, noch manche halb klösterliche Eigentümlichkeiten. Es war mit einem Internat, dem St. Josephs-Konvikt, verbunden, wo alle Zöglinge, sowohl die Freischüler wie die zahlenden Pensionäre aus reichen und adligen Familien zusammen mit den Lehrern wohnten, wo täglich Gottesdienste abgehalten wurden und überhaupt eine gewisse religiöse und weltliche Feierlichkeit des Lebensstils herrschte. Im Unterricht war wohl der Lehrplan der protestan-

tischen Gymnasien eingeführt, aber die Nachahmung gelang nicht recht, und der Zeitgeist hatte die Strenge und Straffheit gelockert. Aber eine gut beanlagte Natur wie diejenige Eichendorffs, die in sich selber Zucht und Maß besitzt, konnte sich in einem Zustande, welcher einerseits der neuen Zeit einen freiheitlichen Zug verdankte, ohne sich auf ihre Experimente einzulassen, und andererseits die Formen der alten Zeit weniger um ihres Zwanges als um ihrer Poesie willen beizubehalten schien, fröhlich entwickeln. Mochten Lehrkräfte und Unterrichtsmethode auch nicht viel wert sein, so züchteten sie doch wenigstens keine Vielwisserei und hemmten nicht den persönlichen Bildungsdrang, und was dem Gemeinwesen an Ernst abging, das ersetzte es durch echte Kameradschaftlichkeit.

Breslau, die alte feste Burg des Deutschtums gegen die Slaven im Süden und Osten und das Herz des Schlesierlandes, erschien damals als eine belebte und elegante Stadt. Zwar hatte es seine Hochblüte längst hinter sich, die großen Zeiten, wo es einer der bedeutendsten Handelsplätze war, mit fast völliger Selbstverwaltung, mit Zollfreiheit und Stapelrecht, durch öftere Auflehnung gegen die geistliche Herrschaft und durch die Kämpfe zwischen Innungen und Geldaristokratie seine innere Kraft offenbarend, wetteifernd mit Nürnberg und der Konkurrenz mit den Hansastädten gewachsen, ein Knotenpunkt der Handelslinien, die den slavischen Osten mit dem deutschen und flandrischen Westen, die Ostsee mit der Adria verbanden und über Venedig bis zum Orient reichten. Seit dem 17. Jahrhundert war der Handel zurückgegangen; wohl verlor er nie ganz seine Bedeutung für die Stadt, doch seit Friedrich dem Großen, unter dem Breslau ein Rad in der preußischen Staatsmaschine wurde, vollzog sich die Entwicklung von der Handelsstadt zur Industriestadt. Aber noch standen die Mauern des Festungswerkes mit ihren Wällen und Basteien, Türmen und Toren, deren Demolierung erst sechs Jahre später durch ein Dekret Napoleons veranlaßt werden sollte. Und im Inneren hatte sich das Gepräge der früheren Jahrhunderte unverwischt erhalten. Der älteste Teil, die Dominsel, war wirklich noch eine Insel, der viereckige Markt, dessen Bezeichnung „Ring" auf ein slavisches Wort zurückgeht, und der Neumarkt waren von der unberührten Mittelalterlichkeit der stolzen

rechtwinkligen Straßennetze umgeben, die Ohlau floß noch durch die Stadt und gewährte mit dem Winkelwerk der Gassen und Gäßchen, deren halbkreisförmige Fluchtlinien der Lauf des Flüßchens bedingte, malerische Anblicke, die alten unveränderten Straßennamen hielten ein Stück Geschichte lebendig, und vor den Architekturdenkmalen, namentlich denen der Spätgotik, deren Hauptwerk das Rathaus ist, dann denjenigen der Renaissance und des Barocks entrollten sich dem Auge die glänzenden Kultur- und Bauperioden der Vergangenheit. Inmitten dieses reichen Stadtbildes entfalteten die Einheimischen und Fremden ein Leben, das namentlich im Winter durch den schlesischen Landadel und seine Feste bunt und charakteristisch war.

Kein Wunder, daß hier auch das Theater eine große Rolle spielte. Dieses alte Breslauer Theater, die sogenannte „kalte Asche", auf dem erst seit wenigen Jahren, seit es nämlich ein Aktienverein in Händen hatte, eine feste Truppe spielte, mochte den nicht allzu hohen Ansprüchen der Zeit vollauf genügen. Es lag ziemlich abseits an der Grenze der Vorstadt. Durch einen verfehlten Umbau hatte man die Bühne vertieft, aber nicht erhöht, so daß die Figuren der Schauspieler den perspektivisch stark verkürzten hinteren Dekorationen im Wege standen. Der Zuschauerraum war im Sommer unerträglich heiß und, da er nicht geheizt werden konnte, im Winter sehr kalt. Aber es fehlte nicht an guten Darstellern und am nötigen Interesse des zum Teil recht zahlungskräftigen Publikums.

Die Schüler des Gymnasiums erhielten zum Besuch des Theaters die weitgehendste Erlaubnis. Eichendorff konnte oft mehrere Male in der Woche seinem Tagebuche anvertrauen, daß er „in der Komödie" gewesen war. Was er dort im Alter von dreizehn bis sechzehn Jahren gesehen und gehört hat, bestand zum größeren Teil in leichter Unterhaltungsware, in Possen von Kotzebue, dem Liebling des Publikums, und seinen Nachahmern, in französischen Singspielen und modischen Ausstattungsopern. Aber mit den Einnahmen, die durch die schlechten Stücke in die Kasse flossen, bestritt man wenigstens auch die Aufführung guter Werke, und so wurde Eichendorff mit Kabale und Liebe, mit der Jungfrau von Orleans, die in Breslau, unter großem Beifall, früher als in Wei-

mar gespielt wurde, mit Wilhelm Tell und Wallensteins Tod, die trotz guter Darstellung keine Begeisterung weckten, und mit Mozarts Titus, Zauberflöte und Don Juan bekannt. Goethes und Schillers Tätigkeit, die dem Theater gab, was des Theaters ist, ohne doch dabei die moralischen und ästhetischen Aufgaben einer nationalen Schaubühne aus den Augen zu verlieren, hatte also auch in Breslau einen Widerhall gefunden, berühmte Gäste vermittelten Eindrücke höherer mimischer Kunst, und im Jahre 1804 wurde der achtzehnjährige Karl Maria von Weber inszenierender Kapellmeister, der, von dem Idealismus des jugendlichen Reformers beseelt, mit dem Opernschlendrian in einer freilich kurzen Wirksamkeit nach Kräften aufräumte. Im ganzen aber war der allgemeine Sprachgebrauch, dem auch der Knabe Eichendorff huldigte, wenn er nach Aufführung eines Trauerspiels in sein Tagebuch schrieb „In der Komödie gewesen", nicht nur in dem damaligen, sondern auch in dem späteren zweideutigen Sinne durchaus gerechtfertigt. Schon in der untergeordneten gesellschaftlichen Stellung der Schauspieler sprach sich die herrschende Theaterauffassung aus. Das Publikum machte sein Recht auf Ergötzung mit diktatorischer Rücksichtslosigkeit geltend. Es war die klassische Zeit der Theaterskandale. Man äußerte sein Mißfallen durch Murren, Husten, Pochen und Pfeifen, und es kam vor, daß die Gardine während der Szene herabgelassen und ein anderes Stück gespielt werden mußte. Die Offiziere waren bei solchen Gelegenheiten die eigentlichen Anführer, aber der Spaß, den Beifall der übrigen Besucher durch lauten Lärm zu diskreditieren, konnte ihnen teuer zu stehen kommen, es geschah dann, daß man mit Scheiten bewaffnet ins Parkett drang, um sie zu verprügeln, Polizei- und Militärwache schritten ein, und die Lärmmacher mußten auf der Festung büßen. Auch gewalttätige Liebesabenteuer und Duelle wegen irgendeiner Schauspielerin waren bei Personal und Publikum keine Seltenheiten. Eichendorff hat solche Skandalgeschichten oft ausführlich notiert. Und ebenso hielt er die liebedienerischen verschnörkelten Mimensprüche für der Aufzeichnung würdig, mit denen die Günstlinge des Publikums den Applaus des Tyrannen erwiderten: „Nicht meinem Verdienste, sondern übergütiger Nachsicht habe ich diese ehrenvolle Auszeichnung zu verdanken",

„Das Bestreben, mich in meiner Kunst immer mehr zu vervollkommnen, sei Ihnen der deutlichste Beweis meiner Dankbarkeit", „Nur bei einer so aufmunternden Nachsicht gedeiht das schüchterne Talent", — ja, Eichendorff erklärt einmal die „zierliche Danksagung" eines Schauspielers für die Krone seines meisterhaften Spiels. Außer diesem Gebrauche erinnerte auch die Sitte, daß ein Darsteller am Schlusse vor die Rampe trat und die Aufführung des folgenden Abends ansagte, an das fahrende Komödiantentum. Dieses ganze Theaterwesen zeigte dem jungen Eichendorff die Bühne weniger als literarische Bildungsanstalt, denn vielmehr als das alte romantische Element voll Lockungen und Gefahren, voll vom Reize des Unvorhersehbaren und der Lust an Abenteuern, voll tollen farbigen Treibens und heimlicher Ironie. Diese Welt, auf die er nicht mit dem Impuls eines werdenden Dramatikers reagierte und die ihm also nicht ein Mittel zum Zweck war, erschien ihm vielmehr als stimmungsvoller Selbstzweck. Er sah sie lyrisch und novellistisch an.

Aber die Schüler des Gymnasiums besuchten nicht nur fleißig die Komödie, sondern sie spielten zur Faschingszeit in ihrem Konvikt auch selber Theater vor einem geladenen Publikum. Das geschah nicht ausschließlich aus Nachahmungstrieb, sondern hierbei sprachen bedeutsame Traditionen mit. Die Jesuiten hatten früher in den Konvikten ihrer Universitäten und Kollegien die geistlichen Mysterien des Mittelalters wiederaufleben lassen, und während der Stürme des dreißigjährigen Krieges hatten die Breslauer Gymnasien die anderwärts von wandernden Studententruppen übernommene Mission erfüllt, der Schauspielkunst eine Zufluchtstätte zu gewähren und sie in geachteter Gestalt auf die ruhigere Nachwelt zu retten. Jetzt ging man freilich nicht mehr, wie ehedem, auf die geistlichen Spiele der Spanier, auf Lope de Vegas und Calderons religiöse Dramen, zurück, sondern man hielt sich, dem Zuge der Zeit folgend, an rührselige und possenhafte Kotzebuaden. Doch waren die Schüler, und unter ihnen Wilhelm und Joseph von Eichendorff, mit großem Eifer bei der Sache. Unter Beihilfe eines Lehrers errichteten sie selber die Bühne, malten die Kulissen und beschafften die Garderobe. Joseph trat wiederholt mit vielem

Erfolg in weiblichen Rollen auf, wozu er durch die Zartheit seines Aussehens geeignet sein mochte. Den Beschluß des Abends machte oft ein fröhlicher Tanz mit den jungen „Mamsellen" aus benachbarten Mädcheninstituten und Nonnenschulen.

Wichtiger als dies Theaterspielen war für Josephs Entwicklung die ernste Musikpflege, die im Konvikt getrieben wurde. Sein Bruder Wilhelm hatte eine ausübende musikalische Begabung, beherrschte mehrere Instrumente und versuchte sich später auch verschiedentlich an Kompositionen, während sich Joseph, obwohl er in Breslau Klavierstunde bekam, im ganzen mit verständnisvollem Zuhören begnügte. Täglich wurde von Zöglingen des Konvikts erlesene Tafelmusik gemacht, und mehrere Male im Jahre führten sie in der Aula große Tonwerke wie die „Vier Jahreszeiten" und die „Schöpfung" von Haydn auf. Namenstage, Abschiedsfeiern und Leichenbegängnisse von Lehrern gaben außerdem Gelegenheit zu Serenade oder Requiem. Auch das kameradschaftliche Zusammensein der Schüler wurde öfters durch Musik verklärt, namentlich durch die Vorträge eines angehenden Theologen, der selbstvertonte Lieder zur Gitarre sang.

So brachte die Musik ein ernstes Element in das Gemeinschaftsleben, das im übrigen leicht etwas wilde Formen annahm. Außer den sogenannten Rekreationstagen, an denen die Schüler mit Janitscharenmusik durch die Umgegend zogen, gab es noch besonders weitgehende Freiheiten. Diese bestanden in Bier-, Wein- oder Punsch-„Konditionen", in Abenden, wo eine ausgedehnte Geselligkeit bei vorgeschriebenem Getränk gestattet war. Solche Konditionen arteten oft in rechte Gelage aus, und es kam vor, daß sich einige, wie Joseph es im Tagebuch ausdrückt, einen derben Rausch ansoffen. Hernach verübten die „Konviktjosephe" dann noch auf den Stuben bis in die späte Nacht viel Unfug, allerdings auch oft genug, ohne daß sie vorher getrunken hatten. Sie stellten etwa eine große Leiter auf und bildeten auf den Sprossen mit brennenden Lichtern in den Händen eine Pyramide, sie brüllten als Nachtwächter die Stunde aus, liefen, selbst bei großer Kälte, im Hemd durch die Gänge, suchten in die Zimmer schlafender Kameraden einzudringen, brachen verschlossene Türen ein und veranstalteten Prügeleien.

Joseph, der lustige Chronist dieser Bubenstreiche, war gewiß kein Spielverderber und hat fröhlich mitgetan, wenn es galt, jugendlichen Mutwillen auszutoben. Aber soweit er davon entfernt war, zu den Rädelsführern zu gehören, sowenig hat er wohl auch deren Gesellschaft bevorzugt, sondern sich zu den ruhigeren und strebsameren seiner Mitschüler gehalten. Ein solcher war der edle Jakob Müller, der Sohn eines armen Landmannes. Es gehörte ja zu den Vorzügen des Gymnasiums, daß es, unter dem demokratischen Einfluß der Zeit, die Standesvorurteile wenig berücksichtigte und im Konvikt die Adligen mit Bürgers- und Bauernsöhnen vereinigte. Joseph teilte mit dem einige Jahre älteren Müller die Leidenschaft für griechische Poesie. Im Anfang des Jahres 1804 benützten sie die Nächte, um heimlich die Lektüre Homers zu treiben. Aber diese Studien im ungeheizten Zimmer rächten sich auf traurige Weise, indem Müller sich eine heftige Erkrankung der Lunge zuzog. An einem Abend, nachdem man vor vollem Hause Theater gespielt hatte, saßen die Konviktoren bei Punsch und Kuchen zusammen, die Stimmung war sehr ausgelassen, leitmotivisch wiederkehrende Phrasen, wie „Ich verbiete mir alle anzüglichen Reden", „Es wird ihm sehr verdrießlich sein", erregten viel Gelächter, zuletzt wurde ein allgemeiner rippenstößiger Reihentanz getanzt, der plötzlich um zwölf Uhr durch die Nachricht von dem nahen Tode Müllers unterbrochen wurde. Joseph begab sich mit einem Kameraden sofort zum Sterbezimmer des Freundes, welcher um ein Uhr in Gegenwart seines trostlosen Vaters sanft entschlief.

Joseph feierte den Toten in einem Gedicht. Ein Jahr vorher hatte er mit Wilhelm zusammen ihrem im Alter von zweieinhalb Jahren gestorbenen Brüderchen Gustav einen poetischen Nachruf gewidmet, der in zwei Fassungen existiert, in einem Entwurf von Josephs Hand und in der endgültigen, von einem Lehrer überarbeiteten Form, in der die Brüder ihn in den Schlesischen Provinzialblättern drucken ließen. War jener Versuch bei aller Geschicklichkeit in Reim und Ausdruck, die dem Fünfzehnjährigen Ehre macht, ohne alles eigene Leben gewesen, so eröffnet der Nachruf an Müller schon Einblicke in Josephs Inneres. Es wird in dem Gedicht nicht nur der gemeinschaftlichen Homerstudien und des Verstorbenen da-

bei als des Lehrers und Führers gedacht, sondern auch Kampf und Werden persönlichsten Gefühls enthüllt:

„Doch mich faßt kalt der Trennung Stunde,
und Nacht ists rings um mich;
denn ach! das Licht, das manchem Schlunde
mich weichen hieß, verlosch!
Mein Herz bebt einsam und betroffen,
und wild braußts durch die Nacht:
‚Auch selbst des Wiedersehens Hoffen
erstickt Unmöglichkeit!‘

Nicht mehr strömt nun der Lindrung Quelle
vom Freunde mir ins Herz,
wenn Kränkung mir und Gram die Seele
mit schwarzer Nacht umhüllt.
Nicht mehr lehrst du mich nun zu meiden
des Zweifels Dunstgewölk,
das, Schein von Wahrheit kühn zu scheiden,
mir oft die Blicke hemmt."

Mag im Verlauf der weiteren Strophen noch soviel Allgemeingut der Zeit, in Klopstockscher Prägung, zu finden sein, z. B. da, wo die Palmenkrone der Vollendung als Lohn für manchen edlen Kampf erscheint und wo der Freundschaft Samenkorn für Ewigkeiten reift — immer ist es doch durch das eigene Empfinden gegangen. Und Wendungen, wie „Entschwebt ist schon der Hülle dein fesselfreier Geist, aus welcher seiner Kräfte Fülle so feurig oft gestrebt" oder „Wenn einst des Lasters Fluten winken, der glatte Silberstrom", sind bereits zur Anschauung gewordenes Empfinden. Durch den Reim im ersten und dritten und die überraschende Reimlosigkeit im dritten und vierten der verschränkten Verspaare ist die dumpfe, zweifelsüchtige Feierlichkeit des Ganzen verlautlicht, man möchte darin beinahe schon das echt Eichendorffsche „Hell-Dunkel" erkennen. Von größerem Wert als alles dieses ist es jedoch, daß kein falscher oder auch nur übertriebener Ton stört, daß das religiöse Empfinden durch Erkenntnis und Bekenntnis der Anfechtungen seine Echtheit beweist und aus der Freundschaft und der größeren

Reife des älteren Freundes gegen innen und außen Waffen gewinnt, daß die rein instinktive, halb unbewußte Art des Tagebuchschreibers, der selten, und immer nur mit ein paar Silben wie „Bangigkeit" oder „Jammer an allen Enden", einem Schmerze Luft macht, klarerer Selbsterfühlung weicht.

Es sagt nichts gegen die Bedeutung dieses Erlebnisses und des Versuches, dichterisch darüber Rechenschaft abzulegen, wenn die Jungenhaftigkeit der Flegeljahre nicht lange dabei verweilte. Josephs Tagebücher zeigen, wie wenig gefühlsschwelgerisch er war, ja, wie er überhaupt in seinen Aufzeichnungen das Gefühlsmäßige ganz hinter das Gegenständliche zurücktreten ließ. Er besaß auch sein gesundes Teil von der scheinbaren Herzlosigkeit der Buben, mit der sie sich gegen Trauriges wehren, indem sie es blasphemieren. Vierzehn Tage nach Müllers Begräbnis erzählt er im Promemoria für den Monat März mit unverhohlenem Vergnügen: „Nach dem Abendessen stopften, als wir beide eben im Refektorio Geschichte studierten, H. Winter und Strantz aus meinen Kleidern mit Betten und Wäsche einen Mann aus, den sie auf ein Bette mitten in der Stube legten und meine Person vorstellen ließen, indem sie nämlich den H. v. Heppen, der schon im Bette lag, durch die unerwartete Nachricht, daß ich, plötzlich vom Schlage gerührt, in letzten Zügen liege und noch von ihm Abschied nehmen wolle, aus dem Bette jagten. Als dieser nun augenblicklich mit Schlafrock und Schlafmütze angetan in die Stube stürzte, ertönte ihm endlich von allen Seiten: Er ist tot! er ist tot! entgegen. Durch dieses, durch die Dämmerung und die Verstellung der Umstehenden getäuscht, betrauerte er mich dann gegen zehn Minuten als tot, bis er endlich durch Befühlung der vermeinten Leiche den Wahn entdeckte."

Natürlich fehlte es bei dem ständigen Zusammenleben der Knabenschar auch nicht an Reibereien und Feindschaften. Allerdings berichtet Joseph darüber nur in der ersten Zeit, wo man sich erst kennen lernen und aufeinander einstellen, wo man durch Anschluß und Abwehr erst die zusammengehörigen Gruppen bilden mußte. Joseph tat sich mit einigen anderen förmlich zu einem Schutz- und Trutzbündnis zusammen, das sich gegen alle Beleidigungen und Neckereien sicherte, was nicht ohne Schlägerei abging. Auch sonst wußte

der neugebackene Konviktor seine kleine Person und ihre Rechte zu behaupten. Als ihm ein Graf Magnis „ohne alle Veranlassung" die Nase blutig geschlagen hatte, verklagte er ihn, und „obschon der Herr Rektor", so heißt es, „um die Majestät des hochgeborenen Angeklagten nicht zu verletzen, die Sache ohne alles Aufsehen beilegen wollte, so wurde er doch durch mein unaufhörliches Dringen nach Rechtfertigung gezwungen, die Sache bei einer Konferenz aller Professoren vorzutragen, welche dann den Grafen von Magnis zu einem Hausarrest auf zwei Rekreationstage verdammten". Späterhin lenkte das Zusammenleben dann wohl in friedlichere Bahnen. Die Gleichgesinnten hatten sich gefunden, und wo keine gemeinsamen geistigen Interessen tiefere Beziehungen zustande kommen ließen, da knüpfte sich wenigstens im gleichen Pflichtenlauf und Stundenplan, im gleichen Freud und Leid der Schule und des Konvikts, nicht zuletzt im gemeinschaftlichen Schabernack, das mächtige Band der Gewohnheit. Was an Drang zu Auflehnung und Angriff übrig blieb, richtete sich nun gegen die Lehrer. Man gründete eine handschriftlich vervielfältigte „Wochenzeitung", die Personen und Zustände der Umgebung in Form von Korrespondenzen aus fremden Orten und Weltteilen verspottete. Da Eichendorff daran mitarbeitete, wird seine Breslauer Schülerpoesie zumeist in lustigen Gelegenheitsversen bestanden haben. Sein Tagebuch beweist ja zur Genüge seinen Witz, der aber, wohlgemerkt, niemals in Lieblosigkeit ausartete. Der magere Konviktstisch, über den man sich auch gelegentlich beim Regens beschwerte, war ein sehr beliebter poetischer Gegenstand der satirischen Schülerzeitung. Folgendes von Joseph verfaßte ergötzliche „Gespräch zwischen einem Josephiner, seinem Magen und seinem Geldbeutel" ist erhalten geblieben: „Der Josephiner kömmt eilig herbeigestürzt, sein Magen folgt ihm schnell auf der Ferse, sein Geldbeutel aber tritt mit langsamem Schritte, trauriger Geberde und verschränkten Armen auf. Der Josephiner (zu seinem Magen, der ihm eilig nachfolgt): Hinweg, hinweg von mir, du lästiger Plagegeist! Wenn wirst du endlich aufhören, meine Ruhe durch immerwährende Klagen und Bitten zu stören? Wenn aufhören, durch die Erinnerung an dein Elend mich selbst zu quälen? Der Magen (wirft sich vor ihm auf die Knie): O Herr, o Jose-

phiner — wende jetzt, nur jetzt wende nicht deine Hand von deinem treuen Diener! Sieh, dort, wo der Ursuliner Heiligtum sein stolzes Haupt in heiliges Dunkel hüllt, dort biege etwas rechts, und, — ein Glasfenster ladet dich in ein warmes Kämmerlein, in dessen Mitte Labsal und Nahrung in gesegneter Fülle mir sprießt. O erhöre meine Bitte, schaffe mir Labsal und Erquickung — Erhöre mich! Der Josephiner: Höre auf, mit deinen fruchtlosen Bitten! Kann ich gebratene Kapaunen aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Kalbsbraten auf der flachen Hand! — Kuttelflecke und erfrorene Kartoffeln hab ich für dich, aber keinen Braten. Der Geldbeutel (der unterdies diese Szene mit Kaltblütigkeit angesehen hatte): Bravo, Josephiner, du handelst diesmal als ein Mann. Der Magen (noch auf den Knien): Sieh, Unmensch, sieh, wie sich mein Wanst, auf den man ehedem wohl einen Marsch drommeln konnte, sieh, in wieviel Millionen Falten er sich jetzt legt. Sieh, nur einige unzuverdauende Kuttelflecke und mehrere zudringliche Maden schwimmen in einem Meere von halbgesottenen Wasser. Dies ist meine Nahrung! Josephiner, kannst du mich so leiden sehen?" —

Was jedoch dem Treiben der Zöglinge einen besonderen Charakter verlieh und es nicht bei typischen Schülerstreichen bewenden ließ, das war der korporativ studentische Geist, der im Institute herrschte. Diese Gymnasiasten nannten sich Studenten und pochten auf Freiheit und Selbständigkeit ihren Lehrern gegenüber. Als der Herr Prediger Legenbauer einmal von der Kanzel herunter diese Freiheit anzutasten wagte, wurde ihm mit Schneuzen, Räuspern und Trampeln geantwortet, worauf er seine Tadelworte augenblicklich in Elogen umgewandt und einige Tage später, als ein Zettel mit der Aufschrift „Nicht alles gehört auf die Kanzel" kursierte, sogar aus Ärger krank geworden sein soll. Die Respektwidrigkeiten machten nicht einmal vor dem von Eichendorff als jesuitisch bezeichneten Herrn Regens Steiner halt und mußten öfter durch Strafen gedämpft werden. Auch Joseph hat einmal nach einem heftigen Zanke mit dem Dekan im Karzer gesessen.

Ermangelte es also den Professoren an Autorität und daher dem Unterrichte an Disziplin, so wurden doch bei festlichen Anlässen Lehrer und Wissenschaft mit einem Nimbus umgeben. Die Schüler

deklamierten Gedichte, wenn ein vielleicht mißliebiger Erzieher Namenstag feierte oder etwa Abschied nahm, und überreichten sie ihm, auf Seide gedruckt. Und den Promotionen gingen öffentliche Prüfungen voran. Man legte eben Wert auf Repräsentation, man ließ das Gymnasium bei der Fronleichnamsprozession mitschreiten und beteiligte sich an dem hundertjährigen Jubiläum der Leopoldinischen Universität mit großen Feierlichkeiten, deren Schilderung durch den fünfzehnjährigen Eichendorff folgende für seinen späteren Stil bereits charakteristische Stelle enthält: „Früh um halb fünf wurden auf dem mathematischen Turme eben bei Sonnenaufgang nach allen vier Weltgegenden hin Intraden gemacht und das Te deum laudamus abgeblasen, welches bald alle Fenster in dem benachbarten Teile der Stadt mit beschlafmützten Köpfen garnierte. Auch ich befand mich oben, von da ich mit Entzücken in die Fluren hinblickte, von denen die steigende Morgenröte langsam den nächtlichen Schleier hob."

Was nun die tatsächlichen Leistungen eines solchen Instituts betrifft, so mögen sie nicht allzu groß gewesen sein, andrerseits aber schlossen sie wenigstens, wie schon bemerkt wurde, die Gefahr einer geistigen Überfütterung aus. Die zeitgemäßen Besonderheiten des Lehrplans wie die „gemeinnützigen Vernunfterkenntnisse", die „Erfahrungsseelenlehre", die gleich der Mathematik Joseph eine Zeitlang Kopfschmerzen bereitete, die „Encyklopädie aller Wissenschaften und der schönen Künste" und die „Geschmacksbildung" werden harmlos genug gewesen sein. Der junge Baron, dem auch in Breslau sein ehemaliger Erzieher, der Pfarrer Heinke, zur Seite stand, machte gute Fortschritte, so daß die Zeugnisse ihn als einen gesitteten Jüngling von religiösen Gesinnungen und vielversprechenden Geistesanlagen rühmen und ihm beim Examen im Griechischen einmal reichliche „Lobausflüsse" zuteil werden konnten, wenn er auch sonst keine Auszeichnungen besonderer Art eingeerntet zu haben scheint. Bedeutungsvoller als diese Schulleistungen ist es, daß sein Tagebuch ein stufenweises Fortschreiten im Anschauen und Darstellen beweist und daß er noch Muße zur Befriedigung des persönlichen Bildungsdranges durch Privatstunden im Zeichnen, im Griechischen und Französischen fand.

Trotzdem wurde er kein Stubenhocker. Auch außerhalb des Kon-

vikts durfte er, von dem Theater ganz abgesehen, genügend Vergnügungen genießen, die in Einladungen und Maskenbällen, in Mittag- und Abendessen bei befreundeten und verwandten Familien, so beim Weihbischof Schimonsky von Schimony und bei der Ellguther Tante, bestanden. Auch kamen die Eltern öfter nach Breslau, deren Besuch für die Söhne jedesmal eine Reihe von Feiertagen mit sich brachte. Da gab es etwa außer zahlreichen Abenden in der Komödie Schlittenfahrten auf der Oder, und während Wilhelm und Joseph in schwebender Muschel, in der sie sich wie bei den olympischen Spielen fühlten, vorausjagten, folgte die Mutter in Gesellschaft junger Damen, darunter sich ein Fräulein von Larisch befand, vielleicht des Dichters spätere Gattin, die damals zwölfeinhalb Jahr alt war. So blieben die jungen Eichendorffs auch in der Stadt ihrer ländlichen Liebe zu Freiluft und Freilicht, zu Spiel und Bewegung treu. Joseph vervollkommnete sich im Schwimmen und lernte Fechten, und mehr als Billard und Kegelbahn lockte die Umgegend mit ihren Gelegenheiten zu „mutigen" Wanderungen. Der getreue Heinke, bei dem sie an manchem göttlichen Abend in Lubowitzer Erinnerungen schwelgten, verstand nicht nur, guten Punsch zu bereiten, sondern war auch ein rüstiger Begleiter bei Fußtouren. Doch wenn die Knaben mit einigen Kameraden unter sich waren, kannten Jugendlust und Freude an Strapazen keine Grenzen. Sie traten noch bei Nacht den Abmarsch an, sie brüllten und bekränzten sich mit Eichenlaub, sie badeten in vorüberfließenden Bächen und schliefen auf der Streu. Im Frühling des letzten Schuljahres wurde der Zobten bestiegen, Schlesiens Warte, Symbol und Wetterprophet. „Erwartungsvoll schritten wir über das Gestein und die Felsen, die uns schaurig in die Ritter- und Feenwelt versetzten, und erreichten endlich um halb vier mit Freudengeschrei den Gipfel, wo plötzlich tief unter uns, noch in Morgendämmerung gehüllt, ringsumher unser geliebtes Vaterländchen im bunten Gemische dalag."

Aber all das verscheuchte nicht die Anwandlungen „schwarzer Bangigkeit" nach Lubowitz. Und die eigentlichen Glückswochen waren nur die Ferien, die „Lubowitzer Jubelperioden". Die ganzen Sommermonate jedes Jahres, von August bis Oktober, 1804 und

1805 auch die Ostervakanzen, brachten sie, immer in Begleitung von Breslauer Schulkameraden, auf dem heimatlichen Schlosse zu. Diese Wochen wurden um so sehnlicher erwartet, als die vorangehenden durch die Examina verdüstert waren. Namentlich dem Schlußexamen im Jahre 1804 sah Joseph voll Angst und Sorge entgegen in einer „schlimmen mit kaum zu verstehender Mathematik und Blutspucken vermischten Zeit", in der er sogar Nachtarbeit treiben mußte, trotz den Gesundheitsstörungen glücklicherweise ohne dauernden Schaden für sein Befinden. Nach dieser Schlußprüfung nahmen jedoch die Brüder noch nicht endgültig Abschied von Breslau, da ihr Vater Bedenken trug, sie bereits im Alter von sechzehn und siebzehn Jahren auf eine ferne Hochschule zu schicken. Sie kehrten also in Begleitung Heinkes für das nächste Semester in die schlesische Hauptstadt zurück, wo sie ein neues Quartier bezogen, aber noch immer, wenn auch nur als Hospitanten, das Gymnasium besuchten, daneben einige akademische Vorlesungen hörten und ihre Privatstunden fortsetzten, die sich hauptsächlich auf die französische und jetzt auch auf die englische Sprache erstreckten. Erst im März 1805 sagten sie Breslau ihr letztes Lebewohl. Es wurden noch einige, jedenfalls freiwillige Examina „abgenergelt" und die „hundertundeinfältigen Abschiedsvisiten" gemacht. Festlich beging man den Vorabend des wichtigen Scheidungstages. „Zum letzten Male noch durchsegelte unsere alte Iris (Madame Schnautz) die Straßen Breslaus um Zucker, Thee &c., die des H. Heinkes verständige Hand in Punsch verwandelte. Wir beide, H. Heinke, H. Thilsch, Sauer und Forche machten die Gesellschaft aus. Rückwärts gewandt den Blick in die schöne Vergangenheit, durchträumten wir noch einmal die Freuden, die wir miteinander genossen hatten, die uns unsere gegenseitige Freundschaft durch mehrere Jahre gewährte. Doch bald sprach sich der etwas zu gut meinende Arak reiner aus. Ein tumultuarisches Gebrülle, worunter sich besonders die Verwünschungen des H. Sauers auszeichneten, durchbebte das Haus, bis wir endlich gen 11 Uhr alle ermattet von einander schieden. Nachdem wir nun noch die Reste der Gipspfeifen in die Ecke der Stube hinschleudernd zerschmettert hatten, wandelten auch wir nebst H. Forche, welcher als mor-

giger Reisekumpan auf unserem Bettsacke bei uns übernachtete, über die Trümmer und Pfeifenruinen ins Bette. Der 25. März war endlich der Tag, der uns zum letzten Mal als Breslauer Studenten begrüßte. Um 7 Uhr bestiegen wir, als wir uns nochmals vom H. Heinke empfohlen hatten, in Gesellschaft des H. Forches die Lohnkutsche, die Brust voll hohen Feuers, das der Herr Professor Rochowsky noch bei dem letzten Abschiedsbesuche durch seinen herzlichen, freundschaftlichen Rat in uns angefacht hatte und ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben an den Herrn Professor Wolf in Halle vom Grafen Otto von Haugwitz". Nach Halle nämlich wollten die beiden Studenten ziehen, aber nicht ohne vorher noch einige Wochen bei den Eltern zugebracht zu haben.

Schon die Fahrt nach Lubowitz, eine mindestens zweitägige Reise mit der Post, war allemal ein Ereignis. Man saß oft bis spät abends im Wagen, der über schlechte Wege holperte, und beguckte voll Freude über die nahe, schöne Zukunft die Sterne. Das Nachtquartier fand man bei irgendeinem gastlichen Pfarrer oder Professor, dem man ein Empfehlungsschreiben brachte, oder in einem elenden Wirtshaus, wo man sich, da die Stube Menschen, Schweinen und Kälbern zugleich Obdach bot, im Pferdestall auf den Mist streckte und von der Kälte geweckt wurde oder auch von einem Hunde, der im Begriff war, über Josephs Hut das Bein zu heben. Mit klopfendem Herzen sah man die „Zinnen" von Lubowitz nach den überstandenen Mühen auftauchen, wo man unter Freudengelärme den oft unerwarteten Einzug hielt. Der tolle Kaplan, der geliebte Freund der Barone, wurde in seiner kleinen Behausung aufgesucht und durch die Überraschung „zu Boden geschmettert". Er war der Alte geblieben, mit dem man bis spät in die Nacht zechen konnte, der sich bei Mondschein auf einem Stoppelfelde Tanzunterricht geben ließ und der sich doch immer wieder in seine mechanischen Liebhabereien einspann. Einmal verfertigte er allein und ohne alle Anweisung ein Klavier, das ins Schloß getragen und von der Jugend mit Flinten- und Pistolenschüssen und mit dem Knall einer Donnerbüchse begrüßt wurde, während Thilsch, ein Breslauer Schulfreund, aus dem obersten Fenster durch das Sprachrohr brüllte: „Vivat der Herr Kaplan aus Lubowitz".

Nur ein einziges Mal wurde die Ferienfreude Wilhelms und Josephs getrübt, als im September 1803 ihr vierjähriges Schwesterchen Luise an Scharlach starb und die Eltern alle Fassung verloren, der empfindsame Vater, der den Tod „nicht ohne Nachteil seiner Gesundheit hätte ertragen können", das Haus verließ und die Mutter den Leichnam umarmte, küßte und halb zerquetschte. Allein auch dieses traurige Ereignis konnte die Freudenfolge des Lubowitzer Lebens nicht auf lange unterbrechen. Sie blieb sich ja im ganzen immer gleich, dennoch erschöpfte sich ihr Genuß niemals. Der Jahrmarkt in Ratibor, die Kirmes in Slawikau, das Kirchweihfest in Ganiowitz, wo bis zwei Uhr nachts getanzt wurde, behielten ihre Anziehungskraft, so daß der Ritt auf der „Wurst" nicht aus der Übung kam. Entenjagd und Hasenhetze weckten stets von neuem die Weidmannslust, schon früh im Morgennebel galt es auf dem Anstand zu sein, und abends wurden die Leimruten zum Lerchenfang ausgelegt. Es wurde geritten und gewandert, in der Oder wurde fleißig geschwommen und gefischt, bei den zwei Windmühlen in der Nähe von Lubowitz, beim Lusthaus und auf der Strohmatte im Garten gab es alte, liebe Plätze, Honigernte und Haselnußschütteln brachten Abwechslung in das Landleben, und bei schlechtem Wetter sorgte die Leihbibliothek in Ratibor für Unterhaltung. Es kam vor, daß die jungen Leute von irgendeiner ausgedehnten Lustbarkeit erst tief in der Nacht heimkehrten und dadurch „alles in die schrecklichsten Situationen versetzten".

Einmal, in den ersten Ferien, hatte die späte Rückkunft eine ernste Ursache. Ein ehemaliger Diener der Eichendorffschen Familie, Joseph Sonntag, der bei einem Forstinspektor das Jagdhandwerk lernte, hatte sich durch einen unglücklichen Zufall in den Arm geschossen. Die Knaben hingen sehr an dem früheren Kameraden. Joseph schrieb ihm in der ersten Konviktszeit einen rührenden Brief: „Es tut mir hier sehr bange ohne Dir. Alle Früh und abends, wenn die Zeit zum An- und Ausziehen kommt und ich mir alles selbst machen muß, da denk ich immer mit schwerem Herzen: ach, wenn doch mein alter Joseph hier wäre. Weißt Du noch, wie ich mir immer die eitle Hoffnung machte, einmal in meinem Alter sagen zu können: Seht, dieser Mensch war von meinem sechsten

Jahre immer um mich, und nun ist diese Hoffnung vereitelt!" Auf die Nachricht des Unglücksfalls gingen die Knaben zu Fuß nach Ratibor, um Sonntag zu sehen und sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Wilhelm, der seinen Bruder manchmal im Tagebuche vertritt, schließt die Erzählung dieses Besuches: „Wir kamen erst gegen 11 Uhr nach Haus, und trotz allen Vorwürfen, die uns die allzu bedenkliche Großmutter machte, fühlten wir Wonne, einen Unglücklichen zum Teil mit unserer Liebe getröstet zu haben. Im Bewußtsein einer edlen Tat verging uns der Weg recht froh, und wir schliefen recht sanft nach dieser Motion." Von Breslau aus schrieben sie an den Genesenen dann frohe Briefe, in denen sie sich alle Etikette und Komplimente wie Hoch- und Wohlgeboren, gehorsamster Diener und Knecht verbaten, um von ihm nur als wahre Freunde bezeichnet zu werden, als welche sie sich denn auch dem alten Diener und späteren Förster zeitlebens bewährten.

Das volle Lubowitzer Freudenleben entfaltete sich wie früher so auch während der Ferienwochen in der allgemeinen gastfrohen Geselligkeit des Schlosses und seiner näheren und weiteren Nachbarschaft. Ein fröhlicher Rumor ging schon in der Frühe, wenn draußen die Schwalben jubelnd kreuzten und die Morgensonne durchs Fenster auf die vergilbten Familienbilder und Rokokomöbel schien, durch die Gutshöfe, denn Pfarrer- oder Pächterbesuch wurde zum Mittagessen erwartet. Gäste aus der Ferne, etwa ein Hamburger Kaufmann, brachten Kunde von der Welt da draußen, deren Erregung man auch hier spürte. Hatte man doch kürzlich im nahen Troppau den Erzherzog Karl gesehen, der dort Truppenschau hielt. Und in Schillersdorf, wo die Lubowitzer ihre Verwandten besuchten, lernte man einen österreichischen General kennen, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte und von den Heldentaten der Vergangenheit erzählte. Aber die Jugend widmete sich bei aller Bewunderung der großen geschichtlichen Dinge lieber den kleinen Dingen des geselligen Treibens, die für sie die eigentlich großen waren. Sie befand sich in ihrem Element, wenn zu Ostern nach polnischer Sitte die Burschen die Mädchen ihrer Bekanntschaft mit vollen Gießkannen überschütteten und am Tage darauf selber von

den Freundinnen begossen wurden. Diese „Lubowitzer Wasserhochzeit“ überschwemmte die Kaplanei und erstreckte sich mit gefüllter Gemeindefeuerspritze bis Ganiowitz, wo Joseph dem Pächters-Röschen ein zartes Interesse entgegenbrachte. Dies Mädchen am schnurrenden Rädchen wurde aber bald überstrahlt von der „kleinen Morgenröte“, wie Eichendorff eine kleine Demoiselle Pitsch nannte, die er in Slawikau kennen lernte. Besuche in großer Gesellschaft, mit denen man sich oft in aller Frühe zu noch nachtschlafender Zeit überraschte, wurden hin und her gemacht, und bei gemeinsamen Ausfahrten, Neckereien und Pfänderspielen blendete ihn die „kleine Morgenröte“. Gelegentlich wollte das Leben, das sich um ihre anziehende Person verdichtete, dem werdenden Poeten die Gestalt eines Lustspiels annehmen. Die Szene eröffnete ein christliches Tänzchen, das die Frau Pächterin von Slawikau mit dem Herrn Pfarrer aufführte. Dann folgten rührende Szenen in einer Camera obscura, Lichtscheu gab der ganzen Handlung eine sehr geschickte Abwechslung von Licht und Schatten, ein dicker Menschenbeobachter stand im Winkel, in der Brust eines Freundes der Eichendorffs war ein Getümmel von Wut, Rache und Eifersucht, dessen Dissonanzen sich endlich in die Seelenharmonie eines sanften Rausches auflösten, dann folgte eine Fledermausjagd, und über allem strahlte die schöne Morgenröte eines noch schöneren Tages. Diese kleine Demoiselle inszenierte aber auch Komödien, an deren dichterische Verwertung Joseph nicht dachte. Im Teich, der zum Eichendorffschen Jagdschloß Summin gehörte, wurden Braken und Schleien gefischt, alles watete im Schlamm, darin einer der jungen Herren mit der Demoiselle Pitsch eine Polonaise tanzte, aber zuletzt von ihr durch einen kleinen Stoß der Länge nach in den Kot befördert wurde. Nun setzte sich der Herr, wie Joseph erzählt, „nach einigem belachten Wüten an das Gestade des Teiches und schaute, ein zweiter Achilleus, zürnend in die tiefaufbrausenden Fluten. Doch diesmal hatte Madame Thetis so wenig Lust, sich ihres Achilleus zu erbarmen, daß er, ob an Folgen des Falles oder des Grolles ist nicht ausgemacht, das Bett hütete.“ Auf einem Balle entzückte die kleine Morgenröte als kosakische Tänzerin, doch ihr Bild lebt am meisten auf, wo sie im Tagebuche zwischen den jungen Lämmern,

Hühnern, Treibhaus- und Orangenblüten des Slawikauer Hofes „als die Blüte aller Blüten" erscheint.

Für die Schulkameraden, die an dem Lubowitzer Leben teilnehmen durften, waren die Freuden nicht geringer als für die Söhne des Hauses. Besonders hat ein gewisser Forche den Freudenkelch derart geschlürft, daß „ein tragikomischer Casus", der die Folge davon war, „in den Annalen von Lubowitz glänzte, solange Menschen sich erinnern und lachen konnten". Forche war zu einer Patentante geritten, die ihm einen Dukaten geschenkt hatte. Im Glückstaumel darüber stattete er noch dem Pächter von Ganiowitz einen Besuch ab, der seinen Taumel „mit einem Weintaumel multiplizierte". Auf dem Heimwege schwankte Forche zu Fuß neben seinem Pferde her, das ihn schließlich, „einer so langweiligen Gesellschaft müde, allein seinem guten Genius überließ". Er wandelte bald auf allen Vieren, bald auf der Nase, bald auf dem Hinterhaupte durch den dicksten Kot und kam zur Zeit des Abendessens in Lubowitz an, wo er mit gläsernen Augen an den Familientisch „balancierte". Im Triumphzug schleppte man ihn ins Bett, der Kaplan blieb auf dem Schlosse, und nachdem Forche auf „schreiendem Bette" und unter „Geklabatschker" die Nacht zugebracht hatte, wurde er am Morgen durch das Gebrüll des Kaplans: „Je viens, je viens à ton sécours!" ins Leben zurückgerufen.

So währte die Ausgelassenheit vom Morgen bis spät in die Nacht, ein Sansculottentanz wurde von Wilhelm vor dem Hause getanzt oder eine Opera buffa zu Ehren des Kaplans improvisiert, wenn er eingeregnet war und nicht mehr heimgehen konnte. Die lustvollen Tage klangen aus in schönere Abende. Vom Schloßgarten weckten Gelächter und Kantaten, Raketen und Böller das Echo überm stillen Odertal. Und an den Abschiedsabenden stiegen die Wogen des lärmenden Jubels am höchsten, besonders nach den letzten Ferien, als Wilhelm und Joseph nach Halle abzureisen im Begriff standen. Da wurde noch einmal ein großes Gelage gefeiert, der ganze Vorrat von Liedern erschöpft und zuletzt die Kanonen zum Lusthause geschleppt, deren Nachhall sich, von Vivatbrüllen und Musketenfeuer unterbrochen, bis in die fernsten Forsten hinwälzte. Dabei bediente eine Kanone die andere. Die eine war nämlich der

Herr Forche, welcher den Weingeist, mit dem ihn der Herr Kaplan kurz vorher bis zum Platzen geladen hatte, im Donnern der Kanonen losschoß. Als nun diese Kanone zuletzt, völlig ausgeschossen und ganz ermattet, mit gebrochenem Auge aus dem Bette blinzelte, beschloß man die Beisetzung dieser Halbleiche zu vollenden. Wieder griff der Kaplan dabei zu, das Oberste des Bettes wurde zuunterst gekehrt, und bald war die Kanone unter Betten und Bettgestellen begraben. Erst nach vielen Bitten der jetzt lebendig gewordenen Leiche befreite man sie und legte sich schlafen.

Trotz der goldenen Burschenfreiheit, die nun winkte, heißt es im Tagebuch vom 20. April 1805: „Ein quälendes Erwachen. Traurig öffneten sich meine Blicke zum letzten Male allen den umgebenden Schönheiten Lubowitzens, um sie anderthalb Jahre lang desto schmerzlicher zu vermissen.“



Drittes Kapitel

Der Haller Student

1

„Da steht eine Burg überm Tale
und schaut in den Strom hinein,
das ist die fröhliche Saale,
das ist der Gibichenstein.

Da hab ich so oft gestanden,
es blühten Täler und Höhn,
und seitdem in allen Landen
sah ich nimmer die Welt so schön."

So gedachte Eichendorff fünfunddreißig Jahre später, bei einem kurzen Wiedersehen Halles, in wehmütig verklärender Rückschau der Stadt, wo er in Begleitung Wilhelms und ihres treuen Dieners Schöpp am 30. April 1805 eingezogen war. Die Reise hatte sie über Breslau und durch Sachsen geführt. Im Dresdener Theater amüsierten sie sich sehr über das höfische Gebaren, das sie dort beobachten konnten, über die Komplimente, die dem Kurfürsten, welcher mit seiner ganzen Familie, mit Ministern und fremden Prinzen anwesend war, aus der gegenüberliegenden Loge von seinem

eigenen Bruder gemacht wurden, und über das Hutabziehen des Parterres, während ihnen das Spiel auf der Bühne, die „scheußliche Spiegelkarpfengestalt des unförmlichen Kastraten, der noch dazu einen Helden vorstellen sollte", das Rasen der italienischen Hoftruppe und das ewige Geklatsche des Publikums widrige Langweile einflößten. Auf der Weiterreise nach Meißen erinnerte sie das blühende Elbtal mit seinen anmutigen Landschlössern und Gartenpartien an Lubowitz und die schöne Vergangenheit. In Leipzig wurden sie aufs angenehmste überrascht, wie frappant sich das dortige elegante Gewimmel, welches die eben angehende Messe noch vermehrte, von dem steifen und toten Zeremoniell in Dresden unterschied. Als sie endlich mit pochendem Herzen die Türme von Halle erblickten, war es ihnen, als näherten sie sich einer anderen fremden Welt. Ja, wie wenn sie überhaupt außer der Welt lägen, so durchaus seltsam erschienen noch dem alternden Eichendorff die Universitätsstädte in seiner Jugendzeit. Schon weit vor der Stadt hatten sie Gelegenheit, den Respekt der Haller „Philister" vor den „Burschen" kennen zu lernen, indem nämlich ein Uhrmacher, der im gleichen Wirtshaus saß, nicht wagte, in ihrer Gegenwart den Hut wieder aufzusetzen. Vor den Toren und in den Straßen donnerten die Studenten zu Fuß und zu Pferde in Stürmern, Kanonen, Helmen, Uniformen, Pumphosen an ihnen vorbei, andere saßen mit heraushängenden Beinen in den Fenstern und brüllten Prosit, Rapiere klirrten in den Gassen, auffallend war die Höflichkeit der Professoren, die ihre Schüler zuerst grüßten, und furchtsam wichen Bürger und Offiziere schon von weitem den Burschen vom breiten Stein herunter aus. Die Eichendorffs aber konnten sich lange nicht gewöhnen, vor Bekannten den Hut nicht abzunehmen. Gleich nach ihrer Ankunft bezogen sie die beiden Stuben, die sie sich zwei Stiegen hoch auf ein halbes Jahr hatten mieten lassen.

In seiner Novelle „Die Glücksritter" hat sich unser Dichter später den reizenden Anachronismus erlaubt, das Haller Studententreiben in die Zeit vom Ausgang des dreißigjährigen Krieges zurückzuverlegen, wo die Universität noch gar nicht existierte. In der Tat aber ging durch dieses Treiben nach Eichendorffs Worten noch der geharnischte Geist des Mittelalters, und sein Suppius aus der ge-

nannten Erzählung, der die Züge des Studententums am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts trägt, wirkt in dem Vergangenheitsmilieu weit echter, dieser Tanzbär in Stiefeln, mit zerzaustem Kopf und lauter Bart, der die städtischen Häscher am Genicke faßt und ihnen ihre Stange, den „Bleistift“, entreißt, und der den Nachbarn, als sie über sein nächtliches Musizieren schimpfen, mit der Pistole droht, jeden Nachtmützenzipfel herunterzuschießen, der sich ferner noch am Fenster zeigen würde. Es war eine völlige Tyrannei, welche die Studenten über die Bürgerschaft und sogar über das Militär von Halle ausübten. Sie beanspruchten den Bürgersteig für sich allein und stießen selbst die Schildwache herunter, falls sie sich ihnen in den Weg stellte. Besonders aber galt ihr Philisterhaß den Handwerksburschen, den sogenannten Knoten, mit denen sie manchesmal in große Raufereien gerieten; waren diese Feinde in der Übermacht, so stürzten auf den Ruf: Burschen heraus! Studenten mit Rapieren und Knütteln aus allen Türen, ob auch die Häscher ihre mit Fangeisen versehenen Bleistifte in den Knäuel warfen. Oft genug freilich hielten sich die Hüter der Ordnung im Hintergrunde, wenn man sie allzu leidenschaftlich zum Kampfe herausforderte oder, als Gespenster verkappt, ihnen nächtliche Furcht einjagte. Arnim hat im ersten Teile seines Dramas „Halle und Jerusalem“ — dem Studentenspiel — auf Grund eigener Beobobachtung mancherlei übergroße Roheit in das Gemälde dieses Jugendübermutes hineingezeichnet, so in der Szene, wo die Burschen harmlose Pferdevermieter ohne Grund von ihrem Standort weg mit Schlägen nach Hause treiben, ja, er läßt die verwegenen Ausschreitungen bis zu Mord und Totschlag gehen. Allein es herrschte in damaligen Zeitläuften oben und unten, bei Recht und Unrecht, allgemein wenig Sitte und Mäßigung. Während einer Teuerung drang die Haller Bürgerschaft plündernd und brandschatzend in die Häuser und Magazine der Kornhändler ein, hernach wurden die Teilnehmer dieser Revolution auf öffentlichem Marktplatz durch Spießrutenlaufen und mit dem Ochsenziemer derart abgestraft, daß einige an den Folgen starben, die ganze Stadt sah dabei zu, Fenster, Dächer und Giebel waren besetzt, aus den Schornsteinen schauten die Rauchfangfeger heraus, und die Stu-

denten hängten ihre Kanonen und rauchten ihre Knasterpfeifen auf die Exekution hinunter.

Hinter allen Auswüchsen und Entstellungen, aller Donquixoterie und Renommisterei des Studentenwesens verbarg sich ein gutes Stück alter ritterlicher Tapferkeit und Phantasie. Die malerischen Trachten, die Wanderzüge mit Sang und Spiel, die nächtlichen Ständchen vor den Häusern hübscher Mädchen, das ständige Klirren der Schläger und Sporen, die schönen jugendlichen Gestalten zu Pferde, alles dies ließ das tolle Leben als ein „lustiges Kriegslager" oder einen „permanenten Mummenschanz" erscheinen. Was also gab es da alles für die Eichendorffs zum Schauen und zum Staunen! Sie gewöhnten sich wohl schnell an ihre respektierte Ausnahmestellung und mußten sich nur von den Halloren ein fassonloses „Prosit, Fuchs!" zurufen lassen. Denn die Halloren, diese merkwürdige, streng abgeschlossene Kaste, welche die Arbeiterschaft des Haller Salzwerkes bildete und deren Mitglieder keine Ehen mit den übrigen Einwohnern schlossen, waren die erklärten Freunde, Schwäger und Duzbrüder der Studenten. Sie trugen eine altfränkische Kleidung, ganz kahle Köpfe, an denen sie nur über den Ohren zwei Büschel langer Haare stehen ließen, und statt des Hutes meist ein viereckiges Käppchen von Stroh. Ihre besondere Mundart hat zu der Vermutung einer keltischen Abstammung geführt. Auch bestimmte Lieder, Gebräuche und Feste hatten sich in ihrem Kreise erhalten, und in Arnims Stück treten sie bei einer Hochzeit in feierlichem Zuge auf, mit silbernen Knöpfen an den Röcken, mit alten Waffen, Flambergen und Streitkolben, und nachdem sie ihre Röcke abgelegt, veranstalten sie in weißen Schifferkleidern, mit bunten Bändern geschmückt, ein Fischerstechen auf der Saale, wobei sie sich mit langen Stangen von den Kähnen ins Wasser stoßen, bis der Letzte als Sieger übrig bleibt. In ihrer Schwimmschule, wo es von Studenten wimmelte, vervollkommnete sich Joseph in allen Wasserkünsten bis zur höchsten Meisterschaft, so daß er später in den Ferien einmal plötzlich, sein fünfjähriges Schwesterchen im Arm, in die Oder stürzte und mit ihr dem anderen Ufer zueilte, während die immer mutige Mutter zu der Tollkühnheit lachte, der Vater dagegen ängstlich zusah.

Was die Studenten mit den Halloren verband, war das ihnen beiden gemeinsame stilvoll-traditionelle, farbig-mittelalterliche Gehabe, das ja auch bei den Burschen durch bestimmte Formen und Vorschriften geregelt war. Das alte Ordenswesen mit seinen harmlos humanitären Zielen wie „Freundschaft, Verträglichkeit, Tugend" war freilich in den Hintergrund gedrängt durch die weniger strengen Landsmannschaften, deren ganzer Komment sich auf eine prunkvolle Geselligkeit richtete. Sie unterschieden sich durch ihre Tracht, durch die Farbe ihrer langen Kopffeder und sonstige Abzeichen, trugen bald Helm, Sporen und Hieber, bald Gitarre und Violine, und überboten einander durch solenne Komitate und Aufzüge, wobei sie in vollem Wichs mit vier- bis sechsspännigen Wagen oder allesamt maskiert in vierzig Schlitten mit Musik und fünfzig geputzten Vorreitern paradierten. Die Brüder Eichendorff gehörten zur schlesischen Landsmannschaft, welche in ihren roten Kolletts, schwarzen Kragen, Rabatten und Aufschlägen, mit Gold gestickt, alle übrigen an Pracht und Glanz übertraf und ihre mehr dekorativen Absichten bekundete, indem sie die von allzu hohem Ethos freien Worte „Flor der Universität und Einigkeit der Mitglieder" auf ihr Panier geschrieben hatte. Ihren vollen Pomp entfalteten die Verbindungen in Halles „unruhiger Periode": bei der Prorektorswahl. Aus der Art und Weise, wie Eichendorff diese ausführlich schildert, geht hervor, mit welcher Begeisterung ihn das studentische Treiben erfüllte. Aus den Fenstern des Wolfschen Hauses betrachtete Goethe das Schauspiel, und ein Jahr darauf sah bei denselben Feierlichkeiten Christiane Vulpius aus dem Prorektorhause auf die Studenten herab, unter denen sich auch ihr Sohn, der junge Goethe, befand, welcher hernach beim Kommers tapfer mittrank — „in grüner polnischer Jacke mit Quasten, nicht groß, jung und zart und — geschminkt", so schildert ihn Josephs Tagebuch.

Auch bei sonstigen Gelegenheiten wurde die Straße zum Schauplatz der buntesten Szenen, wo sich alle Leidenschaften von der sanften bis zur wütenden Art mit Verwicklungen und Auflösungen abspielten. Die aneinandergeschlagenen Hieber blitzten, die Federn wankten, und aus vielen hundert Kehlen scholl Gesang oder ein

Vivat auf die akademische Freiheit oder ein Pereat auf den tausendköpfigen Drachen des Philistertums. Sonst verlief der gewöhnliche Tag der Studenten so, daß sie morgens mit ihren Stürmern und Kanonen ins Kollegium strömten, wo sie mit bedecktem Kopfe nachschrieben, bis ihnen die Finger rauchten, dann mittags für wenige Groschen beim „Traiteur" ihre Mahlzeit hielten, bei der Frau Gevatterin sich Obst kauften und nachmittags „zu Dorfe stiegen", nach Gibichenstein oder Passendorf. Mochten diese Haller Studenten auch heulen wie die Wölfe und brüllen wie die Ochsen, mochten sie, nach Ludwig Börnes Beschreibung, in Sitten, Sprache, Kleidung noch so gigantisch ungezogen sein und von oben römischen Kriegern, von unten aber deutschen Postillonen ähnlich sehen — es war, gleichfalls nach Börnes Wort, gerade darum um so rührender, wenn aus der rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervorbrach. Denn schon der Magister Laukhard, dieser von Schönmalerei freie Chronist des deutschen Studentenlebens, bekennt zwei Jahrzehnte früher, daß Saufen und Besaufen nicht der Fehler der Hallischen Studenten sei, daß hier vielmehr, in Absicht des Trinkens, viel Dezenz herrsche und daß man weder in Jena noch in Gießen den Hallensern im Eifer, zu studieren, gleichkomme.

2

Seit der Blütezeit Wittenbergs hatte keine andere deutsche Hochschule einen solchen Einfluß auf die ganze Nation gehabt wie die Universität Halle, die den Schutz des hohenzollernschen Hauses genoß und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts von dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg gegründet worden war. Als Vorarbeiter ihrer ganzen späteren Bedeutung steht an ihrem Beginne die urwüchsige Kämpfergestalt des Christian Thomasius. Selbst kein produktiver Geist, war er doch derjenige, der die Schranken zwischen Wissenschaft und Leben niederriß, der die Wissenschaft nicht als Selbstzweck, sondern nur in ihrem Zusammenhang mit dem Leben betrachtete, was für die ganze Zukunft der Universität den Ausschlag gab. Er war auf dem Katheder in Kleidung und Auftreten ein vollendeter Weltmann, also schon in seinem Äußeren

der stärkste Gegensatz des bisherigen verknöcherten Gelehrtentums. Er führte die unerhörte Neuerung ein, in deutscher Sprache zu lesen. Als Jurist entwickelte er seine Rechtsbegriffe nicht aus der Vergangenheit, sondern aus den Forderungen der Gegenwart, stürzte den Hexenprozeß und untergrub die Anwendung der Folter. Bei aller persönlichen Frömmigkeit befreite er die weltliche Wissenschaft von der theologischen Vormundschaft, ein unerbittlicher Gegner der Intoleranz und des Glaubenszwiespaltes. Und was er redegewaltig vom Podium herunter lehrte, das verbreitete er, der erste Journalist, auch in praktischen, gemeinverständlichen Aufsätzen, die stets von einer national-patriotischen Gesinnung getragen waren. Nach ihm konnten dann zwei große Tendenzen gleichzeitig von der neuen Hochschule ausgehen, die manche Berührungspunkte hatten, sich aber immer getrennter und feindlicher entwickelten, bis zum äußeren Siege der einen Richtung über die andere, und deren Synthese sich erst in Eichendorffs Studienzeit zu vollziehen begann. Dies muß aus größerem Zusammenhang heraus verständlich gemacht werden.

In Deutschland herrschte, bei engen Sitten und ererbten Vorstellungsarten, eine reiche Innenkultur, die aber, besonders nachdem die Siege Friedrichs des Großen vorübergehend ein starkes nationales Selbstbewußtsein hatten aufleben lassen, imstande war, zusammen mit den großen Schlagworten der ausländischen Literatur, mit der französischen Revolution und mit der Naturforschung, in die Geschichte einzugreifen und an der Neugestaltung Europas entscheidend mitzuarbeiten, alles dies von der inneren Welt aus, mit den Kräften des Denkens, des Gemütes und der Phantasie. Das deutsche Geistesleben, das durch den dreißigjährigen Krieg zersplittert worden war, sammelte sich zum ersten Male wieder in den mächtigen Strömungen des Pietismus und der Aufklärung. Eben diese sind es, die von Halle ihren Ausgang nahmen, von den Persönlichkeiten ihrer Schöpfer August Hermann Francke und Christian Wolff. Beide grundverschiedenen Männer konnten solange an derselben Stätte friedlich nebeneinander wirken, als sie auf dem von Thomasius eingeschlagenen Wege jeder in seiner Art gegen die Unterjochung des geistigen Lebens durch die Kirche an-

kämpften. Francke setzte an die Stelle des Dogmengezänkes, in dem die zünftige Theologie erstarrt war, den lebendigen Glauben, der aus den Tiefen des Gemütes kommt und sich in Werken der tätigen Liebe erweist, wodurch er eine Regeneration des ganzen evangelisch-christlichen Gemeindelebens heraufführte. Aber da er sein persönliches Erlebnis der „Bekehrung" zur Norm erhob und dadurch dem von ihm bekämpften Satzungswesen und der Orthodoxie schließlich nur eine andere Gestalt gab und überhaupt den ganzen sittlich-religiösen Anschauungskreis bei aller unleugbaren Vertiefung aufs ärgste verengte, leistete er selber, ohne es zu wollen, dem Rationalismus den kräftigsten Vorschub. Wohl ließ ihn sein großes polemisches Talent, das kein praktisches Mittel verschmähte, über die Wolffsche Lehre eine Zeitlang siegreich sein, allein am Ende triumphierte die Aufklärung, der Pietismus wurde rationalisiert, und die Religion sank zur bloßen Moral herunter. Christian Wolff sollte ein halbes Jahrhundert lang das ganze gebildete Deutschland beherrschen. Was seine Philosophie Tieferes besaß, war von Leibniz entlehnt. Im übrigen liegt ihr Verdienst in der Klarheit ihres Systems, in der Logik und Folgerichtigkeit ihrer Schlüsse, die überall kausale Zusammenhänge aufdecken und auf das Zweckmäßige, Nützliche und Anwendbare ausgehen. Wie man von ihm sagen konnte, er habe die nie wieder erstorbene deutsche Gründlichkeit gleichsam erschaffen, so bestand seine ungleich gewaltigere Wirkung darin, daß er das deutsche Denken befreite und schulte. Der große König verdankte ihm den Anstoß für seine geistige Entwicklung, und das Genie Kants ist gleichzeitig seine Erfüllung und Überwindung, indem dieser den Umfang und die Grenzen des Vernunftvermögens bestimmte, aber darüber hinaus doch den ehrfürchtigen Blick in die Welt des Transzendentalen eröffnete und die sittliche Würde des Menschen statuierte. Und weit mehr als der Pietismus hat die Aufklärung, trotz der mangelnden Genialität ihres Urhebers, alle Kräfte des Gefühlslebens, der Leidenschaften und der Einbildung entfesselt, im Gegensatz zu jenem alle Gebiete der freien Forschung aufgetan und den Boden geschaffen, auf dem die großartig gestalteten Weltanschauungen unserer klassischen Dichter erwachsen konnten. Freilich war sie selber, was in ihrer Natur lag, längst an ihrem toten Punkt

angelangt, die Bedeutung der Universität Halle schien sich erschöpft zu haben, bis erst zu der Zeit, von der hier gehandelt wird, die Befehdung des Rationalismus die Hochschule zu neuer Blüte brachte und seinen bleibenden Inhalt mit dem, was am Pietismus als Gemütsbedürfnis unvergänglich war, zu neuen Lebensformen verband.

Dies, und noch weit mehr, geschah durch die junge Romantik, und zwar durch diejenige ihrer verschiedenen Richtungen, die für die kurzen Jahre 1804—1806 vor dem Zusammenbruch Preußens und der Universität hier ihr akademisches Bürgerrecht gewonnen hatte. Der Genius loci des unfreundlichen, verräucherten Städtchens war freilich schon lange vorher von der Romantik influenziert, seit den bedeutungsvollen Tagen, in denen Tieck und Wackenroder ihre schwärmerische Freundschaft an den grünen Ufern der Saale feierten. In der medizinischen Fakultät scharte man sich längst um die Lehre Reils, der 1787 herberufen wurde und der im echt romantischen Sinne überall auf das Wirken geheimnisvoller Naturkräfte hinwies. Am Gibichenstein aber wohnte der Kapellmeister Reichardt, Tiecks Schwager, und nicht allzufern davon stand, wie wenn es sich dabei nur um die Ironie eines echt romantischen Gegensatzes handelte, das Landhaus Lafontaines, des nachgerade schon fossil gewordenen sentimentalen Moderomanschreibers der Aufklärungszeit.

Die erwähnte kurze Zeitspanne jedoch, die man als die eigentliche romantische Epoche Halles bezeichnen muß, begann erst mit Henrich Steffens (geb. 1773) und Friedrich Schleiermacher (geb. 1768). Mit ihnen zog die neue Zeit in die Hochschule ein und weckte die Begeisterung der Jugend. Denn das Geschlecht, das einst in Halle die von dort ausgehenden Segnungen für Wissenschaft, Kirche, deutsche Sprache und Staatsregierung eingeerntet hatte — fast der ganze preußische Beamten-, Pastoren- und Lehrerstand des 18. Jahrhunderts —, war tot oder alt, und die jetzige Generation konnte nicht mehr begreifen, daß damals ein Appell an den bloßen gesunden Menschenverstand genügt hatte, um alle schlummernden tüchtigen Fähigkeiten unseres Volkes zu wecken. Vernunft war Unsinn, Wohltat Plage geworden. Mochte das Bleibende des Rationalismus in gewissen Voraussetzungen fortbestehen — im

übrigen besaß er keinen Eigenwert, keinen fortzeugenden Lebensgehalt, d. h. keinen Idealismus. So war er in zunehmender Dürre verflacht, er war längst ödes Handwerk, und die Lehre Kants konnte, wenigstens in der Form, in welcher sie von der wackeren akademischen Zunft vorgetragen wurde, die tieferen Bedürfnisse auch nicht befriedigen. Dasselbe Vernunftwesen, das zuerst befreiend gewirkt hatte, wurde zur Knechtung, und das selbstgefällige, matte Verharren innerhalb der einmal gezogenen Grenzen der menschlichen Erkentnis brütete Preußens politischem Untergang entgegen. Aber noch vor Jena und Auerstädt wuchsen die neuen Kräfte, die durch die Zerstörung hindurch den Keim des Lebens retten sollten.

Es ist angedeutet worden, daß sich unter den Medizinern Halles schon der Glaube an höhere, als wahrnehmbare kausale Zusammenhänge regte, noch ehe Steffens und Schleiermacher auftraten. Und vor ihnen hatte das geistige Leben der Hochschule noch von einem andern Gebiete her neue Zufuhr an irrationalen Werten erhalten: durch den großen Philologen Friedrich August Wolf (geb. 1759). Wir müssen nämlich von vornherein die Wechselwirkung zwischen Medizin, Altertumswissenschaft, Philosophie und Theologie erkennen, welche die abgeklärte Gestalt der Haller Romantik bedingte, eine Wechselwirkung, deren vielverschlungene Fäden zum Teil im nicht allzufernen Jena und Weimar, als ihren Ausgangspunkten, zusammenliefen. Die alten Sprachen waren in Halle niemals in großzügiger Weise getrieben worden, und namentlich seit der Rationalisierung aller Wissenszweige hatte man an ihnen nur pedantische Silbenstecherei geübt. Nun baute Wolf, der Freund und Geistesgenosse Goethes und Wilhelm von Humboldts, aus ihnen ein bis daher unerhörtes Bild der ganzen antiken Menschheit auf. Nicht sein historisch-kritischer Scharfsinn, mit dem er den Homertext untersuchte, reinigte und seinen Entstehungsgang neu deutete, nicht sein immenses Wissen war das Entscheidende, sondern sein vordringender produktiver Geist, der alles einzelne dem Ganzen unterordnete, einem Ganzen, welches in wirklicher, individueller Anschauung der gesamten altertümlichen Menschheit bestand. Er wies den Griechen und Römern ihre voneinander verschiedene Stellung an und entwickelte aus ihrer besonderen Nationalbildung eine

höhere Kenntnis des Menschen überhaupt und damit die Grundlagen jeder organisch sich entwickelnden völkischen Kultur und eines äußerlich und innerlich harmonischen Menschentums. Es kam ihm nicht auf die Vermittlung massenhafter Kenntnisse noch auf den sachlichen Nutzen des Wissens an, sondern darauf, die Vielheit der zerstreuten und fragmentarischen Altertumskunde im Spiegel seines geistigen Auges zusammenzufassen. Er verkehrte mit seinen Zuhörern und besuchte sie sogar, immer bestrebt, sie zu eigener, geistig selbständiger Arbeit anzuleiten.

Obwohl Wolf keineswegs zur Romantik gehörte, so kam sein Einfluß doch auch dieser zugute. „Die Jugend wird selten in einer Richtung geistig aufgeregt,“ sagt Steffens, „ohne zugleich für andere Richtungen empfänglich zu werden; und Wolfs bedeutendste Schüler wurden meine fleißigsten Zuhörer.“ Steffens trug Physiologie, Mineralogie und Naturphilosophie, Geognosie und Experimentalphysik vor. Ein Norweger von Geburt, faßte er doch mit seiner ganzen äußeren und inneren Existenz vollkommen in Deutschland Wurzel, auf dem Boden, wo er alle Menschen und alle Ideen gefunden, ohne die er nicht leben konnte. Seine mächtigsten Jugendeindrücke verdankte er Goethes Dichtung, und sein Beruf, seine Mission begann, als er das große Ideengebäude kennen lernte, durch das Goethes naturwissenschaftliche Konzeption philosophisches System geworden war: Schellings Naturphilosophie. Von Fichtes Ich ausgehend, welches das Nicht-Ich erst setzt, war Schelling mehr und mehr zur Verselbständigung der Natur vorgeschritten, bis die Natur dem Ich ebenbürtig gegenüberstand, ja, bis er das Werden des Ich aus der Natur entwickelte und damit die Einheit von Denken und Sein. Die Natur war ihm ein einziger Organismus, von Vernunft beseelt, welche stufenweise aus dem Unbewußtsein ins Bewußte emporschreitet, so daß der Mensch als die bewußt gewordene Natur, das System der Natur als das System unseres Geistes, die Natur als der sichtbare Geist, der Geist als die unsichtbare Natur erscheint. Auf diesem Wege der Natur als der werdenden Intelligenz gelangte Schelling zur Kunst als zum „Höchsten und Letzten“, weil in ihr das Bewußte und Unbewußte, das Endliche und Unendliche, das Denken und das Wollen vollkommen

Eines geworden, als sich selbst darstellendes Ich in die Erscheinung treten. War noch für Schiller die Kunst ein Weg zur Erkenntnis, so war sie für Schelling und die übrigen Romantiker die Erkenntnis selbst, und indem sie, nach dem Wort des Novalis, alles poetisierten, wurde ihnen das Universum zum vollkommensten Kunstwerk. Steffens nun vermochte durch seine großen naturwissenschaftlichen Kenntnisse, durch sein methodisches chemisch-physikalisches Wissen das System der Naturphilosophie empirisch zu bestätigen, praktisch zu ergänzen und im einzelnen erst zu beleben, wodurch er Schellings eigentlichster Mitarbeiter wurde. Im Sinne der späteren exakten Forschung mag zwar der überwiegende Teil dessen, was er lehrte, als phantastisch bezeichnet werden, aber dem Romantiker war es darum zu tun, alle Wissenschaften in eine zusammenzufassen und die Einheit des Daseins ahnend zu ergründen. Auch regte damals die rasche Folge naturwissenschaftlicher Entdeckungen zu kühnen Kombinationen an. In dem Bestreben, die Erde als ein in gegenseitiger Beziehung alles einzelnen und aller Kräfte erscheinendes Ganze darzustellen, führte Steffens ihre Geschichte, ihre Stellung und die Richtung ihrer Achse auf den soeben mit Begeisterung erfaßten Magnetismus zurück und erhob ihn zum Prinzip einer Evolutionstheorie. Was er mit Hilfe anschaulichster Belege und mehr noch mit dichterischer Prophetie vortrug, riß die empfängliche Jugend so gewaltig mit fort, daß er in der Erhabenheit und kräftigen Grazie seines schönheiterfüllten Wesens ihnen wahrhaft göttlich vorkam. Nach der mechanistischen Folgerungenkette, zu der die Aufklärungsphilosophie das Weltganze degradierte, sah die dürstende Jugend hier das Besondere aus dem Allgemeinen einer großen geistigen Anschauung, die Einzelorganismen aus dem Allorganismus heraus entwickelt oder aber auf umgekehrtem Wege die Geschichte der Erde, aus den unendlichen Einzelgebilden der Fossilien durch größere Zusammenlagerungen zu den Formationen der Gebirge abgeleitet, in die höchsten Ideen einmünden. Alles zeigte ihnen dieser Lehrer gerundet und noch das Unbedeutendste im Lichte der letzten Zusammenhänge.

Durch innigste Freundschaft war Steffens mit dem Theologen Schleiermacher verbunden. Sie machten in dieser Gemeinschaft

die Erfahrung, die Steffens mit den Worten bezeichnet, daß eine unbedingte Hingebung die Selbständigkeit fördert, nicht unterdrückt. Und wie Wolfs Schüler zu Steffens kamen, so gehörten, nach seinen Worten, auch Schleiermachers und seine besten Zuhörer ihnen beiden gemeinsam zu. Der Punkt, in dem sich ihre Vorträge ergänzten und ineinander übergingen, liegt dort, wo die vollkommene Entfaltung der absoluten Vernunft nirgends als im Universum, in der Totalität der Erscheinungen, erkannt war. Der Schleiermacher, der in Halle an seiner Platonübersetzung und an der Erklärung der Paulusbriefe arbeitete, der über philosophische Ethik, theologische Enzyklopädie, christliche Sittenlehre und Dogmatik las und der einen akademischen Gottesdienst einrichtete — es war der Schleiermacher, der in den Jahren vorher durch seine „Reden über die Religion" Deutschland erschüttert und durch seine darauf folgenden „Monologen" seine religiösen Ansichten mit Beziehung auf das Sittliche ausgebaut hatte. In dem Kampf, den die Romantiker in Ernst und Spott, mit den Waffen der Wissenschaft und des dichterischen Witzes gegen die Aufklärung führten, war wohl kein Vorstoß so nachhaltig siegreich gewesen wie Schleiermachers Reden, die er an die Gebildeten unter den Verächtern der Religion richtete und in denen er sie in ihrer eigenen Sprache widerlegte. Denn jedes dieser Worte, das von lebendiger Religion erfüllt war, anerkannte das Recht der Wissenschaft, und eben, daß ein so scharfer Geist wie Schleiermacher, der von den Wissenschaften herkam, sich mit Stolz als Verkündiger der Religion bekannte, das tat die unbeschreibliche Wirkung. „Als Luther auftrat," so schildert Wilhelm Dilthey die Sendung Schleiermachers, dieses größten Theologen nach Luther, „besaß Deutschland noch keine selbständige geistige Kultur. An Tiefe des religiösen Charakters, an Versenkung in die geschichtliche Macht der Religion war der Reformator der deutschen Kirche Schleiermacher unvergleichlich überlegen. Aber das Verhältnis der Religion zu den Mächten der geistigen Kultur lag noch nicht im Horizonte seiner Zeit. Dies Verhältnis erfüllte die folgenden Jahrhunderte mit leidenschaftlichen Kämpfen, mit einem tiefen inneren Zwiespalt der religiösen Gemüter. In Schleiermacher trat, als unsere geistige Kultur ihren Höhepunkt erreicht

hatte, eine religiöse Natur großen Stils hervor, erfüllt von allen Ergebnissen der neuen Bildung, und stellte sich vermöge einer inneren Notwendigkeit die Aufgabe, diese Bildung mit der Religion zu versöhnen." Dies konnte nur dadurch geschehen, daß Schleiermacher das Historische der Religion und ihre ethische Tendenz, die, mit Berufung auf den Willen Gottes, die menschlichen Leidenschaften bändigt, durchaus zurücktreten, ja verschwinden läßt hinter eine ganz vergeistigte Interpretation ihres Wesens. Er geht vom Handeln des Universums aus. Dadurch, daß uns das Gefühl der Abhängigkeit vom Universum erfüllt, entsteht Religion. So ist Religion Gefühl und Anschauung des Universums, Empfindung und Geschmack für das Unendliche, ein Bewußtwerden vom geräuschlosen Verschwinden unseres ganzen Daseins im Unermeßlichen. Das Handeln des Universums auf uns entzieht sich der wissenschaftlichen Erkenntnis durch Begriffe. Aber wie Schleiermacher als Denker Kants kritischen Standpunkt gegen Kant selber geltend macht, indem er hervorhebt, daß dieser Standpunkt von einer außerweltlichen Ursache der Welt nichts weiß, so nimmt er dem Problem der Religion gegenüber dieselbe epochemachende kritische Stellung ein wie Kant gegenüber dem der Erkenntnis, indem er die positiven Religionen mit ihren Dogmen, ihrem Kultus und ihren kirchlichen Gemeinschaften aus den Bedingungen des menschlichen Gemütes erklärt. Das Gemüt begreift Gott als die notwendige Voraussetzung des Denkens und Wollens, als den transzendentalen Grund der Welt, und so ist uns Gott im Gefühl allein unmittelbar gegeben, wir wissen nur um das Sein Gottes in uns und in den Dingen, nicht außer den Dingen und an sich. Es kann hier im einzelnen nicht ausgeführt werden, wie nun Schleiermacher dazu gelangt, daß das Christentum diejenige Religion ist, die alle Regungen der erhöhten und geheiligten Menschlichkeit umspannt. Haben wir jedoch gesehen, wie er den religiösen Standpunkt von dem der Vernunfterkenntnis scheidet, so bleibt uns noch übrig, wie er die Begriffe Religion und Sittlichkeit sondert. Wohl kann man nach seiner Meinung ohne Religion weder wahrhaft wissenschaftlich noch wahrhaft sittlich sein, aber die Sittlichkeit kann sich ebensowenig wie die Wissenschaft zur An-

schauung des Universums erheben. Religion ist etwas anderes als Sittenlehre, sie ist nicht Stütze und Krücke, nicht Trost und glänzende Aussicht für Schwache, nicht „Recht und Ordnung". Man soll deshalb auch nichts tun aus Religion, sondern alles nur mit Religion. Die Religion soll wie eine heilige Musik alle unsere Handlungen begleiten und die einfache Melodie unseres Lebens zur volltönigen Harmonie erweitern. Nicht derjenige, welcher an eine heilige Schrift glaubt, hat Religion, sondern wer ihrer am leichtesten entbehren könnte, weil er die Religion unmittelbar und lebendig versteht. Wohl enthält jede Religion vieles, was nur Mythos und nur Sittenlehre ist, aber die Frömmigkeit des religiösen Menschen, das Göttliche in seinem Gefühl, ist besser als sein Begriff. Wenn Schleiermacher Religion und Sittlichkeit scheidet, so betont er doch gerade um so mehr die Notwendigkeit ihrer Wechselwirkung. Wie ihm der religiöse Standpunkt mit dem der Anschauung des Universums zusammenfällt, so ist für ihn der sittliche Standpunkt gleich dem der Selbstanschauung. Nur indem ich mich selber anschaue, lerne ich die volle Anschauung des Universums, und nur vom Universum aus erhält mein Selbst seinen wahren Wert. Diese beiden Funktionen, die sich zu widerstreiten scheinen, da die religiöse ein willenloses und reflexionsloses Unterordnen des Individuums unter die schlechthinige Abhängigkeit, die sittliche aber ein bewußtes Erkennen und Gestalten des Ich bedeutet, schließen den rätselhaften Punkt in sich, wo Unendliches und Individuum zugleich eins sind und sich scheiden, wo aber gerade die menschliche Individualität entspringt, eben durch einen Vermählungsakt des Unendlichen und Endlichen, durch dies „unbegreifliche Faktum" jenseits der Begriffswelt. In Schleiermachers religiöser Auffassung ist das Spinozistische offenbar, so vor allem auch darin, daß ihm die Ewigkeit nicht anfangs- und endlose Dauer, die Unendlichkeit nicht äußere Grenzenlosigkeit ist, da der Mensch im einzelnen Augenblick ewig und im Endlichen unendlich zu sein vermag. Aber die Individualität ist ihm nicht bloße Determination des Unendlichen, sie ist ihm vielmehr Spiegel und Ausdruck des Unendlichen. Darum gipfelt seine sittliche Anschauung in dem Recht und der Pflicht der Eigentüm-

lichkeit, in der Aufgabe, sich selbst zu bilden, in dem Satze, daß Erkennen und Begehren nicht Zwei, sondern Eins in mir sein soll. Von hier aus stürzt er Kants und Fichtes rigoristische Ethik und ihre Pflichtbegriffe, die für jeden Menschen ein und dasselbe Sittengesetz geltend machen wollen. Schleiermacher kennt das nicht mehr, was man Gewissen nennt; ihm ist die Selbstbetrachtung das Gewissen des freien Menschen. Jeder Mensch ist ein Kompendium der Menschheit, jeder stellt die Menschheit auf seine Weise dar, jeder auf eine andere. Ich muß immer mehr das werden, was ich bin. So wird die Sittlichkeit eine notwendige und freudige Tätigkeit, nicht ein Hemmendes, sondern ein Gestaltendes. Sie vernichtet und leugnet nicht die niederen Zwecke, sondern schafft ihren harmonischen Ausgleich mit den höheren, sie unterdrückt nicht das Triebleben, sondern ethisiert es, indem sie Sinnlichkeit und Phantasie verklärt und adelt und alle Regungen zu Elementen des vollendet Menschlichen emporläutert. Die Welt sei eine freie Harmonie selbständig entwickelter Individualitäten.

3

Als Eichendorff gegen Ende seines Lebens die Universität Halle schilderte, nannte er Schleiermacher einen merkwürdig komponierten Geist, der seiner ursprünglichen stachligen Anlage nach zum Antipoden der Romantik geeignet schien und doch wacker zu ihr hielt und auf demselben platonischen Wege der Theologie, die damals zum Teil in toten Formeln, zum Teil in fader Erfahrungsseelenlehre sich erging, wieder Gebiet eroberte vermöge einer Art von geharnischtem Pietismus, der mit scharfer Dialektik alle Sentimentalität männlich zurückwies. „An der Spitze der Romantiker stand Steffens“, — so schreibt er von diesem. „Jung, schlank, von edler Gesichtsbildung und feurigem Auge, in begeisterter Rede kühn und wunderbar mit der ihm noch fremden Sprache ringend, so war seine Persönlichkeit selbst schon eine romantische Erscheinung und zum Führer einer begeisterungsfähigen Jugend vorzüglich geeignet. Sein freier Vortrag hatte durchaus etwas Hinreißendes durch die dichterische Improvisation, womit er

in allen Erscheinungen des Lebens die verhüllte Poesie mehr divinierte, als wirklich nachwies." Sodann hebt er Wolfs Verlebendigung des Altertums hervor, seine geniale Humoristik und seinen schneidenden Witz, mit dem der stets Streitlustige gegen den Philologen Schütz und andere, welche die Alten noch immer mumienhaft einzubalsamieren fortfuhren, fast in dramatischer Weise beständig zu Felde gelegen habe. Überhaupt schildert Eichendorff das ganze geistige Leben der Universität, die nicht nur die anregendste, sondern auch die besuchteste unter den deutschen Hochschulen war, als einen Kampf des neuen beweglichen Freikorps gegen die durchaus noch tonangebenden Halbinvaliden, die den schweren Proviantwagen der Brotwissenschaft in dem hergebrachten Gleise eines hölzernen Schematismus fuhren, die halbverkommenen Kantianer, die Aufklärungstheologen, die Stockjuristen, die einen Vernunftstaat, eine Vernunftreligion, eine Vernunftpoesie lehrten und den Troß der Bettelstudenten, die nur auf Brot studierten, in ihre Familien zogen, zumal wenn sie heiratslustige Töchter hatten. Wie sehr oder wie wenig diese späteren Ansichten mit den Gegenwartseindrücken übereinstimmen, läßt sich auch durch Vergleichung des Tagebuches nicht nachweisen, da dieses natürlicherweise hauptsächlich ein Diarium der Jugendlust und der Tatsachen des Augenblicks ist, wie es denn Schleiermacher überhaupt nicht nennt und nur Wolf und Steffens gelegentlich mit Nachdruck erwähnt. Jedenfalls aber legte Halle den eigentlichen Grund zu Eichendorffs geistiger Entwicklung. Es konnte und sollte sich für uns nicht darum handeln, dem im einzelnen nachzugehen, sondern vielmehr darum, die Atmosphäre zu schildern, die den siebzehnjährigen werdenden Dichter umgab, mit besonderer Betonung dessen, wodurch seine Gesamtpersönlichkeit in ihrer Eigenart bedingt oder wenigstens begünstigt wurde. Es mag noch hervorgehoben werden, daß er kein Schüler von Steffens oder Schleiermacher war. Aber in Halle ging, wie Börne sagt, die Lehre wie das Gelernte rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand.

Kurz nach ihrer Ankunft trugen Wilhelm und Joseph ihr Empfehlungsschreiben vom Grafen Haugwitz zum Geheimen Rat Professor Wolf. „Doch die Art, wie Wolf uns empfing, sprach

bald das Joviale und Boshaft=Satirische des Charakters dieses Mannes aus. Wer ist denn dieser Haugwitz, sagte er, ist das etwa der, der auch manchmal in Journalen lateinische Verse übersetzt? Ach! ja, ich erinnere mich, er schrieb, als er noch hier studierte, meine Hefte immer am reinlichsten ab." Das waren die einzigen Folgen des Empfehlungsschreibens, während sie ihr schlesischer Landsmann und früherer Breslauer Lehrer, Professor Kayßler, mit großer Liberalität aufnahm und ihren Besuch gleich am nächsten Tage erwiderte.

Eichendorffs Studiengang zielte zunächst auf Befriedigung seines allgemeinen Bildungsdurstes ab. Er belegte philosophische und philologische Kollegien und wurde namentlich ein besonders fleißiger Hörer Wolfs. Dieses seit Breslau rege Interesse für die Antike pflegte er auch im zweiten Semester weiter, zugleich aber wendet er sich dem juristischen Studium zu, das dann im dritten Halbjahr zusammen mit einem Kolleg über Bergbau und Hütten=kunde und mit französischem und englischem Unterricht die Philo=sophie ganz verdrängt.

Der einzige wahrhaft fesselnde Lehrer, Wolf, war im Äußer=lichen seiner Pflichterfüllung nicht frei von einer ziemlich großen genialischen Willkür. Es kommt ihm nicht darauf an, seine Vor=lesungen ausfallen zu lassen, um mit Goethe eine Reise zu machen, später schiebt er dann Extrastunden ein, „um seine häufigen Faul=heitslücken wieder zu ergänzen", am Ende eines Semesters schließt er seine Vorträge mit einer „flüchtigen Handreverenz", ja, einmal vergißt er gar, zum Kolleg zu kommen. Die Studenten warten eine Viertelstunde, dann drücken sie ihren Unwillen durch Trampeln, Pfeifen und Pochen aus und stürzen schließlich mit lautem Gebrüll auf die Straße zum Hause Wolfs, der aus dem Fenster versichert, die Uhr überhört zu haben, und die Herren bittet, zurückzukehren, damit er wenigstens noch die halbe Stunde lesen könne, was denn auch mit Händeklatschen angenommen wird.

Als der berühmte Phrenolog und Anatom Franz Joseph Gall auf seinen Reisen durch Deutschland in Halle eine Anzahl Vor=lesungen über seine Schädellehre hielt, kauften sich auch die Eichen=dorffs Eintrittskarten. Fast mehr noch als die Vorträge aber inter=

essierte es sie, hier den „unsterblichen G o e t h e" mit eigenen Augen zu sehen. „Se. Exzellenz der Herr von Goethe, welcher diesen Sommer das Bad in Lauchstädt genoß, logierte nämlich, solange die Vorlesungen des Galls währten, hier beim Professor Wolf und besuchte täglich das Schädelkollegium, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, die Physiognomie dieses großen Mannes und die Art seines Umganges, die wir jedesmal nach geendigter Vorlesung auch beobachten konnten, unserer Seele einzuprägen." Später trat Steffens in drei Vorlesungen öffentlich als Widerleger Galls auf und riß, wie Eichendorff sagt, durch lebendige lodernde Kraft seines Enthusiasmus jeden seiner Zuhörer hin.

Ihre Muße benützten die Brüder zu Streifzügen mit ihren Freunden, die sie zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen, oft unter Abenteuern, bis in die benachbarten Städte ausdehnten. Im Merseburger Theater konnten sie sich infolge des Respektes, den selbst dort die Haller Studenten genossen, ungehindert die Garderobe und die Bühne ansehen. In Leipzig entzückten sie sich an Ifflands unübertrefflichem Spiel in einer komischen Rolle und als Franz Moor und bedauerten die Armseligkeit der dortigen Studenten, „deren akademische Freiheit, uneingedenk ihrer eigenen Kraft, in dem Meere von Schwengeln und anderen Philistern versank". In Halles nächster Umgebung lockten die ländlichen Kaffeehäuser, mehr aber noch der romantische Gibichenstein mit seiner Burgruine, von wo sich der gefangene Landgraf Ludwig von Thüringen der Sage nach mit einem Sprung in die Saale gerettet hat. In dieser verödeten Einsamkeit schwärmte Joseph, der sich damals in Goethes, Tiecks und Novalis' Dichtungen versenkte, viel umher und las „Sternbalds Wanderungen". Dort lag der mystische Garten von Reichardt, dem Verwandten Tiecks und Freunde Goethes, von dessen schönen Töchtern die eine Goethische Lieder komponierte, die andere Steffens' Braut war. In lauen Sommernächten schallten aus den geheimnisvollen Bosketts, wie von einer unnahbaren Zauberinsel, Gesang und Gitarrenklänge herüber; und ein junger Poet konnte am Gittertor oder auf der Mauer zwischen blühenden Zweigen künftige Romane träumen.

Nirgendwo jedoch trat der Geist der Kunst, Zeitkultur, Gesell-

schaft und Jugend so sinnlich-anschaubar ins Leben wie in dem anderthalb Meilen entfernten Lauchstädt, dem kleinen Modebad, dessen kurze Blütezeit mit derjenigen der Universität Halle und der Musenstadt Weimar zusammenfiel und das dadurch zum unsterblichen Schauplatz eines der wichtigsten Kapitel der deutschen Theatergeschichte wurde. Wer in zweistündiger Wanderung von Merseburg her auf ebener, staubiger Landstraße das Örtchen erreicht, hat in fünf Minuten Gasse und Marktplatz mit den Wirtshausschildern und nach weiteren fünf Minuten den Park mit seinem kleinen Weiher, seinen paar Zopfstilbauten und seinen alten Linden und Kastanien hinter sich und steht dann wieder auf freiem Felde, durch das die staubige Straße weiterzieht. Seit im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts der kurfürstlich sächsische Hof, durch die harmlose Mineralquelle angelockt, mit Militärkommando, Dienertroß und Beichtvätern seine Residenz mehrere Male nach Lauchstädt verlegte, begann die Glanzperiode des kleinen Schwefelbades, das nun der sächsische Adel der Umgegend, die ersten Leipziger Gelehrten- und Kaufmannsfamilien, wohlhabende Beamte und sonstige reiche Bürger aus Weimar, Halle und Merseburg besuchten. Auch literarische Größen wie Gellert, Gottsched und Gleim versammelten hier ihre Zirkel um sich, und Schiller bekannte in Lauchstädt der Frau Karoline von Wolzogen, der Schwester seiner späteren Braut und Gattin, seine Liebe zu Lotte. Unter den Kurgästen wurden aufs strengste Standesunterschiede und Etikette gewahrt, bei Tische saßen die Exzellenzen obenan, dann folgten die Grafen, die Barone bis hinunter zu den Bürgerlichen. Aber ein gemeinsames Element vereinigte gegen Ende des Jahrhunderts die gesellschaftlichen Gegensätze: das Theater. Goethe als Direktor des neuen Weimarer Hoftheaters siedelte mit seiner Truppe in den Sommermonaten nach Lauchstädt über und spielte hier zunächst jahrelang in einer Bretterbude, wo es in Bühne, Garderobe und Zuschauerraum hineinregnete, bis es ihm schließlich gelang, mit Genehmigung des sächsischen Kurfürsten und auf Kosten der weimarischen Regierung ein neues, luftig-leichtes und angenehmes Haus zu bauen. Er eröffnete es mit einem von ihm geschriebenen Vorspiel, auf das Mozarts Titus folgte, und heute lebt in dem verlassenen Neste noch wie eine Mythe

das Gedächtnis daran, daß der Schöpfer des Faust eigens für die Lauchstädter ein Stück gedichtet hat.

Die größte Anziehungskraft übte diese Bühne auf die Haller Studenten aus, zumal in Halle selbst der Pietismus kein Theater aufkommen ließ. Sie nannten die ganzen Sommermonate die „Lauchstädter Zeit", denn sie siedelten zum Teil ganz nach dort über, ohne sich um ihre Kollegien zu kümmern, und ließen sich von den Badewirten den Geldbeutel schröpfen. Die anderen aber warteten auf die Komödienzettel, die, wie Eichendorff erzählt, des Morgens schon, gleich Götterboten, nach Halle hinüberkamen und, wie später etwa die politischen Zeitungen und Kriegsbulletins, beim „Kuchenprofessor" eifrigst studiert wurden. Dann begann eine wahre Völkerwanderung zu Pferde, zu Fuß und in Einspännern, die Unbemittelten ließen sich von den Wohlhabenderen unterstützen, denn man betrachtete die Sache mit Recht als eine Nationalangelegenheit. Der unübersehbare Zug dehnte sich in einer Kette zwischen Halle und Lauchstädt, denn von den etwa 1300 Studenten wollte womöglich keiner zurückbleiben.

Durch den kleinen Park wogte buntes Leben. In der Kastanienallee promenierten, solange das Rokoko währte, geschminkte, sich fächernde Damen in Reifröcken und Hackenschuhen, gepuderte Herren mit Spitzenkragen und Spitzenmanschetten, in Uniformen oder mit goldenem Knopf. Man vergnügte sich im Assembleehause am Billard oder beim italienischen Pavillon am Spieltisch, man saß im Salon vor den ausgewähltesten Speisen und der unübersehbaren Weintabelle oder drängte sich um die zahllosen Budiken, wo allerhand Waren, Limonade, Konfekt und sonstige Erfrischungen feilgeboten wurden, um die Eisbude und die Konditoreien. Schauspielergesichter tauchten auf, und am Nachmittag kamen die Studenten in ihren gewaltigen Stiefeln und großen Zweimastern mit ungeheuern Kokarden. Soweit sie nicht das Glück hatten, mit den Patriziertöchtern karessieren zu können, reizten sie die vornehme Gesellschaft, indem sie sich, knasterrauchend, brüllend und mit der Hetzpeitsche knallend, Arm in Arm durchs Gedränge schoben. Endlich verkündigte ein Trompetenstoß den Beginn der Vorstellung. Die Kammerherren und Regierungsräte, die Offiziere und Guts-

besitzer, die Professoren und Bürger, die alten und jungen Damen — alles drängte ins Theater, wo die Studenten das Parterre einnahmen. Hier fühlten sie sich so absolut als die Herren, daß sie einmal, bei Erhöhung der Preise, den Eintritt mit Gewalt erzwangen und durch ein Kavalleriekommando zur Raison gebracht werden mußten. Sie nahmen ein unbegrenztes Recht der Meinungsäußerung für sich in Anspruch, tobten, wenn das Spiel zu spät begann, warfen Kirschkerne auf die Schauspieler, die ihnen mißfielen, und bekundeten ebenso stürmisch ihre Begeisterung. Bei den „Räubern" sangen sie die Lieder mit, ergänzten sie durch andere oder ersetzten gar den Streit zwischen Schweizer und Spiegelberg durch eine regelrechte Paukerei auf der Bühne.

So viel Ärgernis sie oft bei Künstlern und Publikum erregen mochten — Goethe hatte im allgemeinen seine Freude an den „leidenschaftlich fordernden Jünglingen" und soll sogar einmal einen Rüpel, der eine Dame im Vorübergehen beiseite stieß, humorvoll eine „große Natur" genannt haben. Waren doch unter ihnen zweifellos die dankbarsten und verständnisvollsten Genießer dessen, was er als reife Frucht von seiner und Schillers gemeinschaftlichen dramaturgischen Tätigkeit in Lauchstädt bot. Es waren keine neu eingelernten Stücke, die er spielen ließ, aber das Repertoire, das seine Truppe beherrschte, war für das Lauchstädter Publikum meist neu, und die Schauspieler füllten es mit frischer Begeisterung, denn sie bildeten ja den Hauptanziehungspunkt für die Badegäste, und so kehrten sie jedesmal mit gestärkter Kraft und erhöhtem Selbstbewußtsein nach Weimar zurück. Unter ihnen befanden sich keine besonders überragenden Talente, aber eben das erklärt Eichendorff für das Geheimnis ihres künstlerischen Zusammenspiels. Der „höhere Aufschwung der waltenden Intentionen", so sagt er, „hob alle gleichmäßig über das Gewöhnliche und schloß das Gemeine oder Mittelmäßige von selbst aus; jeder hatte ein intimeres Verständnis seiner Kunst und seiner jedesmaligen Aufgabe und ging daher mit Lust und Begeisterung ans Werk." So erhob Goethe durch das Stilgefühl des großen Regisseurs selbst diese Bühne, die doch nur ein bescheidenes Abbild seiner Weimarer Theaterschöpfung war, zu einer höheren Kunstanstalt, die seine und Schil-

lers Stücke, Dramen Shakespeares und Calderons, die Werke der Romantiker und, mit Hilfe Wolfs, selbst antike Dramen vermittelte.

Joseph spricht von „göttlichen Genüssen" in Lauchstädt und bezeichnet seine Eindrücke als „durchaus herrlich" und „unbeschreiblich schön". Besonders entzückte ihn das Spiel einer Madame Wolf in der „Natürlichen Tochter" und in „Egmont". „Klärchens Erscheinung als Freiheit durch Rosenwolken und Regenbogen war wahrhaft himmlisch." Um nach Lauchstädt zu kommen, scheuten sie kein Opfer. Sie langten einmal zu Fuße halb ohnmächtig dort an und blieben ein andermal im Kote stecken, so daß sie umkehren und sich Wagen mieten mußten. Joseph beteiligte sich bei aller Begeisterung an den Streichen im Theater, so an dem ostentativen Abklopfen der Sitze mit dem Schnupftuch, und äugelte mit einem schönen kleinen roten Visavis. Er erblickte Goethe in seiner Loge, wie einen olympischen Gott, der unter die Sterblichen gegangen ist. Und nach den Vorstellungen fühlten er und seine Kameraden sich, gleich all den andern Studenten, als die wahren Musensöhne, wenn sie rauchend bei Eckerlein unter den Linden saßen und voll von ihren Eindrücken durch die Sommernacht heimkutschierten.

4

Im September 1805 machten sie, begleitet von ihrem Diener Schöpp, eine siebzehntägige Ferienreise nach **Hamburg**, die erste größere Reise ihres Lebens, deren anschauliche Schilderung den weitaus umfangreichsten Teil des Haller Tagebuches bildet.

Mit Extrapost fuhren sie über Eisleben und Mansfeld nach Ballenstädt. Hier hängten sie ihre grünen Reisetaschen um und schnallten die Mäntel über den Rücken, um zu Fuß durch den Harz zu marschieren. Schöpp wanderte nach Blankenburg voraus, die Brüder aber mieteten zwei Führerinnen, die sie über den Mägdesprung zur Drahtmühle leiten sollten. Den Mägdesprung erkletterten sie und blickten in das schwarze Selketal hinab, dessen grause Stille durch das monotone Rauschen des Wassers noch fürchterlicher erschien. Von dort ging es schon bei anbrechender Dämmerung über den fürchterlichen Koloß der Teufelsmühle. Auf einer Wiese belauschten sie eine Herde

grasender Rehe. Dann wanderten sie durch dunklen Eichenwald, durch dessen Gipfel der Mond schon blickte, als plötzlich ein großer wilder Eber, eine Bache und mehrere Frischlinge schnaubend und mit blitzenden Augen auf sie losbrachen. Die Führerinnen flohen mit Angstgeschrei, Wilhelm hinterdrein, und die Schweine beschlossen verfolgend die Suite. Joseph rettete sich auf einen hohen Baumsturz, bis die „Waldfamilie das inhumane Projekt aufgab, sie einzuholen". Aber die Führerinnen mußten gestehen, sich gänzlich verirrt zu haben, so suchten sie sich einen Pfad durchs Dickicht, an Lubowitz denkend, und hofften vergeblich den Hammerschlag der Drahtmühle durch die stille Nacht zu erlauschen. Endlich fanden sie eine einsame Waldschenke, hinter deren Fenstern sie aber lauter wilde bärtige Männer erblickten, und liefen deshalb weiter bis zum nächsten Dorfe.

Am folgenden Tage erstiegen sie die Roßtrappe, wo sie nach der einen Seite die uralten Häupter ewiger Felsen und einen Hintergrund von furchtbaren Höhen dunklen Schwarzwaldes hatten, während von der andern Seite die liebliche Jugend bunter unendlicher Täler herauflachte. Der tiefe Abgrund vor ihnen war von Wasserfällen durchbraust, und Schmetterlinge schwebten über der Tiefe wie flatternde Silberflocken, wie Sternchen in tiefer Nacht. Als sie am Fuße des Brockens anlangten, brachten sie dem Berg ein Vivat, und auf der Weiterwanderung genoß Joseph in einem Tale „ein romantisches ängstliches Zurückbleiben". Die Brockenbesteigung führte sie durch einen ungeheuren Windbruch in schauerlichen Waldgegenden, über schöne Blumenwiesen und an den Ilsequellen vorüber. Herden weideten mit ihrem Glockengeläute, auf wilden Felshöhen klommen einsame Jäger, Gebirgsmädchen kletterten und klaubten Waldbeeren, oft blieben sie stehen und schauten in die schwarzen Waldtäler, zwischen denen sich manchmal plötzlich eine unbeschränkte Aussicht in ganze Länder eröffnete. Auf dem öden Gipfel gerieten sie in fliehende Wolken, durch deren Riß die wunderbaren Melodien einer Schalmei klagend und herzergreifend wie aus fernen fremden Welten herübertönten, gemischt mit dem Geläute einer Herde, die zwischen den Wolken durch die furchtbare Wildnis kletterte.

Den Abstieg machten sie mit drei halberstädtischen Kaufleuten, an deren Unterhaltung sie sich erheiterten, wie denn überhaupt die jungen weltgewandten Barone auf der ganzen Reise gern und oft interessante Bekanntschaften suchten und fanden. Vor Wolfenbüttel ruhten sie öfter an der offenen Landstraße, aber in der Stadt angekommen, legten sie ihre „staubige Handwerksburschen-Attitüde" ab, die in dem vornehmen Gasthof, wo sie einkehrten, unliebsames Staunen erregt hatte, und karriolten in prächtiger Extrapost nach Braunschweig, mit vornehmer Reisemiene die Fußgänger lorgnettierend. Die Lüneburger Heide, durch die sie ihre Reise fortsetzten, erschien Joseph als die „merkalste Reichsprose Deutschlands", als „lungensüchtige Steppe". Die Weiterfahrt bis Harburg machten sie zusammen mit einem englischen Kaufmann, der in Amerika, Ostindien und Spanien gewesen war und mit dem sie eine lebhafte französische Konversation pflogen. In Harburg sahen sie französische Schildwachen mit runden Hüten, zerrissenen Strümpfen und Schuhen, „kurz mit allen Reizen der Mannigfaltigkeit angetan".

Dann fuhren sie klopfenden Herzens und aller Robinsonträume ihrer Kindheit eingedenk, im Paketboot nach Hamburg hinüber, in dies tosende Chaos, in die steinerne Feenwelt mit ihren Seepalästen und Türmen und ihrem Wald von tausend und abertausend Masten. Bei jeder Sehenswürdigkeit der Stadt verdoppelten sie ihren Genuß, indem sie an ihren Vater dachten, der dies auch alles gesehen, und Joseph schrieb einen Brief nach Lubowitz. Eine genauere Besichtigung des Hafens geschah auf dem kleinen Boot eines alten Matrosen, der ihnen von Ostindien erzählte und ihnen von jedem Schiffe sagte, aus welchem Lande es zurückgekehrt sei; dazu tönte der wild-feierliche Gesang der Matrosen.

In einer Lohnkutsche fuhren sie bis Lübeck und kamen durch Wandsbeck, das wie ein einziger Garten dalag. „Hier wohnt der Dichter Claudius, mit dem wir uns in einer Entfernung von 120 Meilen so oft, so traulich unterhalten hatten, der uns so manche selige Stunde schuf. Wir freuten uns, uns in der Nähe dieses alten Freundes zu befinden." In Lübeck vermißten sie das „ächtwienerische Wohlleben Hamburgs", aber sie wurden beim Essen sehr vornehm von einem Mohren bedient und rauchten einige

Stangen Cigaro, „da es der hiesige Ton nicht nur erlaubt, sondern sogar erfordert, bei Tische zu rauchen“. Wie in Blankenburg so fesselte sie auch hier die mittelalterliche Kunst, der berühmte Totentanz im alten gotischen Rathaus. Von dieser Stadt, die „das majestätische düstere Gepräge der Vorzeit“ trug, fuhren sie dann nach Travemünde, das die Krone und den höchsten Gipfel ihrer Reise bildete. Sie sahen mit gespanntester Erwartung dem Meere entgegen, bis plötzlich das ungeheure Ganze, „die unermeßlichen und unabsehbaren grausigen Fluten“, vor ihnen lag und sie so fürchterlich überraschte, daß sie im Innersten erschraken. Sie ließen sich anderthalb Meilen in die offene See hinausschiffen, wo sie in nie gefühltem Schauer oft ihre Augen von dem herrlichen Schauspiel abwenden mußten. Die reizende Küste entzückte sie mit ihrem bunten Gemische des niedlichen Ortes, der herrlichen Gärten und ihrer Lusthäuser, des schön erbauten Seebads und des Leuchtturms. Mit dem Eifer der „Landratte“ studierten sie die Seepolypen und Meersterne, den Leuchtturm und die Badekarren, und wie Joseph diese letzteren Einrichtungen ausführlich schildert, so hat er auch hier wieder ein Auge für Militär und Uniform, indem er die grüne Tracht und das lange Seitenmesser eines russischen Seeoffiziers hervorhebt. „Travemünde allein mit seinen Herrlichkeiten war der ganzen Reise wert, und ewig wird der Anblick des Meeres meiner Seele vorschweben.“

Nun traten sie die Rückreise nach Halle an, die schnell und ohne besonderen Aufenthalt zurückgelegt wurde. Die heidekrautbewachsenen Sandebenen der Mark berührten sie als Jämmerlichkeitsgeberden — Zerbinos Land der Aufklärung, wo sie mit Schadenfreude des Goethischen Spottgedichtes von den Musen und Grazien gedachten. Unterwegs hatten sie allerhand kleine Intermezzi, Händel und derbe Wortwechsel, nahmen gelegentlich unter Fuhrleuten ein kräftiges Mahl ein und zogen mit einem alten politischen Kannegießer das Wohl und Wehe der europäischen Staaten zu Rate, bis sie am 27. September endlich wieder im „freien Halle“ anlangten.

Sie zogen nach dieser Reise für die zwei Semester, die sie noch in Halle blieben, in ein neues Quartier, in das Gasthaus zu den drei Königen an der kleinen Ulrichsstraße, in dem auch andere

Kameraden wohnten. Die „dreikönigliche Hausburschenschaft", wie sich die ganze Korona nannte, führte ein lustiges Leben, bei welchem Scherz und studentischer Mutwillen niemals ausgingen. Daneben stiegen die Bälle, Kommersche und sonstigen Kneipereien der Landsmannschaft gleich den Lauchstädter Fahrten zur eigentlichen Hochflut an, und für die studentische Ehre scheint Joseph damals ein Duell ausgefochten zu haben. Aber es wurde doch wenigstens einen Monat lang um halb fünf Uhr täglich aufgestanden zu fleißiger Arbeit, und mit denjenigen ihrer Landsleute, die sie schon von Breslauer Gymnasium her kannten, mit Thiel, Klein und Forche, gab es auch Stunden der Einkehr und der Pflege ernster Bedürfnisse. Freund Forche veranstaltete sogar auf dem Ratskeller einmal ein öffentliches Klavierkonzert. Diese stilleren Stunden der Freundschaft und des Traumes galten dem Gibichenstein. Im dortigen Kirschgarten verweilte Joseph öfter mit Wilhelm und einer kleinen Blondine, ein andermal lagerten die Brüder dem Felsentale gegenüber an Reichardts Garten unter romantischen Erinnerungsblicken nach Schloß Tost, und einen schönen Abend verbrachten sie mit den Freunden auf dem geliebten Berge, während aus dem Tale in den Ruderschlag eines Kahnes die Töne einer Klarinette klangen.

Am 1. August 1806 traten sie dann die längstersehnte Ferienreise nach Schlesien an. Schon vor drei Uhr morgens erhob sich die gesamte dreikönigliche Hausburschenschaft und begleitete die beiden Barone mit Sang und Klang über den noch schlummernden Markt. Bis zum Galgtor verfolgten sie die Abschiedsblicke der schönen (?) Galathee, die im Nachthabit ans Fenster fuhr. Endlich hatten sie das „falsche Halle" im Rücken, „und aus vollem Herzen froh atmend streckten sie sich dem frischen Morgen voll blümiger Hoffnungen und Erwartungen entgegen". Es war ein Abschied mit der Aussicht auf Wiedersehen im nächsten Semester gewesen, daher auch das feierliche Scheidungskomitat gefehlt hatte. Aber die weltgeschichtlichen Ereignisse, die bald hereinbrachen, sollten die Rückkehr nach Halle vereiteln.



Viertes Kapitel

Lubowitzer Jubelperiode

1

Nachdem die Brüder Eichendorff von ihren traurigen Freunden herzlichen Abschied genommen und dabei der Freiheit Halles ein Vivat gebracht hatten, mit etwas Pereat für die Philister vermischt, zündeten sie ihre Pfeifen an und bestiegen in Gesellschaft Forches, der sie wieder in die Heimat begleitete, den Postwagen, darin der Diener Schöpp ihnen nachgefahren war. Als sie sich nach kurzem Aufenthalt in Leipzig und Dresden am vierten Tage Breslau näherten, sahen sie ein paar Gestalten auf der Landstraße ihnen entgegenkommen, ihr Herz klopfte unter einer heimlichen Vermutung, und plötzlich lagen sie in den Armen der Mama und des Herrn Heinke. In Gesellschaft der Mutter blieben sie einige Tage in der altvertrauten schlesischen Hauptstadt, wo sie natürlich das Theater und ihre Gönner, den Weihbischof von Schimonsky und den Professor Rochowsky, besuchten, und setzten dann ihre Reise fort, nicht ohne einen ergötzlichen Zwischenfall, da zu Krappitz auf dem Markte vor Forches Hieberkuppel und dem großen

Sturmschiff seines Hutes die Hauptwache ins Gewehr trat. Im selben Orte erwartete sie Vorspann aus Lubowitz.

Es war schlechtes Wetter, wie sie dem Schlosse näher und näher kamen, der Annaberg grüßte zur Linken aus trüben Nebeln, aber das innerliche Feuer der Wiedersehensfreude konnte der Himmel, der zu regnen anfing, nicht löschen. Schon hielten sie längst Ausschau, ob sie den geliebten Vater nicht erblicken würden, und als sie abgestiegen waren, um bergauf zu Fuß zu gehen, sahen sie nach halbem Wege auf dem Gipfel die weißen Pferde, der Papa kam ihnen entgegen, und atemlos liefen sie in seine Arme. Daheim aber wurden indes Zurichtungen zum Willkomm getroffen, wie sie Eichendorff noch in einer seiner späteren Prosadichtungen „Dichter und ihre Gesellen" bei der Rückkehr des Studenten Otto schildert, wo durch ein Perspektiv die Gegend gemustert und eine Lunte ergriffen wird, als endlich zwischen den Kornfeldern des Tales der Erwartete auftaucht und eine Maskerade sich zur Begrüßungsrede bereit hält. Denn während die Brüder mit dem Papa auf der Wurst dem Slawikauer Walde zufuhren, fiel ein Schuß, und noch einer, und dann eine Kanonensalve, daß die Pferde scheu wurden und die Studenten vom Wagen sprangen. Joseph und Forche schnallten die Hieber um und zogen vom Leder. Der befreundete Artilleriehauptmann dieses Geschützfeuers ward sichtbar, salutierte feierlich, und sie dankten ihm mit gesenkten Degen. Da tat sich mit einem Male die weite herrliche Ebene mit der Oder und den begrenzenden Karpathen ihren Blicken auf, jenseits erhoben sich die blauen alten Wälder, und vor ihnen lag das väterliche Schloß. Ein Kavallerieleutnant aus ihrer Bekanntschaft sprengte zum Empfange heran, von allen Wällen der Feste Lubowitz spieen die Bombenkesselschlünde ununterbrochenen Kanonendonner, Pauken und Trompeten schmetterten, und die ganze Dorfgemeinde sah dem Spektakel zu. Endlich konnten sie dem geliebten Kaplan, dem Kommandeur der ganzen Kanonade, um den Hals fallen, der Nachbarspächter Adametz, durch das Knallen herbeigelockt, kam übers Feld gesprungen, alle Anwesenden erhoben ein Freudengeschrei, dort aber, wo die Wege nach Ratibor und Slawikau sich kreuzten, stand ein Triumphgerüste mit der Aufschrift Salve. Der alte Koch und

der alte Lorenz, als Kosaken verkleidet, mit großen Zwickel- und Schnurrbärten, präsentierten vor den Ankömmlingen das Gewehr und fragten sie gleich einer Torwache aus, indes man hinter ihnen immerfort feuerte, die Trommeln rührte und die Trompeten derart schmetterten, als sollten sie wie die Posaunen von Jericho die Mauern zu Falle bringen.

In dem „stillen, hohen Hause" wartete ihrer nun die längste und glücklichste der „Lubowitzer Jubelperioden". Sie waren zum ersten Male alt genug, um an dem gesellschaftlichen Treiben vollen Anteil nehmen zu können, ja, ihm durch den kecken Hallischen Studentengeist, den sie mitbrachten, selber erst seinen höchsten Schwung zu verleihen, und zum letzten Male jung genug, um sich noch frei von Sorgen, Geschäften und Verpflichtungen zu fühlen. Die politischen Ereignisse gaben dem rauschenden Bilde zu seiner Steigerung eine dunkle Folie und ließen es wie im Abendrot heller erstrahlen. Und in Joseph begann das Lubowitzer Leben bereits zu dichten; er dichtete es selber noch nicht, wenn auch einige schöne Verse erhalten sind, die damals schon entstanden, aber, wie die Helden seiner Bücher, so „sang er still in sich". Der erste Teil seines Jugendromanes „Ahnung und Gegenwart" bereitete sich unbewußt in ihm vor, und so wirft für uns diese Dichtung auf jene Tage mancherlei Lichter zurück, die sich mit denen des Promemorias mischen. Nach der langen Abwesenheit empfanden die Brüder wohl ein ganz neues Glücksgefühl, wie die beiden Grafen, die auf dem Schlosse des Herrn von A. zu Gaste sind und deren Schlafzimmerfenster auf den Garten schauen. „Eine geheimnisvolle Aussicht eröffnete sich dort über den Garten weg in ein weites Tal, das in stiller, nächtlicher Runde vor ihnen lag. In einiger Entfernung schien ein Strom zu gehen." Und „am Morgen strahlte die Gegend in einem zauberischen Glanze in ihre Fenster herauf. Sie eilten in den Garten hinab, wo sie nicht wenig über die Schönheit der Landschaft erstaunten. Der Garten selbst stand auf einer Reihe von Hügeln, wie eine frische Blumenkrone über der grünen Gegend. Von jedem Punkte desselben hatte man eine erheiternde Aussicht in das Land, das wie in einem Panorama ringsherum ausgebreitet lag. Nirgends bemerkte man weder eine französische

noch englische durchgreifende Regel, aber das Ganze war ungemein erquicklich, als hätte die Natur aus fröhlichem Übermute sich selber aufschmücken wollen."

Der stille, in sich gekehrte Vater, die fröhliche Mama und die heftige Großmutter lebten jeder in seiner alten Weise fort, Wilhelm und Joseph aber begrüßten auf Streifzügen in Gesellschaft der Hunde von neuem die romantische Umgegend, den waldigen Hügelrücken, auf dem die ragenden Schloßgärten von Lubowitz, Brzesnitz und Slawikau liegen, der sich gen Kosel am linken Oderufer hinzieht, überall reizende Ausblicke auf den schön gewundenen Strom, Wiesen, Kornfelder und blaue Berge eröffnet, in Hügel sich gliedert und tiefe Waldschluchten bildet oder liebliche Täler, die an rauschenden Bächen einsame Mühlen im Laub verstecken. Ihre ersten Antrittsvisiten machten sie in Brzesnitz, wo als Gutsherr der Landschaftsdirektor der Provinz Schlesien Johann Karl von Schimonsky, der Bruder des Breslauer Weihbischofs, wohnte, und in Ganiowitz beim Pächter Adametz und seiner Frau. Diese beiden Güter lagen jedes nur etwa einen Kilometer von Lubowitz entfernt; mit ihnen war deshalb der Verkehr am lebhaftesten, zumal der Landschaftsdirektor mehrere Töchter hatte und bei Adametz nun nach dem Röschen von früher als „Genius von 1806" ein Philippinchen erscheint, wohl wie jenes eine Verwandte der Ganiowitzer Pächtersleute.

Ihre liebste Nachbarschaft war aber doch wie früher die kleine Kaplanei, die zwischen Schule und Pfarrhaus lag, von einem Gärtlein umgeben und nur durch den Fahrweg vom „schön beraseten Kirchhof" getrennt, dessen hohe Linden das alte, aus geschindeltem Schrotholz in Kreuzform gebaute, mit geböschtem Turm und überhangendem Glockenstuhl versehene Kirchlein umschatteten. Hier wohnte Paul Ciupke, der als Kaplan dem alten kranken Ortspfarrer zur Seite stand, fast die ganze Last der Seelsorge trug, der Jugend Religionsunterricht erteilte und wohl auch die Aufsicht über die Pfarrschule führte. Im Jahre 1803 hatte ihm die Gefahr der Versetzung gedroht, doch war sie damals vom Vater Eichendorff auf Jahre hinaus abgewandt worden, wobei Joseph Hilfe geleistet hatte, der im Auftrage der Eltern in Breslau wegen dieser Angelegenheit

zum bischöflichen Sekretär gegangen war. Denn Ciupke besaß die herzlichste Sympathie der Schloßherrschaft, und höchstens nahm die Großmutter hier und da Anstoß an seinem burschikosen Wesen. Mit den jungen Baronen aber verband ihn eine Freundschaft, vor der jeder Unterschied des Alters und Standes wegfiel, so daß es für sie kaum ein Vergnügen gab ohne den Herrn Kaplan. War er doch Salz und Seele aller ihrer Schwänke und ein unerschöpflicher Erfinder von tollen Späßen, denen er eine tiefsinnige oder satirische Bedeutung gab. Er begleitete die Kameraden auf ihren Spaziergängen und Jagden, und ebensooft, wie er auf dem Schlosse zu Gaste war, besuchten sie ihn in seiner kleinen Behausung. Er hatte sich ein Zimmer als Werkstatt eingerichtet und arbeitete in seinen Mußestunden mit größtem Eifer und ewig regem Geiste zwischen Meißeln, Bohrern, Drehscheiben und unzähligem anderen Handwerkszeug an Spieluhren, kunstvollen Schlössern und seltsamen, erstaunlichen Instrumenten, besonders aber an seiner Lieblingsidee eines lenkbaren Luftschiffes. Eichendorff hat ihm in seinem Roman in der Gestalt des Theologen Viktor ein Denkmal gesetzt, dem alle merkwürdigen Züge seines äußeren und inneren Wesens zu entnehmen sind. Danach war seine Gemütsart durchaus dunkel und melancholisch, die eine Hälfte seines Lebens bis zum Tode betrübt, mürrisch und unbeholfen, die andere witzig, sinnreich, geschickt und lustig bis zu einer oft fast schauerlich losbrechenden Ausgelassenheit. Selbst eine bizarr poetische Natur, hatte er keinen Sinn für Poesie außer für seinen wahlverwandten Liebling Abraham a Santa Clara, dessen formlose, ernsthafte Narretei er wie niemand verstand. Frei von allen Schmeichelkünsten und jeder Fähigkeit, sich mit dem äußeren Leben abzufinden, spröde sein Gefühl verleugnend und die sichtbaren Zeichen der Gunst verachtend, wurde er nur von Wilhelm und Joseph recht nach seinem vollen Wert erkannt. Sie wußten ihn stets zu erheitern, sangen bei ihm ihre Burschenlieder, woran er sich mit gewaltiger Stimme beteiligte, rauchten Knaster, schwatzten und „stießen Weinkonditionen" auf der Kaplanei, Wilhelm und Forche brachten wohl Flöte und Violine mit, und Joseph zog sich hierhin zurück, um zu dichten oder an seinem Tagebuch zu schreiben. „Und du, seltsamer, guter, geprüfter Freund" — mit dieser Apostrophe

hebt sich die Schilderung des Theologen aus dem Rahmen des Romans —, „ich brauche dich und mich nicht zu nennen; aber du wirst uns beide in tiefster Seele erkennen, wenn dir diese Blätter vielleicht einmal zufällig in die Hände kommen. Dein Leben ist mir immer vorgekommen wie ein uraltes, dunkelverbautes Gemach mit vielen rauhen Ecken, das unbeschreiblich einsam und hoch steht über den gewöhnlichen Hantierungen der Menschen. Eine alte, verstimmte Laute, die niemand mehr zu spielen versteht, liegt verstaubt auf dem Boden. Aus dem finsteren Erker siehst du durch bunt und phantastisch gemalte Scheiben über das niedere emsig wimmelnde Land unten weg, in ein anderes, ruhiges, wunderbares, ewig freies Land. Alle die wenigen, die dich kennen und lieben, siehst du dort im Sonnenscheine wandeln, und das Heimweh befällt auch dich. Aber dir fehlen Flügel und Segel, und du reißest in verzweifelter Lustigkeit an den Saiten der alten Laute, daß es mir oft das Herz zerreißen wollte. Die Leute gehen unten vorüber und verlachen dein wildes Geklimper, aber ich sage dir, es ist mehr göttlicher Klang darin, als in ihrem ordentlichen allgepriesenen Geleier."

Der gewöhnliche Tag begann auf diesen oberschlesischen Gütern wie überall auf dem Lande gleich in der Morgendämmerung mit gewaltigem Rumoren, Türen flogen auf und zu, und unter Gezänk und vergeblichen Rufen wurde gefegt, gemolken und gebuttert. Kam am Nachmittage Besuch aus der Nachbarschaft, so ließ man sich nach geräuschvollen Komplimenten und höflichen Fragen nach dem „werten Befinden" in der desolaten Gartenlaube nieder, auf deren Schindeldach der bunte Cupido längst Pfeil und Bogen verlor. Man trank viel Kaffee, rauchte noch mehr Tabak, neckte die Damen, unterhielt sich von Getreidepreisen, Prozessen, schweren Abgaben und dem günstigen Erntewetter, das man abends aus den fernen Blitzen am wolkenlosen Himmel prophezeite, während die kleinen Schloßjunker auf dem Kirschbaum saßen und mit den Kernen nach ihren Schwestern warfen und vom Hofe die ländliche Musik aus Spatzenschreien, Truthahnkollern und Dreschertakt herübertönte. Auf Lubowitz aber standen die jungen Barone oft schon in aller Frühe im tiefsten Negligee am Vogelherd, wo sie dann gelegentlich von einem Morgenbesuch der Landschaftsdirektorstöchter,

der „Brzesnitzer Freilen“, überrascht wurden. Und wenn sie nach dem Mittagessen unter den Haselnußsträuchern des Hasengartens ruhten, so kam es vor, daß die Ganiowitzer sie dort aufstöberten. Dann gab es Kahnpartien mit Sang und Klang auf dem Teich des Hasengartens, man schwang sich auf der Schaukel oder streifte hinaus, um im Grünen ein Lustlager aufzuschlagen und Kanonaden mit Kletten und Tannzapfen zu veranstalten. Des Abends begleitete man die Damen ein Stück und verabschiedete sich mit endlosem Tücherschwenken, wenn sie nicht zum Nachtessen blieben, wozu dann meist noch andre Gäste erschienen, sodaß die Kantaten wieder wie in alter Zeit bis in die späte Nacht hinein erschallten, jetzt noch vermehrt durch die „fürchterlich-hallischen Burschengesänge“. Am häufigsten zu Gast auf Lubowitz waren natürlich die eigentlichen Freunde des Hauses und die näheren Nachbarn, der Administrator des Eichendorffschen Gutes Slawikau Johannes Wodartz und der Verwalter oder Pächter desselben Gutes Anton Koschatzky, der Oberjäger des Stifts- und Feldklosters Rauden Leopold Franke, die früheren Pächter von Ganiowitz Herr und Madame Miketta, die jetzt in Niedane wohnten, und die Leutnants von Poser und von Kaminietz, die mit dem Hause verwandt waren. Sicher tauchte auch — das Tagebuch läßt darauf schließen — jener Typus in der Gesellschaft auf, den Eichendorff in „Ahnung und Gegenwart“ romantisch gesteigert hat: der verarmte Adelige, der sogenannte „Krippenreiter“, der von Schloß zu Schloß zieht, sich überall selbst einlädt und als ein moderner Don Quixote mit dem grotesken Tiefsinn seines konfusen Geistes wie eine Karikatur des untergegangenen Rittertums mahnend durch die lustige Gegenwart spukt. Wenigstens dürfen wir uns den Reigen der Lubowitzer Gestalten nicht ohne die dazugehörigen Originale denken. So lebte dort der alte Daniel Nikel, dem der Vater Eichendorff im Dominialhof eine Glockengießerei eingerichtet hatte und mit dem die Söhne ihren Mutwillen trieben. Einer von ihnen hat das Männlein mit seinem Zopf, seinem Dreimaster und der spitzen Nase gezeichnet, wie er die Worte „Ich gebe nischt, gar nischt“ spricht.

Ein harmloses Karessieren zwischen den jungen Herren und Damen würzte recht eigentlich erst dies Lubowitzer gesellige Bei-

sammensein. Joseph macht einmal mit einer Demoiselle Spaziergänge im Garten und eine einsame Kahnfahrt. Die Bemerkung „Der verstehts", die im Tagebuch eingeklammert dahinter steht, war sicher von Wilhelms oder Forches Lippen gekommen. Die großen Äpfel, die sie zur Zeit der Obsternte abends in ihren Betten versteckt fanden, waren wohl auch heimliche Zeichen weiblicher Zuneigung. Hatten sich schließlich die Gäste verzogen, so verstummte die Lustigkeit noch nicht, und fröhliche Diskurse im Schlafzimmer mit der Mama und Madame Adametz sind einmal besonders angemerkt. Oft blieb auch der Kaplan wieder wie früher im Schlosse über Nacht, wenn man ein recht reiches Wochenprogramm vorgesehen hatte, und wenn man seiner dringend bedurfte. Er half z. B. beim Aufhängen der Landsmannschaften, und später wurden dann unter seinem und Wilhelms Beistand auf der Kaplanei die vielen verflossenen Neuigkeiten im Promemoria mühsam, doch unter mancher Kurzweil, gebucht. So sprang Wilhelm einmal während dieser Arbeit an der Chronik auf einem Beine im Zimmer umher und die andern ihm nach. Er trägt das selbst ins Tagebuch ein mit dem Zusatz „Der Wilhelm wird immer vergessen" und sorgt auch sonst an der gleichen Stelle für seine Unsterblichkeit, indem er etwa der Schilderung eines gemeinsamen Streiches den Nebensatz anfügt: „wobei sich Wilhelm mit Ruhm bedeckte". Indessen wurden die Besuche der Nachbarn, vor allem die der Brzesnitzer und Ganiowitzer, zu Pferde und zu Fuße fleißig erwidert, und besonders der Fußweg nach Ganiowitz an steilem Berghange entlang, der mit uralten Buchen bewachsen und von Quellen durchrauscht ist, unzählige Male zurückgelegt. Man war dort zum Essen eingeladen, Joseph hatte seinen Platz an Philippinchens grüner Seite, oder man ging nachmittags hin, Philippinchen saß überaus schön im Winkel bei ihrer Arbeit, jeder Stich in die Jacke und in die Finger ein Gedankenstich, so diktierte der Kaplan; man kam auf ein Glas Punsch herüber, ließ sich von der Frau Pächterin ein Lied vorsingen und abends von allen — das schöne Philippinchen im grauen Matin — eine Strecke weit heimbegleiten. Eines Tages aber brachte der Kaplan die unerwartete Nachricht, daß Philippinchen die Gegend verlassen habe. Das war „das Ende des

goldenen Zeitalters von 1806", freilich bereitete sich zur gleichen Zeit ein noch goldeneres vor, das den Namen der schönen Madame Hahmann trägt. Doch sollte es sich erst auf den Winterbällen voll entfalten.

Bei solchen Mittagessen in Ganiowitz oder auf sonstigen Gütern treffen wir meist auch die Eichendorffschen Gäste wieder, denn dieser ganze miteinander verbundene Bekanntenkreis gab sich an den verschiedensten Orten seine Rendezvous. Oft, bei einer entfernteren Einladung, stieß man in einzelnen Trupps unterwegs zusammen, wie bei der Geburtstagsfeier eines Grafen von Strachwitz, zu der Wilhelm, Joseph, Forche und Schöpp frühmorgens abfuhren, im Slawikauer Walde verabredetermaßen den Landschaftsdirektor und seine Töchter trafen, auf einer weiteren Station durch einen Haufen von Damen, die mit ihren Schnupftüchern einen Triumphbogen bildeten, empfangen wurden, später bei einer Schenke wieder einer Gesellschaft begegneten und dort im Freien bei einer Bauernmusik bis zum Blutschwitzen tanzten. Spät abends kamen sie endlich bei Mondenschein, jeder sein Dämchen am Arm, auf dem Strachwitzschen Schlosse an. Am nächsten Tage fand ein großer Gratulationszug in Gala mit anschließendem Balle statt, und erst am übernächsten Tage fuhr man wieder heim. Das eigentliche Zentrum aber hatte diese Geselligkeit erklärlicherweise in Ratibor, der nahen Kreishauptstadt. Hier wohnten mehrere Freunde der Familie Eichendorff, der Justitiar Hahmann und seine Frau, der Doktor Geißler, der Senator Bordollo und andere. Bei Hillmer, im Gasthause zum „Schwarzen Adler", hatte man Treffpunkt und Absteigequartier, hier ließ sich naschen und trinken, eine Zuflucht finden, wenn Jahrmarktstrubel war, und ein Schläfchen tun, wenn man in der Morgendämmerung von einer Privatkomödie bei Hahmanns oder einer sonstigen Festlichkeit heimkehrte. Ein andermal ging man allerdings um drei Uhr früh gleich nach Lubowitz zurück, Forche, der Held in komisch blamablen Abenteuern, verirrte sich und schlief bei starkem Regen eine Zeitlang auf freiem Felde, gegen vier Uhr kam ihnen der Kaplan mit Laternen entgegen, und unter wildem Burschensang wurde irgendwo noch zum Beschluß eine Weinkondition veranstaltet. Ratiborer Typen bilden

lebendige Farbflecke in dem Gemälde der allgemeinen Lustigkeit, so ein Bekannter, der als Butterfaß bezeichnet wird, und ein liebenswürdiger betrunkener Pfarrer, die wohlbekannte „kleine Morgenröte" taucht noch einmal an einer Haustür der Stadt ganz en passant auf. Ein noch glänzenderes Leben bot sich in Troppau, wo Josephs reicher Oheim Johann Friedrich von Eichendorff sich sehr oft aufhielt und Beziehungen zu dem österreichischen Adel pflegte. Im Sommer lebte er auf Schillersdorf, und dort konnten die Brüder als Gäste des scharmanten, freigebigen Onkels „fürstlich und langweilig" leben, bis neun Uhr bei der Lektüre von Zacharias Werners „Söhnen des Tales" im Bette liegen, zwischen den Fasanenherden des Parkes spazieren gehen und mit einer Komtesse Federball spielen. In Troppau jedoch ging es noch grandioser zu. Da saßen sie in des Onkels Theaterloge, fuhren in seiner herrlichen Equipage zum „fürstlichen Fressen" mit achterlei Weinen beim Vice-Gouverneur, waren bei Einladungen und Bällen zugegen, wo Wilhelm sich mit Gesängen zu Klavier und Gitarre produzieren mußte und wo alte meckernde Grafen, galante junge Adlige, interessante Brausewinde, schöne ungarische Husarenoffiziere und ähnliche Figuren die höchste Noblesse vertraten, und erschienen im größten Wichs beim k. k. Kämmerer Grafen Scherotin zur Cour. Dieser, eine junge lange hagre großnasige, aber freundliche und angenehme Ministergestalt aus dem 17. Jahrhundert, und sein Sekretär mit lächelndem Hofschranzengesicht, beide in alten französischen Hofkostümen, empfingen sie in einer Audienzstube, in der Haarbeutel, Stahldegen und goldene Schlüssel umherlagen.

Nirgendwo jedoch finden wir den jungen Joseph von Eichendorff so in seinem Elemente, wie dort, wo die geselligen Lustbarkeiten vom freien Hauche der Wälder umflossen sind: auf den ausgedehnten Jagden. Bald lud der Landschaftsdirektor von Schimonsky zur Jagd nach Hammer ein, bald Miketta nach Kempa, woselbst sich eine ganze Armee von Teilnehmern versammelte und die Gegend unsicher machte, einem groben Bauern die Sense raubte, den eichenumstandenen Lensczokteich auf einer schwimmenden Faschinenbrücke überquerte und nachmittags in Brzesnitz Enten und Schnepfen jagte. Tief in der Nacht, nach mannigfachen Wanderungen,

Abenteuern und Irrsalen durchs „Wicklicht", wie die Wiesen zwischen Oder und Lubowitz heißen, durch Seen und Flüsse, Gärten und Zäune, kamen die Lubowitzer Brüder und Forche zu Hause an, von der Großmutter feindselig empfangen. Mit Adametz fuhr man zur Jagd nach Deutsch-Krawarn, einem Prunkschloß von der taumelnden Lust des Spätbarock, das früher der Familie Eichendorff gehört hatte und wo der Vater des Dichters geboren war, und hier bewährte sich Wilhelm, wie immer, als ein besonders geschickter Jäger.

Ihren Höhepunkt aber erreichten die Jagdvergnügungen bei den Generalfahrten nach Summin, dem Eichendorffschen Jagdschloß. Da wurde aufgestanden, wenn am Horizonte der Tag graute und die Gegend noch ruhig lag. Ein paar Jäger waren schon munter und putzten im Hofe die Gewehre. Dann gingen Türen auf und zu, ein Rumpelmorgen begann, der das ganze schwerfällige Haus flott machte, langsam wachsend verbreitete sich ein dunkles Getöse von Eile und Geschäftigkeit durchs Schloß, Betten, Koffer und Schachteln flogen aus einer Ecke in die andere, und dazwischen ertönte die Kommandotrompete der Mutter oder der Großmutter. Es ist ein Lieblingsmotiv des Prosadichters Eichendorff, welches er sicher seinen und Wilhelms jugendlichen Gepflogenheiten entlehnt, daß bei solchen feierlichen Vorbereitungen jemand zugegen ist, für den die geschäftige Wichtigkeit der andern ein wahres Fest bedeutet, der unermüdlich mitten im Gewühl unter dem Schein der Hilfeleistung die Verwirrung immer größer zu machen sucht, bis er schließlich durch seine zweideutigen Mienen den Zorn der gesamten Frauenzimmer erregt und Reißaus nimmt. Schon in Lubowitz oder unterwegs fanden sich Jagdgäste ein, die Brzesnitzer oder Niedaner, und nach Umwegen und Aufenthalten kam die Karawane auf dem kleinen Schlosse an, das mit seinem netten Hofe mitten in einem einsamen Tale lag, ringsumher von Tannenwäldern eingeschlossen. Dort trafen weitere Bekannte ein, Hahmanns, Franke, Wodartz, der Slawikauer Pfarrer, der Förster Schöpp, der Forstinspektor und andere, auf sechs Wagen fuhr eine Gesellschaft von dreißig Mann in die Wälder, wo sich dann die Jagd weithin verbreitete. Joseph folgte wohl oft dem Gewirre in einiger Entfernung untätig und naturbeseligt nach. „Und wie

unter ihm die Felder rauchten, hin und wieder Schüsse fielen, und zwischen dem Gebelle der Hunde die Hörner von Zeit zu Zeit ertönten, da dichtete seine frische Seele unaufhörlich seltsame Lieder, die er sogleich sang, ohne sie aufzuschreiben." Wenn die Sonne hoch über den Wipfeln stand, wurde der Wald auf einmal wieder still. Die Jäger riefen mit ihren Hörnern die zerstreuten Schützen zusammen, und nach und nach vereinigte sich die Gesellschaft auf einer großen, schönen Wiese oder an einem kühlen Quell zum Feldfrühstück. Die Mädchen saßen, wie Blumen in einen Teppich gewirkt, mit ihren bunten Tüchern lustig im Grünen, reinlich gedeckte Tische mit Eßwaren und Wein standen schimmernd unter dem kühlen Schatten. Die Jäger lagen, ihre Weinflaschen in der Hand, hin und her zerstreut, ihre Hunde lechzend neben ihnen auf den Boden hingestreckt. Der freie Himmel machte alle Herzen weit, der Wein blickte golden aus den hellgeschliffenen Gläsern, wie die Lust aus den glänzenden Augen, und ein fröhliches Durcheinander erfüllte bald die Luft. Der Kaplan warf mit fröhlicher Wut seinen Hut hoch und schoß ihn im Fluge mit seiner Büchse wieder herunter, oder er wirbelte ein leeres Weinfäßchen in die Höhe, nach dem die andern zielen mußten, während die alten Herren weitläufige Diskurse pflogen über die Heldentaten der verflossenen Jagd, über Hasen, Rehe, Rebhühner und Hunde oder die Jugend sich auf der Erde mit Knöcheln vergnügte.

Hier im Grünen, wo das Waldhorn ging, spann sich wohl auch zum ersten Male jenes Zaubernetz fester um die Jünglinge, das die schöne, damals einunddreißigjährige Frau Hahmann aus seidenen Haaren, süßen Worten und weißen Armen ihnen wob. Wilhelm und Joseph, unzertrennlich in allen ihren Freuden und Leiden, wurden in diesem Netze gemeinsam gefangen —

„Es waren zwei junge Grafen
verliebt bis in den Tod,
die konnten nicht ruhen und schlafen
bis an den Morgen rot.

O trau den zwei Gesellen,
mein Liebchen, nimmermehr,

die gehn wie Wind und Wellen,
Gott weiß: wohin, woher."

Da scheint es trotziges Sichsträuben und sanftes Schwärmen, übermütiges Kokettieren und ernsten Kummer, gegenseitiges Herzausschütten der Brüder, Eifersucht und leidenschaftliche Siedehitze abwechselnd gegeben zu haben, aber immer waltete dabei der glückliche Takt, die Grenze des Unschuldig-Harmlosen nicht zu überschreiten. Denn Joseph bedauert es, einmal in Summin bei Tische mit der Madame Hahmann „zu stark schmolliert" zu haben. Am Nachmittage „sponsierte" er dann „wütend" auf einem Kanapee. Ob diese heftigen Bewerbungen nun zurückgewiesen wurden oder sich, was wahrscheinlicher ist, an Josephs Gewissen selber bestraft machten — jedenfalls nahm er den übrigen Tag ohne Bewußtsein an allen Geschehnissen teil. „O Jammer, o Weh." Am nächsten Tage gabs ein reuiges Erwachen, und nach „verlegenen Morgenkompliments" wurde das gestrige Benehmen „durch freien Anstand wieder ausgegleicht".

Nach den Jagdstreifzügen setzte sich in Schloß Summin das ausgelassene Treiben fort. Der große Teich wurde abgelassen, und der Herr Kaplan veranstaltete unter unzähligen „Beinah-Wasserstürzen" Petri Fischzüge, indem er nämlich beim fürchterlichen Feldgeschrei der andern auf allen Vieren am Ufer kreuchte und von Wilhelm und Joseph an den Rockflügeln gehalten wurde. An Wilhelms Geburtstag brachte das Jägerkorps ein heimlich vorbereitetes Abendständchen unter den Fenstern, beschlossen von Vivat und Flintensalven, worauf der Kaplan mit einer „koffeebraunen Fanny" mitten auf dem Hofe bei einem einzigen Licht, das am Zaune hing, einen Ball eröffnete. Der „burleske Ball", den er ein andermal in Summin arrangierte, ist in „Ahnung und Gegenwart" geschildert, und wir brauchen nicht anzunehmen, daß bei dieser Schilderung die freie Erfindung des Dichters es nötig hatte, der „fürchterlich reichen, dunkel in sich selber arbeitenden Phantasie" des Herrn Kaplans nachzuhelfen. Wenn wir also wieder einmal dem Romane folgen wollen, so hörte man plötzlich ein verworrenes Getöse auf der Stiege, die Türe gähnte und spie einen ganzen Knäuel der seltsamsten und abenteuerlichsten Zerrbilder

und Mißgestalten aus. Der Kaplan hatte die Bedienten und Jäger mit allen altmodischen, lächerlichen und zerlumpten Kleidungsstücken, deren er habhaft werden konnte, aufgeputzt, in Ermangelung von Larven die Gesichter bemalt und mit dem glücklichsten Witze und der genauesten Kenntnis aller einem jeden zugeteilt, was ihm zukam, daß allen Figuren in einem wahren Triumph der freiesten und schärfsten Laune ihre verborgenste, innerste Narrheit erlöst aus den Zügen lachte. Er selber führte in einem umgewendeten Rocke mit einer verstimmten Geige den Zug an und befeuerte mit einer Wut von Lust noch den Plumpsten, in seiner eigenen Ungeschicklichkeit zum Meister zu werden.

2

Während solchergestalt auf Lubowitz mit seiner näheren und weiteren Umgebung ein ununterbrochenes buntes Freudenleben herrschte, sollten die sich entladenden Wolken der Weltgeschichte, deren prophetisches Wetterleuchten schon lange am Horizonte zuckte, ihre Donner und selbst einzelne ihrer Blitze bis in diese abgeschiedene Gegend schicken. Im Sommer des Jahres hatte Napoleon mit sechzehn deutschen Fürsten den Rheinbund geschlossen und Preußen das Recht zugestanden, mit den übrigen deutschen Staaten einen Verband zu bilden. Da aber Preußen bei der Bildung des norddeutschen Bundes von diesem Rechte weitgehenden Gebrauch gemacht und sich des Beistandes von Napoleons Feinden, Rußland, England und Schweden, versichert hatte, sah Napoleon sich in seiner Hoffnung auf Preußens Bundesgenossenschaft gegen Osten und Westen getäuscht. Er versagte daher dem norddeutschen Bunde seine Zustimmung, mißachtete Preußens Forderung, seine Truppen über den Rhein zurückzuziehen, und ließ es zur Kriegserklärung kommen, die am 1. Oktober von Preußens Seite erfolgte.

Am 26. Oktober verursachte auf Lubowitz die Nachricht von der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt großen Rumor, in der zwölf Tage vorher die preußische Heeresmacht vernichtet worden war. Weitere Schreckensnachrichten trafen aus Halle ein. Nach heftigem Straßenkampfe mit der preußischen Nachhut, die schließ-

lich in die Flucht geschlagen wurde, hatte der Marschall Bernadotte die Stadt eingenommen. Zunächst wurde der Universität der Schutz des Marschalls zugesagt und durch Napoleon, der abends eintraf, bestätigt, von diesem aber plötzlich wieder aufgehoben. Er ließ die Universität schließen und die Studenten aus der Stadt ausweisen, sei es, weil ihm einzelne feindselige Äußerungen von Brauseköpfen zu Ohren gekommen waren oder weil ihm der keineswegs verhehlte Patriotismus, der auf der Hochschule herrschte, Bedenken erregte. Petitionen um Zurücknahme oder Milderung dieser harten Maßregeln blieben erfolglos, den Professoren wurde nicht nur die Fortzahlung ihres Gehaltes abgeschlagen, sondern sie hatten auch noch Einquartierungen, Plünderungen, Drohungen und Mißhandlungen zu erdulden und mußten sogar die unbemittelten Studenten mit Reisegeld unterstützen. Steffens verließ seine Wohnung, verkaufte sein Silberzeug und zog zu Schleiermacher, der freilich auch mehrere Offiziere zu verpflegen hatte. Sie retteten ein gemeinsames Arbeitszimmer, wo Schleiermacher trotz allem Lärm und aller Bedrängnis seine Abhandlung über den Timotheusbrief niederschrieb und wo sie inmitten des größten Elends unvergeßlich schöne Stunden mit Freunden und Gesinnungsgenossen verlebten.

Man kann sich denken, welch große Bestürzung die Nachricht von Halles Schicksal auf Lubowitz hervorrief. War doch die schönste wissenschaftliche Institution mitten in ihrer höchsten Blüte vernichtet, der Wohlstand der Haller Bürgerschaft untergraben und den jungen Eichendorffs die Möglichkeit genommen, ihre Studien am gleichen Orte fortzusetzen. Durch einen Haller Bekannten, der das ganze Unglück mitangesehen hatte, erfuhren sie nähere Einzelheiten, wie die Studenten anfangs Sicherheitskarten auf die Hüte bekommen hatten, wie sie Kameraden genannt und von den französischen Offizieren sogar mit Essen und Geld ausgestattet worden waren, wie dann Napoleon mit seiner Garde eingetroffen, wie er — so erzählte wenigstens der Bekannte — auf die Versicherung des Präsidenten, er könne nicht für die Ruhe der Studenten stehen, deren Ausweisung veranlaßt hatte, wie sie in großen Haufen zu Fuß von dannen gezogen waren, begleitet von dem

Jammergeschrei der hallischen Philister, die bei ihrem Ausmarsche mehr weinten als beim Einmarsche der Franzosen.

Mit großer Schnelligkeit sahen die Lubowitzer nun das Kriegswetter näher rücken. Da der König von Preußen sich nicht von Napoleon den Frieden hatte diktieren lassen, vielmehr erklärt hatte, seine Sache nicht mehr von derjenigen Rußlands zu trennen, überschritt die alliierte Armee die Grenze Schlesiens. Denn Napoleon hatte erkannt, von welcher strategischen Wichtigkeit die Oderlinie und wie ergiebig Schlesien, diese wahre Kornkammer Preußens, an Natur- und Kunstprodukten war. Der Major Graf von Götzen, als Assistent des Generalgouverneurs von Schlesien, förderte mit bewundernswerter Energie den Verteidigungszustand des Landes. Aber es war zu spät. Breslau wurde eingeschlossen, und im Laufe der Wintermonate erfolgte seine Kapitulation und Übergabe, sowie diejenige der meisten übrigen schlesischen Festungen. Als äußerstem Flügelpunkte der Oderlinie kam Kosel eine besondere Bedeutung zu. Nachdem im Januar 1807 ein bayerisches Korps von fünftausend Mann unter dem General Deroy vor diese Festung gerückt war, hatten die Lubowitzer einen wichtigen Schauplatz der kriegerischen Ereignisse in ihrer Nachbarschaft. Hundertdreiundsiebzig Tage währte die Belagerung, bei welcher zwei greise Kommandanten, der kranke Oberst von Neumann und nach seinem Tode der Oberst von Puttkammer, trotz Krankheiten, Geldnot, Witterungsunbilden, Mangel an Geschütz und Munition, schlechtem Stand der Befestigungswerke, Unzuverlässigkeit der Truppen, Desertionen und Überläufern mit höchstem Heldenmut aushielten und dem Feinde, im Bunde mit Sümpfen und Oderüberschwemmungen, hart zusetzten. Erst im Juni erfolgte die Kapitulation, aber es kam infolge des Tilsiter Friedensschlusses nicht zur Übergabe.

In Lubowitz erschien Anfang November die Kurrende mit der Ordre, die Franzosen gut zu empfangen und alle verabschiedeten Offiziere und Büchsenspanner nach Kosel zu schicken. Als man einige Tage später in freudenreichem Schalle an der Abendtafel schmauste, trat plötzlich ein Verwandter, der Rittmeister von Poser, ein und bat um Quartier für seine Angehörigen, die mit einer Fluchtkarawane von fünfzehn Pferden und drei Wagen bei Nacht

und Nebel anrückten. Kurze Zeit darauf erfuhr man von der Sperrung Breslaus und hörte auch den fernen Kanonendonner. Die Jagd in Hammer, zu der Schimonsky wieder einmal geladen hatte, wurde abgesagt aus der erschreckenden Ursache, weil die Franzosen schon in Gleiwitz seien. Man verpackte im Schlosse das Silberzeug und die feine Wäsche, nicht lange danach wurden Pferde und Rekruten recherchiert, Boten und bayerische Dragoner oder Infanteristen kamen, die Kontributionen, Lieferungen und Abgaben verlangten, und einmal, als man gemächlich im Tafelzimmer schmauchte und las, stürzten die Mama und der Bräuer herein, panischen Schrecken verbreitend, weil ein Kommando Bayern plündernd umherzog. Der General Deroy hatte zwar für Lubowitz und Slawikau Sauvegardebriefe ausgestellt, aber Kriegslasten waren genug zu tragen, und manche der Nachbarn und Freunde fühlten so sehr ihre Sicherheit bedroht, daß sie flüchteten, so die Brzesnitzer nach Ratibor, wo sich vorübergehend die Überbleibsel der preußisch-schlesischen Armee zusammengezogen hatten, und die Frauen Hahmann und Miketta nach Troppau. Der gleichfalls flüchtende Slawikauer Pfarrer brachte als erster die Nachricht, daß die Bayern vor Kosel rückten. Hatte man auf die Breslauer Kanonade beim nahen altslawischen Ringwall gehorcht, so konnte man nun von der Slawikauer Windmühle durch den Tubus die Koseler Operationen mit dem Auge beobachten. An einem Abend bedeckte über der Festung eine starke Röte mit häufigen Pechkränzen den Himmel, und einmal konnten die Lubowitzer in der Nacht kaum schlafen, so ließ der fürchterliche Donner der Kanonen, Mörser und Haubitzen die Fenster erklirren. Täglich liefen neue Nachrichten ein. Forche und ein anderer Breslau-Haller Freund Klein, der damals zum Besuche eingetroffen war, studierten die Zeitungen, und abends wurde gewaltig politisiert, bis die Kontroversen mit Schimpfreden der Großmutter endigten. Wilhelm und Joseph konnten dabei in wohlgenügsamer Zufriedenheit Bier trinken und mit ihren Wolken Tonnenknasters, wohl nicht ohne Boshaftigkeit, der alten Dame Husten und Heiserkeit erregen. Bald darauf nahm ihr alter treuer Kumpan und Freund Forche, der vielbegabte, musikalische junge Mann und Verfertiger kunstvoller Laternamagicabilder, Ab-

schied, um sich bei der preußisch-schlesischen Armee engagieren zu lassen und später in österreichische Dienste zu gehen. Vor der Trennung schrieb er noch Worte herzlichster Freundschaft und treuer Erinnerung an die Freuden und Leiden des Konvikts in Josephs Tagebuch.

Wie der Mensch den Becher gegenwärtiger Freuden oft noch leidenschaftlicher zu schlürfen pflegt, wenn nahendes Unglück ihn seinen Lippen zu entreißen droht, so feierte auch die Lubowitzer Gesellschaft unter Blitz und Donner in fröhlichem Leichtsinn weiter ihre Feste, zumal die sorglose Jugend hier den Ton angab und die gemeinsame Not die Freunde und Nachbarn noch enger zusammenschloß. Die abgesagte Jagd in Hammer wurde bald neu angesetzt, und lauter Umstände vereinigten sich, die Sache so romantisch wie möglich zu machen: der schöne reine Morgenhimmel, Waldhornklang und der ferne Breslauer Kanonendonner. Nichtsdestoweniger kam Joseph „unter dieser männlich starken Donnerwolke die Jagd bis zur Bangigkeit klein, untätig und dumm vor".

Es nahte die Zeit der Winterfreuden. In dem verschneiten Schloßgarten konnte man sich bei lustigem Schneegestöber mit den Hunden tummeln, mit dem Kaplan Schneemänner rollen und sie als schwimmende Ungeheuer auf dem Teich des Hasengartens spazieren fahren, an den langen Abenden sorgten die Vorführungen der „Guckmäste" unter der Direktion des Kaplans — die Guckmäste oder das Diorama war ein Kasten, in den gekaufte oder selbstgefertigte Bilder eingeschoben und durch ein großes konvexes Glas betrachtet wurden — und die Laterna magica für Unterhaltung, und mit Klein erzählte man sich spät im Bett noch Gespenstergeschichten. Mit Glöckchenklang und Peitschenknall fuhr man in vierspännigem Schlitten, unter dem Jubel der kleinen Luiska, des dreijährigen Schwesterchens. Die Bälle auf Gütern und in der Stadt wurden zahlreicher. Sie waren oft improvisiert, ein schnell ausgeräumtes großes Wohnzimmer mit manchmal bedrohlich elastischem Fußboden stellte den Tanzsaal und ein Schulmeister mit seiner Bande das Orchester vor. In Ratibor freilich ging es schon vornehmer zu, da gaben Referendare, geschmeidige und zurückhaltende Kapitulanten und feine gräfliche Stutzer den Ton an, aber auf den Landgütern konnten in der Halbdämmerung der wenigen

Leuchter die Verwalters- und Jägersfrauen ihre Köpfe durch die Türe stecken. Junge Ökonomen in knappen und engzugespitzten Fräcken fegten tapfer mit tüchtigen Mädchen, die vor Freude über und über rot waren. Denn man tanzte damals noch mit Leib und Seele, mit Aufopferung und Kunst zum Schwirren der Geigen und Schmettern der Trompeten, der Ball wurde mit dem herkömmlichen Initialschnörkel eines Menuetts eröffnet, mit dem tollen „Kehraus" beschlossen und gelegentlich unterbrochen durch einen „Kosakischen", den ein Paar alleine ausführte. Die vergnügten Landfräulein strahlten aus frischen Augen, flüsterten und lachten beständig untereinander, erzählten immer mit Mund, Händen und Blicken gleichzeitig, zeigten frei von jeder Prüderie ihre unschuldig koketten Manieren und mußten sich nach jedem Tanze von den sorgfältig umhergehenden Müttern die Haare aus der heißen Stirne streichen und vor zu kalten Getränken warnen lassen. Es waren hübsche, sich sonnende Kätzchen, bis auf wenige dunkelrote Exemplare, die in ihrem knappen Festkleide von allzu massiver Gesundheit strotzten und die Eichendorff in seinen lebendigen Schilderungen des „Erlebten" mit Päonien vergleicht. Fröhliche dicke Gesichter von gesetzten Leuten zogen wie Vollmonde durch diesen Sternenhimmel, und die alten Herren stürzten sich hier und da unter der Einwirkung des Punsches mit forcierter Gelenkigkeit mitten in den Tanztrubel, wenn sie es nicht vorzogen, im Nebenzimmer über die politischen Zeitereignisse und über Landwirtschaft zu sprechen. Der Kaplan aber tanzte wie ein Satyr in den abenteuerlichsten Kapriolen, als wollte er die ganze Gesellschaft in eine einzige Karikatur zusammendrängen, und strich dann wieder unter den Musikanten ebenso toll die Geige. Zuletzt auf der nächtlichen Heimfahrt durch die gespensterhafte Stille der Winterlandschaft gab es unter dem klaren Nachthimmel noch ein seliges Nachträumen der schönen Kinder.

3

So kam im Wechsel von Ernst und Scherz der Frühling heran, und die jungen Barone mußten an die Fortsetzung ihrer Studien, an die Wahl einer neuen Hochschule denken. Zuerst wurde

in „weitaussehenden Plänen“ Dorpat ins Auge gefaßt, aber schließlich Heidelberg bestimmt. Abschiedsstimmungen schlichen sich ein. Es sagte Klein nach viermonatigem Lubowitzer Aufenthalte Lebewohl, mit einer wehmütigen Eintragung, welche die verflossenen Tage wie eine überirdische Stunde der Kindheit betrachtet und daran zweifelt, ob sie sich jemals im Labyrinth des öden liebeleeren Lebens wiedersehen werden. Und Joseph ruft ein liebevolles „Ade, Ade, Ade! vielverkannter Freund!“ Es schied ihr alter treuer Kindheitsgespiele, der Hund Meisel, aus dem Leben, nachdem er sich vorher durch besondere Liebkosungen für zwölfjährige Liebe bedankt. „Ade, Ade, Ade! auf immer, du alter treuer unvergeßlicher Jugendfreund!“

Als die ersten Nachtigallen schlugen, erfuhr die Liebe der Brüder zu der schönen Madame Hahmann durch den Frühling ihre letzte und höchste Weihe.

„Wer von uns verführt den andern,
ob es deine Augen taten,
meine Laut’, des Jägers Blasen? —
Ach, wir könnens nicht erraten.

Aber um uns drei zusammen
wird der Lenz im grünen Walde
wohl ein Zaubernetze schlagen,
dem noch keiner je entgangen.“

Wohl war während des geselligen Winters nach verschiedenen Seiten geliebäugelt worden, Joseph meldet einmal eine „heimliche Knie- und Sophapartie“, auch studierte er das italienisch glühende Augenspiel einer Gräfin Gilgenheim unter dunklen Locken, das kokettisch blinzelte, wenn man es lobte, raubte eine von ihr gemalte Blume aus ihrem Stammbuch und hörte eine „zukunftberechnende leise Bemerkung“ der alten Gräfin, ihrer Mutter. Aber er durchschaut die „liebenswürdige Schlauheit“ der Schönen, und es ist doch nur die Madame Hahmann, deren Name in all den Monaten immer und immer wiederkehrt. Bald sitzt sie mit verschränkten Beinen auf dem Kanapee, redet „lustig und ungewaschen Zeug“ und zieht im Garten Josephs Handschuhe an, doch werden neben

frohen und schönen Unterhaltungen, bei denen sie sich die Finger drücken, auch solche von tiefem Ernst geführt, und es finden in ihrer Gegenwart mancherlei „politische, ökonomische und erotische Gespräche" statt. Ihr Mann, der Justitiar, scheint ein lustiger Herr gewesen zu sein; er „preßt" noch am Schlusse eines Balles zu einer Polonaise, die Wilhelm und Joseph, schon im Mantel, mittanzen müssen, verwickelt sich ein andermal in Händel, wohl weil er zuviel getrunken hat, und beneidet die jungen Freunde bloß wegen des Rheinweins um Heidelberg, in welchem Zusammenhange seine Frau gegen die Brüder die Bemerkung macht: „Daß Sie wieder recht wildern können . . ."

In Josephs Chronik all der vergangenen Lustbarkeiten drängt sich immer noch wie schon in seiner Knabenzeit einmal das Wort „Schwarze Bangigkeit" ein. Es ist der Ausdruck des unbestimmten Heimwehs, das seine dichterische Fröhlichkeit so groß und rührend machen sollte und das sich ihm nur durch das Religiöse stillte. Er sieht schon jetzt sein Lubowitz, das er so voll und gegenwärtig genießt, manchmal mit erinnerungssüchtigen Augen an. Als die ganze Jagdgesellschaft nachts auf der Streu liegt, Unfug treibt und der Pächter Adametz wie ein Löwe brüllt, kann er bald lachen, bald „höchst poetisch durch Erinnerungen" hindämmern. Er verzeichnet nach den Vergnügungen niemals irgendwelchen Katzenjammer, sondern höchstens eine „schöne lange Ballermattung". Denn er kennt von jeher das Glück, froh verwacht zu sein, das durch seine Dichtung gehen wird. „Fliegt nur, ihr Wolken, rauscht nur und rührt euch recht, ihr Wälder! Und wenn alles auf Erden schläft, ich bin so wach, daß ich tanzen möchte!" So träumte auch er, gleich seinem Helden Friedrich, wohl in die heimischen Sommernächte, „sang still in sich verschiedene alte Lieder, und jedes gefiel ihm heute besser und rührte ihn neu. Das Rauschen des Stromes und die ziehenden Wolken schifften in seine fröhlichen Gedanken hinein; im Hause waren längst alle Lichter verlöscht." Das ununterbrochene festliche Treiben, bevor es Überdruß erzeugen konnte, wurde zum Farbenspiel, das sich verschwimmend in den Takt seines hold verträumten Herzens mischte. Auch seine Tändelei mit Madame Hahmann konnte jederzeit in den Ernst der inneren Stim-

men übergehen, und wenn nach den Bällen, die er an ihrer Seite durchtanzte, die Lust zu Ende ging, so wurde sie vom aufsteigenden Gemüte verklärt —

„Der Tanz, der ist zerstoben,
die Musik ist verhallt,
nun kreisen Sterne droben,
zum Reigen singt der Wald.

Sind alle fortgezogen,
wie ists nun leer und tot!
Du rufst vom Fensterbogen:
„Wann kommt der Morgen rot!"

Mein Herz möcht mir zerspringen,
darum, so wein ich nicht,
darum, so muß ich singen,
bis daß der Tag anbricht.

Eh es beginnt zu tagen:
der Strom geht still und breit,
die Nachtigallen schlagen,
mein Herz wird mir so weit!

Du trägst so rote Rosen,
du schaust so freudenreich,
du kannst so fröhlich kosen,
was siehst du still und bleich?

Und laß sie gehn und treiben
und wieder nüchtern sein,
ich will wohl bei dir bleiben!
Ich will dein Liebster sein."

Solange der Vorfrühling herrschte, war man in Lubowitz durch Kot und Oderüberschwemmungen wie auf einer seligen Insel von der übrigen Welt getrennt. Man mußte sich im Hause die Zeit mit Spielen und Federzeichnen vertreiben und las begeistert den Hesperus von Jean Paul. Die Koseler Kanonaden dauerten fort, aber die Nachricht vom Siege der Russen und von deutscher Teilnahme Österreichs bedeutete für den vaterlandsliebenden Tagebuchschreiber bereits die — allerdings noch verfrühte — politische

Morgenröte eines lichteren Tages. Als das Wetter jedoch schöner wurde, bestellte man den Paß nach Heidelberg, der so lange auf sich warten ließ, daß man noch den Beginn des schönsten Lubowitzer Frühlings erlebte. Ostern veranstaltete man mit den Fräulein das polnische „Ruten-Schmagostern“, wobei man die Langschläfer mit geschmückter Weidenpeitsche aus dem Bette trieb, und die Freuden im Freien wurden alle noch einmal wiederholt. Sie gingen den Buchenweg nach Ganiowitz, sie besuchten Slawikau, das dortige „Afrika“, nämlich die Treibhäuser, und „Italien“, nämlich die Orangerie, und schossen nach der Scheibe, sie machten auf zwei Würsten unter Händeln und Lachen, Dummheiten und Geschrei ihre letzte Partie nach Summin, wo Krebse im Schloßgraben gefischt und Schnepfen geschossen wurden, während die Vögel von allen Zweigen sangen. Sie marschierten mit dem geliebten Herrn „Chapelain“ über Land, tranken Kaffee bei den Nachbarn, tanzten noch einmal in Brzesnitz und speisten, wie meistens nach recht lustigen Epochen, zum Ablaß beim Herrn Pfarrer. Und sie machten einen ausgedehnten Abschiedsbesuch in Ratibor. Dort gingen sie in Hahmanns niedlichem Gärtchen beim Abendrot auf der Burgmauer auf und ab und streiften in Gesellschaft der geliebten Frau an der Oder durch Schlehenblüten und Nachtigallentöne. Abends spielte der Justitiar Klavier, Wilhelm sang dazu, und Joseph stand mit Madame Hahmann am Fenster. „Himmlisch gutes, gutes Wesen.“ Dann begleitete sie die Freunde nachts beim Rauschen der Wehre bis an die Oderüberfahrt und bis ans andere Ufer. „Gute Nacht! bis auch der wandelnde Stern der Laterne versank, und so lebe auch du wohl, goldner, schöner Abend! Ach! Nachdämmern wirst du mir wohl über ein ganzes Leben, aber wiederkehren vielleicht nie mehr. Schimmere immer nach, schöne Zeit! Kann ich doch weinen, wenn ich nicht mehr hoffen darf!“ Sie übernachteten in Hillmers Gasthaus, gingen früh bei den Franziskanern zur Beichte und balancierten mittags über die Balken der abgebrochenen Oderbrücke zum Hahmannschen Schloß, wo sie speisten und das Stammbuch, das man ihnen gegeben, überreichten. Wilhelm hatte eine Waldeinsiedelei mit Bäumen und Wasserfall hineingezeichnet und Joseph für Hahmann Fichtes Wort

eingetragen: „Jeder Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht.“ Für sie hatte er ein Akrostichon mit aufgegebenen Endreimen gedichtet, welches später in überarbeiteter Form in seinem Gedichtbuch Aufnahme gefunden hat. Wahrer aber als diese gekünstelte Rhetorik gibt das wundervoll gestammelte Jugendlied seine Empfindungen wieder, das wohl kurz darauf in Heidelberg entstand:

„Tiefer ins Morgenrot versinken die Sterne alle,
fern nur aus Träumen dämmert dein Bild noch herüber,
und weinender tauch ich aus seliger Flut.
Aber im Herzen tief bewahr ich die lieben Züge,
trage sie schweigend durch des Tages Gewühle
bis wieder zur stillen, träumenden Nacht.“

Nach dem Essen gingen sie gemeinsam zu Fuß nach Riedane. Das geschah auf das „unendlich liebenswürdiglistige Anstiften“ der Madame Hahmann, die mit den reizenden Worten aufforderte: „Bitten Sie mich noch recht!“ In Riedane erschien Josephs verklärendem Abschiedsblick auch Madame Miketta „heute sehr schön“. Madame Hahmann äußerte ein „kindlich gutes Bedauern“ wegen irgendeines mißlungenen Versprechens, und abends, als sie nach Lubowitz und von dort in ganzer Korona noch zu einer Weinkondition nach Ganiowitz gegangen waren, gaben sie sich den Abschiedskuß.

Am nächsten Tage, dem dritten Mai, ritten sie noch einmal zu den Brzesnitzer Freilen, sie besuchten dort den Garten und die Orangerie, das erste Frühlingsgewitter ging nieder. Ihr letztes Lebewohl aber galt der Kaplanei: „Adieu, liebes Plätzchen, wo ich so viele schöne, ewig unvergeßliche Stunden genoß. Adieu, lieber teurer H. Kaplan! Auf ein Jahr!“ Eine große Abendtafel mit Punsch und Zigaro beschloß den Tag, und der Kaplan blieb im Schlosse über Nacht.

Früh am Morgen ein Abschiedsgang mit den Hunden durch den Garten, ein letzter Händedruck dem alten Pfarrer und anderen Lubowitzern, und endlich Aufbruch unter einem glänzenden Komitat, das wenigstens herzlicher war als auf Universitäten. Dann setzte

sich ein ganzer Zug in Bewegung. Die Avantgarde bildeten Wodartz, der Förster Schöpp und andere Freunde zu Pferde, Mama und Röschen folgten im Wagen, Wilhelm und Joseph mit dem Papa zu Wurst, der Kaplan und der Fähnrich von Hantke fidel schmauchend wieder zu Wagen und zuletzt der Pächter Adametz mit einem Bekannten. Im Tale hinter Brzesnitz schieden sie vom Papa, dessen Rührung Joseph fast erdrückte. An einer weiteren Station trennten sich drei andere, und Joseph, der nun auf dem Bock des ersten Wagens saß, genoß erinnerungsvolle Rückblicke auf Lubowitz und Ratibor, an dessen Wonnen sie nun unbemerkt und auf lange, lange vorüberfuhren. Nach einem letzten lustigen Henkersmahl bei Wein und Punsch, zu dem die ganze Familie Koschatzky eintraf, „begleitete uns noch die Gesellschaft sehr stillschweigend eine Strecke hinaus, wo wir dann endlich Abschied nahmen von der Mama, H. Kaplan und allen lieben Heimischen und von den schönen sonnigen Zeiten, die mir ewig als ein stiller Hesperus glänzen werden, auf dem ich ausruhe von Mühen und vergeblicher Sehnsucht".



Fünftes Kapitel

Der Heidelberger Student

1

Das Herz voll von Erinnerungen an Lubowitz, begannen die Barone ihre romantische Frühlingsfahrt durch mancher Herren Länder. Über Troppau, Olmütz, Brünn, Linz, Regensburg, Nürnberg, Mergentheim kamen sie, nach Reisetagen voller landschaftlicher Entzückungen auf freier Fahrt und voller mittelalterlicher Schwärmereien in den Städten, aber auch nach mancherlei kleinen Abenteuern, wie Gewitter, Quartiersuche und Wagenbruch, bei mondheller Nacht ins blühende Neckartal und fuhren endlich um vier Uhr morgens (am 17. Mai) mit Herzklopfen durch das schöne Triumphtor in Heidelberg ein. Die unbeschreibliche Lage der Stadt mit der majestätischen Pfalzburg über dem engen blühenden Tale übertraf ihre höchsten Erwartungen. Alles lag noch im Morgenschlummer, und nur Studenten zogen mit ihren Tabakspfeifen schon durch die Straßen. Die Brüder kehrten im „Karlsberge" auf dem Paradeplatz ein und schliefen noch einige Stunden, um dann am Mittag erfrischt ihre neue Heimat näher kennen zu lernen.

Heidelberg war zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im Kleinen ein Bild des gesamten südwestdeutschen Lebenszustandes. Das abgeschlossene Kleinleben des Mittelalters hatte seinen Ausdruck zurückgelassen in den älteren Teilen des Schlosses, in der gotischen Heiliggeistkirche, in den Türmen der Stadttore und in manchen Resten alter Mauern und Bauwerke, der Werdegeist der Renaissance und der Reformation den seinigen in den jüngeren Schloßbauten, an die klerikale Herrschaft unter den Neuburger und Sulzbacher Kurfürsten erinnerten das Universitätsgebäude, manche Klosterräume, die nun zum Teil akademischen Zwecken dienten, und die geistlichen Bewohner des Jesuitenkollegiums, diese Überbleibsel aus der verschwundenen Zeit der glänzenden Kirchenfeste, die in den pompösen Prozessionen, welche durch die Straßen zogen, noch gegenwärtig war, während sich alles andere verjüngte bis hinauf zu den Anlagen des Schloßberges. Die Stadt selber, die damals an zehn- bis elftausend Einwohner zählte, zog sich munter lärmend eine halbe Stunde weit hart am linken Ufer des Neckars hin, der „am Fels ein freudig Schallen gab", und bestand eigentlich nur aus der einen Hauptstraße, an die sich ein enges Häuser- und Gäßchengewirr anklebte.

Durch immer wiederkehrende Kriegsstürme allzu lange heimgesucht, konnte die Stadt jetzt ausruhen und gedeihen, nachdem sie im Jahre 1803 mit dem größten Teil der rechtsrheinischen Pfalz an Baden gefallen war und von dem neuen Herrscher als die schönste Perle seiner Krone betrachtet wurde. Großherzog Karl Friedrich hatte sich als Einzelner den Weltreichsplänen Napoleons nicht widersetzen können, und wenn der ehrwürdige Mann darum die schmähliche Lage eines damaligen deutschen Kleinfürsten tief empfinden mochte, so bewahrheitete er doch auch fernerhin die Worte, mit denen der fremde Eroberer die Ländergabe und die Verleihung des Kurfürstentitels begleitete, daß beides den hohen Regententugenden gölte, die dem bisherigen Markgrafen seit langem die Achtung Europas erworben. Während sich andere durch unterwürfiges Biegen und Schmiegen der ausgeteilten Geschenke würdig zu zeigen suchten und sich in Paris an dem Handel und Schacher mit deutschem Besitztum beteiligten, machte er von der mit Geld

und Soldaten schwer erkauften Freiheit Gebrauch, indem er aufgeklärten und humanen Sinnes sein Land regierte. Es ist kein Wunder, daß in diesen Zeiten, wo allgemein ein verschwommener Kosmopolitismus mit dem Despotismus Hand in Hand ging, in den Ländern des Rheinbundes die beginnende Reorganisation Preußens als eine fremde Sache ignoriert wurde, denn diese ging aus unerträglichen Mißständen hervor, die hier im Süden und Westen zum Teil durch dauernde Reformen nach französischem Muster bereits beseitigt waren. Dennoch trug auch Karl Friedrich von Baden zum Erwachen des nationalen Gedankens entscheidend bei, und zwar durch die Wiederbelebung der Universität, der alten Ruperta, die nun als Ruperto-Carola ihrem Neuschöpfer zum Stolz und zur Ehre gereichte.

Wohl hatte der alte Musensitz am Neckar, dessen wissenschaftlicher Ruhm in die Tage der Reformation und des Humanismus zurückging, niemals aufgehört, eine Studentenstadt zu sein, aber sein ehemaliges fröhlich-pfälzisches Leben war in der prunkenden Leere der Zopfzeit lange erloschen und er selbst wie sein stolzes Schloß nicht nur durch kriegerische und brandschatzende Barbaren, sondern auch durch lieblose Nachlässigkeit seiner Besitzer unter bayerischer Herrschaft verödet. Karl Friedrich von Baden endigte das lange Siechtum der Hochschule. Er stellte sich als Rektor an ihre Spitze und gestaltete sie nicht nur zur Landesuniversität, sondern zu einer allgemeinen deutschen Bildungsstätte, an der die auf allen anderen Akademien verfallene Sittlichkeit und Wohlanständigkeit gepflegt werden sollten, ohne daß jugendlicher Frohsinn und ein heiteres burschikoses Leben eingeschränkt würden. Aber auch der Wissenschaft brachte er jedes Opfer und suchte, meist mit Glück, die hervorragendsten Lehrkräfte heranzuziehen.

Konnte er seine Schöpfung auch nicht zum Ausgangspunkt einer großen Bewegung machen, wie es etwa Jena als wissenschaftliches Zentrum des klassisch-romantischen Geistes war, so gelang es ihm doch, ihr für die Entwicklung und Ausbreitung dieses Geistes, der mehr und mehr ein rein romantischer wurde, dieselbe Bedeutung zu sichern, wie sie Halle gehabt, mit dem Unterschiede, daß die Romantik in Heidelberg einen so jungen, tiefen und nach-

haltenden Klang gab wie nirgendwo. Während die Rechtsfakultät den Ruf genoß, die erste von ganz Deutschland zu sein, während ein etwas gar zu solides Studierwesen herrschte, hinter welches die Genialität zurücktrat, so daß Görres klagte, man könne glauben, es sei das ganze Jahr Charwoche und die dicken Juristen hätten zu sehr das Übergewicht, und Gries, von Jena kommend, schmerzlich empfand, daß nicht Weimar, sondern Karlsruhe die benachbarte Residenz war, fand gleichzeitig die sogenannte neuromantische Literatur am Neckar ihre Freistatt und schwor auf dem efeuumrankten, von Blüten verschneiten Schloß die hochgemute Vorzeit neu herauf, die in den alten Domen der sonnigen Rheinebene drunten und in den geborstenen Rittersitzen rings an den schroffen Felsen noch lebendig war. Mochte das wirkliche deutsche Reich soeben zu Grabe getragen werden, hier erhob sich in der Phantasie der Jugend ein mittelalterliches Idealreich, das, wie phantastisch es manchmal ausgeschmückt wurde, doch den Sinn auf eine bessere Zukunft richtete.

Wie Eichendorff in Halle die schnell vorübergehende Blütezeit des dortigen Geisteslebens miterlebt hatte, so kam er auch nach Heidelberg im richtigen kurzen Augenblick. Zwar waren Arnim und Brentano, die ersten Schatzheber der Vergangenheit, gerade abwesend, aber dafür war ein Freund und Gesinnungsgenosse von ihnen angekommen, als Persönlichkeit noch weitaus mächtiger und berufen, Eichendorffs Lehrer und Führer für alle Zeiten zu werden. Dem Greis auf dem Throne aber dankte eine Jugend, die nach Brentanos Worten mit Freuden untertan war, ihm, der den Künsten Sitze erbaute und „was göttlich in dem Geist ersteht, was lebend hinterm Pflug aufgeht, den geistlichen und irdischen Samen" gleich fromm ausstreute. So waren die lange still gewordenen Gassen wieder von frohen Scharen bevölkert, welche von auswärts, vor allem aus Ost- und Norddeutschland und seinen vornehmen Adelsfamilien, herbeiströmten, besonders seit den napoleonischen Kriegen und seit die Universität Halle geschlossen worden war. Das trübe und ernste Jahrzehnt, das sich hier, wie wir sahen, weniger fühlbar machte, schloß die Politik aus und richtete die Kräfte nach innen, so daß die Männer der Hochschule sich ganz der

Wissenschaft, der Kunst und Literatur widmen und publizistische Organe schaffen konnten, die alle bedeutenden Namen des geistigen Deutschlands vereinigten. Diese ernste Arbeit und eine von ihr in Schranken gehaltene und von Natur, Dichtung und Vergangenheitsdenkmalen verklärte heitere und anmutige Geselligkeit entzündeten in der Stille nach dem Ausspruch des Freiherrn von Stein einen Teil des deutschen Feuers, das später die Franzosen verzehrte.

Aber all diesem Werdenden gegenüber fehlte nicht das Widerspiel des hemmenden Alten. Obwohl die aus dem Nichts erneuerte Hochschule nicht gegen irgendwelche aus ihr selbst erwachsene Traditionen anzukämpfen hatte wie die hallische, sonderten sich doch auch auf ihr die Vertreter zweier Generationen zu feindlichen Parteien. Denn die Regierung Karl Friedrichs hatte keineswegs das Programm der neuen Schule zu dem ihrigen gemacht, welch letzteres vielmehr nur auf die Gewinnung tüchtiger Kräfte ohne Rücksicht auf irgendwelche Richtungen abzielte, und wie daher ihr weitherziger Schutz die Neuromantik ganz aus sich selber großwerden ließ, so konnte sie gleichzeitig den alten Johann Heinrich Voß, den berühmten Homerübersetzer und „Großinquisitor des Rationalismus", mit einem Jahresgehalt nach Heidelberg berufen. Sein Sohn Heinrich, der ihm unterwürfig ergeben war, wurde Professor des Griechischen am philologischen Seminar, aber er selbst hielt keine Vorlesungen, sondern betätigte sein Verhältnis zur Universität nur durch seine beratende Stimme und durch persönlichen Verkehr mit ihren Lehrern und Beamten. In seinem turmartigen Hause zwischen Peterskirche und Hauptstraße saß er inmitten von hohen Gartenmauern und selbstgepflanzten und -gehegten Platanen, Ahorn- und Obstbäumen, patriarchalisch im Schlafrock seiner Familie und seinen Gästen präsidierend — ein hagerer eckiger Nordlandsbauer, der die mit seiner Bildung im Schweiß errungenen Anschauungen gegen alle andersartigen durch eine „Dornhecke der Polemik" verteidigen und schützen zu müssen glaubte. So, als der geborene Kampfhahn, für den es nicht Freunde, Kollegen und Außenstehende, sondern nur Sekundanten, Helfershelfer und Gegner gab, sah er vor allem in der Romantik die hassenswerte Verkörperung aller katholisierenden Rückschrittlichkeit und lag mit ihr

bis an sein Lebensende in maßloser Fehde, die er, ohne je einen Unterschied zwischen Person und Sache zu machen, mündlich und brieflich, in satirischen Gedichten, Zeitungsaufsätzen und Broschüren ausfocht. Mit ihm hatten die Romantiker den Feind im eigenen Lager. Mitten in dem staubigen Gewebe seiner Gelehrsamkeit, sagt der alte Eichendorff, lauerte er wie eine ungesellige Spinne, tückisch auf alles Junge und Neue zufahrend, das sich unvorsichtig dem Gespinste zu nähern unterfing.

Das Studentenleben in Heidelberg unterschied sich in vieler Hinsicht von demjenigen in Halle. Karl Friedrich, der früher keine Universität besessen und überhaupt das Burschenleben niemals näher kennen gelernt hatte, verbot alle Verbindungen, die zudem damals als Träger politischer Tendenzen galten. Dem Prorektor der Hochschule stand freilich eine völlig ungenügende Polizei zu Gebote, und er mußte selber als Hüter der Ordnung die Studentenbälle besuchen, an den Toren die Wagen nach Schlägern visitieren und sich bei nächtlichen Lärmszenen ins Handgemenge wagen. Bei so mangelhafter Überwachung bestanden natürlich heimliche Landsmannschaften und waren die Mensuren allgemeiner als heute, zu deren Schauplatz man die Studentenbuden, gewisse Kneipen oder auch Örtlichkeiten der Umgebung wählte. Und farbig, abenteuerlich und selbstherrlich war das Treiben der Musensöhne auch am Neckar. Da Uniformen und Kokarden nicht auf eine Verbindung deuten durften, so wählte man solche, die der Nationalität entsprachen; man trug Waffen, rauchte in den Hörsälen und brachte Hunde mit ins Kolleg, obwohl das alles ebenfalls verboten war, und blutige Zusammenstöße mit Bürgern, Handwerksburschen und vor allem mit der Militärwache bildeten auch hier keine Seltenheit. Trotzdem, und obwohl die Norddeutschen so zahlreich waren, herrschte im Ganzen ein Ton, der nicht so kernig und charaktervoll, wie der in Halle, aber dafür weniger derb und roh erschien und der einen wenn auch durchaus freien, so doch südwestdeutsch-artigeren und galanteren, in gewissem Sinne also einen romantischeren Charakter hatte. „Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik“, so faßt Eichendorff dies Leben in später Rückerinnerung zusammen; „da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit

Reben und Blumen und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. Solch gewaltige Szenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Komments zu befrein; die Studenten tranken leichten Wein anstatt des schweren Bieres und waren fröhlicher und zugleich gesitteter als in Halle . . . Wo die Natur, die ewig jung auch am getreusten zur Jugend hält, selber mitdichtend studieren half . . ., wo der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging und nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen . . ., da atmete auch der Student freier auf und schämte vor der ernsten Sagenwelt sich der kleinlichen Brotjägerei und der kindischen Brutalität. Wie großartig im Vergleich mit anderen Studentengelagen war namentlich der Heidelberger Kommers, hoch über der Stadt auf der Altane des halbverfallenen Burgschlosses, wenn rings die Täler abendlich versunken und von dem Schlosse nun der Widerschein der Fackeln die Stadt, den Neckar und die drauf hingleitenden Nachen beleuchtete, die freudigen Burschenlieder dann wie ein Frühlingsgruß durch die träumerische Stille hinzogen und Wald und Neckar wunderbar mitsangen."

2

In ihrem Gasthause gerieten die Brüder gleich in studentische Gesellschaft. Sie speisten nämlich zu Mittag mit über dreißig Kommilitonen an der glänzenden Table d'hote und auch abends in demselben Saale, wo sie dann gleich mehrere Bekanntschaften machten. Bis spät erschollen Burschenlieder, und ein Pereat wurde dem Napoleon gebracht. So rührte sich hier der patriotische Geist. Zwei Tage danach bezogen sie ihr eigentliches Logis, den Prinzen Karl, mit der Aussicht auf die Burg. Da sie aber hier ziemlich unangenehm, gestört und teuer wohnten, siedelten sie nach einem Monat in die Vorstadt über, die, als eigentliches Reich der Studenten, wegen Mangel an Ordnung und nächtlicher Ruhe berüchtigt, doch den gesundesten und luftigsten Teil Heidelbergs bildete

und neuere und schönere Häuser mit vielen Gärten und heiteren Aussichten ins Freie hatte. Hier gingen die Jalousiefenster ihrer sommerlichen Stuben auf die Mannheimer Straße hinaus, wo die Equipagen des Hofes vorüberfuhren.

Nicht nur die Stadt selbst, das Häusergewirr am Fuße des Geisbergs, galt es am ersten Tage kennen zu lernen, sondern Joseph fühlte sich sogleich getrieben, den gegenüberliegenden Heiligenberg durch seine Weingärten bis zur waldigen Höhe zu ersteigen, um das ganze Tal zwischen ihm und dem Königstuhl zu überblicken. Zwar verirrte er sich so, daß er den Gipfel nicht erreichte, doch genoß er die himmlischste Aussicht auf die Stadt und auf die schimmernde Ebene, die sich bis Frankreich erstreckte und in der sich die Türme Mannheims erhoben, vom Rhein wie von einem Silberfaden durchschnitten. Am nächsten Tage schwärmte er zum ersten Male in dem paradiesischen Schloßgarten herum. Dieser war vom Landesherren dem Oberforstrat Gatterer zur Pflege übergeben worden, der den verwilderten in die reichste Kultur einheimischer und fremder Hölzer und Pflanzen umgewandelt hatte. Schattige Gänge führten durch reizende Boskets zu einladenden Sitzen, und weiße und rote Akazien, schlanke Pappeln und blühende Mandelbäume erhoben sich zwischen Rosenbüschen. Ein Wald von edlen Kastanien war angelegt, hinten im Garten sorgte ein Büfett für Erfrischungen — hier erklang an Sommerabenden öfter Musik —, und auf einem von Linden beschatteten Platze nach der Ebene zu stand ein runder Tanzpavillon. Die kostbaren Substruktionen, auf denen sich der Garten zum Teil aufbaut, leuchteten mit weißen gewölbten Nischen weit ins Land, und von der großen Terrasse bewunderte man damals wie heute den südlichen Sonnenuntergang in den violetten Schleiern des Himmels, wenn die Haardt im Feuer glüht und der Blick über das friedlich rauchende Dächermeer und die Windungen des Neckars, über den sich die schöne Brücke schwingt, in die Ebene schweift.

„Da wandelt fest und unverwandt
der heilge Rhein ums Vaterland“,

so hatte Brentano vor kurzem gesungen, und jetzt sah Eichendorff das silberne Stromesblitzen am Horizont. Er stieg über die Ter-

rassen mit ihren Alleen, Brunnen und Klüften und durchkroch alle Treppen und Winkel der Burg. Selbst in deren verfallenen Gemächern waren Pflanzungen mit umblühten Sitzen in den Fenstern angelegt, und noch die Spitze des alten Turmes krönte ein Blumenreich, das den Namen des Luftgartens führte. Was aber von der roten Sandsteinburg erhalten oder, zerstört und halbzerstört, in das schönere Leben der Natur zurückgesunken war, die Fassade des Otto Heinrich-Baus, Statuen, Wappen, Reichsadler und Genien und was sich alles um den gepflasterten Hof herumstellt, das alte Tor und die Brücke über dem blühenden Graben, der gesprengte Turm, dessen eine Hälfte im Efeu versunken ist, während man der anderen in alle Gewölbe sieht, die Trümmer des Englischen Baus, moosbewucherte Pfalzgrafen, ein sickernder Quell oder was alles Joseph auf diesem ersten Gang entdeckte, es entlockte ihm ein „Herrlich, himmlisch" in seinem Tagebuch und wohl schon vorher, als er an den armen Hütten des Schloßbergs vorüber wieder in die Stadt hinunterstieg.

Trotz allen Lockungen Heidelbergs begannen die Jünglinge ihre dortigen Studien sofort mit strengem Fleiß, standen um halb fünf Uhr auf und hielten eine „eiserne Tagesordnung" inne. Da die Jurisprudenz sowohl in ihren Plänen wie auch auf der Universität beherrschend im Vordergrunde stand, so suchten sie zunächst mit den dortigen Pandektisten Fühlung zu gewinnen. Den stets wachsenden Ruf der Juristenuniversität hatte Heidelberg durch Anton Friedrich Justus Thibaut erhalten, und zwar in solchem Maße, daß während der langen bis an sein Lebensende währenden Zeit, in der er sich mehr und mehr zum leitenden Geist seiner Fakultät entwickelte, für die Bürgerschaft Jurist und Student fast ein und dasselbe war. Savigny für Heidelberg zu gewinnen, war dem fürstlichen Rektor der Hochschule trotz mehrfachen Bemühungen nicht gelungen, dafür aber bot sein ebenso berühmter Gegner und Antipode vollen Ersatz. Man sieht wohl heute nur noch in Savigny den Mittelpunkt einer neuen Bewegung. Dieser, der Freund der Romantiker, vertrat ein Recht, das aus dem Volksgeist und seiner Vergangenheit organisch hervorwachsen sollte, und sprach der Gegenwart den Beruf zur Gesetzgebung ab, während Thibaut für bewußtes

gesetzgeberisches Schaffen eintrat. Wenn auch Thibauts Betrachtungsweise gleichfalls historisch war, so machte er als Kantianer doch stets philosophisch-naturrechtliche Gesichtspunkte geltend, worin Savigny den glücklich überwundenen Rationalismus gefahrbringend fortwirken sah. Beide hatten übrigens französisches Blut, und in Thibaut verbanden sich praktische Vernunft, reizbare Lebhaftigkeit und künstlerischer Formensinn, alle drei von romanischer Art, mit deutscher Wissenschaftlichkeit, Willenskraft und Bürgertüchtigkeit zu einer komplizierten Mischung. Sein klarer frisch-verständlicher und männlicher Vortrag, der aus warmem Herzen kam und doch oft witzig sprudelte, riß die jugendlichen Zuhörer hin, und mehr noch als durch das römische Recht, das er lehrte, indem er es tadelte, wirkte er durch seine menschliche Persönlichkeit. Er wuchs recht eigentlich mit der Hochschule zusammen und machte sich ihr als Schlichter aller Streitigkeiten und Vermittler zwischen Universität und Regierung, zwischen Studenten- und Professorenschaft, zwischen allen vorkommenden Gegensätzen unentbehrlich. Die Jugend verehrte ihn als väterlichen Freund, und da sie, wie Eichendorff in seinen Erinnerungssätzen über ihn sagt, in Übergangsperioden gern bereit ist, den Spruch: „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns" gelegentlich auch umzukehren und jeden als den Ihrigen zu erklären, der nicht zum Gegenpart hält, so konnte sie zum mindesten die Hälfte seines Wesens für sich und die Romantik in Anspruch nehmen. Denn Thibaut nannte die Jurisprudenz sein Geschäft und seinen Musiksaal seinen Tempel und leitete bei sich allwöchentlich, am Klavier sitzend, einen Singverein, mit dem er unter Bevorzugung sechs- bis achtstimmiger Chöre Werke der alten Meister, besonders der Italiener von Orlando di Lasso an, aber auch Händel und deutsche Volkslieder einstudierte, ja, er machte selbst als Schriftsteller für seine geliebte Kunst Propaganda. Später verkehrte er, der im protestantischen Sinne Gottgläubige, mit den romantischen Konvertiten an deren Versammlungsort, auf Stift Neuburg, ohne selbst bei der um Voß gescharten liberalen Gegenpartei in den falschen Verdacht des Katholisierens zu geraten, da diese, so sehr sie sich im stillen an seinen konservativen Sympathieen ärgern mochte, ihn doch ebenfalls nicht entbehren konnte,

weil auch sie sich in jeder kritischen Lage an ihn wenden mußte. Die Wirkung aller seiner imponierenden Eigenschaften wurde noch gehoben durch seine mächtige äußere Erscheinung, die von den einen als jupiterhaft und von Eichendorff als apostolisch bezeichnet wird. Seine lang herabwallenden dunklen Locken, seine Kleidung aus feinem blauen Tuch von altmodischem Schnitt, die Stiefel über die schwarzen Hosen gezogen, unterschieden den hohen Mann inmitten von Frau und Kindern, mit denen er glücklich lebte, schon gleich auf den ersten Blick von seinen Zunftgenossen. Die Eichendorffs ließen sich ihm gleich am zweiten Tage vorstellen, und als sie ihn kurz darauf besuchten, pflogen sie mit ihm, der mit allen freundlich und gesprächig war, eine lange Kanapeeunterhaltung. Bei einem späteren Besuche äußerte er sich eingehend über die Haller Professoren und bezeugte Ehrfurcht vor Wolf und Scheu, über Schelling zu sprechen. Seine Ideen über den Adel nennt Joseph bei dieser Gelegenheit jakobinistisch und faßt seinen Eindruck über die Unterredung in die Worte „Reine Klugheit" zusammen, die wohl eine ebensosehr bewundernde wie ablehnende Kritik enthalten.

Bei Thibaut hörten Joseph und Wilhelm in ihren beiden Heidelberger Semestern Institutionen und Pandekten, bei Martin Kriminalrecht und bei Heise Kirchenrecht, außerdem Diplomatik beim Geheimen Kabinettsrat Kopp, für den sie beschwerliche Ausarbeitungen zu machen hatten, während Joseph noch mehr über die „ewigen Pandekten" klagt. Dennoch besuchten sie im ersten Semester auch noch Voß juniors Kolleg über Xenophons Anabasis, trieben in beiden Semestern Französisch und namentlich so eifrig Italienisch, daß sie aus Goethes „Meister" in die letztere Sprache übersetzten und Joseph sich in einer Gesellschaft einmal als Italiener einführen lassen konnte, ohne daß die anwesenden wirklichen Italiener die Täuschung sogleich merkten, und Joseph lernte nun auch das Gitarrespiel. Aber seine innere Bildung hat nur die Romantik mächtig gefördert, und auch die Universität nur durch das, was auf ihr romantisch war.

Die beiden eigentlichen Hochschullehrer der dortigen Romantik, nämlich der Theolog Daub und der Mytholog Creuzer, sind es zwar nicht, die bei Eichendorff Epoche gemacht haben. Dazu beschränkte

sich ihre Tätigkeit zu sehr auf Spezialfächer, welche dem Studiengang des Juristen und werdenden Dichters ferne lag. Georg Friedrich C. Creuzer, ein rothaariger Mann mit herabhängender Unterlippe, war auch eine zu stille, in sich gekehrte Gelehrtennatur, um als Dozent über sein Fach hinaus auf die Jugend zu wirken, und zudem lastete auf seinem Gemüte damals ein tiefer Schatten, da im Jahre vorher die Dichterin Caroline von Günderode, Clemens und Bettina Brentanos Freundin, aus Liebe zu ihm in den Tod gegangen war. Und seinen europäischen Ruhm erwarb er sich erst einige Jahre später durch sein Hauptwerk „Symbolik und Mythologie der alten Völker", das von allen romantischen Erzeugnissen den Ingrimm des alten Voß am meisten erregte und ihn zu seiner „Antisymbolik" veranlaßte. Denn hier fühlte sich Voß auf seinem eigensten Gebiete durch Konkurrenz bedroht. Die griechische Mythologie, die er als gänzlich autochthonisch erkannt zu haben glaubte und dem protestantischen Rationalismus plausibel gemacht hatte, sollte nun plötzlich auf eine monotheistische Urreligion zurückgeführt werden, die, im Orient als reinste Gottoffenbarung entstanden, bei den Griechen wie bei den übrigen Völkern nur polytheistische Umwandlungen und Modifikationen erfahren hätte und nach der hellenischen Metamorphose ins katholische Christentum einmündete. Aber Creuzers Ideen gehen zurück auf einen anderen, der die Seele des kleinen Heidelberger Kreises war und, im höchsten Sinne gesprochen, Eichendorffs erster und einziger persönlicher Lehrer wurde: Joseph Görres. Dieser, der an der Sekundärschule zu Koblenz eine Professur für Physik bekleidete, hatte sich dort einen Urlaub erwirkt und hielt nun Vorlesungen an der Heidelberger Universität, ohne übrigens ihrem Lehrkörper anzugehören.

Görres wurde 1776 in Koblenz geboren; seine Mutter war Italienerin. Ein Feuergeist, in dessen frühe Jugend die französische Revolution fiel, wurde er noch fast im Jünglingsalter der Urheber der politischen Journalistik in Deutschland, und, von der Schmach der heimischen Zustände empört, wütete er gegen die „Pfaffen des Thrones und jene des Altars" und stellte sich an die Spitze eines jakobinistischen Klubs, in Schrift und öffentlicher Rede den Standpunkt vertretend, daß der Rhein die von der Natur geschaffene

Grenze Frankreichs sei. Aber als Sprecher einer Deputation, welche die Einverleibung des linken Ufers endgültig verlangte, nach Paris geschickt, erfuhr er durch das dortige republikanische Wesen völlige Ernüchterung und Umkehr. Nachdem er in einer Schrift seinen Landsleuten auf Grund seiner neuen Erkenntnisse ins Gewissen geredet, entsagte er einstweilen der Politik und versenkte sich als Physiklehrer jahrelang in medizinische, physiologische, naturwissenschaftliche und poetisch-philosophische Studien. Und unter Einflüssen der Romantik wuchs er zum Deutschen heran. Durch neue Berührung mit seinem einstigen Schulkameraden Clemens Brentano und dessen Freund Achim von Arnim wurde er auf die versunkenen Schätze der Volkspoesie aufmerksam und tauchte in Heidelberg in der allgemeinen ernsten Arbeit an einer vaterländischen Geistes- und Gemütsbildung wie in einem erfrischenden und erneuernden Bade unter. Er hielt Vorlesungen über all die Gebiete, auf denen er, der Autodidakt, sich ein reiches, wenn auch ungeordnetes Wissen erworben, und spielte, wie er selbst sagt, dabei etwas Musikalisches in sein Programm hinein. Unter der jungen Generation waltete er als eine Macht, welche Heidelbergs Stimmung vertiefte. Eichendorff nennt ihn in seinem Erlebten einen einsiedlerischen Zauberer, der Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschrieb, und fährt dann fort: „Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann . . . über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnisvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben verteidigte . . . Wenn Gott noch in unserer Zeit einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend . . . Seine äußere Erscheinung erinnerte einigermaßen an Steffens und war doch wieder grundverschieden. Steffens hatte bei aller Tüchtigkeit etwas Theatralisches, während Görres, ohne es zu wollen oder auch

nur zu wissen, schlicht und bis zum Extrem selbst die unschuldigsten Mittel des Effekts verschmähte. Sein durchaus freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen schwellend und sinkend, aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und wieder; es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort neue ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend, und überall gewaltig weckend und zündend fürs ganze Leben."

Die Seher aller Zeiten sind für Görres Lehrer der Weltreligion — nach dem Plane Gottes, um eine sukzessive Erziehung und Steigerung der Menschheit unter ihrer Leitung herbeizuführen. Selbst wenn wir die Frage, ob die Schriften eines solchen Phropheten, wie er es war, noch eine mehr als historische, eine lebendige Bedeutung für uns besitzen, verneinen müßten, so brauchten wir damit ihren tiefsten Sinn nicht zu leugnen, denn „in fortdauernder Metamorphose", so sagt Görres, „erhebt sich der Geist von Stufe zu Stufe, und die Bücher sind ihm gleichsam nur Hüllen, die er dabei abstreift". Und die wissenschaftliche Tätigkeit eines solchen Mannes kann so wenig an den Ansprüchen der „exakten" Wissenschaften gemessen werden wie an denen des damaligen Rationalismus. Görres bezeichnet die Mystik als das Reich der Gnade, und ihm wie den übrigen romantischen Forschern und Denkern ist die Ahnung ein Organ, und vielleicht das heiligste und „exakteste", des menschlichen Erkenntnisvermögens. Sie waren mehr produktiv als kritisch, mehr behauptend als begründend, und man hat sie Dilettanten genannt, da mit ihrer umfassenden Gelehrsamkeit die methodische Schulung nicht gleichen Schritt hielt. Für sie hatten Tatsachen noch keinen Wert, wenn der Verstand sie erklärte, sondern erst dann, wenn Geist, Gemüt und Phantasie sie auch deutend verklärten. Aus Görres' Schrift „Glauben und Wissen" vom Jahre 1806, worin er die mythologischen Ideen seines Freundes Creuzer antizipierte, ohne daß wir auf die Priorität Gewicht legen wollen, denn die Romantiker lebten in geistiger Gütergemeinschaft, kann man vielleicht am besten die Art seiner damaligen Lehrweise erkennen. Darin wird alles Wissen zu Rhapsodie. Die

heilige Trinität des Christentums wird nicht nur als schon in den alten Religionen vorhanden nachgewiesen, sondern das Prinzip der Dreieinheit durch die ganze organische und anorganische Welt verfolgt unter ständiger Gleichsetzung des geistigen und physikalischen Lebens. Statt auf Trennungen und Unterschiede läuft die psalmodisch beschwingte Darstellung überall auf Verknüpfung und Identität hinaus, und alle Dinge werden zu parallelen und analogen Symbolen von unendlicher Deutung. „Eine oft divinatorische Phantasie neben wissenschaftlicher Tiefe, gründliches Wissen neben schneidendem Witz, eine unerschöpfliche Fülle von Poesie endlich, womit ein Dutzend Dichter von Profession sich überreich schätzen dürften", sagt Eichendorff ihm nach, aber wenn letzterer dann dies alles, wie es auch durcheinanderringt und sich zu kreuzen scheint, durch einen unwandelbaren Verstand, gleich den Gestirnen eines Planetensystems, um die ewige Zentralsonne wunderbar gruppiert und geordnet sieht, so möchte man vielleicht das Wort Verstand durch achsenfeste Gesundheit ersetzen. Dieser Rheinländer, welchen Creuzer den Schweber nannte, lief oft im Sturm den Heidelberger Schloßberg hinab, wobei sich die wetterleuchtenden Einfälle entwickelten, die er dann, im Kollegium angekommen, sogleich vortrug. Aber während das Leben fast aller Romatiker beweist, daß ein Denken in Bildern, dem ein Schaden für die Sache nachgesagt wird, zum mindesten die Person gefährdet, war dieser Mann mit dem blondmähnigen Löwenhaupt durch seine vulkanische Phantasie nicht aus der Bahn zu schleudern. Er konnte sich jederzeit zur praktischen Tat zurückfinden und wurde später durch seinen „Rheinischen Merkur" ein so mächtiger Gegner Napoleons, daß dieser selbst das Blatt die fünfte Großmacht nannte. Auch der propagandistische Katholizismus seiner letzten Jahre, welche Wirkungen er immer gehabt haben mag, entsprang nicht der Schwäche, und Görres war gleich Schleiermacher priesterlich, ohne pfäffisch zu sein. Wie die Dialektik Schleiermachers mit ihrer philosophisch konsequenten religiösen Toleranz bei den Institutionen der protestantischen Kirche anlangte, um den nordischen „Ideengott", den Görres in „Glauben und Wissen" neben dem „poetischen Gott" des Südens statuierte, im sichtbaren Tempel des Gemeinschafts-

gefühls zu verehren, so mußte der halbe Italiener das in der gleichen Schrift schon erkannte Endprinzip der Welt, daß die Individuation zuletzt wieder aufgehoben wird im Unendlichen, konsequenterweise schließlich im symbolischen Gebäude der katholischen Kirche verkörpert sehen, um so mehr, als es diesem in Bildern Denkenden frevelhaft erschien, das Geistige vom Sinnlichen zu trennen. Wir haben früher Schleiermachers Anschauungen, obwohl sie vielleicht auf Eichendorff nicht direkt einwirkten, so ausführlich geschildert, um zu zeigen, auf welch breiten Voraussetzungen der Zeit sich die Kirchlichkeit unseres Dichters aufbaut. Und wir berühren jetzt schon ein viel späteres Stadium von Görres' Entwicklung, weil es den gewaltigen Herzenszug des Werdenden zu diesem Meister und seine lebenslängliche Treue für ihn rückwärts- und vorwärtsleuchtend erhellt.

Schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft hospitierten die jungen Freiherrn in Görres' Kolleg über den Himmelsbau, und hier bereits notiert Joseph seinen monotonen Vortrag und seine Ähnlichkeit mit Steffens, an den ihn bald auch sein Lächeln erinnert, während diese skizzenhafte Charakteristik im übrigen lautet: „Blaß, jung, wildbewachsen, feuriges Auge." Sie ließen sich ihm sofort vorstellen, wobei sie sich lange über Steffens und über die Franzosen unterhielten und er „wahr und witzig" erschien. Im ersten Semester belegten sie bei ihm ein Abendkolleg über Ästhetik und im zweiten eins über Philosophie, das viermal wöchentlich, gleichfalls abends, vor zahlreichem Auditorium stattfand und von Joseph als göttlich bezeichnet wird.

In diesem Jahre erschien Görres' Schrift „Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein, welche teils innerer Wert, teils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat". Und wir dürfen annehmen, daß die darin niedergelegten Gedanken auch die Vorlesungen des Dozenten durchzogen. Da konnte Joseph erkennen lernen, wie die verachteten biderben Mären, die er als Kind verschlungen, dazu geholfen hatten, nicht den schlechtesten Teil seines Inneren mit aufzubauen, denn „was allen zusagt, Individuen und Geschlechtern, was allen eine widerhaltende kräftige Nahrung gibt

wie Brot, das muß notwendig Broteskraft in sich besitzen und lebenstärkend sein". Dieser Lehrer konnte ihm zeigen, daß es nicht wohlgetan war, jene Schriften als des Pöbelwitzes dumpfe Ausgeburten zu verschmähen und darum das Volk mit willkürlichen Beschränkungen und Gewalttätigkeiten zu irren, daß in solchen noch teils rohen Volkserzeugnissen sich vielmehr „das rein Tierische schon zum Zentauren hinaufgesteigert hat, in dem das Menschliche siegreich das Animalische überragt und oben auf dem durch und durch sinnlichen Körper ein menschliches Antlitz entsprossen ist, das über die wagrechte Tierlinie sich erhebend hinaufstrebt zum Himmel und anderes denn das Irdische schon sieht und kennt". Und er lehrte, „wie es das Volk doch immer ist, was uns im Frühlinge die ersten, die wohlriechendsten und erquickendsten Blumen aus seinen Wäldern und Hegen bringt, wenn auch später freilich der Luxus unserer Blumengärten sich geltend macht, deren schönste Zierden aber immer irgendwo wild gefunden werden; wie überhaupt alle Poesie ursprünglich doch immer von ihm ausgegangen ist, weil alle Institution und alle Verfassung und das ganze Gerüste der höheren Stände immer sich zuletzt auf diesen Boden gründet und in den ersten Zeiten die gleiche poetische wie politische und moralische Naivetät herrschend war".

In solchem Lichte erschien nun der national deutsche Gedanke und seine Forderung, daß gerade „die Demütigung, die dem Charakter des deutschen Volkes durch das Ungeschick der Führer bereitet worden sei, die innere Scheidung in dem Wesen der Nation vollenden müsse; sich lossagend von dem, was die Verworrenheit der nächst vergangenen Zeit ihr aufgedrungen, müsse sie zurückkehren in sich selbst, zu dem, was ihr Eigenstes und Würdigstes ist, wegstoßend und preisgebend das Verkehrte, damit sie nicht gänzlich zerbreche in dem feindseligen Andrang der Zeit". Und daran schloß sich eine echt romantische Apotheose des katholischen Mittelalters. Wie mußte das alles die Anschauungen des jungen Adligen festigen, vertiefen und erweitern, wie mußte es den letzten Rest von kleinlichem Partikularismus und weltbürgerlicher Indolenz in ihm ausrotten und ihm die Größe einer politischen Interessiertheit vor Augen führen, die, aus der vaterländischen Gesin-

nung als Betätigungsdrang hervorgegangen, nichts mit Kannegießerei oder mit der Furcht vor dieser zu tun hat, und wie mußte es ihn den alleinigen Wert derjenigen Ästhetik lehren, die in der allgemeinen Kultur und dem gesamten völkischen Leben wurzelt. Und obwohl Görres damals den Katholizismus noch nicht als alleinseligmachend verkündigte, oder vielmehr weil er es noch nicht tat, so wurden Joseph und viele andere durch ihn und seine echte Romantik auf die Schönheit und Poesie ihrer Religion so recht aufmerksam gemacht. Das hat Eichendorff, wenn auch nicht mit ausschließlicher Beziehung auf Görres und auf sich, noch nach fünfzig Jahren bezeugt. Sein Geist hatte zwar im allgemeinen wohl schon die gleiche Richtung, aber er mußte in ihr doch nicht nur geklärt und gestärkt, sondern durch die Leidenschaft eines solchen Lehrers auch noch vielfach aufgerüttelt und erweckt werden, während er in seinem Verhältnis zur Kunst im engeren Sinne nach Anlage und bisherigem Bildungsgange schon genügend romantisch war, um nur noch einer reicheren Bestätigung und Erkenntnis zu bedürfen.

Wie aber fand er auch das bei Görres! Denn das Wesen der Kunst wird dieser gleichfalls mündlich in jenen Jahren nicht anders detailliert haben, als er es schriftlich tat. „Nicht helle Klarheit soll von den Kunstgebilden strahlen," so lauteten seine zeitgemäßen Forderungen, „nicht durchsichtig soll ihr Innerstes sich dem schauenden Blick erschließen, eine liebliche Dämmerung, ein gefälliger Schein soll nur um ihre Oberfläche spielen, eine gediegene Fülle soll aus ihnen uns ansprechen und uns in ihre unergründliche Tiefe laden, ein unsichtbares Wehen muß die Kunst an uns vorüberfließen, ein verborgener Strom soll sie, dahinrauschend, sich bewegen, aber die Wellen dieses Stromes sollen in Tönen klingen, und wie sie vorübergleiten, sollen sie alle Gefühle regen, alle Affekte wecken, aber vor allem das tiefe unerklärbare Sehnen, das uns weit und immer weiter in die Ferne zieht und windet . . . Das zauberische Zwielicht, das sie umgibt, ist ihre eigenste Natur, und das Rätselhafte, Tiefverborgene, Unaussprechliche ihr Reiz." Jedes Kunstwerk „muß mit wenigen Zügen die Ahndung einer fernen Verborgenheit in unserer Seele wecken, hinter dem Ausgesprochenen muß ein Unaussprechliches wie ein zarter Nachklang schweben; als

Andeutung muß es eine unsichtbare Masse in sich umschließen, von der, wie von einer fernen Unendlichkeit, unser Gemüt sich unendlich angezogen fühlt und in dem es seine Liebe gleichsam objektiv von außen sich entgegentreten sieht."

3

Neben solcher wissenschaftlichen Tätigkeit, welcher, soweit sie juristisch war, der junge Eichendorff sein Pflichtgefühl und seine strenge Arbeitsdisziplin endgültig verdankt, die aber darüber hinaus, vor allem eben durch Görres, seinen ganzen Menschen bildet, wirkt die Heidelberger Landschaft bestimmend und entscheidend auf sein Naturgefühl und damit auf seine ganze dichterische Struktur. Gewiß, der Künstler amalgamiert sich die Welt nach seinen innersten Gemütsbedürfnissen, und es ist kein Zufall, daß er überall das findet, was er bewußt oder unbewußt sucht, aber jedenfalls war Eichendorff hierin besonders glücklich. Sein Naturgefühl, welches immer den „Blick von oben", das Panorama, verlangt, kulminiert in dem typischen Landschaftsbild mit der Burg oder dem Schloß auf grüner Höhe und dem Fluß drunten im Tal. In diesem Bilde verschmelzen Lubowitz über der Oder, der Haller Gibichenstein über der Saale und das Heidelberger Schloß über dem Neckar; aber erst das letztere hat ihm die stärksten Farben gegeben: den südlichen Glanz von üppigem Frühling und Blütenpracht auf seinem echt deutschen Charakter, die Staffage jugendlicher Gestalten mit ihren Gesängen zu Gitarre und Laute und statt des einen Flusses die Ströme, die in der Tiefe silbern aufblinken, diese mystische Mehrzahl, die vom Neckar und dem fernen Rheine herzurühren scheint.

Nie ist das Tagebuch so angefüllt mit Natureindrücken und Landschaftsstimmungen wie in Heidelberg, und hier zum ersten Male trifft Eichendorff bei derartigen Eintragungen stets und unfehlbar das Wesentliche, mit ganz knappen Zügen, die immer die erste deutliche Spur dichterischer Formung und Gliederung aufweisen. Auf dem Schloß wird er vor allem heimisch, und es ist nicht nur der große Kommersch auf der Altane oder das zweimal

in der Woche im Hofgarten stattfindende, von der Gesellschaft und auch von ihm und seinem Bruder subskribierte Blasekonzert, die ihn hinauflocken, sondern noch lieber besucht er es alleine oder mit Wilhelm oder seinem Freunde Julius. Unter der Brücke des alten Hirschgrabens liest er Tiecks und Schlegels Musenalmanach für das Jahr 1802, dieses berühmte Manifest der älteren Romantik, das die lyrischen Poesien der Herausgeber und Novalis' posthume Gedichte enthält. Und abends steht er auf der Terrasse und schwelgt wieder im Sonnenuntergang, der nirgends so schön ist, in dem rosigen Duft, in dem das Tal schwimmt und der lieblich in den Burgruinen schimmert, aus welchen Musik durch die Berge hallt. Und ein andermal sieht er ein Schiff mit Musik den Neckar hinunterschwimmen; Kanonen in dem Tale vier und fünfmal widerhallen, und Jauchzen schallt von allen Bergen in der Abenddämmerung. Und an den Nachmittagen des afrikanisch heißen Sommers schwimmt er mit der halben Universität im Neckar, wo er über die Steintrümmer des zersprengten Turmes im Wasser hinauf- und hinabklettert. Und abends geht er allein oder mit Julius am Flusse spazieren, der Mond steht über den Bergen des dunklen Tales und schimmert im Wasser, Johanniswürmchen fliegen wie kleine Sterne, einzelne Fenster jenseits sind erleuchtet, bei der Rückkehr tönt weiblicher Gesang am Burgberge zur Gitarre, einmal sitzt ein Mädchen am Fenster: Ist es der Genius? Ist es die Hahmann? Ein andermal sieht eine Schöne der Haller Galatee ähnlich . . . Dies echt Eichendorffsche Motiv der sehnsüchtigen und erinnerungsseligen Verwechselungen, die den liebestrunkenen Sinn verwirren.

Und das Land ringsum lockt immer von neuem, die Ebene mit dem Blick auf das geahnte Haardtgebirge jenseits des Rheins, und die Bergstraße nach dem Odenwald zu, und die Nester um Heidelberg zwischen Hügeln und Reben, zwischen Wiesen, Rosengärten und Obstgehegen, Neuenheim, wohin sie, neckarabwärts, wandern oder sich über das Wehr hinunterschiffen lassen, Handschuhsheim, dicht dabei, Rohrbach am Ausgang des Neckartales, Ziegelhausen, Stift Neuburg und Neckargmünd flußaufwärts. Und weiter noch wandern sie, den mannigfachen Krümmungen des rauschenden

Wassers folgend, in der lieblichen Beschränkung der Felder und Wälder bis Neckarsteinach, wo die drei berühmten Burgruinen an grauen Felsen hängen, von Ziegen überklettert, und in der uralten Kirche die drei Raubritterbrüder mit großen Türkenschädeln neben ihnen in Stein gehauen sind, während sich gegenüber, hart am Ufer, die Festung des Dilsberg, von höheren Bergen eingeschlossen, „in öder dunkelwilder" Gegend erhebt.

Und bei Sonnenuntergang geht Joseph allein vor das Mannheimer Tor, wo die schnurgerade, zwei Stunden lange Chaussee mit schattenlosen jungen italienischen Pappeln nach Schwetzingen führt. Und alles ist ein paradiesischer Garten voll hoher Hopfenwälder und mit Mais, Spelt, Mohn und Wein. Und Schwetzingen selbst ist ein Ziel nach seinem Herzen, der kleine offene Marktfleck, der an Lauchstädt erinnert, das altfränkische Schloß und der Park Karl Theodors, die ausgehauene Allee beim Eintritt, die den fernen blauen Donnersberg symmetrisch in ihre Mitte nimmt, die Orangeriepaläste, die Bassins mit Statuen und Wasserkünsten, die Laubgänge nach allen Richtungen, die Gräben und Teiche mit den Trauerweiden am Ufer, die Ruine und die Moschee mit ihren beiden Türmen und den zu ihr gehörenden Bädern.

Wo so die Natur mitstudiert und mitdichtet, da spielt sie auch in die Geselligkeit hinein. Wir deuteten dies schon an, wenn wir einen Freund erwähnten, in dessen Gegenwart Joseph gern die Landschaft genoß, aber bevor wir den Rahmen des Begriffes Geselligkeit um andere Freunde und Bekannte ziehen, werde er zunächst einmal so sehr erweitert, daß er diejenigen menschlichen Figuren, die nur die glänzende Staffage von Eichendorffs Heidelberger Aufenthalt bilden, noch mit einschließt. Die pompöse Fronleichnamsprozession zog damals noch, trotzdem der Katholizismus nicht mehr die Landesreligion war, unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen feierlich durch alle Gassen. Sodann brachten die Nähe der Residenz und die Ereignisse dieser napoleonischen Zeitläufte militärische und höfische Schauspiele und Fürstenbesuche mit sich. Der letzte Rest der badischen Truppen kam auf dem Durchmarsch zur Armee vorüber, schöne Husaren, grün, rot, gold, die großherzogliche Leibgarde mit ungeheuern Bären=

mützen, weißen Pumphosen und hin und wieder mit langen Bärten, dann Artillerie mit Kanonen und Infanterie — sagt Joseph —: „wie Lumpenhunde“. Mit dem Bruder fuhr er in einem Kabriolett, das Schöpp kutschierte, nach Speier in Frankreich, um die dort angekommenen spanischen Soldaten zu sehen. Die Reisepässe, welche die Heidelberger Polizeidirektion ihnen ausstellte, beschreiben den 21jährigen Baron Wilhelm: „Große Statur, langes schmales Gesicht, mittlere Nase, dunkelbraunes Haar, braune Augen“ und den 20jährigen Baron Joseph: „Mittlere Statur, glattes Gesicht, spitze Nase, blondes Haar, graue Augen.“ Vor einem himmlischen Talblick mit den Vogesen im Hintergrunde zogen die Truppen vorüber, Offiziere auf andalusischen Hengsten und Artillerie, zigeunerfarbene Reiter mit maurischen Physiognomien auf starken Mauleseln, in schwarz und roten Uniformen nach österreichischem Schnitt, mit den Sätteln ganz hinten, die bloßen Füße mit hölzernen Sporen in ungeheuern Holzschuhen statt Steigbügeln, die Stückknechte im Hemd mit weitgeschlitzten Hosen, mit bunten, bis auf den Rücken hängenden Zipfelnetzen auf dem Kopf. Dann folgte Infanterie, voran der Tambour, gleichfalls im Hemde, und zuletzt Konskribierte aus dem Inneren Frankreichs, von französischen Offizieren exerziert. Studenten in zahlreichen Wagen und zu Pferde sahen zu. In Joseph aber weckte die Stadt als ein rührender Trümmer alter deutscher Kraft und Herrlichkeit bange Empfindungen, besonders der durch die Revolution zur Ruine gewordene uralte Dom mit seiner Gruft von vier deutschen Kaisern. Auch belauschte er bei Tisch das heimliche Gespräch zweier Bauern: „Es ist nicht länger auszuhalten.“

In Heidelberg sah er bald darauf den König von Württemberg, der den Napoleon in Frankfurt salutiert hatte und im Karlsberg übernachtete, ein „königliches Monstrum“, eine „echte Karikatur“, mit dickem Kopf, den zwei Locken verzierten, mit ungeheuerem Bauch in Bandagen, „sonderbar herabhängend“, mit kurzen Beinchen und in grünem Frack, umgeben von einem Getümmel von Kammerhusaren und Kurieren. Die Königin von Bayern fuhr mit einem badischen und einem bayrischen Vorreiter unter Josephs Fenster vorüber nach Rohrbach, um ihre Mutter, die verwitwete

Markgräfin, in ihrem dortigen Lustschlößchen zu besuchen, das der alten Dame von ihrem Schwiegersohn geschenkt worden war. Der Erbgroßherzog, ein junger schöner und kräftiger Mann, kam, aus dem Felde heimkehrend, zum ersten Male wieder in die Stadt. Trompeter sprengten durch die Straßen, um die Bürgergarde zusammenzurufen, die damals noch existierte und die in reicher Uniform dem Fürsten entgegenritt. In drei Sechsspännern kamen die hohen Herrschaften an, im Schloßgarten durch ein Konzert geehrt. Dann wurde die Burg von innen durch lodernde Feuer erleuchtet, die Parkwege zauberisch illuminiert und in offener Laube ein Souper serviert. Joseph, auf einem Stuhle turnend, beobachtete die Tafel und die „fast zu freche" Erbgroßherzogin Stephanie, die schon früher einmal inmitten von Stallmeistern, Bedienten und Pagen als kleine blaue nette Amazone an seinem Fenster vorübergeritten war und deren Augenkoketterie und schmachtendes Herzandrücken er jetzt sehr notable fand.

Gegenüber solch fürstlicher Pracht mutet das eigentliche damalige Gesellschaftsleben Heidelbergs doppelt bescheiden an. Die Vergnügungen größerer Städte fehlten durchaus, kein Theater war am Ort, Konzerte wurden nur zuweilen von durchreisenden Musikern gegeben, Taschenspieler und Wachsfiguren boten die einzigen Schaustellungen, und wer mehr verlangte, mußte mit dem Eilwagen nach dem vorgeschritteneren Mannheim fahren, das auch Joseph und Wilhelm besuchten. Dafür aber tat, wie angedeutet, die reiche Natur dem heiter-jovialen, süddeutsch-munteren, anregend-gemütlichen und taktvoll-freien Bürger-, Gelehrten- und Studentenvölkchen, das sich die Zeitereignisse so wenig anfechten ließ, um so mehr Genüge. Diese Natur ist ja selbst ein einziger Garten, darum vermißte man die in der engen Stadt fehlenden größeren Gärten wenig und machte zahllose Landpartieen, obwohl man auch die vorhandenen kleinen Hausgärten und den Schloßpark zu Tees, Kränzchen und Einladungen benutzte, die sich indessen ebenso wie die Gesellschaften in geschlossenen Räumen bei einfachem Abendessen, angenehmem Komfort und fröhlicher Stimmung nicht über zehn Uhr abends ausdehnten. Die Professoren und angesehenen Familien sollen die Studenten hier seltener

zu sich eingeladen haben als in Halle, dagegen wird berichtet, daß auch die Damen Whist und L'Hombre spielten und fleißig spazieren gingen und in den Bergen herumkletterten. Für die Gastfreundschaft, welche die Jugend bei Lehrern und Honoratioren immerhin genoß, revanchierte sie sich durch Bälle in öffentlichen Lokalen. Im übrigen war sie gerne und am liebsten unter sich. Jeden Sonntag und Montag wurde um Heidelberg Kirchweih gefeiert, wobei die ländlichen Tanzlokale wechselten, während in Neuenheim sogar alle Sonntage Ball war. Da herrschten bacchantische Weinlaune und kecke Schäferidyllik, denn die Landmädchen, Zofen und Dienstmägde der Stadt und Umgebung galten als zierlich, sauber und zutunlich, und ihre Putzsucht trieb die Studenten vor die aufgeschlagenen Kaufbuden und die feilgebotenen Bänder und Schmucksachen. Hier tanzten auch die jungen Freiherrn, die gerne nach Schönheiten visierten. Männlichen Verkehr, kameradschaftlichen Anschluß an Studenten suchten und fanden sie natürlich viel und leicht. Sie trafen viele alte Hallenser, darunter einmal vier gute Bekannte im Schloßgarten, wo sie dann gleich das Wiedersehen mit einem Abendessen im Freien bei Mondschein feierten. Im ersten Monat, wo sie im Prinzen Karl wohnten und speisten, saßen sie mit lauter kur- und livländischen Adligen bei Tisch, deren „gallizisierender rüder Ton" Joseph „sehr degoutierte". Später scheint die aus sieben Mann bestehende Silesia ihn stärker angezogen zu haben. Nun lebten sie mehr für sich und frugaler bei viel Obst, Trauben, Kastanien und Granaten. Studentischer Unfug, wie Massakres und Torerstürmungen, der in den Haller Aufzeichnungen so breiten Raum einnahm, wird nur ganz selten erwähnt. Aber abends gingen sie doch noch gern in den Karlsberg und gerieten hier einmal auch in die Mannheimer Schauspielergesellschaft, fanden jedoch die Actricen ziemlich unausstehlich.

In dem Kreise der Studierenden, der hier verkehrte, hielt sich viel und gern eine höchst charakteristische Persönlichkeit der Heidelberger Romantik auf, die nach Eichendorffs Aussage bei weitem unmittelbarer wirkte als etwa Thibaut: es war dies J. D. Gries, der seinen Ehrgeiz und seinen Stolz darin sah, statt eines Dichters dritten oder vierten Ranges ein poetischer Übersetzer ersten Ranges

zu sein und der sich damit auf einem der ganz wenigen Gebiete Ruhm erwarb, auf welchem die Romantik absolute, bis auf den heutigen Tag unübertroffene und unumstrittene Leistungen zu verzeichnen hat. „Wilhelm Schlegel hatte soeben", sagt Eichendorff, „durch das dicke Gewölk verjährter Vorurteile auf das Zauberland der südlichen Poesie hingewiesen. Gries hat es uns wirklich erobert. Seine meisterhaften Übersetzungen von Ariost, Tasso und Calderons Schauspielen treffen, ohne philologische Pedanterie und Wortängstlichkeit, überall den eigentümlichen Sinn und Klang dieser Wunderwelt; sie haben den poetischen Gesichtskreis unendlich erweitert und jene glückliche Formfertigkeit erzeugt, deren sich unsere jüngeren Poeten noch bis heut erfreuen." Gries, ein kleiner Mann mit südlich-gelber Gesichtsfarbe und lebhaften, freundlichen Äugelchen, hatte sich erst im Jahre vorher in Heidelberg niedergelassen. Er war von liebenswürdig altjüngferlichem Wesen, hielt in seiner hamburgisch eleganten Wohnung peinliche Ordnung und Sauberkeit und sprach in leisen und zierlichen Worten. Er war sehr geeignet, lautet Eichendorffs köstliche Schilderung des galanten und fidelen Herrchens, „für den Ritt in das alte romantische Land Proselyten zu machen . . . Die Abendtafel im Karlsberg war sein Katheder, und es war, da er sehr schwerhörig, oft wahrhaft komisch, wie da die leichten Scherze und Witze gleichsam aus der Trompete gestoßen wurden, so daß die heitere Konversation sich nicht selten wie ein heftiges Gezänke ausnahm". Beim Nachhausegehen aber pflegten die Studenten vor seinem Hause stehen zu bleiben, um seinem herrlichen berühmten Klavierspiel zu lauschen.

Josephs Herzen wirklich nahegetreten ist in seinem ersten Heidelberger Semester nur der öfter erwähnte Hamburger Nikolaus Heinrich Julius, der hier Heilkunde studierte und den er am ersten Abend kennen lernte. Mit ihm konnte er poetische Gespräche auf dem Paradeplatz führen, einsame Spaziergänge machen und trauliche Weinkonditionen veranstalten. Seine seltene uralte Bibliothek zeugte von großem Interessenkreis, vielseitiger Bildung, Belesenheit und reichen germanistischen und literarischen Kenntnissen. Viereinhalb Jahre älter als Joseph, von jüdischen Eltern geboren,

trat er später aus wahrer Frömmigkeit zum Katholizismus über. Er machte sich als warmherziger Patriot, als medizinischer und literarhistorischer Schriftsteller, als Freund der hervorragendsten Zeitgenossen, vor allem jedoch als Erforscher und Reformator des Gefängniswesens, das er auf großen Reisen in allen Weltteilen studierte, einen weithin geachteten und verehrten Namen. Ohne alle praktischen und kritischen Fähigkeiten hat diese stille, stets heitere Gelehrtennatur, die niemals Lohn und Dank erwartete und durch keine Enttäuschung in ihrem Glauben an die Menschen erschüttert wurde, nur wohltätiger Nächstenliebe gelebt, der reinste Altruist, dessen Größe in der Konsequenz seines Lebens beruhte. Leider kam es zwischen ihm und Eichendorff zu einer vorübergehenden gänzlichen Trennung. Bei der Vorstellung eines Taschenspielers erkundigte sich Joseph mehrmals nach der Uhr, worauf der Freund schließlich erwiderte: „Du frägst wie ein altes Weib.“ Da ließ Joseph ihm eine Forderung schicken, die aber Julius, seinem Wesen gemäß, mit der Antwort ablehnte, er habe nicht beleidigen wollen. So notwendig es war, daß diese beiden Menschen sich bald wieder aussöhnten und für ihr Leben Freunde blieben, so waltete doch auch in der monatelangen Trennung und ihrem Anlaß, der geschilderten wahrhaft kindischen „Suite“, vielleicht ein unbewußter Zwang der Natur. Statt des stillreifen Freundes bedurfte Joseph zu seiner Entwicklung zunächst eines anderen, den er bedeutungsvollerweise gerade in der Herzensleere dieses Zerwürfnisses fand.

4

Zwei Tage später als die Eichendorffs war Otto Heinrich Graf von Loeben, der im gleichen Alter wie Wilhelm stand, in Heidelberg angekommen. Er stammte aus Dresden und hatte eine weltmännische und zugleich herrnhutisch-pietistische Erziehung genossen. Von früh auf gab er sich dichterischer Produktion hin, welche, unter stets wechselnden literarischen Einflüssen, ein unermüdliches und ununterbrochenes Fließen war. Indem er glaubte, nur der Poesie leben zu können, trieb er in Heidelberg keine wissenschaftlichen Studien, sondern arbeitete an seinem Roman

„Guido", der im Jahre 1808 erschien. Er wollte darin gewissermaßen die Aufgabe des Novalis ausführen, die dieser sich für den zweiten Teil des Ofterdingen gesetzt hatte, nämlich seinen Helden mit den Erfahrungen der ganzen Welt sich sättigen und durchdringen zu lassen. Das Mittel einer allgemeinen Allegorisierung, das dem Novalis aus einer ganz ihm eigentümlichen Denk- und Anschauungsform erwuchs, aber auch bei ihm als Gestaltungswert zum mindesten stark problematisch war, wurde in den Händen eines schnellfertigen Dilettanten zum bequemen Schema. Die Vision, daß der Dichter der Mittelpunkt der Welt ist, über deren Verwirklichung Loebens großes Vorbild starb, zeigt sich im „Guido" als des Autors schlechtverkapptes und ehrlich gemeintes Selbstbekenntnis eines Berufungsspleens, aus dem dann so etwas wie die ungeheuerlichste Karikatur des Ofterdingen hervorgeht. Da heißt es etwa: „Der König glaubte wirklich durch die geheime Kraft seines Gesanges alles Fehlende immer mehr einzusaugen und an seinem Hofe zu vereinen, indem er sich mit tausend Sinnen in das Gewöhnliche eingrub; er wollte alles so seltsam beseelen und erlösen, daß es sich selbst zaubern und verklären mußte. Seine Absicht war, jegliches in Gesang aufzulösen und für die vergessensten Dinge eigentümliche Sprachorgane hervorzubringen, so daß alles zugleich Dichter und Gedicht werden sollte." Und in steter Anwendung dieses Novalisschen Lieblingswortes „Organ" wird jedes Ding zum Organ eines anderen und alle zu symbolischen Figuren eines höheren Sinnes und das ganze Dasein zum Organ für ein höheres Leben. Guido wird sich selbst zur Weltgeschichte, und in einem Traum fühlt er sich einmal durch ewige Verwandlungen hindurchgetrieben, wo er denn bald eine Blume ist, bald ein Edelstein, bald eine Quelle und so fort. Der Geliebten gegenüber glaubt er, in immer höhere Metamorphosen übergehen zu müssen, um ihr, der Himmlischen, nahe zu kommen. Dieser novalisierenden Mythik in der Führung der Handlung, soweit man von einer solchen überhaupt reden kann, entspricht in den Dialogen eine aphoristische Variierung desselben Grundprinzips. „Der Handel, fiel Fugger ein, ist eigentlich nichts anderes als ein mathematischer Krieg . . . Auch ist er der erste Schritt zu einer neuen unermeßlichen Rechnungsart, zur

Dynamik der Geister. — Dagegen, erwiderte Guido, hat der Krieg lebendige Figuren für die Mathematik erfunden. Taktik und Musik müssen sich deshalb sehr nahe berühren. Vielleicht ist der Tanz das Symbol ihrer Näherung. Vielleicht lösen sie sich zuletzt auf in einen großen wahnsinnigen ewigen Tanz." Und in der Tat: der Roman endigt nach seinen ritterlichen und minniglichen Aventiuren, nach seinen Mären und Gesprächen, nach schemenhaften Geschehnissen und üppig zerfließenden Phantastereien, nach endlosen Allegorieen, Liedern und eingelegten Hexametern und Versdialogen, nach Orient und Kreuzzügen, nach Träumen, Höllenfahrt, Auferstehung und Himmelfahrt in einem einzigen Walzer, in dem zuletzt auch die Milchstraßen um Milchstraßen wirbeln und alles um Gott. Der Dichter aber, der auf diese Weise der Vermittler des wunderbaren Zusammenhanges zwischen dem Sichtbaren und dem Übersinnlichen sein will, rühmt sich, göttlich wahnsinnig zu sein, ja, fühlt sich recht eigentlich im „Himmelreich des Wahnsinns" zu Hause, und, um ein Symbol aller Symbole zu finden, setzt er der blauen Blume des Novalis den Karfunkel an die Seite, in dessen Strahlen er alles Unverstandene und Unverständliche zusammenfassen möchte.

Es kann sich hier nicht darum handeln, darzutun, was an dem Zitierten und Nichtzitierten dem Novalis genau entlehnt ist oder ob und wie es ihn im einzelnen mißversteht und entstellt, ob und wie sich Loeben sein Vorbild assimiliert und ob und wie der Guido bei aller literarischen Wertlosigkeit doch ganz oder zum Teil ein Dokument der allgemeinen romantischen Weltauffassung ist. Jedenfalls zeigt er, wie diese Weltauffassung zu einer Zuchtlosigkeit des Denkens und Fühlens entarten konnte, welcher die unplastische Idee einer Aufhebung und Versöhnung aller Gegensätze Vorschub tat. Und jedenfalls ist das Buch charakteristisch für die Atmosphäre, in der ein Teil der neuromantischen Jugend heranwuchs, aus der sich aber denn doch viele, gleich Eichendorff, gefestigt und geklärt erhoben haben. Eine literarhistorische Stellung aber erhält es dadurch, daß es zwischen der Frühzeit der Romantik und den epigonistischen Ausläufern der letzteren, die bis in die Gründerjähre, ja bis in unsere Zeit hineinreichen, ein Bindeglied darstellt. Eine

seltsame Verfallsgeschichte: Von Novalis, dem frühesten und romantischsten, dem echtesten und größten Frühromantiker, dem in einzelnen Gedichten das Höchste der ganzen Schule gelang und der im übrigen die Überfülle von Materialien zu einer Weltansicht hinwarf, mit denen wohl noch die fernsten Geschlechter bauen werden, von ihm, dessen erstaunliche und fragwürdige Größe beinahe unzugänglich scheint, schlägt Loeben eine Brücke zu den Publikumslieblingen wie Redwitz und zu den modischen Erzeugnissen gewisser feierlicher Literatenkonventikel von heute. Nicht nur die tiefsinnigen Mären von Sonnen- und Mondreichen hat Loeben aus dem Ofterdingen übernommen und verwässert, sondern er hat aus all den zarten Silhouetten, die Hardenbergs Liebe zum Mittelalter gebar, gangbare Schablonen gemacht, eine sentimentale Morgenländerin, eine Geliebte Sophia und lauter himmelblaues, mutiges und tränenreiches Rittertum. Überall geht der geborgte Tiefsinn ins Süßliche über. Die schweren Goldbarren frühromantischen Denkens wurden hier in der Phrase leichtflüssig, und derjenige Teil des Edelmetalls, der einem Novalis trotz dem Fragmentarischen seines Werkes frisch zu prägen wirklich gelungen war, zur abgegriffenen Münze.

Loeben brachte es frühzeitig zu einer gewissen Berühmtheit. Er war ein Popularisator der Romantik, einer im schlechten Sinne, während es Eichendorff im besten Sinne war. Zwar sind sich die beiden darin ähnlich, daß sie einige wenige Motive ihrer Vorganger übernehmen, sich auf diese beschränken und sie in zahlreichen Wendungen wiederholen. Aber Loeben tat das mit einer geistlosen Fingerfertigkeit, Eichendorff dagegen mit einer köstlichen gestaltenden Naivetät. Der eine eignete sich das Fremde aus Mangel an selbstschöpferischem Erleben an und beraubte es so seines Gehaltes, dem anderen waren durch eine wunderbare entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit einige Gestalten und Bilder, Ideen und Klänge romantischen Denkens und Spekulierens im eigenen Leben zu Wirklichkeiten geworden, so daß sie alles, was sie in seinem Dichten an Problematik verloren, an unbewußter und darum so starker und volkstümlicher Lösung und Antwort gewannen. Was bei diesem einfach und selbstverständlich wurde, das wurde bei jenem schwülstig und banal.

Graf Loeben war als Mensch eine vornehme Erscheinung, ziemlich groß und von edler Haltung, „der oberlausitzische Ritter". Seine gute Kinderstube, seine aristokratischen Umgangsformen schützten ihn im gewöhnlichen Leben vor Pose und Affektation, und er gab sich frisch, zugänglich und unmittelbar, mit einem Wohlwollen, das seinem weichen Gemüt entsprach, und einer Virtuosität der, übrigens sächsisch gefärbten, Rede, wie sie Menschen von großer Beweglichkeit und geringer Konzentration des Geistes zu eignen pflegt. Seine großen Schwärmeraugen verrieten reine Gesinnung und die ehrliche Lauterkeit eines Strebens, das die Größe oder Kleinheit seines Gelingens den Gesichtszügen nicht immer aufprägt, zumal wenn der Ausdruck von Selbstbewußtsein und Überlegenheit, wie bei Loeben, durch einen weiteren Umstand den Anschein demütiger Berechtigung erhält. Dieser schwache, epileptisch veranlagte Jüngling hatte nämlich die unwiderstehlich anziehende Würde des Gezeichneten, dem die Poesie Schicksal war, da sie ihn, wie er selber fühlte, frühzeitig konsumierte. Er legte sich den ägyptisch-orientalischen Namen „Isidorus Orientalis" bei, unter dem er auch seine Bücher herausgab, und in dem Glauben an seine Zeit als eine verheißende Morgenröte, dem dieser Name entsprang, fand er sich mit zwei Freunden, welche in Heidelberg Theologie studierten: Friedrich Strauß und Heinrich Wilhelm Budde.

Beide kamen aus jenem rheinisch-westfälischen Gebiete, in dem das Siegener Land und das Wuppertal liegen und wo von jeher der größte Teil der „Stillen im Lande" heimisch ist. Dem klassischen Autobiographen unter diesen Stillen, der nach ihnen den Beinamen Stilling hat, dem berühmten Augenoperateur Jung, den der Großherzog Karl Friedrich in sein Land gezogen hatte, damit er nur noch seiner Schriftstellerei und christlichen Korrespondenz lebe, statteten die beiden jungen Gottesgelehrten, in Baden angekommen, gleich ihren Besuch ab. Keiner hat die rein im Gemüte wurzelnde Frömmigkeit so ausgebreitet wie er, vor dem die Konfessionen schwanden und das Geisterreich sich auftat, und man versteht die ganze Richtung, wenn man das Wort hört, welches an seinem Grabe gesprochen wurde, daß Christus in ihm eine Ge-

stalt gewonnen hatte. — Als Strauß und Budde sich mit Beten und Arbeiten in Heidelberg niederließen, schlossen sie mit Loeben einen eleusischen Bund, in dem Isidorus Orientalis und Strauß mit dem Glutherzen, genannt Dionysius, die Fortreißenden waren, Budde aber, der mit dem Blick nach oben, zu den Sternen, genannt Astralis, der Fortgerissene. Wenn sie zusammen waren, sprudelte alles auf in orgiastischem Wahnsinn. Isidorus, überirdisch verklärt, schwelgte in der himmlischen Ahndung seines Todes, in dem namenlos wonnigen Sehnen nach Auflösung in der Natur, und Dionysius stachelt und reizt ihn, daß er sich gänzlich zu Tode glühe und rase und sein Tod der ihrige werde. In mehr als fünfhundert Rhapsodien strömte Dionysius, der ein unleserliches Tagebuch führte, während seiner elf Heidelberger Monate seine wissenschaftlichen Ansichten und Studien hin, als aber Isidorus an seinem Guido geschrieben hatte, fanden ihn die Freunde ermattet hingesunken, seine Augen rollten in trunkener Schwärmerei, wie Wahnsinn floß es durch seine Glieder. Es war ihnen gewiß, daß heute ein großer Tag sei und daß in ihrem Stübchen sich einst die Welt drängen würde. Sie gingen hin und her in taumelnder Umarmung. Der Herr erschien. Sie sanken nieder und beteten an. Zwischen ihnen lagen die Blätter, heiliger Trank und heiliges Brot wurden gebracht, und sie stellten sich um den Tisch des Herrn. Alles sollte im großen Sinne des Symbols getan sein. Und wie sie die erste rauchende Schale hoben, sprach es aus jedem feurig und fromm heraus: Gelobt sei das Kreuz und der da kommt, Jesus Christus! Als aber einmal ein Komet am Himmel erschien, fügte Dionysius zu jener Lobsprechung des nahenden Herrn ein „Isidorus, ich grüße dich!“ hinzu. Dieser war seltsam ergriffen und fast erschreckt über den wunderbaren Zusammenhang zwischen ihm und dem Erlöser, in dem der Freund ihn und seine Zukunft erblickte. Novalis hatte gesagt: „Es gibt nur einen Tempel in der Welt, und das ist der menschliche Körper. Man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib berührt.“ So fühlte Isidorus sich selber an, im Bette liegend, und verstand plötzlich sein Fleisch mit einer vollkommenen ewigen und heiteren Klarheit, daß es der Leib des Heilands sei.

5

Schon war längst die Weinlese vorüber, die Berge und Felder, auf denen es anmutig von erntenden Menschen gewimmelt, standen öde und gegen die Novemberkälte brannte das erste Feuer im Ofen, als Joseph von Eichendorff bei Strauß und Budde, die er wahrscheinlich schon von Halle her kannte, den Grafen Loeben kennen lernte, diese wunderbar poetische Natur in stiller Verklärung, wie er ihn nennt, und philosophische Gespräche mit ihm führte. Nicht jeder, der eine Sturm- und Drangzeit erlebt, braucht zu den reichen oder gar produktiven Menschen zu gehören, aber von diesen hat jeder die Sturm- und Drangkrise durchzumachen, ob sie nun länger oder kürzer dauert. Man kann einem Chaos nicht ansehen, ob es tanzende Sterne gebären kann, aber immerhin ist es nur ein Chaos, welches dies vermag. Chaos und Sturm und Drang waren in Loeben, trotz seiner „stillen Verklärung", und Chaos und Sturm und Drang waren damals in Eichendorff, trotz seiner harmonischen Veranlagung. Die Hauptbedeutung von Josephs Heidelberger Zeit beruht darin, daß sie in seiner einfachen und frühreifen Natur die heftigen Schwankungen verursachte, welcher auch sie bedurfte, um sich in ihre Richtung zu finden, die Gärung, welcher dann die Klärung folgte. Und Loeben ist es, der diese Zeit der Wehen heraufführt und dessen Name sie bezeichnet. Die beiden gehörten damals zusammen, denn die Bürgschaften dafür, daß nur der eine reifen würde, während bei dem anderen der verschwommene Zustand des Werdens krankhaft kontinuierlich werden sollte, lagen damals noch tief und verborgen.

Auch Eichendorff hatte viel Dunkles, Weiches und Unbestimmtes in sich, laue, narkotische Abgründe des Gefühls, und um der Mann zu werden, der sich von der duftschwülen Zaubernacht nicht fangen läßt, und der Sänger, der mit seinen Liedern am jähen Rande sicher wandelt, mußte er eine Zeitlang untertauchen „in der buhlenden Wogen farbig klingendem Schlund". Er verlor sich, um sich zu finden. Als Erklärung für seine Freundschaft mit Loeben genügt freilich die Feststellung einer Sympathie, deren Band nicht in den dichterischen Erzeugnissen der beiden zu suchen und zu finden ist, aber da wohl das Schaffen vom Leben, doch nicht das Leben vom

Schaffen zu sondern ist, so sehen wir den menschlichen im künstlerischen Gewinn. Eichendorff kannte, wie wir wissen, Novalis' und Tiecks Dichtungen längst, und von literarischen Einflüssen bleiben namentlich die des letzteren auch jetzt so vorwiegend, daß solche von seiten Loebens daneben als sehr gering und vorübergehend erscheinen. Allein für einen Dichter sind literarische Einflüsse doch nicht die letzten Endes entscheidenden. Wie Eichendorff in dem ganzen Milieu seiner Jugend die Romantik lebte und erlebte, so lebte und erlebte er sie auch in seiner Freundschaft mit Loeben, und mag dies entstellte, verzerrte Romantik gewesen sein: tiefer als in Büchern rauschen im Leben und Erleben die Kanäle und Unterströmungen, die dem Künstler das Zeitgut zuführen, welches er dann selber in sich reinigt und läutert, um- und weiterbildet. Wenn man sagt, Eichendorff habe gewisse Ideen des Novalis verwirklicht, so ist es möglich, daß er diese Ideen in Hardenbergs Form gar nicht verstanden, aber in Loebens Karikatur richtig erfaßt hat. Wie wenige, ja wie schlechte Anregungen genügen dem Künstler, daß er sie zum Ganzen entwickele und zur Welt erweitere. Und gerade deshalb, und zumal in seinen Werdejahren, braucht er das Verdünnte und den Verdünnenden, während ihn der Meister verwirren und lähmen würde. Im Alter und im Streben standen Loeben und Eichendorff auf einer Stufe, so daß sich ein vertraulicher Austausch zwischen Gleichberechtigten ergab; an wahrem Wert war Eichendorff der Reichere, so daß er, ohne sich dessen bewußt zu sein, sich doch an der Seite des Freundes ununterdrückt und ungehemmt entwickeln konnte, und andererseits gaben dennoch manche inneren und äußeren Umstände, wie wir sehen werden, dem etwas älteren Grafen so viel Übergewicht, daß der Freiherr, der jene durch jugendliche Täuschung vergrößerte, all die Bewunderung und anbetende Unterordnung empfand, die bedeutende Menschen in ihrer Werdezeit vor allem nötig haben.

Im jungen Eichendorff waren bürgerliche und künstlerische Pflicht, Studium und Dichtkunst in harte Fehde geraten. Ein alter Mann mit hohlen Augen und bleichen Wangen hatte den Armen mit dreifachen Binden umschlungen, in ein altes Haus geführt, wo es hämmerte und rumorte, und ihn dort allein gelassen

mit den Worten: „Mein Sohn, das ist die Nützlichkeit; die haben wir so zum gemeinen Besten erfunden. Das betrachte hübsch fleißig und sei gescheit.“ Ihm aber sangen alle Fernen von seinem künftigen wundervollen Leben. Zwischen schallender Jagd und vollsegelnden Schiffen, zwischen Rossen und Reitern im grünen Wald mit den Vögeln um die Wette zu singen, darin erkannte er je mehr und mehr seinen innersten Beruf, und in dem Glauben, es müsse auch sein einziger sein, verlangte ihn nach Rettung aus seinem Kerker. Loeben hatte diese Kämpfe hinter sich, und er hatte sich innerlich dafür entschieden, nichts als Dichter zu sein. Äußerlich fehlte es ihm nicht an Verbindungen, er stand schon im literarischen Leben, Verleger und Zeitschriften interessierten sich für ihn, und Freunde sahen in ihm gar einen Mittelpunkt. So war der Beginn seiner Freundschaft mit Eichendorff, diesem „unendlich guten, jungen und gar herzigen Menschen“, der Gnadenakt eines Ingeniums gegenüber einem gewöhnlichen Sterblichen, Strauß und Budde freuten sich, daß sich der Graf zu dem guten Menschen herabließ, und Loeben hoffte, ihn bald in seinem Kampf zwischen Poesie und Jurisprudenz zu beruhigen. Joseph lüftete erst nach einigem Säumen das schamhaft und ängstlich gehütete Geheimnis seiner poetischen Versuche, nachdem sich auch Loeben aufs innigste, kindlichste hingegeben hatte. Vor Weihnachten übergibt er ihm „einige weiche Poesien“, über die dieser am ersten Feiertage nach seinen eigenen Worten beredt und schwungvoll mit Joseph spricht. Eichendorff in handwerklicher Routine voraus, korrigierte er dessen Gedichte durch. Joseph hat Loeben manche technische Lehre und auch seine Einführung in die Öffentlichkeit zu danken.

„Die Freunde verbinden zu einer Melodie, was uns abgerissene, oft nicht verstandene Klänge einer erst reifenden Seele sein müssen“, sagt Loeben, und keiner seiner Freunde hat das ihm gegenüber so vermocht wie der jüngste. Wenn Heinrich Frauenlob im Guido sagt, daß es ihm um Heidelberg zum Sterben wohlgefallen habe, daß dies eine wahre Gemüts- und Herzensgegend sei und daß die klingende heitere Frühlingsluft dort alle Knospen zugleich aufschließe, so wollen wir vor solchem großen Rausch nicht fragen, wieviele dieser Knospen Früchte bringen. Für Guido beweist die

ganze Weltgeschichte, daß alles in der Welt romantisch, d. h. sublimiert werden solle. Sie beginnt erst eigentlich, wo sie zum Gedicht wird, und ist dann selbst romantische Poesie, wie jede verklärte Gegend, wie das Waldhorn, die Minne und alle Entfernung des Geliebten, Nahen. Sah hier nicht Eichendorff das Totalbild seiner künftigen Dichtung aufsteigen, wenn auch noch in dämmernden und auf seine Vorbilder ebenso passenden Zügen? Jeder Gegenstand in der Welt, so lehrte der Freund, strebt nach Sublimation, Klang und Farbe sind die Sublimate der Gestalt und die Elemente der romantischen Welt. Josephs Vermögen und Bedürfnis gingen nicht auf Plastik, so sehr er diese in den Werken der großen Klassiker bewundern mochte. Gingen sie vielleicht auf eine höhere Sphäre, wo die klare Gestalt aufgehoben ist, das Wort aufgehoben in dem doppelten Sinne der Sublimation verstanden, nämlich aufgelöst und in vergeistigter Form aufbewahrt? Aber Theorien und Definitionen ersparte ihm der Freund und Meister: „Versinke nur ganz in das Wort romantisch; tauche unter in Sang und Klang, verliere dich in die Ferne, komme dir dann als Gegend und Wald wieder nahe, als Kuß und Gruß, als Lust und Brust; es entrückt mich selbst, es verklärt mich, ich muß verklingen und verschweben in die Waldhorngegend hinein." Eichendorff fand einen Freund, dem wie ihm „die Sehnsucht ein verborgener Flügel zur Heimat" war.

Aber auch Josephs eingestandene und uneingestandene Not, den Reichtum seines Herzens nur auf wenigen Saiten erklingen lassen zu können, wußte dieser Mentor als Tugend zu sehen: „Man redet immer viel von Lieblingswörtern der Dichter. Die Menschen sind recht sonderbar darin. Ich selbst besinne mich, daß es an mir einigemale ausgestellt worden ist. Der romantische Dichter ist eine romantische Gegend. Wie diese gewisser Stellen und Lichter bedarf, so quellen gewisse Besonderheiten aus der Natur des Dichters hervor und bilden gleichsam seine Gesichtszüge, worin man ihn liebt und kennt. Wie man ein paar helle Augen oder zwei zart geschlossene Lippen, eine edle Nase und eine hochgesenkte Stirn nicht müde wird, so weiß auch der echte und einzige Kenner jene Eigenheiten des Dichters, die sich immer wieder sehen lassen, als ewige Reize zu behandeln. Der romantische Dichter ist schlechter-

dings ohne dergleichen Lieblingsstellen und Assonanzen nicht gedenkbar, denn das Herz muß stets an etwas hangen."

Die Weihnachtsferien, in denen Joseph dem Grafen Loeben seine Gedichte übergab, waren für ihn die Morgenröte eines lichten Tages, da seiner Eröffnung ein so freudiger warmer Empfang gedankt hatte. Ein Verkehr war freilich schon gleich nach der ersten Begegnung entstanden. Der Graf besuchte die Brüder bald darauf das erste Mal, und sie saßen bei Tee, Äpfeln und Kastanien, bei Gitarre und Klavier lange zusammen, sicher auch äußerlich schon durch ihre adlige Herkunft und Erziehung, durch die gleiche gesellschaftliche Stellung einander nahe gebracht. Bald aber werden die Brüder aufgenommen in die Mysterien des eleusischen Bundes. Isidorus erzählt einen Traum vom blutaussaugenden Schwan, und vorher schon findet ein Abend statt, wo Dionysius dithyrambisch vom Karfunkelstein deklamiert und mit Isidorus Walzer tanzt. Strauß fand sein ganzes Leben im Walzer ausgesprochen, und des Walzers Sinn, seine Symbolik der treibenden Liebe, des Nahens und Fliehens, der Welt zu verkünden sollte seine Pflicht sein, wenn er einmal nicht mehr werde tanzen können. Er folgte hierin seinem Meister, denn auch für Loeben war der Walzer ein Vorschmack leichten schwebenden Lebens in höheren Regionen, ein Ringen zwischen Lust und Wehmut, das seine wahre Bedeutung erhielt, wenn es sich im Wahnsinn verzehrte.

Während das Neckartal in beschneiter Einsamkeit lag, machte Joseph mit Loeben Streifzüge, und kurz nach der „Eröffnung" ließ er Wilhelm allein auf den Ball gehen, den die Bürgerschaft den Studenten gab, um zu Hause Manuskripte von Isidorus zu lesen. Wunderbar zogen sie ihn in ihre innerste Mitte, und die göttlichen Flammen schlugen über ihm zusammen. Er, der Katholik, wurde von dem Herrnhuter, für den der Heiligenkult den ganzen Zauber des Fremden hatte, zu brünstigerer Marienanbetung gesteigert, und in Sonetten an den Freund, in denen er die Gottesmutter würdig zu bilden ringt, sagt er:

„Mir fehlen Töne noch und Himmelsfrieden;
dir ward Erfüllung frühe schon beschieden,
dein Himmel ist, wo zauberte dein Beten.

Hast du den höchsten Wunsch mir nun genommen,
werd ich demutsvoll wieder vor dich treten;
Eins sein mit dir kann nur allein mir frommen.“

Joseph lebte von früh auf in der Andacht vor dem Heiligen wie in einem natürlichen Element, aber Loeben wußte aus seinem weniger tiefen religiösen Gefühl durch schwärmerische Überspannung mehr zu machen und riß den Freund so sehr mit in seinen künstlichen Rausch, daß dieser rief:

„Solch Glühen muß der Erde Mark durchdringen,
in Flammen alle Farben jauchzend schwingen,
ein gotterklungner unermeßner Brand!
Wie ruft es mich! — Reich fester mir die Hand —
hinunter in den Opfertod zu springen!
Du wirst uns all dem Vater wiederbringen!“

Er sah ihn die heilige Flagge aufrichten und sein junges Schiff von dem Liebessturm, welcher die der Klugen zerschlug, siegreich hinweggetragen. Und beide Brüder, auch Wilhelm, ergriffen mit die Kämpferfahne des verzückten Glaubens, um sich, wie der letztere dichtet, mutig in die verworrenen Flammen zu stürzen und zu sterben oder männlich zu siegen. Noch demütiger fast als Joseph legt sich Wilhelm dem Freunde zu Füßen, ihm, in dessen Arm „die Engel ruhen“. Hier will er, wie seine Verse sagen, vom kalten eisigen Fieberfrost erwarmen, mit keinem anderen Ruhm, als daß auch er Leid und Sehnsucht gelitten und zwischen Himmel und Hölle gekämpft hat, ein matter Liebeskranker, der nicht verstoßen und dessen leise Welle nicht verschmäht sein möchte, damit er, wenn dereinst die blaue Blume blüht und Isidor hoch den Reigen führt, frisch die jungen Schwingen rühren kann.

Aber man war auch in jugendlich lustiger Stimmung zusammen. Man sang auf der Landstraße, Joseph z. B. das Volkslied „Da droben auf jenem Berge“ und polnische Lieder, und in Rohrbach hatten die Freunde im Ochsen ein reserviertes Zimmer, wo sie Kaffee tranken, wo Strauß der Wirtsminke Liebeserklärungen machte und wo sie ulkig im Bette schwammen. Nichts soll einem derartigen Tage an Geist und verstandenem Leben gleichgekommen sein. Auf dem Hinweg führten sie ernste Unter=

haltungen, etwa über Tieck und Novalis, Wilhelm gibt Ideen über „Bestialisation der Humanität" von sich, trauliches Geplauder wird zum leichtfertigen Disput, in dem Isidorus und Dionysius exzellieren und die beiden Eichendorffs blaues Wunder erleben. In ihrem Rohrbacher Zimmer führen sie dann schlecht und recht das „Donauweibchen" auf, eine romantisch-komische Oper von Ferdinand Kauer, für die Wilhelm und Joseph schon im Breslauer Theater schwärmten. Da saß wohl Wilhelm am Klavier, und die Jagdmotive der Ouvertüre schworen Lubowitzer Jubelperioden herauf. Dann wechseln Jägerchöre mit Nixenliedern und -tänzen, verliebte Schäferarien mit lehrhaft grauslichen Balladen, Duette mit Kanons, Zank und Scherz folgen einander, bald wird die Abwechselung in der Liebe gepriesen, bald vor ihr gewarnt, wobei bald die Männer und bald die Mädchen die flatterhaften sein sollen, ein alter Minnewart schäkert als Schwerenöter im tiefsten Baß, Freude an Wein und Speise gesellt sich zu den Freuden der Liebe, und obwohl sich alles um den fröhlichsten Leichtsinn dreht, siegt nach etlichem Geisterspuk die Tugend und klingt hoch das Lied vom braven Mann, der selbst den Feind versöhnt und den Ehrennamen Mensch verdient, ihn soll zum Lebenszeitvertreib das beste Weibchen beglücken. Geld, Reichtum und Schönheit gelten plötzlich nichts —

„Was frommt dem Mann ein Purpurmund?
Was frommt die Wange voll und rund?
Das schmeichelt nur den Sinnen,
durchsucht das Herz von innen —
Ein gutes Herz wiegt alles auf,
wenn ihr das findet, schließt den Kauf."

Und zu allem hat Mozart Pate gestanden, und die melodie- und koloraturenfrohen Gesänge sind fast durchweg auf Allegro und Allegretto gestimmt. Die Jünglinge werden den Dialog wacker improvisiert haben, und vielleicht hat beim Ganzen die erwähnte Wirtsminke oder auch noch eine etwa vorhandene Schwester von ihr mitgemimt und -gesungen. Dann ging es in die Stadt zurück, auf der langen Allee und durch die Schneeebene, während das Abendrot auf den fernen Rebhügeln lag und die Natur verklärte und die Jugend, die aus tiefster Brust mit frischen Burschenliedern aufstieg.

Wie Julius, mit dem sich Joseph jetzt aussöhnte, rechneten auch Loeben, Strauß und Budde zu den Hörern von Görres. Bei ihm machten die Eichendorffs mit den neuen Freunden am letzten Januar einen Besuch, wo sie auch Görres' Frau und niedliche Schwester kennen lernten und mit ihm Gespräche in der tiefsten Dunkelheit führten. Aber damals war Joseph schon zu Tode betrübt, denn eine unglückliche Liebe hatte ihn ergriffen, die in den folgenden Monaten überall in seinen extatischen Freundschaftsrausch hineinspielt. Von dem Mädchen ist uns nur der Anfangsbuchstabe ihres Namens erhalten und die tiefpoetischen Andeutungen, die Joseph über seinen kurzen Roman dem Tagebuche anvertraut. „Verunglückter Spaziergang nach Rohrbach mit Isidorus. Wie wir zurückkehren, geht K. mit dem Bruder nach Rohrbach. Mein Nachrennen und Einholen. Großer Wind. Trauer eines fast gebrochenen Herzens. Sich selbst bedauern. Ich allein im Ochsen. Trüber Tag. Die Laden dunkel zu. Rauschen des Baches draußen. Nach kurzem Harren herzlich munterer Rückweg. Erzählungen von Schlesien. Abschied am Schießtore." „Nach großem Zank von gestern nach Rohrbach früh weg. — Sehr glatt und viel Schnee. Herzzerschneidende Resignation. Viel Rohrbacher begegnend. Schnupftuch-Winken durch die dürren Bäume rechts am Hause. Unsägliche Bangigkeit. — Abends wieder da." „Abends mit K. aus. Schöner Sternenschein." „Große, große Schmerzen." „Nachmittags mit K. nach Rohrbach. Großer Kot. Am Dorfe an den Sträuchern des letzten Gartens: A. l. E. Wieder nach Heidelberg zurück, und nach einem langen Gespräche mit Graf Krokow auf offener Straße wieder hinaus. Ausruhen und Warten auf einem Schneehügel am Bache." „Nachmittags schrecklich nachgelaufen nach Rohrbach. Den Namen in den Schnee. Hinausgucken bei meinem Hinaufgehen in der langen Straße. Beim Vater. Uralte Großmutter. Wein und Nüsse." „Große, große Händel wegen gemachter Entdeckungen." „Schnellmöglichst nach Rohrbach. Wieder beim Vater, und Wein und Nüsse. — Gespräche über die Bibel. — (Schlaues Lauschen der kleineren Schwestern.) Überall protestantische rotkäppchenartige Sonntagsruhe fast mystisch. — Darauf mit dem schönen Studentchen — bei großem

Winde nach Hause. Traurig." „Als ich eben vom Spaziergang zurückkam, K. mit Schwester und Kameradin nach Rohrbach hinaus, unerwarteterweise Heidelberg ganz verlassend. — Isidor und viele Studenten begegnend. Schöner, warmer Abend. K. umschlungen und sehr lieb. An der wohlbekannten Hecke am Bache langer herzlicher Abschied."

Das war am 3. April 1808. Zwei Tage später traten die Brüder Eichendorff eine Reise nach Paris an. Aber vorher, mitten in der Zeit der Herzensnöte, war der erste Schritt zu Josephs Eintritt in die Literatur erfolgt. Im Februar hatte Loeben herzliche Freude über „neue, ganz vortreffliche Gedichte" Eichendorffs empfunden, im März sah er im öffentlichen Lesekabinett der Buchhändler Mohr und Zimmer, der Verleger der Heidelberger Romantik, mit großer Befriedigung das erste Heft der neuen „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst", in Landshut von Professor Friedrich Ast herausgegeben, dem er einige Gedichte Josephs schickte. Sie wurden angenommen, und in der Folgezeit veröffentlichte Eichendorff an gleicher Stelle noch manches andere Lied. Wilhelm trug im Loebenschen Freundeskreise den Namen Eugenius, Joseph aber wurde vom Grafen „Florens" getauft, unter welchem Namen auch die Gedichte in Asts Zeitschrift erschienen. Man hat gemeint, daß dieser Name nicht nur der Blühende bedeutet, sondern daß er auch auf den erst verkannten Kaisersohn in Tiecks Oktavianus anspielt und bedeuten soll, daß der junge Dichter berufen sei, dereinst Taten zu vollbringen, deren man mit Bewunderung gedenken werde. Über die genaue Entstehung der einzelnen in diesen Jahren geschriebenen Gedichte, die der Dichter nur zum Teil drucken ließ, sind wir nicht unterrichtet, aber die Chronologie gibt nicht stets ein klares Bild der inneren Entwicklung, und es kommt vielmehr auf eine Scheidung der Epochen im großen und ganzen nach Stilgründen an, selbst wenn man dabei manches Gelungene erst einer späteren als der Entstehungszeit anweist oder das weniger Gelungene nicht immer mit Recht früher datiert. Der Künstler erreicht oft einen Reifepunkt, den er wieder verliert und der erst, mehrmals neu gefunden, stetig zu werden beginnt. Allgemein trifft man das Richtige, wenn man sagt, daß den Heidelberger

Poesien das Vermögen der Ökonomie und Organisation noch mangelt. Dieses ersetzt Eichendorff in dem Drange, seinem artistischen Feingefühl dennoch Genüge zu tun,. durch Künstlichkeit der äußeren Formen, von denen er die südlichen wie Kanzonen, Sestinen, Terzinen und Sonette bevorzugt, und durch eine an Tieck angelehnte Manieriertheit der Diktion, die sich in archaisierenden Worten und Wendungen, Apostrophen und sonstigen Eliminationen am Ende oder in der Mitte eines Wortes gefällt. Die Gedichte sind ein hemmungsloser Strom von oft unorganischen Bildern, aber immerhin ein wirklicher Strom, nicht eine bloße Aneinanderreihung wie die von Wilhelm, ein lyrisch getragener Zauberstrom von Farben, Strahlen, Düften und Klängen. Fels, Strom, Bäume, Sterne und Waldhörner reden, Wunderfernen sind gelichtet, Schiffe schwellen ihre Segel, und alles blüht, das Morgenrot blüht und die ewigen Wunden, die, losgebunden, in die Lenzesschimmer bluten und von denen der junge Dichter nach Isidorus Vorbild so gerne singt. In dieser „Wirrung süßer Lieder“ klingen Töne an, die Eichendorff durch sein ganzes Leben und Schaffen begleiten sollen, seltsames Vogelsingen, verworrene Abgründe, Lockennacht und Sirenen, geheimer Glanz der lauen Sommernächte, heimliche Stimmen, die gehen und verwehen, Welschland und deutsches Waldesrauschen, funkelndes Blitzen hellgewundener Ströme, Aurora und Regenbogen, Gebete, die aufwärts steigen, junge ewige Gedanken, Schwingen in die Ferne, nach der irdischen und nach der himmlischen Heimat, Land, im Abendglanz versunken, ein Verführen und daneben ein echt Eichendorffsches „mutig“: mutige Blicke und das Waldhorn sein mutiger Genosse. Großartige Anschauungen finden sich vereinzelt: „Unten erbraust viel Land in dunklen Wogen“, oft zu solcher Pracht und zu solchem Glanz gesteigert wie später niemals wieder, so wenn es vom Adler heißt:

> „Und wie die Gluten um die Brust ihm bäumen,
> er trunken singt zum Morgenbrand der Düfte.“

Hierin waltet freilich die „Mischung der Sinnesqualitäten“, jenes Suchen nach Analogien und Assoziationen der Wahrnehmungen, das bei Tieck ausartet, das Loeben übertreibt, z. B. wenn er von einem zarten Duft spricht, der über dem violetten Berge gleich

einer nassen Flamme schwimmt, und das beim jungen Eichendorff vorwaltet, bei dem sich Erwartung grün um die Herzen webt, ein Lied durch alle Farben zieht, die Klänge grün um ihn geschlagen sind und das Herz kühl lauscht. Hier haben wir ein dichterisches Mittel, das heute wieder Schule macht und das trotz und wegen der Gefahren, die es in sich birgt, in der Hand von Gestaltern kühne Anschauungen gelingen läßt. Eichendorff allerdings erzielt schon jetzt meist einfachere und tiefere Wirkungen, wo er auf gewagte Mischungen verzichtet:

„Nachts die Berge stille stehen,
ferne Schlösser, Strom und Bäume
sehn mich seltsam an wie Träume,
drüber Wolken schnelle gehen.“

Allerdings dürfen wir über so viel höheren und reiferen Gebilden, die schon ganz den späteren Eichendorff vorwegnehmen, vorausgesetzt, daß sie überhaupt wirklich mit Recht auf die Jugendjahre angesetzt worden sind, nicht die Reize seiner ersten Frühzeit übersehen, so wenig sie auch zum Prinzip einer höheren Kunst erhoben werden können und dürfen. Es sind Reize des ganz jungen Herzensüberschwanges, der mit Rittern und Pilgern zu Burg und Kreuz hinzieht, in dunkler Sehnsucht eine ferne Braut sucht und dann die ewige Jungfrau sich aus dem Kelch der blauen Blume herabneigen fühlt, die den Treuen mit tausend Küssen an ihre Mutterbrust hebt. Aber alles ist schon durchdrungen von der befreienden Gebetskraft des Liedes als einer Gott wohlgefälligen Menschentat, an die Eichendorff sein Leben lang glaubt:

„O Herr, du kennst allein den treuen Willen,
befrei ihn von der Finsternis des Bösen,
laß nicht die eigne Brust mich feig zerschlagen!
Und wie ich schreibe hier, den Schmerz zu stillen,
fühl ich den Engel schon die Riegel lösen
und kann vor Glänzung nicht mehr weiter klagen.“

Auf diesem Wege und im Verkehr mit Loeben klärte sich ihm auch in mehreren Sonetten seine Anschauung vom Beruf des Dichters. Ob er als solcher groß oder klein sei, kann ihn nicht irren, da die großen und die kleinen Ströme sich alle im Meere wiederfinden, auf dem die

ewigen Sterne ruhen. Auch ihm ist der Dichter der wahre Mittelpunkt, was er lebt und schafft, das wahre Leben, überall trifft ihn der Weltkreis mit verwandtem Licht, und die Menge, nach der er nicht zu fragen braucht, da er das Recht der eigenen Brust entnimmt, ist doch ein Element, das ihn trägt. Aber dennoch erkennt er schon sittliche Forderungen des Dichters, der sich heilig in Gesängen opfert und ein „Hie bin ich, Herr" zu sagen wagt. Und wenn er daraus die starke Gewißheit nimmt: „Da ist nichts mehr, was ihm nicht sollte glücken", so ist doch eine Demut ohne Falsch dabei, und in dem Gebet um diese Demut klingt die ahnungsvolle Angst vor romantischen Lebensläufen, wie demjenigen Loebens, der mehr und mehr verweichlichte, und des größeren Brentano, dem sein Genius zum Dämon wurde, und der Wille durch, in sich selbst die heilige Flamme zu bewachen:

„O Herr! gib Demut denen, die da irren,
daß, wenn einst ihre Künst' zuschanden werden,
sie töricht nicht den Gott in sich verfluchen!
Begeisterung, was falsch ist, zu entwirren,
und Freudigkeit, wos öde wird auf Erden,
verleihe denen, die dich redlich suchen!"

Über Straßburg, „schön und alt, aber nicht mehr so deutsch und rührend treu wie Nürnberg", mit seinem Münster, „der noch immer nach der alten Heimat hinüberschaut, an eine alte ungetilgte Schuld mahnend", über Burgund, Lothringen und die Champagne fuhren die Brüder Eichendorff durch die Vorstadt St. Martin und das neuerrichtete Triumphtor in Paris ein. Die jungen deutschen Patrioten wurden doch von der Weltstadt gewaltig gefangen genommen und besichtigten mit Eifer Straßen und Sehenswürdigkeiten, besonders aber die Kunstschätze des Louvre. Görres hatte sie vor der Abreise in einem Brief gebeten, sich auf der kaiserlichen Bibliothek die dort vorhandene Fassung des Volksbuches von den Haimonskindern für ihn genau anzusehen, Zustand, Stärke und Behandlungsart des Buches festzustellen und was sich über seine Geschichte und den Verfasser daraus ermitteln ließe, auch, die Schwierigkeit der gotischen Lettern nicht scheuend, einige Proben abzuschreiben, wodurch sie die Literatur der alten

Poesie und ihn unendlich verbinden würden. Dazu benutzten sie nun großenteils die Vormittage, und die Resultate ihres Forschens wurden von Görres in seinen Nachträgen zu der Schrift über die Volksbücher verwertet. Sie beschlossen ihren mehrwöchigen Aufenthalt mit Ausflügen in die Pariser Umgebung. „Die französischen Gegenden", schreibt Wilhelm später in einem Briefe, „haben fast durchweg jenes Wunderbare, was sich uns schon bei der Hinreise so oft aufdrängte. Sie erregen, sobald man sie verlassen, die Empfindung, als müsse man durchaus wieder hin, um irgend jemanden zu sprechen, ohne den man nicht glücklich sein kann. Ist man aber da, so erwecken die leisen Hügel, die gleichen Städte, die gleichen breiten Landstraßen und die Eine Manier in dem ganzen Leben der Franzosen, ohne alle hervorstechende Eigentümlichkeit, jenen Heißhunger nach Deutschland, den wir schon in Paris nach den alten treuen Klängen unserer Muttersprache empfanden." Hier ist von Wilhelm jenes Reiseheimweh ausgedrückt, das in Josephs Novellen zwischen Deutschland und Welschland seine magisch-romantischen Brücken schlägt.

Ihre Heidelberger Universitätsstudien waren beendet, und da die Freude, das Städtchen wiederzusehen, von der Gewißheit ganz baldigen endgültigen Abschiedes zusammengedrängt wurde, nannte Joseph diese kurze Rückkehr ins Neckartal am 4. Mai die fröhlichste Fahrt seines Lebens. „Alle bebauten Fluren und Dörfer begrüßt, alles grün und reizend, frohe Gesichter, ewiger Frühling. Hinter den letzten Höhen trat endlich auch das Amphitheater von Heidelberg hervor, alle Berge bis weit hinter Rohrbach wie beschneit von Blüte. Mit Entzücken eingefahren." Genau so ließ der Dichter im Alter, als er der nie wiedergesehenen Stadt mit dem Schluß seines kleinen Epos „Robert und Guiscard" ein Denkmal setzte, die den Stürmen der französischen Revolution entflohene Familie hier landen:

„Doch da sie jetzt um einen Fels sich wandten,
tats plötzlich einen wunderbaren Schein,
Kirchtürme, Fluren, Fels und Wipfel brannten,
und weit ins farbentrunkene Land hinein
schlang sich ein Feuerstrom mit Funkensprühen,
als sollt die Welt in Himmelslohn verglühen.

Geblendet sahen zwischen Rebenhügeln
sie eine Stadt, von Blüten wie verschneit,
im klaren Strome träumerisch sich spiegeln,
aus lichtdurchblitzter Waldeseinsamkeit
hoch über Fluß und Stadt und Weilern
die Trümmer eines alten Schlosses pfeilern.

Und wie sie an des Tor der Stadt gelangen,
die Brunnen rauschend in den Gassen gehn,
und Hirten ferne von den Bergen sangen.
Und fröhliche Geselln beim duftgen Wehn
der Gärten rings in wunderlichen Trachten
vor ihrer Liebsten Türen Ständchen brachten.

Der Wald indes rauscht von uralten Sagen,
und von des Schlosses Zinnen überm Fluß,
die wie aus andrer Zeit herüberragen,
spricht abendlich der Burggeist seinen Gruß,
die Stadt gesegnend seit viel hundert Jahren
und Schiff und Schiffer, die vorüberfahren.

In dieses Märchens Bann verzaubert stehen
die Wandrer still. — Zieh weiter, wer da kann!
So hatten sies in Träumen wohl gesehen,
und jeden blickts wie seine Heimat an,
und keinem hat der Zauber noch gelogen,
denn Heidelberg wars, wo sie eingezogen."

6

Im Januar war Achim von Arnim nach mehrjähriger Abwesenheit in Heidelberg wieder eingetroffen, Joseph hatte ihn damals ein paarmal gesehen, in Görres' Kolleg und auf der Straße, und die „große, schöne und bedeutende" Erscheinung im grünen polnischen Pelz hatte Eindruck auf ihn gemacht. Nun war ihm in der letzten Aprilwoche Clemens Brentano gefolgt. Auch dieser hatte Heidelberg längere Zeit gemieden, aus anderen Gründen wie Arnim, den der patriotische Drang, männlich in die Zeit-

ereignisse mit einzugreifen, in sein preußisches Vaterland getrieben hatte; Brentano hatte in Heidelberg seine geliebte Gattin Sophie Mereau durch den Tod verloren und den Ort seines Glückes verlassen, um sich plötzlich nach einem ganz überflüssigen Entführungsabenteuer unfreiwillig wieder zu verheiraten, wobei die Kirche, in der er getraut wurde, über ihm zu wanken schien, wie er in burlesk wehleidiger Selbstpersiflage dem Freunde gestand. Komisch-elende Flitterwochen folgten darauf; er floh vor seiner Frau auf sein einsames Zimmer und tröstete sich dort mit einem Kanarienvogel, indem er, dessen kleines pochendes Herz betrachtend, alle Geheimnisse des Lebens zu verstehen glaubte. In dem Bedürfnis nach weiterer Flucht, d. h. um Augusten, wie er schrieb, auf eine Zeit, die ewig werden möge, los zu werden, hatte er sich nun mit seinem Herzbruder wieder am Neckar zusammengefunden und fühlte sich dadurch wie neugeboren. Es war ein wunderschöner Frühling. Sie bezogen ein gemeinschaftliches Quartier in einem herrlichen kleinen Haus am Schloßberg, mitten im Grünen, über ihnen blühten die Apfelbäume, unter ihnen kegelte die lustige Bürgerschaft beim Bier, nachts sangen die Waschweiber, und der Neckar rauschte ferne darein. Görres, der Verleger Zimmer und viele andere gingen bei ihnen ein und aus. Sie veröffentlichten im Laufe des Jahres den zweiten und dritten Band des Wunderhorns, und seit dem 1. April erschien Arnims „Zeitung für Einsiedler", in der sie gleichfalls alte Poesien neben den eigenen drucken ließen, in launiger Form ihre Fehde mit dem alten Voß führten und die ersten Verse von Ludwig Uhland und Justinus Kerner herausbrachten. Sie wollten die Ehrfurcht vor dem Lebendigen lehren und verstanden darunter, die Poesie keck improvisierend mitten in die Gegenwart und in das eigene Leben zu pflanzen, wie der unbeschnittene Wildwuchs ihrer eigenen Dichtung beweist. Görres, ihr Freund und Meister, auch ein Improvisator, fand sich unter ihnen ausnehmend wohl; ihre kindliche Freude an Märchen und Liedern, Sitten und Sagen der deutschen Vergangenheit erfrischten ihn und regten ihn zu eigener Arbeit an, ihr echt poetischer Sinn und ihr Haß gegen Gemeinheit und Philisterei berührten ihn verwandt, und Brentano, der unstete Sänger, der mit der Laute durchs Land zog und sich dem alten

Schulkameraden als inbrünstiger Heimatsucher fast demütig ans Herz legte, erschien ihm interessanter als das schönste Buch.

Im Dezember des vergangenen Jahres hatte Eichendorff den ersten Band des Wunderhorns gelesen, den die Freunde in ihrer Heidelberger Zeit von 1805 herausgegeben hatten. Nichts hat die Deutschen so erfolgreich und nachhaltig auf ihre verschütteten Schätze hingewiesen wie „Des Knaben Wunderhorn", worin die Herausgeber mitten in der Franzosenzeit die deutschen Völker ideell vereinigen und die Kraft vergangener Tage zu neuer, herrlicherer Bewährung erwecken wollten. Unermüdlich sammelten sie die aufgeschriebenen und unaufgeschriebenen Lieder, wobei ihnen Beamte, Landprediger, Ärzte, Schullehrer, Studenten, alte Dienstboten und sonstige Kenner des Volkes und der Spinnstuben zur Hand gingen, so daß sie den letzten Bienenstock in dem Augenblick auffaßten, als er gerade wegfliegen wollte. Ihre Freunde waren die Brüder Grimm, denen sie die Richtung gaben und die das alte Schrift- und Volkstum mit einer Reinheit und Treue erforschen sollten, welche die historisch-philologische Wissenschaft begründete und zu einer Macht und Größe anwachsen ließ, hinter der die Poesie lange Zeit zurücktrat. Arnim und Brentano gingen noch skrupellos vor, aber das war für den Augenblick das Beste, und ihr freies, weiterdichtendes Verfahren, das insofern auch eine sachliche Berechtigung hatte, als die Form der Volkslieder stets fließend gewesen war, hatte eine ungleich aktuellere Wirkung, als sie eine verfrühte Textkritik gehabt hätte. Brentano, der sensiblere Artist und Nachempfinder, sang bei seinen Umformungen mehr aus dem Volke heraus und verstand sich so sehr auf ein künstliches Altmachen, daß ihn Arnim gelegentlich warnte, sich von den Geistern der Vergangenheit nicht stören zu lassen, während dieser mehr in das Volk hineinsang und das Überlieferte gern durch kernig-individuelle Zusätze herzhaft vervollständigte. Was ihnen aus dieser Tätigkeit an Halbeigenem und Eigenem erwuchs, hatte nichts mit raffinierten Qualitätenmischungen zu tun, die sie vielmehr verpönten, so daß Voß und sein Anhang in die Luft hauten, wenn sie mit ihren Verspottungen des romantischen Stils vor allem Arnim und Brentano zu treffen meinten.

Eichendorff, der nur noch eine Woche in Heidelberg zubrachte,

war jetzt täglich mit Loeben zusammen. Dieser sowie Strauß und Budde hatten Arnim kennen gelernt, dessen freies, gesetztes Wesen und jugendliche, auf sich selbst gegründete Freundlichkeit ihnen imponierte. Am 6. Mai waren sie abends mit den Eichendorffs bei Görres. Vielleicht trafen sie hier mit Arnim und Brentano zusammen, vielleicht hat Joseph sie auch sonst noch gesehen und gesprochen. Seine Kenntnis des Heidelberger Milieus, verbunden vielleicht mit mehr oder weniger flüchtiger Kenntnis der Arnim-Brentanoschen Wohnung oder auch nur mit den Erzählungen Görres' und anderer, vor allem aber mit den persönlichen Berichten der beiden Dichter, mit denen er bald in Berlin zusammentraf und sicherlich viele Heidelberger Erinnerungen auffrischte, ließ ihm später in seinem Erlebten folgende berühmte Schilderung gelingen: „Sie bewohnten im Faulpelz, einer ehrbaren aber obskuren Kneipe am Schloßberg, einen großen luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchturms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgerät darin zu bemerken. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige mild-ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. . . Achim von Arnim war von hohem Wuchs und so auffallender männlicher Schönheit, daß eine geistreiche Dame einst bei seinem Anblick und Namen in das begeisterte Wortspiel ‚Ach im Arm ihm' ausbrach, während Bettina, welcher, wie sie selber sagt, eigentlich alle Menschen närrisch vorkamen, damals an ihren Bruder schrieb: ‚Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum zweiten Male'. — Das letztere konnte man zwar auch von Brentano, nur in ganz anderer Beziehung sagen. Während Arnims Wesen etwas wohltuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend. . . Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder oft aus dem Stegreif zur Gitarre sang. Dies tat er am liebsten in Görres' einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen

ergötzlicheren Gegensatz der damals florierenden ästhetischen Tees ersinnen, als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein, wie da die dreie alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischen fuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte. Das nächste Resultat dieser Abende war die Einsiedlerzeitung, welche damals Arnim und Brentano in Heidelberg herausgaben. Das selten gewordene Blatt war eigentlich ein Programm der Romantik; einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publikum . . .; andererseits eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen . . . Die merkwürdige Zeitung hat nicht lange gelebt, aber ihren Zweck als Leuchtkugel und Feuersignal vollkommen erfüllt. Übrigens standen ihre Verfasser in der Tat einsiedlerisch genug über dem großen Treiben, und Arnim und Brentano, obgleich sie neben Tieck die einzigen P r o d u z e n t e n der Romantiker waren, wurden doch von der Schule niemals als vollkommen zünftig anerkannt. Sie strebten vielmehr, die Schule, die schon damals in überkünstlichen Formen üppig zu luxurieren anfing, auf die ursprüngliche Reinheit und Einfachheit des Naturlauts zurückzuweisen. . ."

Am 13. Mai verließen die Eichendorffs in Begleitung Loebens Heidelberg. Isidorus hatte seinem Dionysius zum Abschied eine „unbändige Fuge" ins Stammbuch gerast, darin „die Blitzakkorde durcheinanderschossen in gestirnten Streifen und eine Glorie mit der anderen rang, alle Elemente zusammenbrachen und sich bestürmten" und von ihm beschworen wurden „in das heilige Ei der Liebe hinein, über dem der Weltgeist ruhig brüten sollte". Nun fuhren sie zu dritt mit Extrapost durch Weinheim und Heppenheim an der köstlichen Baumblüte, den herrlichen Ruinen und alten Burgen der Bergstraße vorüber über Hanau, Aschaffenburg in den Spessart. Hier schwelgten und badeten sie „in der alten kühnen Grüne" mit Friedrich Schlegels Lied:

„Jahrtausende wohl standst du schon,
o Wald so dunkel kühn,
sprachst allen Menschenkünsten Hohn
und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Äste Bug,
und das Gebüsch wie dicht,
was golden spielend kaum durchschlug
der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben strecken sie den Lauf,
die Stämme grad und stark;
es strebt zur blauen Luft hinauf
der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
geheimes Lebensblut,
der Blätterschmuck der Krone schwillt
in grüner Frühlingsglut.

Natur, hier fühl ich deine Hand
und atme deinen Hauch,
beklemmend dringt und doch bekannt
dein Herz in meines auch."

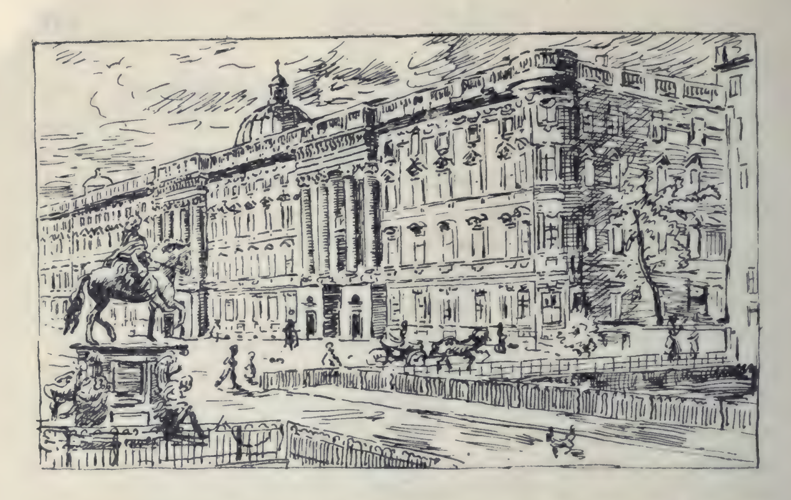
Darin waren die neuesten und ewigsten Waldlieder vorempfunden, die bald darauf durch Joseph von Eichendorff in seinem Lubowitz zum ersten Male erklingen sollten, vermischt mit einem Hall aus des Knaben Wunderhorn.

Über Würzburg kamen sie nach Nürnberg, wo sie einen ganzen Nachmittag im Rathaus und auf der Burg zubrachten und wo am Abend bei südlicher Wärme die Brunnen rauschten, die Nachtigallen schlugen, eine Posaune vom Turm erklang und alles, Türme, Straßen und Brücken, sich vor Loebens und sicher auch vor seiner Freunde Augen in goldblaue Ferne verlor. Am nächsten Tage gingen sie auseinander, Loeben in der Richtung nach Bayreuth und Dresden, Wilhelm und Joseph in der nach Regensburg und Wien.

Im Spätsommer verließ Brentano Heidelberg, aus seiner steten Sehnsucht nach dem, was fern war, also sogar nach seiner Frau, im Frühherbst schied Arnim, im Oktober kehrte Görres nach Koblenz zurück, nachdem er vergeblich auf eine Anstellung an der Universität gehofft hatte, und Gries ging wieder in das „alte verfallene und zerstörte Jena", das doch die „Heimat seines Herzens" war und blieb. Nur stille Gelehrte wie Daub und Creuzer hielten

noch das Panier der Romantik hoch, aber zurückgedrängt durch die wachsende Befehdung von seiten des alten Voß und seines Cottaschen Morgenblattes, obwohl in ihren Heidelberger Jahrbüchern die schnell verwehte Blüte jetzt erst ihre wichtigsten publizistischen Früchte zu zeitigen begann.

Die Tradition, Eichendorffs Heidelberger Zeit nach dem Vorbild seines Sohnes als einen ständigen, intim freundschaftlichen Verkehr mit Arnim und Brentano hinzustellen, neben dem derjenige mit Loeben nur den Wert einer Kameradschaft und einiger überschwenglicher Sonette behält, vermag vor der Forschung nicht zu bestehen. Eichendorffs Entwicklung führte durch den wirren und abseitigen Zaubergarten, den Tiecks Lyrik und des novalisierenden Isidorus Freundschaft um ihn wob. Aber rechtzeitig trafen ihn dort die aus der Volksseele geborenen Naturtöne des Wunderhorns, und das Bild der beiden Männer, die es zum Klingen gebracht, und ihrer eigenen Dichtung in der Einsiedlerzeitung nahm er von Heidelberg mit sich oder wenigstens einige Züge davon, die sein weiteres Leben aber bald vervollständigen sollte. Doch er hatte schon in den Lubowitzer Strophen von den zwei verliebten Grafen den Volkston getroffen, und zwar in dem individuellen Sinne seines eigensten Stils. Eichendorffs einfachere, aber zusammengefaßtere Natur sollte höher getragen werden als Arnim und Brentano, die zum Teil seine geistigen Väter sind. Kerner und Uhland, deren Namen in Heidelberg zum ersten Male gedruckt auftauchten, sind seine Brüder. Und vielleicht verknüpft die Legende, Eichendorff habe selbst zu den „gleichgestimmten Studenten" gehört, die den Herausgebern des Wunderhorns sammeln halfen, die Züge Eichendorffs und jener Zeit anschaulicher und auch wahrhaftiger, als es nähere Forschung vermag, die sehr leicht nur die äußere Wahrheit für sich hat. Der Trieb zu solcher Forschung ist zwar nicht mehr aufzuhalten. Wenden wir ihn aber im romantischen Sinne auf die Romantiker an, so müssen auch s e i n e Resultate wieder Symbol und Gleichnis werden, damit er sich mit dem anderen menschlichen Triebe versöhne, den Wilhelm Raabe ausdrückte, wenn er das Forschen nach seinem Leben ablehnte mit den Worten: „Je mythischer, desto besser."



Sechstes Kapitel

Verlobung und Berliner Romantik

1

Von Regensburg fuhren Joseph und Wilhelm mit dem Postschiff die Donau hinab. Ein voller poetischer Nachklang dieser Fahrt sollte den Auftakt zu dem Roman „Ahnung und Gegenwart" bilden und viel später noch im „Taugenichts" wiederkehren.

Nach einem Aufenthalt in Wien langten sie im Sommer wieder auf Lubowitz an, und das frühere Leben erneuerte sich hier. Aber beim Vater zeigten sich die Vorboten des Alters, und dieser Umstand sowie die Folgen der Kriegsstürme und wohl noch mehr eines sorglosen Wirtschaftens begannen sich mehr und mehr fühlbar zu machen und nach dem helfenden Eingriff junger Kräfte zu verlangen. So fanden die Brüder einen ernsten vorläufigen Wirkungskreis, in dem sie sich für den eigenen praktisch schulen konnten. Denn sie dachten damals daran, womöglich einzelne Landgüter zu übernehmen und sich einen Herd zu gründen. Joseph widmete sich den Pflichten seines neuen Berufes mit ganzer Hingabe, seine ernste Umsicht verschmähte auch nicht das kleinste Nebenbei, er war behilflich, wo immer er konnte, und soll z. B. bei Feuersbrünsten der Umgegend stets als einer der ersten gekommen und nach Ret=

tungen und Anordnungen als einer der letzten gegangen sein. Wohl überließ er sich auch jetzt wieder freudig den Wogen des geselligen Lebens, doch wenn sie ihn allzusehr ablenkten und zerstreuten, so entrann er ihnen durch eiligen Ritt oder durch Flucht in seine Dichterwerkstatt, die er im Hasengarten oder in der Kaplanei aufschlug. Das tätige, frische Leben des Landwirts stählte ihm Herz und Sinn und klärte und festigte seine Überzeugung, daß die Dichtkunst die eigentliche und tiefere Aufgabe seines Lebens sei.

Bei alledem fehlte ihm die Nähe seines Loeben, wie er ihm in einem Sonett gestand, dieses Freundes Ernst, der herrlich im Genusse schwelgt, und er hätte ihn darum gerade hier in dem heiteren Heimatschlosse über dem blaugewundenen Flusse, inmitten der geselligen Lust, der Mutwill, der frohen Muße und des Liebeständelns ans Herz drücken mögen. Es blieben ihm wenigstens seine „liebevollen, erhebenden, ewig teueren" Briefe, deren verwundend heilende Pfeile ihn mehr rühren als Blicke aus holden Augen. Freilich, er hatte Wilhelm und den Kaplan und er dachte wohl auch an sie, wenn er das männliche Wesen fester Treue, Trost und Hort in der Betrübnis suchte, wenn er empfand, daß die Zeit der Träume vorbei war, daß die Hand des Feindes noch auf dem Vaterlande und die Hand der Armut fast schon auf dem Vaterhause lag und daß die laute Lust um ihn nichts war als trügerischer Schein, und wenn er dann also dichtete:

„Wer auf den Wogen schliefe,
ein sanft gewiegtes Kind,
kennt nicht des Lebens Tiefe,
von süßen Träumen blind.

Doch wen die Stürme fassen
zu wildem Tanz und Fest,
wen hoch auf dunklen Straßen
die falsche Welt verläßt:

Der lernt sich wacker rühren,
durch Nacht und Klippen hin
lernt der das Steuer führen
mit sichrem ernsten Sinn.

Der ist vom echten Kerne,
erprobt zu Lust und Pein,
der glaubt an Gott und Sterne,
der soll mein Schiffmann sein."

Aber den dichterisch Mitstrebenden, Loeben, denn Wilhelm fühlte sich doch wohl trotz den Hoffnungen, die er und seine Freunde oft genug auf seinen Dichterberuf setzten, letzten Endes immer wieder als Dilettanten, vermißte er im Augenblick stärker als er die beiden anderen brauchte. „Wo zwei sich treulich nehmen und ergänzen, wächst unvermerkt das freudige Werk der Musen."

Loeben machte inzwischen wieder eine Wandlung durch. Freunde konnten glauben, daß er, der sich so oft änderte, nur immer eine Haut abstieß, die, wirklich gewachsen, einer neuen ebenfalls gewachsenen Platz machte, während wir heute wissen, daß es nur ein Kleiderwechsel war. Jedenfalls ging er nun aus Novalis in Tieck und in Goethe über, aus dem Dionysischen ins Apollinische, und Eichendorff hatte Loebens Poesie nie so „ergreifend, zusprechend und überzeugend" gefunden wie gerade jetzt, wo sie einfacher und klarer wurde. In diesem Lobe möchte man ein unbewußtes Gericht über den früheren Loeben erkennen, und es ist rührend zu sehen, wie Eichendorff den bisherigen bedenklichen Einfluß des Freundes diesem nicht zur Last legt, sondern ihn aus dem allgemeinen romantischen Geist herleitet, in dem sie beide gefangen gewesen seien und aus dem sie nun beide herausstrebten. „Deine gediegenen wahrhaften Worte über unsere neueste Poesie, welche Deine große Erscheinung in derselben erklären und mich entzückten, sie haben das klar ausgesprochen, was ich selber anfing, immer mehr und deutlicher über diesen meinen Zustand zu fühlen. Fast möcht ich sagen, daß meine ersten Gedichte jener schönen Unschuld, der Seele aller Poesie, nicht ermangeln. Jenes süße Lied der Maria, es war keine Tendenz, es war eine Blume, die aus Liebe, Frühling, Erinnerung und Hoffnung, kurz, aus allem, was mir wert und teuer war auf Erden, dem Himmelslicht entgegensproßte. Diese meine erste Liebe und lebendige Religion des Lebens wurde aber gar bald gestört, indem ich, ebenfalls irregeleitet von der herrschenden Idee von Religion, einging in die allerlei Bestrebungen, Absichten und die

Armut der Entsagung. Ich wagte nicht mehr, was ich empfand, liebte und dachte, unmittelbar und an und für sich zu geben, sondern bemühte mich, aller ursprünglichen Freiheit unwürdig, meine freien Eingebungen zu Trägern gewisser Ideen zu machen und nach diesen so lange zu verallgemeinern, bis sie mir selber und anderen unkenntlich wurden, und mein Wesen, einmal von dem eigentlichen Leben losgelöst, ohne allen Gehalt und fast sich selber ironisierend, nach allen vier Winden hin verduftete. Ich malte, wie, glaub ich, Jean Paul sagt, mit Äther in Äther. Ich fühl es nun, dieser einförmige Selbstmord der Poesie muß aufhören oder ich höre auf zu sein, aber ich fühle es ohne Angst und Betrübnis, wie sonst jede Veränderung in mir, sondern mit jener farbenreichen Heiterkeit und lebenstrunkenem Blick in die Zukunft, mit dem ich in meiner ‚Rettung' in den farbigen Morgen hinaussprang." Wie scharf zeichnet er hier die Grenze zwischen einer unwahren sentimentalisch-allegorischen und einer wahren naiv-symbolischen Kunst. Und da der Freund jetzt auch nach der letzteren trachtet, so vergißt Eichendorff ganz, daß Loeben es war, der ihm den Geist der ersteren einimpfte. Er sieht sich mit ihm auf gleichem Wege, zumal man dasjenige am liebsten erhofft, was man am stärksten wünscht, und er schreibt: „Laß uns denn, liebster Freund, uns immer fester verbinden." Ist aber dieser bewußte, gewollte Glaube an den Freund schon unbewußter, unwillkürlicher Zweifel an ihm, ein Glaube, den gerade, wie so oft, der Zweifel noch verstärkt? Jedenfalls sucht Eichendorff im gleichen Moment die Garantien für sein Schaffen zum ersten Male nur noch in sich selbst, da er fortfährt: „Aber ich bete allein und einzig zu Gott: Laß mich das ganz sein, was ich sein kann!"

Damals war er schon ein Jahr zu Hause und er konnte bekennen: „Über mich übt die Heimat und die schöne Zeit wieder ihre alte Zauberei. Das Herz weit und hoffnungsreich, das Auge frei und fröhlich, ernste Treue erfrischend über mein ganzes Wesen, so ist mein Sein, ich möchte fast sagen ein Verliebtsein in die unvergängliche jungfräuliche Schöne des reichen Lebens." So war es nicht nur die Arbeit, das tätig eingreifende Leben, das ihn sammelte, sondern vor allem die waldrauschende Heimat. Hier war von je die Quelle seiner Kraft und seiner Einkehr in sich selbst, und der

Wunsch, das zu sein, was er sein könne, nicht mehr und nicht weniger, aber dies ganz, dieser Wunsch, der ihm nur hier kommen konnte, er konnte sich ihm auch nur hier zum ersten Male erfüllen. Den Entwurf zu einem verschwommenen Roman nach dem Vorbilde Novalis-Loebens ließ er liegen und schrieb statt dessen ein kleines schlichtes Märchen „Die Zauberei im Herbste".

Titel und Genre erinnern an Tieck, von dem Eichendorff die seelische Umdeutung der Natur, vor allem ihrer Nachtseiten, gelernt hat. Aber die kräftige, einfache Ethisierung ist ganz eigen: die Art nämlich, wie Eichendorff einen vom Leben Berauschten und einen, der das Leben ruhig regiert, während er sich demselben ganz hinzugeben scheint, gleich einem Schiffer, der bestimmt weiß, wo er hinsteuern soll und sich von dem wunderbaren Liede der Sirenen unterwegs nicht irre machen läßt, einander gegenüberstellt. Jedoch ist es weder dies Ethos noch wie es in die Natur projiziert wird noch das Tieckische, das von dem Märchen in uns haften bleibt, sondern vielmehr das Naturgefühl unseres Dichters, das sich hier zum ersten Male vollständig und dichterisch darstellt und alle seine wesentlichen Motive entwickelt, sowie die staffageartige Behandlung der Menschen und die melodiöse Prosa.

Aus dem Übermaß der Gefühle und Bilder, worin Eichendorff bis vor kurzem seine Lyrik zerfließen ließ, befreite ihn in Heidelberg nur die religiöse Einkehr. Aus den Worten, die er dann fand, sprach mitten im Sturm und Drang ein Gemüt, das offenkundig berufen war, in frühzeitiger Ausgeglichenheit sich und die Dinge zu verklären, und eine Stimmung, scheinbar wie die des Alters, nämlich der Wunsch, die irdische Heimat mit der himmlischen zu vertauschen. Das war aber bei ihm nicht ein Zeichen seelischer Zwiespälte und einer daraus entspringenden schmerzvollen Erkenntnis von der Fragwürdigkeit der Welt und des Menschenlebens, sondern vielmehr eine innige Sättigung, der mit rührender Einfalt der Gleichniswert alles Vergänglichen vollkommen natürlich ist. Er besaß die ewige Jugend, die nach Schleiermacher darin besteht, daß Jugend und Alter sich im Herzen gegenseitig durchdringen und es auf diese Weise gegen das schützen, was man gewöhnlich mit Altern meint. Während er schon in früher Jugend in der irdischen

Heimat ein Abbild der himmlischen sah und dabei oft Heimweh empfand, konnte er doch das Abbild bis ins Alter lustvoll lieben. Und er tat es jetzt in Lubowitz, seiner eigentlich einzigen Heimat, in Strophen von solcher Frische, wie sie nur die dem Freunde geschilderte Genesung erzeugte. Es ist die Frische des Studenten, der endlich auch wieder ein Jäger ist, aber ein Jäger, der bloße Zunft und bloßes Handwerk verachtet, der Waldesgruß und Morgenrot, grüne Lust und Hörnerklang an der Jägerei am meisten liebt, der über dem nebligen Tal auf wieherndem Rosse, von Liebe bestürmt, die Erde sich dehnen, die Kluft sich bäumen sieht, mit funkelndem Schwerte die Luft haut und alleine mit Gott ist. Vor allem lädt er die Verliebten zur Jagd, schöne Mädchen recken sich am Fenster schläfrig in den Morgen hinaus, Jäger und Jägerin halten verliebte Zwiesprach, aber den Kranz vergangener süßer Stunden windet er heiter um die Stirne der Geliebten, um sich loszuwinden und für sein Haupt einen höheren Kranz zu suchen. Dennoch singt er — und das „Wunderhorn" klingt hier deutlicher mit als sonst —:

„Mein Schatz ist Königin im Walde,
ich stoß ins Horn, ins Jägerhorn,
sie hört mich fern und naht wohl balde,
und was ich blas, ist nicht verlorn!"

Die ihm nahte und an die er keinen Ton verlor, sollte seine Lebensgefährtin werden. In diesem Jahre, 1809, verlobte er sich mit Aloysia Viktoria von Larisch, der am 18. Juli 1792 geborenen, damals also siebzehnjährigen Tochter des Gutsherrn von Pogrzebin und Marschkommissars Johann von Larisch, aus dessen Familie sich schon einer von Eichendorffs Ahnherrn die Gattin geholt hatte. Als eine liebliche Erscheinung, schön, lebhaft, fromm und klug, frohlaunig und von rastloser Häuslichkeit, so wird uns Luise geschildert, die im ländlichen, von strenger Ordnung behüteten Elternhause und später im Pensionat der Magdalenerinnen zu Neisse eine sorgfältige Erziehung genossen hatte und nun in ihrer blühenden Jugend manchen Verehrer fand. Unter anderen begeisterte sich — auch hier wieder im Geschmacks- und Schicksalseinklang mit dem Bruder — Wilhelm von Eichendorff eine Zeitlang für sie, trat aber wohl ohne Schmerzen und Kämpfe hinter Joseph zurück, während

die Eltern anfangs, und die Mutter noch lange Zeit, Widerstände gegen die Verlobung zeigten, da sie dem Sohne wohl eine reichere und vornehmere „Partie" wünschten. Das Gut von Luisens Vater lag bei Ratibor und etwa drei Meilen von Lubowitz entfernt, eine Strecke, die Joseph, nachdem die Liebe in beiden rasch erwacht war, viele Male zu Fuß und zu Pferde zurücklegte. Oft, wenn er kam, versteckte sich die Braut im Schulhause bei der Lehrersfamilie, wo er sie erst nach langem Suchen fand. Er brachte neue Lieder mit, und sie, zu seiner Freude, antwortete mit eigenen dichterischen Versuchen. Dann machten sie fleißig Spaziergänge in die herrliche Umgebung des alten Herrenhauses, in die schattigen Wälder und auf die Höhen, von denen ihre Blicke über das Odertal und zu den Beskiden schweiften. War Joseph damals feuriger jung denn je, so hatte er dadurch die Reife zur Liebe. Und wenn sein zugleich größerer Ernst nicht nur, sondern auch die Not der Zeit und seiner selbst sowie die Art der Geliebten ein dauerhaftes Herzensbündnis verlangten, so sollten doch das allzu jugendliche Alter der Liebenden und noch mehr eben die ungeklärten Verhältnisse auf Jahre ihre eheliche Vereinigung verhindern. Aber die Hindernisse erregten wohl nur schwärmerischer die Gefühle, mit denen der junge Dichter abends am offenen Fenster über die Parkbäume von Lubowitz nach Pogrzebin hinüberträumte und deren Puls noch durch spätes Dichten strömen soll:

„Über Wipfel und Saaten
in den Glanz hinein
— wer mag sie erraten,
wer holte sie ein? —
Gedanken sich wiegen,
die Nacht ist verschwiegen,
Gedanken sind frei.

Errät es nur eine,
wer an sie gedacht,
beim Rauschen der Haine,
wenn niemand mehr wacht
als die Wolken, die fliegen —
Mein Lieb ist verschwiegen
und schön wie die Nacht."

2

Im Herbst gingen Joseph und Wilhelm nach Breslau, wo sie, von den strengen Forderungen der Landwirtschaft auf einige Zeit entbunden, wieder einmal die geistigen Anregungen der Stadt genossen, ihren höheren Interessen lebten und alte Bekanntschaften auffrischten. Sie versuchten auch Loeben zu einem Aufenthalt in Breslau zu bewegen, aber dieser schlug Berlin als Ort des Wiedersehens vor. Es gab darüber eine Korrespondenz voll Überspannungen und Verletzlichkeit, bis schließlich der „merkwürdige Inhalt" eines Loebenschen Briefes Joseph bestimmte, mit dem Bruder Breslau schleunigst zu verlassen und nach Berlin abzureisen. Zwar war Loeben im stillen schon entschlossen, seinerseits doch nachzugeben, aber Joseph, ebenfalls in dem Bestreben, kein Opfer zu verlangen, sondern lieber eins zu bringen, kam dem Freunde zuvor, um ihn dadurch vollends zu beruhigen und auszusöhnen. Nun jubelte dieser in überschwenglichen Worten dem Wiedersehen entgegen, dessen Schauplatz ja eigentlich völlig gleichgültig sei, denn wo sie *sich* hätten, dort würden sie die Welt haben. Die Brüder hatten noch mancherlei zu erledigen, besonders gesellschaftliche Verpflichtungen, Joseph ließ noch für Luise ein Miniaturbild von sich malen, in schwarzer Rittertracht mit Stickerei und goldener Kette, und sie bekamen noch Besuch von Heinke, dem guten alten Heinke, ihrem ehemaligen Erzieher, der jetzt Seelsorge auf dem Dorfe Zürkwitz trieb. Sie stießen mit ihm wie in alter Zeit bei einfachem Butterbrot, bei Tabak und Gitarrespiel eine Bierkondition und führten dabei freundschaftliche Gespräche über Ökonomie und Heirat, über Lubowitz, ihre Liebschaften und Reisepläne.

Inkognito und alle Taschen komisch vollgepfropft, wanderten sie am 9. November aus ihrem Quartier und zum Odertor hinaus, um sich im Hafen einzuschiffen. Denn sie hatten den merkwürdigen Entschluß gefaßt, die Reise größtenteils zu Wasser zurückzulegen und auf diese Weise ihren Heimatfluß und seine Ufer gründlich kennen zu lernen. Ihre Flotte bestand aus vier mit Steinkohlen beladenen Schiffen, von denen das ihrige vorausſegelte. Sie richteten sich auf ihm, so gut es ging, häuslich ein; das Frühstück bestand aus trockenem Brot und Schnaps und erst in der zweiten

Hälfte der Reise aus Brotsuppe, zu Mittag kochte Schöpp in der Kajüte Rindfleisch mit Suppe und Kartoffeln, das von allen dreien aus einer Schüssel verzehrt wurde, und abends aßen sie trockenes Brot, wozu sie erst später Butter bekamen, mit Salz und Kartoffeln. Auf dem Vorderteil des Schiffes, an den umgelegten Mast gelehnt, brachte Joseph bei schneidender Kälte die Vormittage zu, den wechselnden Landschaften hingegeben, sonst konnten sie sich nur noch hinter den kleinen Gitterfenstern der düsteren Kajüte aufhalten, wo die neuesten Abenteuer in das Tagebuch eingeschrieben wurden, wo sie des nachts in einer gemeinsamen engen Bettstelle, im Winde frierend und die Nasen vom Regen beträufelt, unter ihren Mänteln schliefen und wo auch der Knecht schnarchte, indessen Schöpp auf dem vierten Schiffe nächtigte.

Abenteuer gab es freilich genug. Gleich beim Verlassen des Hafens und beim Umwenden in den Strom rannte die Spitze des Fahrzeugs dermaßen ans Ufer, daß alle Schiffsrippen krachten. Am nächsten Tage passierten sie ein gefährliches Wehr, über das die Schiffe langsam hinuntergelassen werden mußten. Aber das Seil des ihrigen riß kurz vor dem Wehr entzwei, der Schiffer lief kopflos und rasend auf dem Deck auf und ab, Schöpp stand schreckensbleich, und Wilhelm sprang ans Ufer, worauf sich auch Joseph, den Balken einer angefahrenen Mühle umklammernd, ans Land schwang, während die Führer am Ufer noch im rechten Augenblick ein neues Seil erwischten. Einen weiteren Tag darauf lenkte der Schiffsherr, im leichten Fuselrausch, so ungeschickt um eine Biegung, daß er an die Uferecke warf und eine ganze Nacht lang festsaß, nachdem die übrigen Schiffe mit vollem Strome gegen das plötzlich stoppende angerannt waren, mit einer Macht, welche die Wellen über Bord schlug und unter fürchterlichem Krachen die Zerschmetterung des Fahrzeuges fürchten ließ.

Die Ufer, meist sandig und unbewohnt sowie mit wilden Eichen endlos bewaldet, waren flach und erhoben sich nur selten zu Anhöhen, auf denen ein Schloß, ein Kloster, eine Ortschaft lag. Hier und da fuhr man an Seglern und Inseln vorüber oder scheuchte wilde Enten und Gänse auf. Nachts gingen sie in irgendeiner einsamen Waldbucht und einmal auch an einer jener Inseln

vor Anker, und nur selten konnten die Brüder einmal an Land gehen, um einen Hügel mit Aussicht über die Oderwindungen zu besteigen oder in einer Kneipe zwischen schreienden Bauern ein Glas zu trinken und mit Schöpp Billard zu spielen. Erst hinter Schlesien, in der Mark Brandenburg, wurden die wüsten, durch den Herbst tonlosen und öden Laubwälder der Ebene durch eine anmutigere Landschaft mit Dörfern, Weinbergen und Landhäusern abgelöst. Aber inzwischen hatten sie als neuen Steuermann einen zotigen Kerl bekommen, einmal hatten sie nach einer Landung die Schiffe ohne Menschen, ohne Licht und Schlüssel wiedergefunden und verzweifelt ihre Matrosen gesucht, nachdem sie vorher drei Tage und zwei Nächte festgesessen hatten, während Tabak, Brot und Bier ausgingen und sie sich mit einem Schluck dicken Oderwassers begnügen mußten, und jetzt vermehrten sich gar die unsichtbaren Sandbänke in solchem Maße, daß sie trotz einem alten tauben Lotsen, den die Schiffer mieteten, immer wieder, wenn eben mit unsäglichem Aufwand von Zeit und Kräften flottgemacht war, von neuem strandeten. Zum Überfluß fuhren sie noch einen beladenen Kahn mit einem daraufsitzenden Weibe und einen Gartenzaun in Grund und Boden, und weder die lustigen Grobheiten der Schiffer noch Tabak, Bier, Piquette, L'Hombre und Gespenstergeschichten konnten die Freunde auf die Dauer gegen tödliche Langweile schützen und für das Frostklappern bei Regen und Kälte entgelten.

Als nun vollends beim Erwachen am zehnten Tage die ganze Gegend in Schnee gehüllt war, gaben die Schiffsleute selber die Hoffnung auf, dieses Jahr noch weiter zu kommen. Die Eichendorffs trennten sich von den redlichen Schiffern und dem einzigen weiteren Passanten, einer Berliner Frau, die trostlos zurückblieb, und übernachteten in einem Dorfe bei einem Bauer, dessen Frau zuerst bei ihrem martialischen, verwilderten Eintritt die Flucht ergreifen wollte. Es gab nur eine einzige große Stube, wo Schweine, Enten und Kinder durcheinanderwimmelten, wo gebacken, gebuttert und sonstwie hantiert wurde, wo die Bauernweiber scherzten und eine ihr Kind säugte. Mitten drin spielten die Freunde wieder L'Hombre, vertilgten eine ungeheure Schüssel Kraut mit Eiern,

unterhielten sich tabakrauchend mit der ganzen Familie auf der Ofenbank am Kaminfeuer und streckten sich schon um halb acht auf der Streu nieder zu einer entsetzlichen schlaflosen Nacht, denn es weckte sie zuerst der mißtönige protestantische Abendgesang, den die Familie, darunter die Wirtin im Hemde, anstimmte, sodann lärmten die Kinder die ganze übrige Nacht, und schließlich spazierten Katzen und eine Hühnerfamilie über Joseph hinweg.

Auf einem mit drei Kleppern bespannten Leiterwagen, den sie bei dem Bauer mieteten, rumpelten sie am grimmig kalten Tage los, erblickten beim Übersetzen über den Fluß zum letzten Male ihre Schiffe, in einer verschneiten Bucht, Hölle genannt, in bodenloser Einsamkeit vergraben, kamen durch Sand, Morast und Schnee bis Frankfurt an der Oder, schliefen zum ersten Male seit nahezu zwei Wochen wieder in Betten und langten nach dem nächsten Tage und nach Schneegestöbern auf einem bequemeren Gefährt bei Mondenschein endlich in Berlin an.

Ihr eigentliches Quartier fanden sie am nächsten Tage, dem 21. November, durch Vermittlung eines schlesischen Landsmannes, Doktor Friedländer, auf der „schönen und sehr belebten" Königstraße, im Hause Numero 20, eine Stiege hoch, mit modischen Möbeln, einem Kronleuchter und ungeheuerm Spiegel. Sie räumten es allerdings für den Grafen Loeben, der erst drei Wochen später eintraf, und zogen dann ein Stockwerk höher, wo es etwas weniger elegant war. Unterdessen besichtigten sie die Hauptstadt und ihre Pracht, deren Reinlichkeit und Symmetrie, deren gleichmäßigen, durch kein einziges unansehnliches Haus gestörten Geschmack in den breiten, auffallend menschenleeren Straßen sie mit keinem bisher gesehenen Stadtbilde vergleichen konnten. Nur an wenigen Stellen herrschte größeres Leben und riefen Händler wie in Hamburg ihre Waren aus, und ging man über den Schloßplatz zur Brücke, auf welcher der Große Kurfürst in Bronze steht, so sah man das Gewimmel der Schiffe und ihrer Masten auf der Spree. Bei schönem Wetter spazierten die Brüder unter den Linden und durch das Brandenburger Tor zum Tiergarten mit seinen Kaffeehäusern und seinen Reitern, die wie auf alten Abbildungen über Hindernisse sprengten. Die Wachtparade mit ihren pompösen

Uniformen gewährte ihnen militärische und gesellschaftliche Schauspiele von großem Glanze, und nachts verstärkten Glockenuhrklänge und die gespenstischen Hörnertöne der Wächter den Reiz des Neuen und Unbekannten.

Der Aufenthalt in der Residenz wurde zwar wie die Herreise nur mit Entbehrungen erkauft. Morgens aß man eine von Schöpp gekochte Wassersuppe und mittags gar nur nach einem Schluck ordinären Schnapses und zu einem Glas Bier Brot und Butter, bei verschlossenen Türen, denn sie durften dies schamerregend unstandesgemäße Leben nicht verraten, und um dabei ganz sicher zu gehen, liefen sie während der übrigen Mittagszeit, gute Miene zum bösen Spiele machend, in den Straßen umher oder tranken, zur Rettung der Repräsentation, eine Tasse Kaffee am Schloßplatz. Waren auch manche Bildungsmittel, wie Lesesäle, kostenlos zugänglich, so schnitt doch der häufige Besuch des königlichen Nationaltheaters, selbst wenn man sich mit einem unter Lebensgefahr erkämpften Stehplatz begnügte, in den Beutel. Da freilich lohnte sich jedes Opfer, Joseph, schon berauscht von dem himmlischen Prunk des Auditoriums, war glücklich, zum ersten Male durchaus vollkommene Schauspieler zu sehen, außer Iffland, den er allerdings schon kannte, Mattausch, Unzelmann, Frau Bethmann und andere, und ebenso bestaunte und notierte er die Wunder der szenischen Einrichtungen.

Dasjenige Berlin jedoch, das die letzte unentbehrliche Station von Joseph von Eichendorffs Jugendentwicklung bildet, lag anderswo, lag hinter den glänzenden Kulissen eines Lebens, das im Banne der Macht des fremden Eroberers doch nur „die Ruhe glücklicher Schatten“ war. Schon hatte Fichte, der den Willen als das schlechthin schöpferische Prinzip hinstellte, in seinen Reden an die deutsche Nation den Fortbestand deutscher Sprache, deutscher Literatur und Kunst von der Rückgewinnung der politischen Selbständigkeit abhängig gemacht, und Eichendorffs hospitierten in seinen philosophischen Vorlesungen im Prinz Heinrichschen Palais. Aber so sehr hier der nationale Gedanke nicht mehr im faulen Ausruhen auf dem Vergangenen, sondern in der Notwendigkeit einer Regeneration von innen heraus erschien, so schaffte er sich

doch noch eine andere Gestalt in einem Kreise von Männern, die in vieler Hinsicht mit Fichte nicht übereinstimmten. Erhoffte dieser die Regeneration einzig und allein von der Jugenderziehung, und zwar einer solchen nach Pestalozzis Sinne, so erhofften jene sie vom Leben und seiner mehr denn alle Pädagogenweisheit erzieherischen Macht, und zwar von einem Leben, das durch die Strömungen der Romantik und Naturphilosophie gegangen war, denen Fichte fern stand. Wie dies Leben die Romantik aufgenommen, weiterentwickelt und gewandelt hatte, das geht schon aus Eichendorffs ganzer bisheriger Geschichte hervor. Wie es sich nun nach einer ganz bestimmten Richtung und Partei zuspitzte, daran sollte er in Berlin teilhaben.

Von vornherein und mehr und mehr hatte sich dabei das frühromantische Ideal von der Ausbildung des erlesenen Individuums durch die Anerkennung der Bedeutung des Volkes, der Gesamtheit, des Staates geändert und ergänzt. Und der erste Romantiker, der diese Erkenntnis in Tat umgesetzt hatte, war Arnim gewesen. Das Wunderhorn sollte auch für die Berliner Patrioten den Anstoß dazu geben, dem geschichtslosen Prinzip der französischen Revolution und dem aus ihm gefolgerten unhistorischen Neumachen in Deutschland die Liebe zum historisch Gewordenen entgegenzusetzen. Als eigentlicher blutsbestimmter Hüter der Tradition — denn um den neuerkannten Wert der Tradition handelt es sich hier ja — mußte der Adel gelten. Der Adel jedoch konnte nicht mehr durch und aus sich selbst bestehen, sondern er verband sich mit der Bildung, als welche sich in dem Bürgertum verkörperte, das vor allem in Berlin Sitz und Macht besaß. So entstand hier zum ersten Male so etwas wie eine konservative Partei, die aber eben das bürgerlich-fortschrittliche Element mitumschloß und nur jede Art von Radikalismus zur Gegenpartei hatte. Und auch diese Verbindung mit dem Bürgertum war schon im Wunderhorn durch Arnims Zusammenschluß mit Brentano betätigt und ausgedrückt gewesen.

Jetzt waren beide nach Berlin gezogen, und diese Übersiedlung aus der Neckarstadt, an der sich auch mancher Gelehrte beteiligte, bedeutete zugleich durch den Charakter des neuen Ortes und seiner

verwandten Kräfte eine weitaus größere Aktualisierung der Heidelberger Romantik. Denn Preußens Hauptstadt gewährleistete in Deutschland die beste Resonanz für jede, besonders jede geistige und politische, Wirksamkeit, zumal man dort am Vorabend großer Ereignisse stand. Die bevorstehende Rückkehr des Königspaares, das vor Napoleon geflüchtet war, die Neuordnung des erschütterten Staates, die geplante Gründung der Universität eröffneten Aussichten auf die verschiedensten hoffnungsreichen Tätigkeiten —, Aussichten, welche die Bildung jener Parteigruppe und ihres gemeinnützigen Machtbedürfnisses festigen sollten. Arnim und Heinrich von Kleist, gleich jenem zugleich Dichter und märkischer Edelmann, besaßen die besten Beziehungen zu bedeutenden Männern des Adels, des Geistes, des Militärs und der Regierung, und aus ihnen rekrutierte sich die „christlich-deutsche Tischgesellschaft", welche exklusive Geselligkeit mit bestimmten politischen Tendenzen vereinigte. Vorläufig aber bestand erst der gemeinsame Junggesellenmittagstisch Arnims und Brentanos, an dem jeder Gleichgesinnte teilnehmen konnte und aus dem erst jene Gesellschaft mit bestimmten Gebräuchen und Statuten und ebenso die von Kleist redigierten „Berliner Abendblätter" hervorgehen sollten.

Arnim schrieb damals an seinem Roman von der Gräfin Dolores und sagte darin: „Nur der Ruchlose fängt eine neue Welt an in sich, das Gute war ewig." Und vom Bestehenden meint er, daß es nicht beseitigt, sondern gut gedeutet werden solle. In solchem Konservativismus galt es ihm nicht so sehr, daß man das Volk lesen und schreiben lehre, als daß man ihm vielmehr das Andenken deutscher Ehre, heiliger und großer Menschen, ins Herz schreibe, daß der Mensch nicht allseitig seine Gaben entfalten, sondern Diener des Vaterlandes sein müsse. Es gab jemanden, der geradezu protestierte gegen die besondere Wertschätzung bedeutender Talente und Kräfte und verächtlich äußerte, daß Revolutionen und Interregna allezeit dergleichen hervorbrächten. Das war Adam Müller, der ferner den Bauernstand als die erweiterte Familie des Adels, der ewigen Natur der Dinge nach, bezeichnete. Mit ihm stimmte Arnim überein, wenn er in dem genannten Roman darstellt, wie das wirtschaftliche Interesse von Bauern und

Gutsherrn zusammenfällt und wie der Adel die ernste Pflicht hat, den Bauernstand sittlich, rechtlich und geistig zu erziehen.

Adam Müller stammte aus einer protestantischen Berliner Pastorenfamilie, aber er war zum Katholizismus übergetreten und hatte sich, nach Eichendorffs Worten, auf dem unermeßlichen Gebiete der göttlichen Offenbarung eine eigentümliche Domäne, ein spezielles Tagewerk abgegrenzt: gleichsam die Anwendung der Romantik auf die geselligen und politischen Verhältnisse des Lebens. Das Fundament seiner Vorlesungen über die „Elemente des Staatslebens" ist der Satz, daß alle wahre menschliche Freiheit in der Hingebung an Christus und an das Vaterland liege. Ausgehend von der Idee der uralten mosaischen Verfassung, die Christus zu universalisieren und zu ergänzen gekommen sei, sieht er die ewigen Stützen dieser Idee in Geistlichkeit und Adel oder Kirchenrecht und Feudalismus. Aber er ist dialektisch genug, um sich bei dieser mittelalterlichen Staatsanschauung von vornherein gegen die Götzendiener des Mittelalters sowie gegen eine Alleinherrschaft des geistlichen Prinzips, gegen die Mode des Geistes und des Heiligen und auch gegen die der Vaterlandsretterei zu verwahren. Er will den Geist des Staates und seiner Gesetze betrachten, und das Ewige und Unvergängliche in ihnen scheint ihm nicht in Begriffen, sondern vielmehr in Ideen, d. h. für ihn: in der Bewegung zu beruhen. Nach Gleichgewicht strebt diese Bewegung durch ein Spiel der verschiedensten Kräfte, unter denen sowohl Fortschritt wie Hemmung zu finden sind und als welche sich die einzelnen Stände darstellen, die sich untereinander auszugleichen und in den Staat einzufügen haben. Hierbei ist nun der Klerus das hemmende und dadurch vereinigende Element, dem für Müller sonach die höchste Funktion der allgemeinen Staatenvereinigung zukommt.

Was den Adel betrifft, so ist Adam Müller recht eigentlich das romantische Sprachorgan des Adels, mag er als solches noch so sehr einer persönlichen Überzeugung entsprechen, und seine, des Bürgertums, Verbindung mit der Arnimschen Gruppe, mit dem Adel, lief auf eine ausschließliche Vertretung der junkerlichen Interessen hinaus, wenn sich Müller davon auch private Vorteile versprach. Er kämpfte gegen die Aufhebung der Majorate, gegen die

Abschaffung des Adels, gegen die französische Revolution und gegen jedes leichtfertige Verlassen des Alten, Traditionellen, er kämpfte mit Edmund Burke und seinem Schüler Friedrich von Gentz gegen Adam Smith und seinen Schüler, den preußischen Staatskanzler Hardenberg. Zwar ließ er sich von diesem, in der Hoffnung auf eine Anstellung in preußischen Diensten, eine Zeitlang ein Wartegeld zahlen, aber schließlich kam es zur offenen Feindschaft gegen die Regierung, einer Feindschaft, an der das publizistische Organ der preußischen Junker, Kleists Abendblätter, zugrunde gehen sollte.

Soweit diese Feindschaft ein Kampf der Weltanschauungen war, richtete sie sich von seiten Müllers und seiner Freunde gegen jene Auffassung, als sei nur diejenige Arbeit im Staate produktiv, die Tauschwert besitzt. Müller wies auf die anderen und höheren Werte hin, welche Personen und Sachen für die Gesellschaft haben können, und er unterschied beim Begriff des Geldes physisches und geistiges Kapital und vertrat das unbewegliche Gut gegen die Überschätzung des beweglichen. So sehr er nun geistig mit geistlich identifizierte, so bleibt es doch sein Verdienst, das Ethos des Staats- und Gesellschaftslebens neu verkündigt zu haben. Und so sehr seine religiösen Gesichtspunkte rein kirchliche waren, so sollten sie ihm doch dazu dienen, die Weltgeschichte im Ganzen zu betrachten, keinen Staat gut zu heißen, der auf Kosten der übrigen Völker blüht, den Geist der Gesetze nicht in dem, was die augenblicklichen Bedürfnisse verlangen, sondern in einer freien vollständigen Wechselwirkung der Freiheit und der Kraft, der Bedürfnisse und des Verstandes, des republikanischen und des monarchischen Prinzips in ein und derselben Verfassung zu erblicken. Ging er von der Verfassung des auserwählten Volkes aus, so waren ihm doch die modernen Juden entweihte Auserwählte, entartete Adlige, die eigentlichen Träger des Utilitarismus, und als solche staatsfeindlich, so daß er und seine Gesinnungsgenossen die staatsbürgerliche Rezeption der Juden befehdeten. Hierin und in manchen Zügen einer einseitigen Interessenpolitik bereitete das konservative Agrariertum der Müller, Kleist, Arnim die reaktionäre Politik der Zeit nach 1815 vor. Wenn daher die Gefahr bestand, trotz allen Theorien von Wechselwirkungen und Gleichgewicht die retardierenden Kräfte gegen die

treibenden auszuspielen, so hatte einstweilen die junkerliche Gruppe selbst doch auch noch viel treibende, viel aktuelle Kraft. In Adam Müllers Anschauung von der Staatsidee als Bewegung galt der Krieg als dasjenige, was erst den Frieden lebendig mache, und er und seine Freunde betrachteten den Krieg und das augenblickliche Drängen zum Kriege als eine Nationalangelegenheit. Sie faßten ja auch, und vor allen Dingen tat es Arnim, den Begriff des Adels im höchsten Sinne und das Agrariertum zunächst als etwas streng Verpflichtendes, worin mehr denn in anderen Berufen Forderungen der Selbstbescheidung und Pflichterfüllung und des Dienstes am Vaterlande lagen.

Eichendorff ging zu Adam Müller mit einem Empfehlungsschreiben Loebens. Der herzoglich Sachsen-Weimarische Hofrat, ein ziemlich großer, galanter Mann mit „spitzfündiger Nase", mit welcher er Tabak schnupfte, nahm den jungen Adligen artig auf und, weichen anschmiegsamen Gemütes wie er war, hielt er ihn zu freundschaftlichem Verkehr in seinem Hause an. Er gab sogleich als blendender Plauderer pikante, teils boshafte Porträts der beiden Schlegel, Tiecks und Alexander von Humboldts, sprach vom Geistesdruck Österreichs und seinem Rufe in die Wiener Kanzlei, und ging es an seinen Teeabenden, die Joseph mit Wilhelm und später auch mit Loeben besuchte, auch einmal steif zu, so sprach Müller doch immer viel und bedeutend und regte mit seinen Ideen die Eichendorffs mächtig an, die ja seit ihren Universitätsjahren staats- und kirchenrechtlichen, nationalökonomischen und diplomatischen Fragen zugewandt waren und zudem der Sphäre der grundbesitzenden katholischen Aristokratie angehörten, nach der Müller mit seinen Theorien inklinierte. Er war außerdem ein komischer Darsteller von Berliner Modegrößen und konnte herrlich aus ernsten Dichtungen vortragen. Mit seiner liebenswürdigen Gattin ließen sich polnische Konversationen führen. Hier lernte Joseph auch die Frau des Buchhändlers Sander kennen, die mit allen Schöngeistern der Residenz in Verbindung stand und den Hauch jener ästhetischen Tees und Salons der Hauptstadt um sich verbreitete, über die Adam Müller in den Abendblättern spotten sollte und Eichendorff in „Ahnung und Gegenwart" Zorn und Verachtung ausgoß.

Am 11. Dezember lag der langersehnte Loeben endlich in den Armen seiner Freunde. Der lebhafteste Verkehr verband die beiden Stockwerke in der Königstraße, man plauderte, man schloß sich auf und las einander seine Poesien vor, es wurde auch viel Witz getrieben: „alles Gespräch begeistert durcheinander“, schreibt Loeben in sein Tagebuch, „Andacht und Zote, Betrachtung und Ironie“, und oft saßen sie in der Konditorei Josty, die den Treffpunkt der vornehmen Welt bildete. Loeben, der schriftlich Josephs Bekanntschaft mit Müller vermittelt hatte, konnte ihn auch mit den meisten übrigen Mitgliedern der Patriotengruppe bekannt machen und ihn am Mittagstisch Arnims und Brentanos einführen, wofern es hier überhaupt einer Einführung noch bedurfte.

Allein es genoß nur Wilhelm diesen reicheren Verkehr, denn Joseph war Anfang Dezember von einem Nervenfieber befallen worden, das erschreckende Formen annehmen sollte und in diesem Monat nur von einer scheinbaren Genesung unterbrochen wurde. So konnte er am 23. wenigstens dem großen vaterländischen Ereignis beiwohnen, der Ankunft des Königspaares. Während weiße Fahnen von allen Türmen wehten und alle Glocken läuteten, sahen Adam Müller und Loeben von Loebens Fenstern und die Brüder Eichendorff von den ihrigen aus den Zug sich nähern, eingeleitet von vierzig Postillionen, die rührend auf ihren Hörnern bliesen. Dann kam ein weiß und rotes Kavallerieregiment und dann unter dem unaussprechlichen Jubel der Bevölkerung in einfacher Armeeuniform mit Tschako der König mit dem Gefolge der Prinzen, Kammerherrn, Generäle und aller hohen Offiziere. „Zum Niederknien war es,“ schreibt Joseph, „wie nun der König, da eben der Zug etwas stockte, vor unseren Fenstern stehen blieb und mit wahrhaft hohem Anstande nach allen Seiten hin grüßte, während die Schnupftücher immerfort winkten und das Volk rührend die Hüte schwenkte und brüllte.“ Nun folgte in achtspänniger, von der Bürgerschaft geschenkter und entgegengeschickter, von Silber strotzender Equipage die Königin Luise, die schon jetzt bei Lebzeiten, und namentlich in den Liedern Kleists, Arnims und ihrer Freunde, der kultisch verehrte Genius ihres Volkes war. Geblendet vom Glanze dieses Anblicks, sah das Auge kaum noch die unabsehbare

Reihe der Regimenter, die hinter der Königin herzogen, und den Beschluß der Zünfte mit ihren Fahnen und handwerklichen Insignien. Joseph schweifte am Abend mit dem Bruder und dem Freunde durch die illuminierte Stadt, doch er verlor die beiden im Gedränge und schleppte sich, durch und durch ermattet, nach Hause, wo er, einer Ohnmacht nahe, ankam.

Am nächsten Tage brach seine Krankheit so gewaltig von neuem aus, daß er acht Wochen das Zimmer nicht verlassen konnte. Abwechselnd im Bett und auf dem Kanapee liegend, ohne ein Wort lesen und einen Zug rauchen zu können, düsterte er verzweiflungsvoll hin und schrieb nur ein paar Verse und Briefe an Luise und den Kaplan. Aber das Liegen wurde ihm zur fürchterlichen Qual, da sich seine Haut, anscheinend durch ein Mittel, mit dem er sich einrieb, entzündete und mit offenen Wunden bedeckte. Dabei schwitzte er bis zur gänzlichen Entkräftung, Bart und Nägel wuchsen ihm lang, und Hemd und Hose faulten an seinem Leibe. So drückte er allmählich tiefe Löcher in seine Matratze an den zahllosen Wintertagen, an denen es kaum hell wurde, und stürzte sich schließlich heißhungrig und bis zum gänzlichen Überdruß auf alle mögliche Lektüre, darunter auf die Zeitschrift Phoebus, die Müller und Kleist herausgegeben hatten. Schreckliche Perioden von Leibschmerzen und Kopfweh überfielen ihn, und seine trost- und hilflos verzweifelte, schwarz melancholische Einsamkeit steigerte sich bis zu dem Gefühl, als läge er beim bleichen Schein des Lichts in der Gruft, an den schrecklichen langen Abenden, die Wilhelm in der Komödie und in Gesellschaft zubrachte. Im Februar kam einmal der herrliche Brentano von Loeben drunten zum Besuch herauf. Er lachte die Welt aus, sprach sogenannte Grobheiten voll von göttlichem Wahnsinn, spielte auf seiner Gitarre, der ältesten in Deutschland, wie er zu sagen pflegte, und sang himmlische Lieder, tausenderlei, so vom „Bettler blau blau" und vom König in Thule. Er schickte dem Kranken Bücher, und es gab angenehme Abende, wenn Loeben vorlas oder wenn Joseph, langsam genesend, mit Wilhelm eine Pfeife rauchte. Letzterer hatte inzwischen die Berliner Kreise ausgiebig kennen gelernt, er war mit Loeben, der für die berühmte oder berüchtigte Frau Sander schwärmte, bei deren schöngeistigen Tee-

gesellschaften gewesen, einmal mit Chamisso zusammen, und hatte wilde Stunden, unter Streit, Umarmung und Punsch, mit Arnim, Brentano, Müller, Bethmann, Kleist und anderen zugebracht, Stunden, in denen der Gegensatz zwischen Kleists Phlegma und Brentanos sprühend beweglicher Spottlust anscheinend besonders aufreizend wirkte.

Endlich konnte auch Joseph wieder ausgehen, wenn auch anfangs erst wankend und hinkend, und seinen unfreiwillig in die Länge gezogenen Berliner Aufenthalt mit zwei schönen Wochen beschließen, in denen er das, was er an Theater und in Gesellschaft versäumt hatte, so gut wie möglich nachholte. Er besuchte Arnim und Brentano in der weitentlegenen Mauerstraße, in der damals auch Heinrich von Kleist wohnte. Arnim schrieb an seiner „wahren Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein", dem Roman von „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores", und vielleicht gewann Eichendorff Einblicke in die Entstehung dieses Buches, welches ihm ein Vorbild der Dichtkunst wurde wie sein Schöpfer das Vorbild eines echten Dichters und Mannes, was für Eichendorff von nun an unzertrennlich zusammengehörte. In der Tat erfüllte Arnim persönlich geradezu das Mannesideal der Klassik und Romantik, da er, der wenig redete, kräftig im Erdboden wurzelte und, wie Creuzer ihn schildert, klar und fest in die Welt blickte, wie wenn sie einem dienen müsse, aber „ohne gesuchte Kraft, ohne Brutalisieren, sondern so, daß die Kraft freundlich ist und gemildert und folglich schön". Eichendorff sah noch in späteren Jahren in ihm eine jener seltenen Goethischen Naturen, die ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Allerdings war Arnim der Wirklichkeit gegenüber weniger befangen wie die übrigen Romantiker und konnte sie daher am ehesten gelegentlich meistern und so ein Vorläufer jenes Realismus werden, der danach strebt, zu objektivieren. Aber seine männliche Gelassenheit den Dingen gegenüber war leicht sorglos und spielerisch und verbastelte den Reichtum der wahrgenommenen Motive und Probleme, statt sie zu entwickeln und zu lösen, zu allerhand Predigten,

Späßen und Grotesken. In der Nachbarschaft saß Kleist, wie Arnim männlich den Dienst am Vaterland, an der Gegenwart und Zukunft auf sich nehmend, aber e r rang zugleich qualvoll um die höchste Vollendung und ergoß sich konzentriert in eine wirkliche Objektivität, in eine möglichst absolute F o r m , worüber er freilich seine subjektive menschliche Form zerbrach. Arnim genügte es einstweilen, unter buntem Fabulieren doch unzweideutig seine Gesinnung vorzutragen, und dieses starke Moment der Gesinnung fesselte Eichendorff, der aber insofern ein reinerer Künstler war, als er niemals seine Gesinnung bloß vortrug, sondern sich und seine Dichtung von ihr tragen ließ. Beiden entsprang die Gesinnung aus einem tief religiösen Gemüt, und Arnim, der überzeugte Protestant, sowie Eichendorff, der überzeugte Katholik, stimmten überein und stellten sich in bewußten Gegensatz zu den meisten anderen Romantikern, wenn ihnen Religion als ein Angeborenes und Anerzogenes galt, das tätig auf Gefühl und Handlung einwirkte, während die Religion bei jenen eine Zeitlang über dem Denken vergessen worden und dann erst wieder, und mehr in der Spekulation, erwacht war. Welch ein Unterschied zwischen Schleiermacher, der Reflexion und Selbstbetrachtung als das Gewissen des freien Menschen ansah, welcher der Reue und Buße nicht mehr bedürfe, und Arnim, der in seinem Roman eben Reue und Buße als eigentliche Zeichen der Freiheit behandelte, eine echt protestantische Buße freilich, die als Gefühl noch keinen Wert hat, sondern erst als Umkehr und als lebenslange Sühne in guten Taten.

Clemens Brentano stellte gleichfalls Buße und Reue in den Mittelpunkt des Werkes, an dem er, im gleichen Zimmer mit Arnim, soeben schrieb. Es waren die „Romanzen vom Rosenkranz", seine Divina Commedia. Der Satanist in ihm braute Teufelsspuk und abergläubischen Schnickschnack in einem Hexenkessel, aus dem Dämpfe stiegen mit dem schillernden Glanze des Bösen, aber ihm, dem Katholiken von echter südlicher Frömmigkeit, war die gefühlsmäßige Selbstbefreiung durch Beichte und Reue schon Höhepunkt und Erfüllung des Lebens, und er fand eigentlich auch in den Tiefen der Weltflucht und Entsagung nur die Wollust wieder. Seine Verse suchten die schwelgerische Klangpracht des Südens mit deut-

scher volkstümlicher Treuherzigkeit zu verschmelzen, und da üppige Vielfältigkeit seine Natur und Einfachheit seine Sehnsucht war, so gelang es ihm auch. Zwar entbehrte er, gleich Arnim, eines eigenen Maßes der Form, aber da er viel stärker als sein Freund das Bedürfnis nach Form empfand, so suchte er seine Eingebungen an den schwindelerregenden Ausmaßen einer starren Konstruktion zu disziplinierten, an denen er aber schließlich erlahmte, so daß seine Romanzen Fragment blieben wie später die „Kronenwächter", Arnims formvollstes Werk. Den Gegensatz Brentanos zu Arnim empfand Eichendorff darin, daß Brentano durch seine übermächtige Phantasie beständig hingerissen wurde, die Poesie ins Leben zu mischen, „was denn häufig eine Konfusion und Verwicklungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rat und Tat zu lösen hatte". „Jener erschien im vollsten Sinne des Worts wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete, eine angeborene Genialität, die er selbst keineswegs respektierte und auch von anderen nicht respektiert wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinktartig aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Toren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken."

Eichendorff mußte von beiden Männern etwas in sich fühlen. Mit Brentano teilte er das tiefe, geniale, völlig ungewollte und zwanglose Erfassen des Volksmäßigen und die katholische Frömmigkeit, mit Arnim das vaterländisch gerichtete Agrariertum und die männliche Charakteranlage voll protestantischer Verantwortlichkeit. So konnte ihm auch die gleichzeitige Gegensätzlichkeit und Zusammengehörigkeit der beiden nicht fremd sein und mußte ihm zu einem Ausdruck des Verhältnisses zwischen Kunst und Leben werden, dieses Verhältnisses, dessen Konflikte im Grunde die einzigen in seiner

eigenen Dichtung dargestellten werden sollten, wobei er den Bildern jener beiden mancherlei Züge und Farben entlehnen und auch Brentanos widerspruchsvollem Charakter gerecht werden konnte, dessen Exzentrizität mit so unverkennbarer Herzensreinheit verbunden war. Wie aber hätten Arnim und Brentano nicht an Joseph und seinem Bruder Gefallen finden sollen, diesen wahrhaft liebenswerten jungen Menschen, die ihnen so viel Verehrung entgegenbrachten und solch treue Jünger ihres Freundes Görres waren, daß sie sich manchmal gar seiner Ausdrucksweise bedienten. Denn der tolle Spott, mit dem Brentano nach seiner Art über die Brüder in einem Briefe schrieb, ist im Grunde doch liebevoll: „Sodann ist an unserm Horizont aufgetreten der Lyricus mysticus — Graf Loeben — sonst Isidorus Orientalis genannt, mit zwei ihm noch von Heidelberg anhängenden Freunden, zwei Herren von Eichendorff, sämtlich sehr sehr gutmütige, etwas sehr üblige, gute, arme Schlucker, sie stecken in einer kleinen Stube, haben abwechselnd das Fieber, daß immer einer zu Hause bleibt, ich möchte schier fürchten, weil die drei Leute nur zwei Röcke haben. Auf ihrem Tisch liegt Rostorfs Dichtergarten und Görres Schriftproben, und dazwischen brennen zwei Rauchkerzen, weil es so ungeheuer stinkt, daß selbst die Violen erster Gang des Dichtergartens nicht zu riechen sind; doch das sind ja Hundsviolen, die riechen nicht, und die Herren von Eichendorff scheinen gute Bauernviolen herumzulegen . . .“ Arnim empfing Joseph in einer dunklen Vorstube und führte ihn bald zu Brentano ins Nebenzimmer, das von einer spanischen Wand in der Mitte geteilt war. An deren einer Seite saß Brentano tabakschmauchend bei Versen hinterm Tisch, in einem Chaos von Gitarren, Büchern und anderem Inventar. Er nahm den jungen Dichter, wie dieser sagt, durchaus treuherzig auf, und Gespräche entspannen sich über Görres — im Tagebuch lesen wir in Klammern dahinter: Vergleichung mit den indianischen Fetischen in Kupfern — und über Schlesien, wobei Arnim auf dem Ofen saß.

Dann war Joseph noch einmal allein bei Adam Müller, der ihn ungemein freundlich neben sich aufs Kanapee zog und ihm in langer Rede seine politischen Ansichten entwickelte. Darin erschien unter anderem Napoleon als der notwendige Zerstörer der ehe-

maligen sich selbst einander beschränkenden Einmauerungen der Staaten, dieses nur scheinbaren Gleichgewichts ohne Wachstum und Bewegung. Aber am letzten Berliner Abend gingen Joseph, Wilhelm und Watzdorf, ein Page der Königin von Sachsen, der sich den Brüdern zärtlich angeschlossen hatte, in Brentanos Gesellschaft in Schinkels Theater. Nach der Vorstellung besuchte Wilhelm noch das Sandersche Haus, um Loeben zu treffen, während Brentano mit Joseph und Watzdorf in die Königstraße ging, wo sie in Loebens Stube Tee mit Rum tranken und Tabak schmauchten. Brentano wurde ganz lebendig und treuherzig. Er gab eine ergreifende, komische Darstellung der moralischen Mißverhältnisse im Sanderschen Hause und bemerkte, daß er nur mit solchen Menschen verkehren könne, die reinen Gemütes seien und ihn verstünden. Dann erzählte er Joseph fast zwei Stunden lang in einem fort von dem Plan zu seinen Romanzen, von den verschiedenen Trägerinnen des Namens Rosa, vom Talmud über die Entstehung der Welt und wie der Engel Gabriel über die arme, weinende Erde schwebt, von den Studenten zu Bologna und ihrem Professor Apo, einer der Hauptgestalten des Gedichts. Spät kam noch ein Bekannter, dessen grobes und närrisches, renommistisches Betragen aber nicht zu diesen ernsten Gesprächen passen wollte. Da begleitete Joseph den großen, geliebten Dichter noch bis an die Ecke des königlichen Schlosses, und es fiel noch manches bedeutsame Wort zwischen ihnen, so über Märchen, sicher diejenigen von Brentano, und die Bitte, gewiß bald zu schreiben, bis zum herzlichen Abschied auf dem einsamen Platze. Heimgekehrt fand Joseph den Watzdorf in heller Begeisterung über das Erlebnis. „Ein Heiliger könnte man werden“, sagte er. Um zwei Uhr kamen Wilhelm und Loeben heim. Es gab lächerliche Händel zwischen beiden, und Joseph notiert mit merkwürdiger Kritik Loebens „methodische, ärgerliche Wehmut“. Bis gegen sechs Uhr dämmerten sie dann in halbem Schlafe und trugen sich zuletzt in Loebens Stammbuch ein. Dieser und Watzdorf begleiteten die Brüder noch bis an die Haustür, und Loeben entließ aus seinen Armen unter tausend Tränen die Freunde, denen er den Zauber seines Berliner Aufenthaltes verdankte „wie das Drama seinem Chor“.

3

So, als am 4. März 1810, traten sie im Wagen ihre Heimreise an, die über bodenlose Wege führte, aber auf der schon Lerchen und Finken den Frühling meldeten. In Breslau hielten sie sich noch einige Tage auf und sahen zwei alte intime Freunde wieder, Thiel, den Breslauer und Haller, den sie über seinen Akten überraschten, und Thilsch, den sie auch schon vom Konvikt her kannten und der zwei Lubowitzer Jubelperioden mitgenossen hatte. Mitte des Monats langten sie bei Kälte und Schneesturm auf Lubowitz an.

Wieder wurde nun in den nächsten Wochen viel Allotria getrieben, der Kaplan fand sich fleißig ein, und man besuchte die Nachbarschaft, Slavikau, wo man immer noch zum Ablaß speiste, Brzesnitz und Ratibor mit seinem Jahrmarkt und den alten Freunden, dem Doktor Geißler, den Ehepaaren Adametz, die jetzt hier wohnten, und Hahmann. Die Augen der Madame Hahmann, noch immer die schönsten Augen, waren noch schöner geworden, und Joseph konnte nicht den Stoßseufzer unterdrücken: „Gott behüte mich vor dem Verlieben!" Über der Kurzweil und wohl auch über der Arbeit fand sich gar die Braut einmal vernachlässigt, aber Schmerz und Unmut wußte der Geliebte bald zu verscheuchen. Sie waren glücklich, und Luise besonders auch darüber, daß sie die Lubowitzer Winterfreuden, von denen sie oft genug gehört, mit ihm nun noch zusammen erleben konnte, so die Vorführung der Guckmäste, an der sie sich sehr ergötzte, und daß sie doch gleichzeitig auch schon den werdenden Frühling mit ihm genoß. Da lernte sie mit Erstaunen die herrlichen Fahrten nach Summin kennen und ihr Drumundran, wie Schnepfenjagd und Fischerei und allgemeine Geselligkeit, an der jetzt auch schon Josephs kleine Schwester Louiska teilnahm, die ihrer Lustigkeit fröhlich singend freien Lauf ließ.

Am schönsten jedoch war es, wenn der Bräutigam wieder, Weg und Wetter nicht scheuend, und meist zu Fuß nach Pogrzebin zu Besuche kam. Sie widmeten sich ein wenig der Familie, saßen mit ihr im Gartenhaus, und Luise focht eine anmutige Rosenkanonade mit einem würdigen Prälaten aus, aber dann waren sie allein. Die Geliebte spielte Klavier und Gitarre, und Joseph erwischte

wohl seine Berliner Briefe, die er auf eine spektakulöse Art vorlas, bis Luise sie ihm entriß. Im Garten ließ auch sie Erinnerungen an die Jugend und an ihre alte schöne Zeit aufleben und spielte mit ihm ein altes Spiel. Sie saßen — die Braut munter und liebenswürdig — auf dem Zaun über der Rasenbank, und wenn sie über den Zaun stieg, so durfte er nicht hinsehen. In ihrem Stübchen setzte sie sich auf seinen Schoß und fragte schalkhaft: Soll ich bleiben? Und immer wieder sielten sie draußen im Garten herum und schliefen dort unter einem Tuche, wobei sie sich gegenseitig schüttelten und lachten. Er konnte auch einmal in einer sonderbaren üblen Laune sein oder ihr gar Predigten über Sanftmut, Demut und Weiblichkeit halten, denen zufolge sie ihm dann die Pfeife stopfte oder ihn durch hingebend offenherzige Entdeckungen überwältigte. Endlich, am Abend, nahm er Abschied, nachdem sie ihn noch begleitet hatte, und fuhr auf der Wurst bis Ratibor, von wo er dann heimwärts marschierte. Aber es trieb ihn bald wieder zu ihr. Daß er sein Liebesglück in Lubowitz erleben durfte, war ja der krönende Abschluß seiner ganzen Jugend und all ihrer Jubelperioden, es war der Jubelperioden jubelvollste, und das Gefühl der Genesung nach der langen Krankheit ließ es ihn zusammen mit dem Frühling um so stürmischer empfinden:

„Als noch Lieb mit mir im Bunde,
hatt ich Ruhe keine Stunde;
wenn im Schloß noch alle schliefen,
wars, als ob süß Stimmen riefen,
tönend bis zum Herzensgrunde:
‚Auf! schon goldne Strahlen dringen,
heiter funkeln Wald und Garten,
neu erquickt die Vögel singen,
läßt du so dein Liebchen warten?‘
Und vom Lager mußt ich springen.

Doch kein Licht noch sah ich grauen,
draußen durch die nächtlich lauen
Räume nur die Wolken flogen,
daß die Seele, mitgezogen,

gern versank im tiefen Schauen.
Unten dann die weite Runde,
Schlösser glänzend fern erhoben,
Nachtigallen aus dem Grunde,
alles wie im Traum verwoben,
mit einander still im Bunde.

Wach blieb ich am Fenster stehen,
kühler schon die Lüfte wehen,
rot schon rings des Himmels Säume,
regten frischer sich die Bäume,
Stimmen hört ich fernab gehen:
Und durch Türen, öde Bogen,
zürnend, daß die Riegel klungen,
bin ich heimlich ausgezogen,
bis, befreit aufs Roß geschwungen,
Morgenwinde mich umflogen.

Läßt der Morgen von den Höhen
weit die roten Fahnen wehen,
Widerhall in allen Lüften,
losgerissen aus den Klüften
silberner die Ströme gehen:
spürt der Mann die frischen Geister,
draußen auf dem Feld, zu Pferde,
alle Ängste keck zerreißt er,
dampfend unter ihm die Erde,
fühlt er hier sich Herr und Meister.

Und so öffnet ich die schwüle
Brust aufatmend in der Kühle,
Locken fort aus Stirn und Wange,
daß der Strom mich ganz umfange,
frei das blaue Meer umspüle,
mit den Wolken, eilig fliehend,
mit der Ströme lichtem Grüßen
die Gedanken fröhlich ziehend,

weit voraus vor Wolken, Flüssen —
ach! ich fühlte, daß ich blühend!

Und im schönen Garten droben,
wie aus Träumen erst gehoben,
sah ich still mein Mädchen stehen,
über Fluß und Wälder gehen
von der heitern Warte oben
ihre Augen licht und helle,
wann der Liebste kommen werde. —
Ja, da kam die Sonne schnelle,
und weit um die ganze Erde
war es morgenschön und helle!"

Loeben schickte ihm seine in Buchform erschienenen Gedichte und schrieb Briefe aus der Gegend von Görlitz, wo er wieder Freundschaftsorgien feierte. Aber in Joseph wirkten die Berührung mit den anderen Berliner Männern und die Eindrücke bei der Rückkehr des Königspaares nach. Es war wohl damals, daß er ein heroisches Drama von einfach strenger Anlage begann, den unvollendet gebliebenen „Hermann", vielleicht ohne von Kleists unveröffentlichter „Hermannsschlacht" zu wissen, doch unter demselben Drange, diese große Gestalt aus einer mit der Gegenwart politisch verwandten deutschen Vergangenheit als Vorbild aufzurichten. Den Helden kennzeichnet er als „immer fest, sicher und groß durch den Einen großen Gedanken der Rettung", und während Kleists „Tuschen" sich schmückt und gar von einem Römer zum Empfange der römischen Legionen schmücken läßt, ist Eichendorffs Tusnelda von einem Gemüte „wie ein frischer dunkler Wald" und zieht sich beim Herannahen römischer Truppen gegen den Befehl des Vaters „ins innerste Gemach" zurück. Er handelte im Sinne der Heidelberger Romantik, wenn er eine Sammlung oberschlesischer Sagen und Märchen anzulegen begonnen hatte, bei der ihm seine Beherrschung des Polnischen, das ihm wie eine zweite Muttersprache geläufig war, zustatten kam.

Aber wie er inzwischen die Steigerung der Heidelberger in die Berliner Romantik mitgemacht hatte, so kam er hiervon ab und

unternahm es vielmehr, unmittelbar die gewitterschwüle Gegenwart in dem großen Zeitgemälde eines Romans festzuhalten und dabei gleichzeitig den Schatz seiner Heimaterinnerungen dichterisch zu verwerten. Und wie ihm jetzt die Dichtkunst nicht zuletzt die Sprache der Gesinnung war, so genügte ihm doch nicht mehr, was er im vorigen Jahre in einem Briefentwurf an Ast, den Herausgeber der „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst", geschrieben hatte: „Je tiefer unsere abtrünnige Nation in ihrer kultivierten Barbarei herabsinkt, desto einsamer und wunderbarer stehen über den Niederungen die wenigen Treuen in göttlichem Schmerz und als erkorene Könige ihrer Zeit." Wohl grüßten seine Verse jetzt mehr als je alle die, welche es redlich meinen, und der Dichter war ihm auch jetzt noch das Herz der Welt. Aber Lieder und zarte Sonette allein galten ihm nicht genug. „Wer seines Volkes Glauben im Glücke leichtsinnig vergißt, in der Not verläßt, den wird Gott in seiner letzten Not vergessen und verlassen", sagte Arnim; und Eichendorff: „Wer in der Not nichts mag als Lauten rühren, des Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe." Gewiß hat das Dichterwort Wunderkraft, aber um sie zu bewähren, muß es nicht nur weitere Worte erzeugen, sondern, aus dem Glauben des Volkes entsprungen, diesen Glauben zur Tat entzünden. Adel verpflichtet, und: Der Krieg muß zur Nationalangelegenheit werden, das waren die Devisen, die er aus Berlin mitgebracht hatte. Er besang den Aufstand der Tiroler als den ersten Beginn von der Befreiung der deutschen Stämme. Und er bevölkerte seine stille Waldgegend mit kriegerischen Bildern, hörte auf dem altslavischen Ringwall bei Lubowitz, den das Volk den Schwedenberg nannte, Soldatengesänge des dreißigjährigen Krieges von Freiheit und Lust; nun aber, da es seit Jahrhunderten hier wieder still geworden:

„Du Wald, so dunkelschaurig,
Waldhorn, du Jägerlust!
Wie lustig und wie traurig
rührst du mir an die Brust!"

Nachts wachte er mit den Besten seines Volkes einsam über seinem Kummer, sah über der weiten Runde des Tales Helden auf den

Wolken stehen und hörte ihre Gespräche im Waldesbrausen. Und wenn er im Unmut über die Schmach der Zeit und des Vaterlandes auch wünschen konnte, im tiefsten Walde sich niederzulegen, den Degen der Väter zu Häupten, und alles zu vergessen, so sah er doch öfter, tief entbrannt in zornigem Lieben, die alten Waffen zornig aus dem Roste funkeln, und in einer Vision, welche die beginnende Verarmung des väterlichen Schlosses in ihm erzeugen mochte, kehrte er in dessen verfallene Hallen heim, wo der Kreis seiner Ahnen geisterhaft im Hofe saß, sein Vater gestorben unter ihnen, ein Schwert in der Hand, aber als die Gestalten vor dem Tageslicht versanken, blieb der Degen über dem Grabe zurück, und er erfaßte ihn, während die Sonne aufging. Neben diesen Zeitliedern dichtete Eichendorff einige seiner unsterblichsten und volkstümlichsten Weisen, „In einem kühlen Grunde“, „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben“.

Es hielt ihn nicht mehr in dem ländlichen Stilleben von Lubowitz. Und selbst den Traum, seine Geliebte in die Waldeinsamkeit als Gutsherrin von Summin heimzuführen, schüttelte er ab. Wie durfte man jetzt nur an sich und die Seinen denken? Zudem mußte er erkennen, daß die wirtschaftliche Lage des Hauses in diesen Zeitläuften, in denen die gesamte Landwirtschaft darniederlag, doch nicht mehr zu retten war, und so mochte wirklich der Degen das Einzige sein, was der Adel seinen Söhnen hinterließ. Er war nicht das schlechteste Erbteil. Beide Brüder faßten den Entschluß, in den Staatsdienst zu treten, aber da sich ihnen in ihrem engeren Vaterlande Preußen einstweilen nicht die besten Aussichten hierfür zu eröffnen schienen, so wandten sie sich nach Österreich, nach Wien, wo sie zudem einflußreiche Verbindungen besaßen. Sie verließen die Heimat im Oktober. Die Zukunft lag im Dunkeln, wenn auch für Josephs Augen von Blitzen erhellt, und er fühlte, daß, wenn er Lubowitz behalten wollte, er es als unveräußerlichen Besitz der Seele mit ins Leben nehmen und seine dort verbrachte Jugend als ewige Jugend des Herzens fruchtbar machen mußte; so schrieb er über die Strophen, mit denen jeder Deutsche, solange es Deutsche geben wird, von seinem Walde Abschied nimmt, die Worte „Im Walde bei Lubowitz“:

„O Täler weit, o Höhen,
o schöner, grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen
andächtger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
saust die geschäftge Welt,
schlag noch einmal die Bogen
um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
die Erde dampft und blinkt,
die Vögel lustig schlagen,
daß dir dein Herz erklingt:
da mag vergehn, verwehen
das trübe Erdenleid,
da sollst du auferstehen
in junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
ein stilles, ernstes Wort
vom rechten Tun und Lieben,
und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
die Worte, schlicht und wahr,
und durch mein ganzes Wesen
wards unaussprechlich klar.

Bald werd ich dich verlassen,
fremd in die Fremde gehn,
auf buntbewegten Gassen
des Lebens Schauspiel sehn;
und mitten in dem Leben
wird deines Ernsts Gewalt
mich Einsamen erheben,
so wird mein Herz nicht alt.“



Siebentes Kapitel

Jugendhöhe in Wien

1

Das alte römisch-deutsche Reich, die Gründung Karls des Großen, hatte durch die Gründung des französischen Kaisertums und seine weltumspannenden Eroberungsgelüste den Todesstoß empfangen. Nirgendwo mußte man diesen Stoß so schmerzlich und zugleich widerstrebend empfinden wie dort, wo Sitz und Herz der römisch-deutschen Herrschaft waren: in Österreich und in der Kaiserstadt Wien. Die übrigen deutschen Länder waren französische Satrapien geworden, und nur der König von England als Kurfürst von Hannover hatte die Auflösung des Reiches nicht anerkannt. Sie vollzog sich darum doch, und Österreichs Herrscher mußte schließlich auch den übriggebliebenen bloßen Titel des römischen Kaisers deutscher Nation verlieren. Aber aus wie vielen Wunden es bluten mochte, Österreich bewahrte seine Selbständigkeit, der Kaiser hatte den Titel eines Kaisers von Österreich angenommen, schon bevor er die römisch-deutsche Krone, durch Napoleon gezwungen, hatte niederlegen müssen, und indem er dieselbe Krone zur Krone des österreichischen Erbkaisertums erklärte,

12*

war symbolisch zum Ausdruck gebracht, daß er in dieser neuen Würde das, was vom alten Reiche noch bestand, in die Zukunft hinüberretten wollte. So war in gewissem Sinne Deutschland damals nur noch in Österreich zu finden, das dortige Volk, südlich-bequem und südlich-beweglich, vereinigte sich mehr denn je mit allen seinen Gegensätzen in der gemeinsamen angestammten Untertanentreue, und so wenig es seiner Natur nach entschlossen und tatkräftig war, so sehr besaß es zugleich mit der Gabe der Musik die Fähigkeit, alle romantische Erinnerung an den Glanz der römisch-deutschen Majestät, der noch den Thron umspielte, in Hoffnung zu verwandeln und mitten im Unglück zum ersten Male zu singen: „Gott erhalte Franz den Kaiser." Napoleon sah seinen grundsätzlichsten Gegner in Österreich, welches mit seiner Kaiserstadt das Zentrum der gegen ihn gerichteten Bewegung bildete. Wohl zwang er ihm ungünstige Friedensschlüsse und große Länderteile ab, doch den zerstückelten Reichskörper, und selbst seine von ihm losgetrennten Glieder, durchströmte nach wie vor die Kraft des österreichisch-deutschen Gedankens. Wohl endigten die Selbsterhebungen der Tiroler in neuer Knechtschaft und mit der Erschießung ihres Führers Andreas Hofer, wohl hatte der Krieg von 1809 Österreich die herbsten seiner Verluste beigebracht, aber das Beispiel, das jenes Bergvolk gegeben, wirkte fort, und noch mehr das andere, das der Niederlage des genannten Jahres vorangegangen war: die Besiegung der Franzosen bei Aspern durch den Erzherzog Karl. Auf ihn, der die Seele des schließlich unglücklichen Feldzuges war, hatten auch die übrigen Staaten als auf den Führer der alleuropäischen Sache geblickt, und er hatte vor den Türmen Wiens zum ersten Male den Zauber der napoleonischen Unbesiegbarkeit gebrochen durch eine Heldentat, die ohnegleichen bleiben sollte, da es später immer mehrere Mächte waren, die den Franzosen erfolgreich gegenüberstanden. Wohl blieb die Tat von Aspern nur ein augenblicklicher Sieg, zumal die Hoffnung der Österreicher, daß ganz Deutschland mit ihnen aufstehen würde, sich nicht erfüllte, aber die Kunde von ihr flog durch Europa und stärkte überall den Willen zur Befreiung und den Glauben an ihre Möglichkeit. Wohl machte Napoleon seinen erbittertsten Gegner nun

gar aus einem Besiegten zum erzwungenen Freunde, indem er das Ehebündnis mit des Kaisers Franz Tochter schloß, aber die politischen Erwartungen, die er daran knüpfte, waren viel zu groß. Zwar war auch die österreichische Regierung in all diesen Jahren nicht kriegerisch gesinnt, aber wie Franzens neue Gemahlin, Maria Ludowica von Modena, die entzückende junge Kaiserin, sich in altdeutscher Tracht kleidete, so wurde von oben her die freiheitliche Bewegung durchaus begünstigt, die hier wie in allen übrigen Ländern aus dem Volke hervorging.

Namentlich erhielt die Publizistik Förderung, die Ministerien begannen sich ihrer zu bedienen: Graf Stadion, der, wie Stein in Preußen, das Land von innen zu reorganisieren und daher zunächst alle Geisteskräfte zu freier Wirksamkeit heranzuziehen unternahm, und Metternich, der, mit Friedrich von Gentz als seiner rechten Hand, die Politik der Zukunft machen sollte, jene Politik, die alle gegensätzlichen Elemente der freiheitdürstenden Zeit skeptisch-reaktionär zu bändigen suchte. Zeitungen und Zeitschriften, patriotische Dichtungen und Schriften entstanden in reicher Zahl, vaterländische Gesellschaften und Institute wurden gegründet, Abendzirkel bildeten sich, und große Programme schwebten über alledem, die Wien zu etwas Imposanterem als einem zweiten Weimar proklamierten, zu dem Zentrum, wo nicht die Poesie um der Poesie willen, sondern in ihrer Bedeutung für Leben, Vaterland und Religion gepflegt werden sollte. Gleichgesinnte Persönlichkeiten aus dem übrigen Deutschland fanden hier Betätigung und Führerrollen, nicht zuletzt angezogen von der historischen Würde des katholischen, ehemals und, wie man hoffte, auch künftig wieder alldeutschen Kaisertums und der von ihm ausgehenden konservativen Staatsweisheit. Mitten in dem Leben der kapitulierten Stadt, deren Luxus und Geselligkeit durch den Ernst der Zeit nichts eingebüßt hatten, verbanden sich solchergestalt ein zu Taten drängender Patriotismus und neuerwachende Herzensfrömmigkeit mit römisch-mittelalterlicher Schwarmgeisterei und aufklärerisch liberalem Sybaritismus zu einem Zustande, der, ob freundlich oder unfreundlich betrachtet, immer ein merkwürdiges Kulturbild mit vielen notwendig vor- wie rückwärtsweisenden Zügen und die letzte bedeutsame

Station der Romantik bildet. 1805 hatte Gentz hier ein geeinigtes Deutschland zum Kampf gegen Frankreich aufgerufen und im selben Jahre Adam Müller seine „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur“ gehalten; 1807 kam August Wilhelm Schlegel in Begleitung der Frau von Staël, die den Haß gegen Napoleon propagierte, nach Wien, fand dort „die Herzlichkeit besserer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regsamkeit des Südens vereinigt, welche oft dem deutschen Ernst versagt ist, und lebhaften Geschmack an geistiger Unterhaltung allgemein verbreitet“, und erschloß 1808 mit seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“ der Elite des Publikums und dem gebildeten Adel als Erster die Anschauungswelt der nationalen Romantik. Er bereitete damit den Boden für seinen Bruder Friedrich, der noch im gleichen Jahre nach Wien übersiedelte und nach all seinen vorhergegangenen Wandlungen der charakteristischste Vertreter und das Haupt der Wiener Romantik wurde, wie er es schon für die früheste Romantik gewesen war. Er bekleidete die diplomatische Stellung eines Sekretärs der Hofkanzlei und hatte als solcher z. B. während des Feldzuges von 1809 im Kriegslager die Manifeste der Regierung abzufassen.

Friedrich Schlegel, geboren am 10. März 1772, trat in jungen Jahren im Schatten der Weimarer Großen, namentlich Goethes und Schillers, in die Literatur ein. Es war seine und seiner Generation Bestimmung, die Ideenmasse jener Klassiker weniger künstlerisch als kritisch aufzugreifen und teils bestätigend teils gegensätzlich nach einer bestimmten, von ihnen selbst als romantisch bezeichneten Richtung weiterzubilden. Seinem Bruder August Wilhelm fiel dabei die Aufgabe zu, beweglichen Kopfes und Talentes den Denkstoff, seine Träger und die Art seiner öffentlichen Darbietung zu organisieren, während Friedrichs schwerer und schwerfälliger, aber tief innen feuriger Geist diesen Stoff selbst hergab oder von allen Seiten sammelte und die Freunde anzog, die Gleichartiges zutrugen: Novalis, Schleiermacher, Fichte, Schelling, Tieck. Sein universaler Erkenntnisdrang, der das Ästhetische immer nur im Zusammenhang mit dem ganzen Leben und das ganze Leben im Zusammenhang mit All und Gott sah, ging bei seiner Be-

tätigung von der Kunst des klassischen Altertums aus. Schlegel nahm die Schillersche Erkenntnis von dem Gegensatz zwischen der antiken und modernen Poesie vorweg, mit dem terminologischen Unterschiede, daß er die erstere nicht als naiv, sondern als objektiv, und die zweite nicht als sentimentalisch, sondern als interessant bezeichnete. Aber Schiller lehrte ihn erst, das Antik-Naiv-Objektive nicht auf Kosten des Modern-Sentimentalisch-Interessanten hochzuschätzen und gab ihm damit den Anstoß, aus dem letzteren den Begriff der romantischen Poesie als einer progressiven Universalpoesie zu entwickeln, deren Wesen in einem steten, nie vollendeten Werden besteht.

War damit die moderne Poesie, indem sie ihren Mangel an antiker Geschlossenheit und Einheitlichkeit durch Mannigfaltigkeit und durch ein Übergewicht des Individuellen, Charakteristischen, Philosophischen, Pikanten und Frappanten ersetzen soll, der antiken erst gleichgesetzt, dann übergeordnet, so erwuchsen ihr durch Schlegel bestimmte Forderungen: als erste und wichtigste die der völligen Willkür des Dichters, gerechtfertigt durch die Überlegenheit seiner intellektuellen Anschauung. Ob diese Überlegenheit nun diejenige des Fichtischen Ich ist, welches das Nicht-Ich erst setzt, oder diejenige der Schellingschen Naturphilosophie, die, in umgekehrter Setzung, das Ich als die Spitze und das Bewußtsein des Nicht-Ich, der allbeseelten Natur, begreift, immer ist sie im Religiösen gegründet, in jener Schleiermacherschen Auffassung vom Endlichen als einer Perspektive ins Unendliche, und sie führt zu einer „Poesie der Poesie", d. h. zu einer solchen, die als Ausdruck ihrer unbeschränkten geistigen Freiheit sich selbst zum Gegenstand nimmt, den Dichter bedichtet und dadurch die Geschlossenheit des Kunstwerks und seine Illusion stets zerstört vermöge jener romantischen Ironie und jenes romantischen Witzes, welche Dichter und Leser am vollkommensten über das Gedicht und über sich selbst erheben sollen. Dies ist eine Poesie, die ihren konsequenten Subjektivismus aus Fichte herleitet, die von Schelling den naturwissenschaftlichen Begriff des Organischen entnimmt und als ästhetischen Formbegriff anwendet und deren kühn kombinatorische „logische Chemie" in der dichterischen Praxis sich teils bei Novalis, teils bei Tieck am ehesten verwirklicht findet.

Mit der Lebensbejahung, die in all diesen wenn auch zum Teil noch so abstrakten Theorien liegt, da sie zum Verständnis und der Darstellung des Überwirklichen stets das Wirkliche heranziehen, mit dieser Lebensbejahung allein war es nicht getan. Schlegel mußte nach all solchen ungeheueren Grenzerweiterungen zu neuen Grenzsetzungen schreiten, aber dazu war er zu unproduktiv, entsprach seiner Reizbarkeit zu wenig Kraft, seinem strömenden Denken zu wenig entgegenstehende Hemmung, an dem es zur Gestalt hätte werden können. Auf der einen Seite besaß er einen überstarken Intellektualismus, der aber nicht elastisch genug war, um sein eigenes Ideal der proteusartigen Beweglichkeit erfüllen zu können, auf der anderen Seite ein ebenso schweres und tiefes Gemüt, das aber der Liebe entbehrte, die es doch als den Sinn der Welt, der romantischen Dichtung und Religion erkannte und ersehnte, oder das an der „Liebe ohne Gegenstand" krankte. So fiel alles, was er dachte und fühlte, in Extremen und Paradoxen auseinander, d. h. in Fragmenten, und wenn er auch aus der Not eine Tugend machte und die selbständigen Einzelgedanken für die Hauptsache, Sprechen und Bilden jedoch für Nebensache erklärte, so konnte er doch nur um so weniger verbergen, daß er ein Mensch ohne festes, eigenes Zentrum war. Forschend und noch mehr konstruierend gelangte er zu zentralen Auffassungen, die alle Gegensätze vermittelten, und fand er auf dem Wege durch das Geistesleben und die Literatur aller Zeiten und Völker den Orient als die aussöhnende Verbindung zwischen den Griechen und den Modernen, aber lebend brauchte er einen Halt. Noch suchte er Gott nicht außer sich und der Welt, aber er vermochte zwischen sich und ihm sich nicht selber Mittler zu sein, und obwohl er den Novalis-Schleiermacherschen Glauben hegte, daß zwischen Mensch und Gott alle Dinge Mittler werden könnten, möchte er bald für die ganz subjektivierte, der allegorisierenden Willkür preisgegebene Poesie doch wieder eine substantielle Grundlage gewinnen. Als solche glaubte er einzig die Mythologie erkennen zu müssen, zunächst nicht eine bestimmte, sondern eine erst zu schaffende, die mit denen der bisherigen Religionen nur die Größe und Allverständlichkeit der Symbole gemein hat. Und er, der dezentralisierte, ganz spekulative

Mensch, versteigt sich zu dem vermessenen Gedanken, eine neue Religion stiften, eine neue Mythologie schaffen zu wollen, die, aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet, als das künstlichste aller Kunstwerke alle anderen Kunstwerke umfassen sollte.

Was an all diesen Schlegelschen Ideen und auch an der letzten, der er selbst am ohnmächtigsten gegenüberstand, Zukunft und Wahrheit ist, geht der Menschheit nicht verloren, das greift sie immer wieder auf und wird sie am Ende, nach noch so vielen Niederlagen, verwirklichen, aber lebend, d. h. schaffend. Der bloß Denkende und Ahnende, Schlegel, hatte begreiflicherweise nicht die Kraft, auf jenes irdische Glück und jene irdische Zufriedenheit zu verzichten, die nun einmal nicht im Denken und Ahnen liegen, und das erst in der Ewigkeit gelegene Ende seiner romantischen Weltanschauung und Weltdarstellung abzuwarten.

In Dorothea Veit, der Tochter Moses Mendelssohns, fand sein Bedürfnis nach Liebe endlich ihren Gegenstand. Zwar war er nicht imstande, das zentrale menschlich-irdische Gotterleben der Liebe zwischen Mann und Weib rein und ursprünglich, nämlich frei von den unaufgelösten Beimengungen des Intellekts, zu genießen, dafür ermöglichte ihm die viel ältere, häßliche Frau mit den schönen Augen das Glück einer menschlichen Grenzsetzung nach all seinen übermenschlichen Grenzerweiterungen. Sie, die den unvollendeten Roman Florentin schrieb, der den dunklen, blind beschrittenen Weg zum Guten mit den energischen Linien einer abenteuerreichen Handlung absteckt und nach schönen Szenen der Freundschaft, der Mutterliebe und Kindheit die soziale Liebestätigkeit der Frau als hohes Ziel enthüllt, litt freilich oft genug in der geistigen Atmosphäre der Frühromantiker. Sie hatte nicht mehr Verstand, als dazu gehörte, um denjenigen ihres Geliebten zu verstehen, aber sie wollte auch nicht mehr haben. Und er genügte in Verbindung mit ihrem weiblichen Instinkt, um zu erkennen, wie relativistisch alle die großen Worte jener waren, daß man mit ihnen plötzlich ebensogut etwas anderes, ja, das Gegenteil bezeichnen könne, und daß alle diese Männer an der wunderlichen Krankheit litten, nichts zu fühlen als ihr Gefühl und nichts zu denken als ihr Denken und alles das selber zu sein, was sie sich sollten zu haben befleißen.

Dorotheas praktischer, tätiger Sinn wünschte ihnen und namentlich ihrem Friedrich eine einfache Aufgabe, eine große Sache, für die sie Gut und Blut hingeben möchten, und womöglich eine, bei der ihr, Dorotheas, weibliches Bedürfnis nach Gemeinschaftsleben, Legitimität und Rangiertheit, das durch ihr Judentum und durch den Klatsch um ihre, der geschiedenen Frau, „wilde Ehe" gesteigert war, zugleich befriedigt würde. Novalis hatte als erster von den Freunden ein glänzendes Bild des katholisch-nationalen Mittelalters entworfen, und an dem entscheidenden Wendepunkte seines Lebens sollte Friedrich Schlegel jene halb spielerischen Projektionen in ernsthafte Forderungen wandeln und als solche begreifen und erfüllen.

Wer daran leidet, daß er gleich Hamlet zu viele Verhältnisse überblickt, kann sich, ob auf rühmliche Weise oder nicht, dadurch retten, daß er eines dieser Verhältnisse für bindend annimmt, daß er eine Teilerkenntnis zur Totalerkenntnis erhebt. Und nichts begünstigt diesen Prozeß so wie das Institut einer Kirche, die sich für im Besitz der ganzen, allein seligmachenden Wahrheit erklärt. Zudem lag das katholische Christentum Friedrich Schlegel besonders nahe. In seinem Schoße konnte sich der Freundschafts- und Gemeinschaftshunger seines an eigener Liebe zu wenig reichen und doch so tief bedürftigen Gemütes stillen, während sein Geist hier eine Symbolik fand, wie sie der Poesie nach seiner Meinung am meisten mangelte und die früher ihre Hervorbringungen entschieden begünstigt hatte. Zwar sollte er so wenig wie wir erleben, daß aus dem Katholizismus noch einmal eine große Kunst- und Kulturblüte hervorging, wohl aber half er mit, das kleine Reich neu zu befestigen, das eine Spätblüte des großen ungetrennten europäischen Christentums ist und in dem eine Kunst wie diejenige Eichendorffs gedeihen konnte, eine Kunst, die freilich, wie jede, noch mehr der unsichtbaren Kirche des Geistes angehört, an welche Schlegel zu glauben aufgehört hatte.

Dorothea sah nach der Konversion ihr Verhältnis zu dem geliebten Manne endgültig sanktioniert und ihr nun noch mehr gemeinsames Leben an eine gemeinsame große Sache gebunden, in deren Zeichen sie nun vollends fortfahren konnte, ihren Friedrich bedingungslos zu vergöttern. Was ihr an spontanem Glauben

abgehen mochte, suchte sie durch die Schwärmerei, mit der sie die Vorschriften des Kultus aufs strengste befolgte, zu ersetzen, während Friedrich unter die vielen Zähler seines Denkens und Wissens den Katholizismus als gleichlautenden Nenner setzte, um so zu einer Einheit zu gelangen. Diese Einheit war ihm der erstrebte Universalismus, denn der Katholizismus galt ihm als der Hort der Allseitigkeit. Mit Genugtuung konnte Dorothea sehen, wie seine schwankende Kraft, der sie so viele Opfer gebracht hatte, nun doch noch zu einer tätigen wurde, da sie endlich zwischen Grenzen gesetzt, in eine Deichsel gespannt war. Der einheitliche Gesichtspunkt konnte Schlegel nur von außen kommen, aber unter ihm vermochte er die Erträge seiner Lebensarbeit zu sammeln. Die Wiedervereinigung der Glaubenstrennungen war vielleicht von jeher sein Hauptziel gewesen, aber auf dem Wege, auf dem er nunmehr die Menschheit seiner Erreichung näher bringen wollte, mußte er konsequenterweise vor seinem Tode mit dem Glauben an die höhere Dazwischenkunft des außerweltlichen Gottes, an das unmittelbar bevorstehende Weltgericht endigen.

Der Reformator des christkatholischen Lebens in Wien zu werden, dazu wäre Friedrich Schlegel freilich ebensowenig imstande gewesen wie etwa Anton von Pilat, dessen Feder gleichfalls der Regierung diente und der später das Haupt der Ultramontanen wurde. Dazu bedurfte es vielmehr einer Persönlichkeit, die nicht zu den „Schöngeistern" gehörte und die es doch verstand, auch diese wieder „unter das süße Joch Jesu Christi zu beugen", eines Mannes von gänzlich unreflektiertem Glauben, der die von den frommen Gebildeten vergeblich ersehnte Kraft der Volkstümlichkeit besaß und dessen Naivetät doch auch jenen nicht als reaktionär, sondern als Instinkt gewordener Intellekt, als praktisch und organisatorisch gewordener Zeit- und Zukunftssinn erschien. Das war der in unserer Zeit heilig gesprochene Clemens Maria Hoffbauer. Er stammte aus Mähren, hatte von früh auf eine freudige Askese natürlich geübt, in Italien als Eremit gelebt und war in Rom in die vom heiligen Alfonsus von Liguori gegründete Kongregation des allerheiligsten Erlösers, den Redemptoristenorden, aufgenommen worden. Nachdem er die Kongregation in Rußland

und Polen verbreitet hatte, aber schließlich von dort ausgewiesen war, suchte er den Orden nach Deutschland zu verpflanzen und ihm in Wien eine Stätte zu bereiten. Schon viele Jahre bevor dies die österreichische Regierung billigte, trieb er in der Hauptstadt, beobachtet und zeitweise verfolgt von den Behörden, sein Liebeswerk, seine Seelsorge und Mission. Er war ein holzgeschnitzter Heiliger, dessen intuitive Genialität in einer Hülle von Einfalt steckte, der, wenn er allein war, fromme Lieder sang und in Gesellschaft Scherz und ungeschminkte Gedanken ungeschminkt äußern konnte, der nach einem apostolischen, prophetischen Ausspruch sich auf dem Absatz umdrehte oder einen Fetzen vom Saume seines ärmlichen Talares riß, unter dem er täglich Töpfe mit Suppe und anderen Speisen verborgen trug, um sie zu Kranken und sonstwie Bedürftigen zu bringen. Allein dieser unpathetische und unprätenziöse Mann hatte eine nicht zu täuschende Menschenkenntnis und eine ungeheuere Macht über die Seelen, die er ohne Gelehrsamkeit und äußere Mittel auch auf der Kanzel und am meisten im Beichtstuhl betätigte und die in alle Schichten der Bevölkerung, bis in die obersten, werbend und bekehrend vordrang. Der gehorsamste, unterwürfigste Diener Roms, brauchte er über die Idee des Papsttums nicht, wie Friedrich Schlegel, geistreich zu räsonnieren, sondern sie war ihm einfach der Herzschlag des kirchlichen Organismus, den er von neuem unter die Gläubigen, Ungläubigen und Andersgläubigen, in die Jugenderziehung, Nächstenliebe und Wohltätigkeit zu leiten wußte. Gebildete, die unter seinem Einfluß standen, konnten ihn als eine Kraftnatur vom Schlage Goethes und Napoleons bezeichnen. Mit letzterem hatte er jedenfalls die Fähigkeit gemein, alles seinem Zwecke dienstbar zu machen, so daß noch heutige Protestanten von den „Roßkuren" seiner Konversionen reden, und waren seine eigenen, selten die Wirkung verfehlenden Mittel auch äußerlich noch so schlicht, so war ihm später doch Zacharias Werner der willkommenste Helfer, diese „Posaune Gottes", die von der Kanzel herunter in allen Tonarten und rein und unrein blies. Der ehemalige „übermütige Götterbube" Schlegel, der jedem Priester auf der Straße die Hand zu küssen pflegte, wählte gleich manchem anderen schöngeistigen Konvertiten den Pater Hoffbauer zu seinem

Beichtvater und hatte den Apostel Wiens fast täglich als Gast in seinem Hause. Las er ihm einen Aufsatz vor, so umarmte ihn Hoffbauer und sagte etwa: „Gut, mein Friedrich, ganz gut, aber noch besser ist es, den Herrn Jesus von Herzen lieben", aber entwickelte er ihm moderne Deutungen und spiritistische Anwendungen des Katholizismus, so wurde er liebevoll abgewehrt und mit den Worten „Du bist doch mein Friedrich" begütigt, während Dorothea zu den Füßen ihres geliebten geistlichen Vaters saß, um seine Lehre, seine Sprüche der göttlichen Weisheit zu vernehmen.

2

In dies Wien nach dem unglücklichen Schönbrunner Frieden, in diese Stadt voll politischer Schwüle, wo mit der Romantik Bekehrungseifer erwachte und wo zugleich, obwohl Österreich vor dem Staatsbankrott stand, die Wogen rauschender Geselligkeit hochgingen, trat nun Joseph von Eichendorff mit seinem Bruder ein. Er mochte damals durch die überraschende Schönheit seiner äußeren Erscheinung auffallen. „Auf dem schlanken, kräftig gebauten Körper von edelster Haltung", so wird er nach dem kurz zuvor gemalten Porträt geschildert, „ruht das zuversichtliche, fast kecke Haupt, nach damaliger Sitte von reichen glänzendbraunen Locken umwallt; aus den belebten Zügen spricht Begeisterung, Kraft und männliche Entschlossenheit, aus dem tiefblauen feurigen Auge zugleich ein herzliches Wohlwollen." Ein Freund der Familie, der den ersten Kreisen angehörte, der k. k. Kämmerer Oberhofmarschall Graf Franz Joseph Wilczek, nahm sich der Brüder aufs wärmste an und räumte ihnen gar in seinem eigenen Hause an der Herrengasse eine bequem eingerichtete Wohnung ein. Hier ließen sie sich denn zu ernster Arbeit recht häuslich nieder, und Joseph umgab sich, einer lieben Gewohnheit entsprechend, mit Geschöpfen aus der Tierwelt. In seiner Stube trieben sich winzige Zaunkönige und eine kleine giftlose Schlange frei herum, welch letztere er bei Ausgängen in der Brusttasche mitführte, wodurch er manches ergötzliche Entsetzen hervorgerufen haben soll. Sie richteten an die Wiener Studienkommission eine Eingabe um die Er-

laubnis, ohne weiteren Besuch einer inländischen Universität privatim sämtliche juristische Staatsprüfungen nacheinander ablegen zu dürfen, und die beigelegten glänzenden Haller und Heidelberger Zeugnisse, die ihren musterhaften Fleiß, ihre ununterbrochene Aufmerksamkeit und ihr vorzüglich gutes sittliches Betragen rühmten, und mehr noch die empfehlende Protektion, die sie ihrem Hausvater und den durch ihn erschlossenen weiteren hohen Bekanntschaften verdankten, hatten zur Folge, daß ihr Gesuch genehmigt und ihnen die fünf Studienjahre auf außerösterreichischen Universitäten hier angerechnet wurden.

Acht Examina galt es nun nacheinander in kurzen Zwischenräumen zu bestehen, und fast jedes trug ihnen die Note „erster Klasse mit Auszeichnung" ein. Aber so eifrig sie sich auch zu jedem einzelnen vorbereiten mußten, so ließ doch eine weise Zeiteinteilung zu, daß Joseph seinen Roman tüchtig förderte, indem er ihm die frühesten Morgenstunden widmete, und daß sie das Wiener Leben in vollen Zügen genossen. Besonders drängten sich im nächsten Sommer bei der Anwesenheit der „Schillersdorfer", jenes reichen und splendiden Onkels und seiner Familie, die Anregungen, Zerstreuungen und geselligen Freuden aller Art aufs reichste zusammen. Graf Wilczek entwickelte seine ganze österreichische legere Bonhommie, der man selbst fast ungezogene Späße nicht übelnahm. Hatten die Schlesier ihn eben noch in einem Festzug schreiten sehen, wie er hinter dem Kaiser die Quasten des Baldachins trug und zu ihnen hinaufwinkte, so empfing er sie in seinem Badener Sommerlogis zum Diner in Hemdsärmeln und half ihnen ein Quartier suchen, wobei er sich mit jedem Wirt und Bürger unterhielt und seine echt wienerische Popularität und Leutseligkeit entfaltete.

Hier in Baden herrschte jetzt während der Saison auf der Hauptallee des Parkes dasselbe Leben wie im Frühjahr auf der Bastei. Die elegante Welt schwärmte vor dem Rundtempel des Kiosk, hinter dessen schlanken Säulchen Musik ertönte und Zuckerbäcker ihre Auslagen hatten, um die niedlichen Bäder und in der Kirche, wo die Kaiserin mit ihrem Gefolge im Chore saß, und man konnte auch die Erzherzöge unter der vornehmen Menge sehen und die „prima donna" des heurigen Sommers, eine französische

Oberstin. Joseph und Wilhelm begleiteten den Onkel, nachdem sie allein um sechs Uhr bei den Kapuzinern noch geschwind eine Messe gehört hatten, in einem bequemen Fiaker und mit seinem griechischen Diener Feodor hier hinaus. Der Weg ging an der Spinnerin am Kreuz vorüber, jenem altgotischen Turmkapellchen auf freier Höhe vor Wien, und von Baden machten sie Ausflüge in die umgebenden Berggärten mit ihren Blicken über das reiche Land und seine Ortschaften und unter den Felsen und schwebenden Galerien ins herrliche Hellenental mit seiner grünen Schluft und seinen burggekrönten Bergen.

An den Tagen, wo der Onkel in Wien selbst weilte, suchten sie ihn jeden Mittag und jeden Abend auf. Sie speisten mit ihm im Augarten in dem großen schönen Saale mit den ungeheuern vergoldeten Kronleuchtern, während eine alte, mit Großkreuzen und Orden überhangene Exzellenz zum Grafen Wilczek trat, der auch hier nicht fehlte. Joseph tat hier wie auch sonst mit der jungen, entfernt verwandten Gräfin Julie Hoverden schön, deren Verbindung mit Wilhelm man im Familienkreise wenigstens früher einmal anscheinend erwogen hatte; sie fand viel Geschmack an Josephs Späßen, ein andermal freilich war sie bis zum Weinen traurig, ohne daß wir wissen, ob auch dies auf ihn zurückzuführen ist. Jedenfalls sah sich die Gutmütige im Theater an der Wieden die Darstellerin des Aschenbrödels genau an, weil sie Josephs Luise ähnlich sein sollte. Und jedenfalls war dieser ebenso schnell wieder von einer Rosa oder einer anderen Schönheit entzückt. Aber es ging ihm wie dem Florentin in Dorothea Schlegels Roman: die ernste Liebe, die er im Herzen trug, war gleichsam der dauernde Grund, auf welchem die bunten Farben eines solchen verliebten Lebens nur wie lose Fäden hin und her gewebt waren. Und er erwähnt einmal besonders einen herrlichen Brief der fernen Braut, deren Bildung, die daraus sprach, auch den Bruder erfreute, und richtet an sie einen ganzen Zyklus heimwehvoller Liebeslieder.

Von den Stunden abgesehen, die sie den Verwandten gewidmet hatten, war ihr Leben in der gewohnten Weise weitergegangen, und dies blieb auch so, als Herr Hahmann sie besuchte, der im goldenen Lämmchen in der Leopoldstadt abstieg und dem es in der

großen Stadt übrigens bange war. Die Examensnöte ließen sich nicht aufhalten, und so mußte man trotz der großen Hitze über Kriminalrecht und Statistik brüten. Erst abends gingen sie dann aus: wenn sie einmal zeitiger aufhörten, etwa zu einem Belustigungsfest im Augarten, wo sie sich bei türkischen Musiken und Karussells umhertrieben, auf einem umzäunten Karree gymnastischen Spielen, einem pomphaften Maskenzug, Wettläufen und Baumkraxeleien zusahen und Bekannte sowie die schöne Welt antrafen bei Illumination und Feuerwerk. Noch öfter und lieber aber spazierten sie erst um die Nachtessenszeit ganz allein und Birnen essend zum Stubentor hinaus, um die bangsam schöne Einsamkeit der Landstraße oder ländliches Markttreiben wie in den kleinen Reichsstädten zu genießen, um von den Glacis auf den Stephansturm und die Vorstädte zu blicken, vor den Palästen zu lagern oder an einer hölzernen Donaubrücke bei der Pferdeschwemme zu rasten. Und einmal, als sie aus dem Theater kamen, ging eben der Mond wie ein Brand über Ungarn auf. In trautem brüderlichen Gespräch wurden Zukunftspläne entworfen und gar der Bau eines Hauses in Heidelberg besprochen.

Gründlicher aber erholten sie sich, wenn sie vom Grafen Wilczek auf sein Schloß in Sebarn und nach Leobendorf zu Kurzweil, Obstlese und Herbstjagd geladen wurden. Da zogen sie manchesmal hin und her von und nach Wien, Flinten und Mantelsack umgehangen, mit Schöpp, der lange vorher an Patronen arbeitete und Wäsche und Eßwaren im Tornister trug, und, wie von je lustig und schmauchend über Berg und Tal wandernd, das dunkle Wien mit dem Stephansturm und das Donaugebirge grüßend, wurden sie von ab- und zufahrenden Gästen vergeblich in den Wagen geladen. Sie labten sich an einem Hut voll Trauben, den sie auf der Straße kauften, und Trauben pflückten sie, angekommen, bis zum Überfluß in den gräflichen Weingärten, zusammen mit dem alten Grafen, während die Damengesellschaft an ruinengekröntem Hange lagerte. Und bunt genug gings in den Sälen und Gemächern und im Freien zu. Da war Fürst Bretzenheim, sein kleiner, lebhafter und geistvoller Sohn, seine niedliche, gebildete Tochter in blauem Reitkleide, und die Fürstin, die persönlich den jungen Baronen

Eichendorff ein Glas Malaga auf die Stube brachte, wenn sie nach dem Souper zwischen Wänden voll Marienbildern hinter den alten Vorhängen hoher Himmelbetten schliefen. Hoch zu Wurst fuhr man nach Mähren hinein. In Ehrensburg, der Residenz des Fürsten Sinzendorff, war das uralte Schloß vom Fürsten so barock verbaut, daß sich alles störte und widersprach, ein prächtiger Saal war mit Zuckerpapier tapeziert, die Bildergalerie hatte Säulen, es gab kostbare Stuben der Mätressen, überall waren Mineraliensammlungen, und Herder lag aufgeschlagen; im Garten standen lauter exotische Bäume, darunter kleine Krauseschen wie hoher Blumenkohl, und Störche stolzierten in der Konfusion der Anlagen herum. In einem kleinen Schlößchen freute sich die alte zahnlose, ganz krumme Gräfin Althann, geborene Eichendorff, ihre Verwandten zu begrüßen. Außer ihr empfing diese ihre Tochter, die Gräfin Hardegg, klein, derb, garstig, bös aussehend, schlampig und artig, immer ein Kleines auf dem Arm, dazu ein altes Gesellschaftsfreile, ein verworrener Haufen von schönen Kindern und Hunden und langewährende „Jausen" Kaffee. Beim Grafen Hardegg selbst, der voll patriotischer Gesinnung war, der aber unter dem Pantoffel stand, wie sich denken läßt und wie eine Gräfin Margareth am nächsten Tag beim Heimritt auf der Wurst zu erzählen wußte, kamen sie im schönen Schlosse Grusbach bei der Dunkelheit an. Die Fürstin lachte, daß sie einige Verwirrung hervorriefen und daß nicht genügend Lichter zur Stelle waren. Eine ungeheuere Menge von guten Hunden lag auf allen Stühlen und auf dem Kanapee herum, die kleinen schönen Komtessen mußten der Fürstin französische und deutsche Verse aufsagen, es wurde Patience gelegt und reich diniert. Ein Garten lud am nächsten Morgen ein, mit Uhu und Silberfasanen, mit einer prächtigen, mit Myrtenlauben geschmückten Insel, mit Einsiedlerhütte und Wasserkünsten, mit herrlichen Eichenwaldirrgängen und einer Fülle von Obst, die Erde bedeckend — das Ganze so reich, ruhig und gemütlich, daß es das höchste Lob: „fast wie in Lubowitz" hervorrief. In der Schloßkapelle hörte man noch eine Messe, bei der die alte zahnlose Gräfin — schmackhaft schlesisch wie im Spital, so spottete Wilczek — laut vorbetete. Dann ging es nach frugalem Mittagsmahl im länd-

lichen Eichenbrunn über die Berge mit ihren Fernblicken und an einer einsamen hochgelegenen Kirche zum Gnadenbilde Mariä vorüber nach Sebarn zurück. Hier gab es frühmorgens eine Weinsuppe zum ersten Imbiß, die Geselligkeit wurde wieder aufgegriffen und weitergeführt, mit den Herren Billard und mit den Damen Glocke und Hammer gespielt, mit einem französischen Abbé geraucht und diskurriert. Und nach einem Déjeuner à la fourchette ging es über die unzähligen Waldberge zu den Treibjagden. Die ganze Bauernherde war mobil gemacht, und einer davon Wilhelmen zum Laden beigesellt, Joseph aber von Schöpp mit zwei Büchsen begleitet. Schöpp selbst schoß fast immer vorbei; und ob auch eine rasende Menge von Hasen, von allen Seiten zusammengetrieben, in den Weinbergen lief und purzelte, so gingen doch unzählige durch, die Prinzessin, die immer auf der Wurst folgte, traf zu ihrer Freude einen, während Graf Wilczek, ungefährlich zwar, ins Bein geschossen, der Abbé von einem Reh fast umgestoßen wurde und ein junger Graf Bolza mit seinen Schimmeln im Sumpfe stecken blieb.

Nach solchen Freuden waren die Brüder dennoch gerne wieder in Wien in ihren „geliebten hohen Stuben". Weit zahlreicher noch als auf der Promenade wurden die freien Abende im Theater zugebracht, und zwar weniger in denjenigen auf der Burg oder am Kärntnertor und an der Wien als in dem auf der Wieden und vor allem dem Leopoldstädter, das Eichendorff nur als „Kasperl" bezeichnet und dem seine und seines Bruders ganze Leidenschaft galt. Denn hier war noch die romantische Welt der Bühne in ihrem urwüchsigen, unliterarischen und volkstümlichen Sinne lebendig, hier beherrschte die echte Wiener Lokalposse das Repertoire, und Meister der Darstellung wie Hasenhut, der Schöpfer des „Thaddädl"-Typs, Sartory, der den humoristischen Alten spielte, und der „herrliche Schuster" — der „Staberl" — schöpften aus der Tiefe des Wiener Herzens, das diesem Dreigestirn dafür immer von neuem dankbar zujubelte.

Das Geld war freilich auch hier oft knapp, trotzdem der Onkel sie beschenkt hatte und trotzdem kurz vorher, allerdings in der höchsten Not, über Erwarten viele Blancozettel von Hause angekommen waren. Späterhin erbten sie von Baron Kloch 11000 Reichstaler;

irrtümlicherweise hatte man ihnen zuerst mitgeteilt, daß es 60 000 seien, worüber sie in einen wahren Glückstaumel geraten waren. Vor diesem schmerzlich-freudigen Ereignis gab es aber auch in Wien Zeiten eines „abenteuerlichen standhaften Hungerlebens", wo sie wieder bei verschlossener Türe ihren mehr als frugalen Imbiß nahmen, nur Sonntags im Matschakerhof „splendide" zu Mittag aßen und erst, wenn das Darben und Arbeiten sich mit zu großer Mattigkeit rächte, wieder beim Lothringer abends soupierten, auf dem Kohlmarkt, woselbst sie auch sonst nach der Arbeit gern ein Glas Bier tranken. Durch solche Entbehrungen ersparten sie sich Geld für Bücher, so daß sie sich z. B. Schlegels 1810 in Wien gehaltene und soeben, 1811, erschienene Vorlesungen über die neuere Geschichte zu ihrer „Seelenweide" kaufen konnten.

Sie hatten Friedrich Schlegel persönlich schon längst kennen gelernt und gingen bei ihm als ständige Gäste aus und ein. Er wohnte zunächst in der „erschrecklichen Alservorstadt", zog aber dann in ein neues herrlich gelegenes Quartier auf der einsamen Roten Turmtorbastei. Wer nicht auf seinem schlaffen Gesichte das Leiden dessen las, welcher der Überfülle seiner Gedanken nicht in voller Klarheit und Ausdruckskraft hatte Herr werden können, dem erschien der dick werdende Hausvater wie ein behaglicher Bürgersmann, aber sicher nicht als der Kämpe von einst. In einer Nankingjacke empfing er die Brüder Eichendorff, andere Einheimische und Fremde, Künstler und Menschen aller Art fanden sich zwanglos in den niedrigen Stuben ein, wo eine bescheidene Gastlichkeit die gern gebotene geistige und leibliche Speise jeden ebenso gern genießen ließ, und war Schlegel oft wortkarg, so verband Dorothea mit ihren Hausfrauentugenden auch eine anmutige Gesprächigkeit. Das Paar nahm selbst geistig Fernstehende für sich ein. So kam Madame Karoline Pichler oft vorbei, die patriotische Schriftstellerin, deren schöngeistiges Haus der Mittelpunkt der noch vom josephinischen Aufklärertum angehauchten katholischen „Rebhühner-Gesellschaft" war, die das Gegenlager zu der „Strobelkopf-Gesellschaft" bildete, welcher Schlegel angehörte. Gerade war Collin gestorben, der vaterländische Dichter, auf den man die größten Hoffnungen gesetzt hatte; aus diesem Grunde schien die Pichler für eine Viertel-

stunde vorzusprechen, als die Eichendorffs ihren ersten Besuch bei Schlegels machten. Wenige Monate später erfuhren sie hier auch von dem Untergange Kleists, der mit Collin und dadurch mit Wien in reger Verbindung gestanden und seine Hermannsschlacht durch ihn den Wiener Patrioten handschriftlich mitgeteilt hatte. Schlegel zeigte gegenüber dem Unsittlichen dieses Selbstmordes eine große Gesinnung, womit unser Tagebuch wohl andeuten will, daß er dessen tragische Notwendigkeit gelten ließ, und sprach darauf, wie öfter, über die politische Lage, mit deren Verhängnissen ja das Verhängnis jenes Dichterlebens und -sterbens zusammenhing und die sich, wie Schlegel meinte, ehrenvoll zu bessern schien, wenn Preußen nun mit Rußland hielt. Bald aber nickte er ein, vom Wein gerötet. Denn wenn nicht Kaffee- oder Teestunde war, so fehlte der Wein niemals auf dem Tische, und die Eichendorffs fanden Friedrich nach dem Essen, auf das er gleichfalls großen Wert legte, gewöhnlich etwas illuminiert. Konnte er sonst schon manchmal etwa Brentano oder Zacharias Werner mit der alten Schärfe durchhecheln — von dem letzteren sagte er, er werde in seiner vierwöchigen Einsiedelei auf dem Vesuv ein Wirtshaus anlegen —, so wurde er in solchem Zustande noch lebhafter und boshafter, und da mußte auch der arme Loeben herhalten, der aus der Ferne eine verehrungsvolle Verbindung mit ihm und Dorothea unterhielt. Schlegel äußerte Eichendorff gegenüber, Loeben solle nicht alles drucken lassen, und Dorothea schrieb an Isidorus unter Hinweis auf die ernste, nur der Tat bedürftige Zeit, er und andere junge Dichter kämen ihr vor wie Kanarienvögel, die immer lauter im Bauer singen, je mehr Lärm im Zimmer ist. Als der Graf seinen neuen Roman „Arkadien" anfangs nicht schickte, spottete Friedrich bei den jungen Baronen, jener müsse sie alle wohl nicht „für Landsleute oder für zu spartanisch halten". Über eine Loebensche Novelle urteilte Madame Schlegel, sie sei zu süß, und zeigte einen Brief des Verfassers vor, den Joseph „wie eine Butterschnitte aufgeschmiert und voll hoher Redensarten" bezeichnet. Als Joseph aber Schlegeln das Buch Arkadien im Auftrage Loebens endlich überreichte, rief dieser: „Ach, ich bin auch in Arkadien gewesen!", sprach von Schafpoesie, riet Joseph, dem Freunde zu schreiben: Sei doch nicht so talket!

und stichelte auf das allegorische Eingangssonett, Aurora habe sich auf dem Löwen eine Wölfin geritten.

In die lustige Gesellschaft trat Friedrichs Beichtvater, der Pater Hoffbauer, „voll Feuer, lustig, polnisch sprechend", und ließ zum Wein eine Torte zurück, die er heimlich hingestellt hatte. Madame Schlegel fand dann immer leicht zum ernsten Ton zurück, sie ließ sich von Wilhelm einen kleinen Kupfer vom Wunder in Savona mitbringen und zeigte Joseph verstohlen zwei Rosenblätter mit natürlichen Schlangen, die ihr Sohn, der Maler Johannes Veit, von dem Grabe eines Heiligen in der Gegend von Rom geschickt hatte. Wenn das Tagebuch die hochverehrte mütterliche Freundin gelegentlich als „immer wütend für die gute Sache und kampfrüstig" bezeichnet, so scheint darin so etwas wie liebenswürdige Ironie zu liegen, mit welcher unser geborener Katholik, der mit natürlicher Gläubigkeit und sittlichem Ernst den vollsten Jugendübermut verband, das übereifrige Konvertitenwesen leise ablehnend anerkannte, das vielleicht auch ihn in einen betonteren Frommen zu verwandeln suchte.

Über der Schlegelschen Wohnung hatte der andere Sohn aus der ersten Ehe der Madame, der jugendlich schöne jüdische Maler Philipp Veit, dessen zärtlich haltsuchende Natur gleich der widerstrebenderen des Bruders von der Mutter zur Kirche und in die Schule Hoffbauers hinübergezogen worden war, sein Atelier aufgeschlagen, und Joseph, der mit ihm herzliche Freundschaft geschlossen, stieg in seine Werkstatt hinauf, durchstöberte die Bibliothek und betrachtete sein Selbstporträt in schwarzem Wams, während er das angefangene Bildnis einer Dame nicht sehen durfte. Philipp, der demnächst durch das von Wien nach Rom ausgehende Nazarenertum seine künstlerische Richtung und die Salbung zum Aufenthalt in der ewigen Stadt empfangen sollte, war der Typus des romantischen Malers, den, gleich Sternbald, die leicht inspirierten, groß komponierten innerlichen Gemälde meist nicht zu den sichtbaren aus Farbe und auf Leinwand kommen ließen, der von der Höhe eines dunklen Ideales mit absprechendem Witze urteilte und doch selber ohne genügenden und bescheidenen Lerntrieb war und der die Schatten, die dieser Zwiespalt auf sein schwankendes, aber

himmlisches Gemüt warf, um so lieber durch Geselligkeit und verwöhnende Frauengunst verscheuchte, zumal die Mutter seinen liebenswürdigen Leichtsinn achtsam sorgend einstweilen gewähren ließ.

Kam er mit zu den Eltern herunter, so fand sich unter anderen Gästen auch oft der „junge noch kindisch geniale und burschikose Dresdner Theodor Körner mit dem sächsischen Maule" ein, wie Eichendorff ihn charakterisiert, indem er hinzufügt: „Er macht nichts als dichten, ist bei den Proben im Theater rc.", was von Josephs Standpunkt aus, dem die Poesie als die Frucht eines ernsten tätigen Lebens galt, recht verächtlich war. Wie alle bei Schlegels künstlerisch über ihn urteilten, besagt eine drastische Briefstelle Dorotheas: „Der junge Körner ist k. k. Hoftheaterdichter geworden. Das wird nun wohl so viel heißen, als er wird früher noch, als sonst geschehen wäre, recht sanft wieder eindämmern in die allerkotzebueschte Gewöhnlichkeit. Ohne diese Fortune, die er wohl seiner Handfertigkeit und seinem familiären Umgang mit den Schauspielern verdankt, hätte er sich vielleicht doch noch um einige Stufen höher bringen können. Dies wäre ein vortreffliches Amt für einen ausgemachten Dichter gewesen, der sich des Theaters hätte annehmen wollen; für einen jungen Menschen wie Körner ist es aber geradezu ein Verderb, ohne daß die Bühne etwas dabei gewinnen kann. Er überschwemmt jetzt das Theater mit Dramen aller Art, die bei ihm wie Pilze aufschießen, in welchen, er mag nun sein Thema aus der Geschichte oder aus der Konversation, aus der Phantasie oder aus der Zeitung nehmen, ihm nichts deutlich vorschwebt als die Katastrophe, die manchmal eine wahre Explosion ist, wie in seinem „Zriny", wo alles in die Luft gesprengt wird. Die drei, vier oder auch fünf Akte vorher sind nichts als Zubereitungen zu einem solchen Feuerwerk. In Wien heißt er allgemein der zweite Schiller. Sie meinen ihn damit sehr zu ehren, eigentlich aber geben sie ihm diesen Beinamen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei diesen Dramen einfallen muß, da er aus lauter Reminiszenzen von Schiller besteht. Auch liest er nichts als Schiller und kennt außer Kotzebue keinen anderen Dichter als höchstens Werner, den er sehr beneidet um gewisse Grauslichkeiten, die ihm noch immer nicht so recht gelingen wollen." Die gesellige Runde aber

wurde durch Körner lustig und unterhaltend vervollständigt. Erzählten die Eichendorffs von den Jagden, von denen sie zurückkehrten, und fanden sie für ihre Begeisterung über das Kasperl bei Schlegel Verständnis, der es ganz shakespearisch fand und durch das bloße Gespräch darüber schon heiter gestimmt wurde, so sang und spielte Körner hingegen „durch dick und dünn Lieder aus des Knaben Plunderhorn" und Burschenlieder, die der pater familias — der unbeschreiblich heiter und liebenswürdig recht wie ein deutscher Künstler mit Dorothea hinter dem mit Broten belegten Tische sitzt wie auf alten Bildern — durchaus geistreich findet: hartnäckig seiner Frau gegenüber darauf bestehend, daß keine welschen, sondern nur deutsche Lieder gesungen werden. Sie singt eine altenglische Melodie und ein Lied von Tieck, das den Gatten zu Tränen rührt, und als der Wein seine Wirkung tut, steht Schlegel bei einem von Körner gespielten Fandango auf, trinkt „viva l'Espagna", und alle stoßen mit den Gläsern an. Zuletzt begleitet Joseph noch Körnern heimwärts, der sich übrigens über dessen anfangs nicht gewußte Baronschaft kindlich wundert.

Friedrich Schlegel war der zweite Romantiker von überragender Bedeutung, zu dem Joseph von Eichendorff in kräftige und länger anhaltende persönliche Beziehung trat, aber hier nicht, wie zu dem ersten, zu Joseph Görres, als Schüler, welcher der Erweckung und Führung bedarf, sondern als gereifter und selbständiger junger Mann, welcher wertvolle Bestätigungen seiner selbst, freilich auch manche Anregung dankbar hinnimmt. Die historisch-politischen Anschauungen, die Heidelberg ihm gegeben und Berlin nach der nationalökonomischen und staatstheoretischen Seite entwickelt hatte, wurden ihm jetzt in Wien ins allgemein Geschichtliche und im besonderen ins Literaturgeschichtliche erweitert, welchen Gebieten Eichendorff nun ein lebenslängliches Spezialinteresse widmete, so daß er Schlegel doch ebensoviel, ja noch mehr dauernde Einflüsse verdankte als Adam Müller. Gedanken, wie er sie schon durch letzteren kannte, daß nicht der Welthandel und der Luxus, nicht die stehenden Heere, die steigenden Abgaben, nicht die politische Ökonomie und Statistik, nicht der herrliche und große Reichtum physischer und materieller Staatskräfte das Übel der Gegenwart sei, aber wohl die Tatsache,

daß sich diese Kräfte den moralischen Staatskräften, dem Geiste, nicht mehr unterordneten, daß Völker und Regierungen von dem herrschenden Vernunftschwindel befallen seien — der alte Romantikerkampf gegen den Rationalismus! —, daß man überall ein bloßes Hinwegnehmen, ohne daß etwas anderes an die leere Stelle gesetzt würde, bemerken könne, daß der Adel die einzige politische Repräsentation des Alten und darum die unter allen Veränderungen der äußeren Form immer bleibende Grundkraft des Staates sei, daß das wahrhaft Neue, das aus dem Alten freilich hervorgehen müsse, nicht durch einzelne, sondern nur durch die Geschichte, durch höhere Fügung, entstehen könne, daß es nicht genüge, das Alte bloß als solches und nur weil es alt ist zu wollen, sondern daß der Neues schaffende Geist des Alten verteidigt werden müsse und daß daher nur der Adel, der zugleich ein Adel des Geistes ist, den Kampf des Zeitalters siegreich zu bestehen vermöchte — diese Gedanken suchte Schlegel in seinen Vorlesungen über die neuere Geschichte durch die Geschicke der Völker zu erhärten. Der diesen Geschicken zugrunde liegende tiefere Sinn sollte sich nur dem gläubigen Katholiken offenbaren, meint Schlegel, der seinen Parteistandpunkt dadurch als den wahren vindiziert, daß er sich mit jener Einfachheit, die bei ihm der letzte und stärkste Trumpf der Künstlichkeit und Kompliziertheit sein möchte, zur rechten Partei erklärt, und Dorothea schreibt an einen Bekannten: „Sie mögen immerhin manches an Friedrichs Darstellungen, Anordnungen, Sprache, Rhythmus ꝛc. aussetzen, seine Ansichten aber, daraus können Sie nicht einen Punkt herausreißen, über nichts. Es hängt diese ganze Ansicht der Welt so genau bei ihm zusammen, daß man ihn zerstören, entwurzeln muß, wenn man auch nur das Geringste davon ablösen will. Man muß entweder ganz für oder ganz wider ihn sein. Friedrichs reife Milde, mit der Energie und Kraft vereint, die kann man, wenn auch bei ebenso großem Talent, doch nur durch die innere Ruhe und das eigentliche Mitsichfertigsein, — kurz, nur im Schoß der Kirche finden. Daher allein dünkt Ihnen, was er schreibt, so ganz anders gediegen, als was von anderen, auch noch so vortrefflichen, aber im Irrtum schwebenden Geistern herrührt." Schlegel deutet nun z. B. die Reformation auf folgende Art. Ihr

Grund war die Entartung der Philosophie, die nicht mehr mit der Kirche übereinstimmte. Dauer wurde ihr verliehen durch den Charakter Luthers, der einerseits einen ganz unbeugsamen Starrsinn und Hochmut besaß, andererseits aber wieder Maß zu bewahren wußte, durch welch letzteres er verhinderte, daß die Reformation ohne weiteres an sich selbst, an ihren Irrtümern, zugrunde ging. Die Notwendigkeit der durch sie erfolgten Glaubenstrennung sucht Schlegel umständlich zu widerlegen, um sie dann durch den Hinweis auf die dunklen Absichten der göttlichen Vorsehung wieder zu beweisen. Die ganze geschichtsphilosophische Konstruktion Schlegels gipfelt schließlich im Lobe der habsburgischen Monarchie, welche nach Lage und Bestimmung das Herz und der Mittelpunkt von Europa, der allgemeine, unisolierte, mit allen bedeutendsten Staaten innigst verbundene, wahrhaft kaiserliche Weltstaat zu sein wahrscheinlich nie ganz aufhören könne.

Ende Februar 1812 begann Schlegel im Tanzsaale des römischen Kaisers seine Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur, die natürlich auch Eichendorff und sein Bruder besuchten. Wie bei einem Ball war vor dem Hause ein großes Gedränge von Equipagen, der Saal mit wohlriechendem Holz geheizt, der hohe Adel vertreten, „neunundzwanzig Fürsten", und besonders zahlreich die Damen, die vorn einen Kreis bildeten um den Vortragenden, der, ganz schwarz gekleidet, hinter einem Tischchen auf einer Erhöhung stand und ablas. Er suchte, wie er sagt, die Literatur in ihrem Einflusse auf das wirkliche Leben, auf das Schicksal der Nationen und den Gang der Zeiten darzustellen, sie also, übrigens die Philosophie mit einbegriffen, nicht etwa nur aus dem gewöhnlichen kritischen, bloß philologischen oder auch künstlerischen Gesichtspunkte zu betrachten, sondern sie als die Gesamtheit jener großen intellektuellen Macht, welche die ganze höhere Geistesbildung des Menschen oder alle durch Rede und Schrift wirkende Wissenschaft und Darstellung, Erkenntnis, Forschung und Kunst in sich faßt, in ihrer Entwicklung und ihrem Fortgange bei den vornehmsten Nationen des Altertums und des neueren Europa durch alle Zeitalter hindurch fortzuführen. Und zwar sieht er ähnlich wie Görres den ewigen Jungbrunnen jeder

Nation in ihrere ältesten Poesie und Sage und als deren Ursprung, aus dem die Poesie immer wieder neu hervorgeht, die religiöse Begeisterung. Und gleich jenem zeigt er, daß sich die Poesie aller Nationen in diesem ihrem Ursprung berührt. Nur daß Schlegel in der Aufweisung dessen, was den verschiedensten Zeiten und Nationen gemeinsam ist und was sie trennt, die Studien eines ganzen, bis zur Höhe gelangten Lebens benutzen kann und benutzt. Und wieder sind es die Gefahren der physischen und mathematischen Denkart, deren mechanische und technische Errungenschaften an sich herrlich und bewundernswert seien, da alle Herrschaft über die Körper- und Sinnenwelt der ursprünglichen Hoheit und Bestimmung des Menschen entspreche, die aber nicht auch auf sittlichem Gebiete zur Herrschaft gelangen dürfe, wieder sind es also die rationalistischen und materialistischen Gefahren, die Schlegeln dem Leben der Staaten und damit auch ihrer Literaturen zu drohen scheinen, einem Leben, dessen Seele nur in Gott und Gerechtigkeit und dem Glauben daran bestehen könne, wenn anders nicht unvermeidlich die Ungeheuer der Finsternis — Anarchie und Despotismus — aus ihrem Abgrunde emporsteigen sollten. Und wieder ist es natürlich das Christentum, in dem für Schlegel der intellektuelle und damit auch der moralische Friede der Welt einzig beschlossen liegt. Aber die Religion, und so auch die christliche, ist ihm Sache des Gefühls und Glaubens, nicht des Disputierens und eines dialektischen Streites. Damit jedoch die letzteren mit ihrer Zweifelsucht nicht aufkommen, bietet die christliche Philosophie „einen getreuen Abdruck der göttlichen Offenbarung in wissenschaftlicher Form". Schlegel braucht also doch Streitkräfte für den Glauben und seine Gegenstände, und wie er ihn wissenschaftlich zu begründen sucht, so erklärt er zu Phantasie und Vernunft den Willen als den dritten im Bunde und rechtfertigt das Polemische seines Katholizismus mit dem Kampfescharakter, der die deutsche Literatur von jeher ausgezeichnet habe. Und das Ziel, den der Kampf des deutschen Geistes erstrebt, ist ihm letzten Endes eben ein Katholizismus, der an die mittelalterlichen Traditionen wieder anknüpft und für ganz Europa den intellektuellen Bruch ausfüllt, den die Reformation verschuldet hat. Unter Vorbehalt dieser größten,

erst in der Zukunft und zwar von Deutschland zu lösenden europäischen Aufgabe sieht er jedoch die Blüte allen Geisteslebens in der spanischen Literatur, und zwar in Calderon, dem „christlichsten und darum auch am meisten romantischen Dichter".

Wir werden den Übersetzer, den Historiker und Polemiker Eichendorff — den älteren Eichendorff — auf alle diese, ihm allerdings, seiner Wesensart und seinem Bildungsgang entsprechend, schon vor den Schlegelschen Vorlesungen vertrauten Gedankengänge und außerdem, was wichtiger ist, auf viele Einzelresultate der Schlegelschen Forschung zurückgreifen sehen. Einstweilen müssen ihm Schlegels Zustimmungen zu seiner Auffassung und Ausübung der Poesie ungleich bedeutungsvoller gewesen sein. Wohl sieht Schlegel den körperlichen Boden und die eigentliche Sphäre der Poesie in der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit, in deren Gemälde der Dichter den Reichtum der Gegenwart und das Morgenrot der geahnten Zukunft hineintragen müsse — denn die Gegenwart kann man unmittelbar nicht dichterisch bewältigen, da man keinen Abstand von ihr hat —, aber wenn er auch diese Vereinigung aller drei Zeiten für die höchste, die eigentlich ideale Forderung der Poesie hält, so läßt er doch eine Poesie, die „ein klarer Spiegel des wirklichen Lebens und der Gegenwart" sein will, als Gattung durchaus gelten. Und Eichendorff konnte sich bei dieser Theorie für sein gegenwärtiges poetisches Geschäft, für seinen Zeitroman, immerhin einigen Mut holen, sich freilich durch sie vielleicht auch veranlaßt fühlen, was seinem Gemälde an historischer Ferne, also gewissermaßen an Abendrot abging, durch vertiefte Zukunfts- und Ahnungsferne, durch verstärktes Morgenrot, zu ersetzen. Allerdings war Eichendorff damals mit seinem Roman wohl schon beinahe fertig, aber gerade auf den Schluß trifft das Gesagte zu; sodann las Dorothea das Manuskript, machte Änderungen und Änderungsvorschläge, und von ihr stammt der Titel „Ahnung und Gegenwart", der also auch die Ferne in erster Linie betont. Was weiter das Verhältnis zwischen Religion und Poesie anbetrifft, so zeigen auch hier Schlegels Theorie und Eichendorffs Praxis eine Übereinstimmung, die für letzteren gleichfalls den Wert der Anregung oder wenigstens der Bestätigung enthielt.

Schlegel sagt nämlich, an und für sich sei das Christentum selbst nicht eigentlich Gegenstand der Poesie, lyrische Gedichte, als unmittelbare Äußerungen des Gefühls, ausgenommen. Es sei auch nicht mit Poesie und Philosophie etwa irgendwie identisch, sondern es liege diesen vielmehr einerseits zugrunde, ohne welchen Grund sie sich selbst niemals verstehen könnten, und gehe andererseits über alle Poesie hinaus. Der Geist des Christentums solle zwar wie überall so auch in der Poesie herrschen, aber unsichtbar; er könne nicht geradezu ergriffen und dargestellt werden. Eichendorff schließt „Ahnung und Gegenwart" damit, daß der Held ins Kloster geht. Obwohl wir uns bei seiner katholischen Frommgläubigkeit nicht denken können, daß er eine solche Weltflucht jemals tadeln würde, nimmt es bei seiner tätig ins Leben eingreifenden Natur doch wunder, daß er sie als ein letztes und höchstes Ziel hinstellt. Teilweise erklärt sich das aus einer Auffassung, wie sie gleichfalls von Schlegel geäußert wird, der gerade in dieser Zeit, wo Eichendorff sein Bild der Gegenwart zu Ende führte und wo ihm dies Ende sicherlich große Schwierigkeiten bereitete, da die Gegenwart noch völlig ungeklärt war, dem jungen Dichter damit sehr möglicherweise das Schlußmotiv erst an die Hand gegeben hat. Schlegel sagt nämlich: „Nach dem wahren Geiste des Christentums sollte die äußere Zurückgezogenheit von bürgerlichen Geschäften stets verbunden sein mit der höchsten inneren Tätigkeit, nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens, und eben dadurch wohltätig zurückströmen in die Gesellschaft." Was aber in den Vorlesungen über die Lyrik geäußert ist, das nimmt sich aus, als sei dabei auch an Eichendorffs Gedichte gedacht, mag es immerhin auf die Lyrik im allgemeinen, besonders auf die romantische, passen und mag man sich ferner auch erinnern, daß einige Gedichte von Schlegel selbst wie Vorläufer der Eichendorffschen anmuten. „Nicht bloß in dem Gesange der Nachtigall, oder was sonst einen jeden anspricht," so heißt es hier, „auch in dem Rauschen des Stroms oder der Wälder glauben wir eine uns verwandte Stimme zu vernehmen, in Klage oder in Freude; als ob Geister und Empfindungen, den unsrigen ähnlich, aus der Ferne oder wie aus engen Banden zu uns hindurchdringen wollten und sich uns verständlich machen. . .

Die Zweifel des Untersuchers, ob auch wohl die Natur auf solche Weise beseelt, oder ob dies eine Täuschung sei, gelten ihm gleich; genug, daß dies Gefühl, diese Ahndung vorhanden ist in der Phantasie und in der Brust des Menschen und des Dichters." Es ist „unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgesänge, sondern überhaupt alle lyrischen Gedichte, wenn sie ganz Natur sind und nur aus der eigenen Erfindung hervorgehen, sich in einem bestimmten Kreise von Gefühlen und Gedankengängen bewegen. . . . Das Gefühl muß eine gewisse Hauptrichtung haben, wenn es sich eigentümlich und poetisch aussprechen soll; und wo das Gefühl vorherrschen soll, da kann der Gedankenreichtum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen." Am wichtigsten aber ist, daß die gesamte literarische Grundanschauung Schlegels derjenigen Eichendorffs entspricht und diese nur gefestigt haben kann, eine Grundanschauung, die in dem Satze gipfelt, daß „sinnreicher Schmuck leichter ist als edle Einfalt und auch die glänzendste Kunst ungleich gewöhnlicher als die Tiefe der Wahrheit".

Von Schlegel hatten die Eichendorffs im Sommer 1811 zu ihrer Freude und Überraschung erfahren, daß Adam Müller in Wien sei. Schlegel kannte ihn und kam gelegentlich auch zu ihm zur „Staatsvisite", aber die besten Freunde waren sie nicht. Müller wußte sich in den Verkehr mit den Wiener Diplomaten und Adligen besser zu fügen als Schlegel, er stand trotz seinem Katholizismus den Lebemännern Metternich und Gentz nahe und erfreute sich gleichzeitig der Gönnerschaft des frommen Erzherzogs Maximilian von Este, der ihn in seinem Hause wohnen ließ. Als Müller kurz nach Schlegels literarhistorischen Vorlesungen seine Reden über die Beredsamkeit gehalten hatte, stellte Dorothea in einem Briefe fest, daß er einen angenehmen Vortrag habe, daß der Beifall groß, die Zuhörerzahl aber kleiner als bei Friedrich gewesen sei, und benutzte im übrigen das Bild vom reichen Boas, der geerntet habe, und von der Ruth, die Nachlese halte. „Nachlesungen" nannte sie deshalb spöttisch diese Vorlesungen, mit dem bloßen Schein eines Rechtes, den ihr die falsch gedeutete Tatsache gab, daß Müller in vielen Ideen mit Schlegel übereinstimmte. Dorothea war verdrossen, weil der Eindruck, den die Vorträge ihres Mannes ge-

macht, nun durch denjenigen der Müllerschen Vorträge verdrängt wurde, und meinte freilich ohnedies von den Zuhörern, daß auf ihren glatten Seelen nichts haften bliebe. War es aber ein Wunder, wenn die blasierte hohe Aristokratie in gelehrten Vorträgen es besser verstand, stilvoll zu schlafen, als verständnisvoll aufzumerken? Doch Schlegel fühlte sich nun einmal zurückgesetzt, auch hinter Müller und gar von ihm. Denn als dieser unter der Protektion seines Erzherzogs eine Erziehungsanstalt für junge Adlige gründen wollte, stellte er eine Anzahl „subalterner Lehrer“ an, aber „ließ es bleiben, Friedrich mit hineinzuziehen“, wie Dorothea wiederum klagte. Friedrich selbst philosophierte, daß nur die Charlatane in Wien leicht fortkämen, und davon habe Müller so einen kleinen Beigeschmack. Dies Urteil ist keineswegs vereinzelt, und selbst Eichendorff notiert an einem Tage, daß Müller wieder unausstehlich arrogant und voller Falschheit und Bonjourmachen gewesen sei. Sonst freilich findet er ihn immer „sehr angenehm“ und ist froh, wie er und sein Bruder gleich von ihm wiedererkannt und mit außerordentlicher Freude aufgenommen werden.

Die beiden jungen Leute kümmern sich nicht darum, wie das Verhältnis zwischen Müller und Schlegel ist, sie gehen jetzt bei jenem genau so aus und ein wie bei diesem, nur daß Müller sich ihnen viel anschmiegender und kameradschaftlicher zeigt; waren sie ja auch alte Bekannte von ihm, mit denen er gleich die Berliner Fäden wieder anknüpfte und weiterspann. Ihnen konnte er von seinem Freunde Kleist und dessen Tod erzählen und von der christlich-deutschen Tischgesellschaft, die sich inzwischen aus ihrem preußischen Zirkel gebildet hatte und von der alle Juden und Philister ausgeschlossen seien, und er gab ihnen Brentanos Programmschrift der Gesellschaft, den Traktat über den Philister, und seine Ode auf den Tod der Königin Luise. Sie gerieten in seinen großen Zirkel, wo sie auch den „dicken erschrecklich galanten Ritter Gentz mit seinem Nordsternorden“ flüchtig kennen lernten, aber sie mochten Müller lieber in seinem Familienkreise, wenn er und seine Frau mit ihrem Töchterchen und deren Spielsachen spielten oder wenn er mit ihnen seine „herrlichen Gespräche“ führte. Müller ging mit ihnen ins Kasperl und auf die Redoute, und seine etwas

problematische weltlich-geistliche Doppelnatur mit ihrer aufrichtigen Freundschaft zu ihnen, den jungen Baronen und preußischen Landsleuten, faßt Joseph kurz und gut in die Worte: „Müller singt Burschenlieder, ist jedoch für die jesuitischen Seminarien. Er ist uns gewogen.“ So hatte er, scheint es, auch den Eichendorffs ein Lehramt an seiner Erziehungsanstalt zugedacht, deren Projekt übrigens eigentümlich genug war. Etwa vierundzwanzig Knaben sollten hier im Alter von zehn Jahren Aufnahme finden und in acht Jahren eine vollständige Bildung empfangen, da der Lehrplan, mit den höheren Humanitätsklassen beginnend, die klassischen Sprachen und Literaturen, Geschichte, Mathematik, Philosophie, Jurisprudenz, Staatswissenschaften nebst einem vollständigen diplomatischen Kurs in französischer Sprache, Landwirtschaft, militärische Wissenschaften und selbst eine elegante Bildung in sprachlichen, ritterlichen und musikalischen Übungen umfassen sollte. Hier zu unterrichten mochte Joseph reizen. Er und sein Bruder zogen schließlich Ende 1812 mit Müller zusammen in das gräflich Carolyische Gartenpalais, das den Anstaltszwecken dienen sollte. Hier in diesem „äußerst reizenden, einsamen, großartigen Lokal“ gehabte sich später, als von den Eichendorffs nur noch Wilhelm dort weilte, der unstet-glaubenssüchtig-fromme Clemens Brentano unendlich wohl, und er hat die Stimmung dieses redemptoristisch angehauchten Adam Müllerschen Milieus, wo man mit nordischen Gelehrten, südlichen Priestern, angenehmen Frauen und deren kleinen Kindern unter Gesprächen über die eben gehörte Predigt tafelte, festgehalten: „In dem Ganzen herrscht eine Ruhe, eine Milde, ein so reines und klares Bestreben, zwischen schönen Sälen, einem kastanienbeschatteten Hof, in edlen Gemächern, luftigen Terrassen, blumenvollen Beeten, klaren Wasserbecken, fernen Gebirgen und frommen Wünschen genüber, unter herrlichem Himmel, und durchweht von einer durch harmonischen Glockenklang der Stadt feierlich durchschütterten Luft, daß ich ewig da zu sein wünschte.“

In Josephs und Wilhelms gemeinsamer Wiener Zeit wurde auch die Korrespondenz mit Loeben nach langer Pause wieder aufgenommen. Joseph erhielt durch ihn das wertvolle Urteil eines kongenialen dichterischen Mitstrebenden, Ludwig Uhlands: „Die

süßen klaren Lieder von Florens haben sich wie einschmeichelnde Melodien meinem Gemüte sofort vertraut und einheimisch gemacht", und eine poetische Widmung, die der von den Eichendorffs und Schlegels hochgeschätzte Fouqué an „Florens" richtete und die dieser mit mehreren Sonetten erwiderte. Loeben schwankte damals von seiner vorübergehenden kräftigeren und lebensvolleren Auffassung der Poesie schon längst, nach einer Abschweifung in die Schäferidyllik, zu seiner verschwommenen Heidelberger Mystik zurück, er ahmte seine „viel romantischere" Handschrift jener Tage künstlich nach, liebte an Tieck nur noch die weich-phantastische Seite und träumte von einer Wiedervereinigung mit Dionysius und Budde, vom Priesterstande und einer Annäherung der getrennten Christen. Er wollte von Josephs Meinung, daß das, was Loeben den „Duft unseres Lebens" nannte, zerreißen sollte und müßte, nichts wissen, aber er tat das Gelübde, seine Berliner Gedichtsammlung und sein Arkadien zu verbrennen, welches Phönixfest er bei Dionysius begehen wollte. Das war eine Komödie, aber die nur zu ehrlich gemeinte feierliche Komödie eines Hysterikers. Er sehnte sich danach, Josephs Roman an die Lippen zu drücken, und doch enthielt dieser die Abrechnung mit ihm.

Eichendorff war durch den Spott der Schlegels darin bestärkt worden, den literarischen Typus Loeben zu brandmarken, allein wie jene mit ihrem Spott alles persönliche Wohlwollen verbanden, so verstand es auch Eichendorff, Person und Sache zu trennen oder sie nur in der Weise sich decken zu lassen, wie er in seinem Roman nach echter Dichterart auch sich selbst nicht schonte, und er sollte von Loeben darin richtig verstanden werden. Überhaupt hatte dieser ein großes, vielleicht zu großes und zu weiches, Verständnis für seine geliebten Eichendorffs, und hinter der verschnörkelten Sentimentalität, mit der er einmal Wilhelm charakterisiert, kommt ein wirkliches Charakterbild zum Vorschein, das Bild Wilhelms als eines gesellschaftlich und auch sonst glänzend begabten Menschen, der im Grunde eine dunkle, spröde Gemütsart und etwas Altmodisches, Nüchternes, rechtlich Biederes und zugleich Gemütliches besitzt und in dem, von anderen zahlreichen Widersprüchen abgesehen, ein Stück Dichtertum und ein spöttischer reflektierender Ver-

stand miteinander in Fehde liegen. Es ist, als erinnerte Wilhelm etwas an seinen ältesten Freund, den Lubowitzer Kaplan. Wenn Loeben von Wilhelm ferner sagt, daß er, eigentlich ohne tiefe Andacht, doch seine Andacht halte, indem er seiner Sonderbarkeit fromm und zum Frommen nachlebe, so paßt dies freilich ebenfalls auf Joseph, der auch gleichzeitig andächtig und, im Loebenschen Sinne, ohne Andacht war, da er seine Andacht sicher nicht auf der Zunge trug. Nur war Wilhelm schwerer beweglich als der Jüngere und nicht so leicht zu begeistern, weshalb er auch Loebens Dichtungen stets abgelehnt zu haben scheint, wenigstens von der Zeit an, wo die Heidelberger Sturm- und Drang- und Rauschtage aufgehört hatten. In Wien lasen die Brüder während ihrer Hungerperiode Loebens Novelle „Hesperus“, seine Briefe und Josephs Lubowitzer Tagebuch „zum Dessert“, und die Ironie, die in dieser Notiz liegt, scheint doch viel alte Liebe und alle wehmütig schönen Erinnerungen in sich einzuschließen. Ein Sonett aus Loebens Schäferroman „Arkadien“, das mit den Worten anhebt: „O Minn, o Mai, o Minnemai“ war in ihren Wiener Bekanntenkreisen zum ulkigen Bonmot geworden, mit dem man sich begrüßte oder bei passenden und unpassenden Gelegenheiten einander antwortete. Selbst Loebens Bruder, der in Wien Adjutant des Erzherzogs Karl war, empfing die Barone einmal mit diesem Zitat.

Sie hatten den Besuch bei dem Adjutanten so lange hinausgeschoben, bis dieser, durch seinen Bruder veranlaßt, zu ihnen kam und dann allerdings von ihnen fleißig besucht wurde, besonders während eines Rheumatismus, an dem er lange bettlägerig war. „Er ist“, so hatte ihn der Dichter Loeben geschildert, „der beste Mensch, den man in der Welt finden kann, nicht geweiht in unsere Ansichten und überhaupt mehr durch sein gutes Herz berufen zur Religiosität, als religiös, aber dennoch so bieder und so brav, wenn auch in vielem Geistigen und mir Heiligen im Widerspruch mit mir.“ Letzteres zeigte sich darin, daß Adjutant Graf Loeben seinen Bruder, wie Joseph sagt, sehr charakteristisch beschrieb, und ihnen erzählte, wie ihre Mutter, die alte Gräfin, über die Heidelberger Briefe, und daß er darin schrieb, er sei berufen wie der Heiland, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen habe. Adjutant

Loeben zeigte sich sehr freundschaftlich, rauchte mit ihnen Tabak und führte, selbst während seiner Krankheit, lustige Unterhaltungen. Er wohnte im Erzherzoglich Karlschen Palais und im Winter in einer herrlichen Stadtwohnung mit parkettierten Stuben, gelben Tapeten und prächtiger Aussicht über die Dächer auf das Belvedere. Die Eichendorffs lernten an seinem Bette den Erzherzog Karl, den großen, weltberühmten Helden von Aspern, persönlich kennen, als er mit einem Baron und einem dicken General in die Stube trat, um seinen kranken Adjutanten zu besuchen. Der Erzherzog war ein kleines, lebhaftes Männchen, mit österreichischem Dialekt und „durchaus freundschaftlichem, echtdeutschem herrlichem Wesen". Er spielte wie alle österreichischen Erzherzöge Kegel und Saunickel, pflegte aber um neun Uhr sich schlafen zu legen und um vier Uhr aufzustehen. Er zog die Brüder Eichendorff in die Unterhaltung und ging nach einer Viertelstunde wieder fort.

3

So wechselten neue interessante Bekanntschaften, Stunden bei Schlegel und Müller, dichterische und wissenschaftliche Arbeit, Examensnöte und Zukunftspläne, einsame Wochen des Sparens und solenne Jagdausflüge miteinander ab, doch die meisten Mußestunden wurden durch solchen Verkehr ausgefüllt, bei dem die jugendlichste studentisch ungebundene Lebensfreude auf ihre Rechnung kam. Da war die gräfliche Familie Buttler mit der schönen jungen Gräfin, die Demoiselle Wimberg und manche andere Schöne und vor allem die Familie des k. k. Hofkanzlers von Eger, die man stets besuchen, bei der man stets Gäste und Kurzweil finden, die man stets zu jeder Vergnügung mit Erfolg auffordern und stets auch ohne Verabredung an den üblichen Rendezvousplätzen treffen konnte. Im Winter besuchte Joseph mit diesen Bekannten und mit dem Bruder die großen Redouten in der Hofburg. Er ging einmal geradeswegs von Schlegels aus dorthin, in Begleitung von Philipp Veit, obwohl dessen Mutter ihnen ihren degout vor der Redoute aussprach. Auf diesen Redouten erschien auch der Kaiser, ihm folgten die abscheuliche einäugige Prin-

zessin von Sachsen, der dicke spießbürgerliche Prinz Anton von Sachsen, die schöne junge Kaiserin führend, und alle Erzherzöge in langem Zuge durch die dichten grüßenden Spaliere. Später führten die Tänzer vom Theater, halb spanisch, halb altfränkisch maskiert, von maskierten Soldaten mit langen Stangen umgeben, einen Fandango auf, den der Hof von der Galerie ansah. Josephs Erlebnisse waren verschiedenartig. Er mußte sich mit unausstehlichen Bekannten herumtreiben, er traf die Gräfin Buttler, ein andermal versuchte er vergeblich, sie zu Hause abzuholen, da ihr Friseur ausgeblieben war, er suchte Müllers, ohne sie zu finden, er machte der geschminkten Demoiselle Wimberg Liebesdeklarationen, als er sie gerade im Weggehen mit Mutter und Bräutigam erwischte, er wurde von einer ältlichen Bierhaus-Connaissance des Herrn Hahmann mit Beschlag belegt, nachdem sie mit Blicken agiert und ihren Mann weggeschickt hatte, er traf die Egerschen, er verfolgte mit Wilhelm eine verführerische Maske, er trank mit ihm Wein und strich mit Veit durch die Säle. Eine schwarze Choristin vom Theater an der Wieden hatte es ihm besonders angetan, er stellte sich im Theater vorn ans Orchester, um sie zu sehen, und besuchte sie schließlich zweimal in der Woche an den langen verschneiten Winterabenden in ihrer Wohnung am Mehlmarkt. Da brannte zu Nikolaus der kleine eiserne Ofen, sie hatte die langen schwarzen Haare aufgelöst und war sehr lieb. Aber im nächsten Winter suchte er sie vergeblich in den Sälen, wo er so glücklich gewesen, er strich mit Veit einsam herum, trank im Stehen, überall von den besetzten Tischen vertrieben, und schlief auf einem Tisch. Als ihn Veit um halb zwei weckte, hatte man ihm den Hut verwechselt, und er mußte, den Mantel über den Kopf gezogen, nach Hause gehen.

Nach den Zerstreuungen des Leichtsinns sammelte er sich um so ernster über der Arbeit am Roman, und zu den Schatten der Zeit, die er darin auffing, gehörten auch die Schatten eigener Schuld. Vorübergehend nahm er, vielleicht unter dem Eindruck von Kleists Tod und dessen „Hermannsschlacht“, sein Drama „Hermann“ wieder auf und machte sich aus Mascous und Ludens Geschichte der Deutschen Auszüge über das Wesen, die Sitten und die Stel-

lung der Cherusker zur Zeit der Römerkriege, aber vielleicht trug die Dichtung Kleists, wenn er sie wirklich damals schon im Manuskript kennen lernte, auch dazu bei, seinen Versuch, denselben Stoff zu bearbeiten, wieder liegen zu lassen und sich ganz dem Roman zu widmen. Doch auch seine wissenschaftlichen Studien ließ er seiner Vertiefung und den großen Aufgaben seines Lebens dienen. Blasen der Phantasie, die wie Blasen auf dem Rheine nahes Gewitter bedeuten, galten ihm seine Abenteuer, wenn er nächtelang voller Gedanken unter Büchern saß und arbeitete. „Wohl ist der Weltmarkt großer Städte", heißt es im Roman, „eine rechte Schule des Ernstes für bessere beschauliche Gemüter, als der getreueste Spiegel ihrer Zeit. Da haben sie den alten, gewaltigen Strom in ihre Maschinen und Räder aufgefangen, daß er nur immer schneller und schneller fließe, bis er gar abfließt, da breitet denn das arme Fabrikleben in dem ausgetrockneten Bette seine hochmütigen Teppiche aus, deren inwendige Kehrseite ekle, kahle, farblose Fäden sind, verschämt hängen dazwischen wenige Bilder in uralter Schönheit verstaubt, die niemand betrachtet, das Gemeinste und das Größte, heftig aneinander geworfen, wird hier zu Wort und Schlag, die Schwäche wird dreist durch den Haufen, das Hohe ficht allein. . . . Die unbestimmte Knabensehnsucht, jener wunderbare Spielmann vom Venusberge, verwandelte sich in eine heilige Liebe und Begeisterung für den bestimmten und festen Zweck. . . . Desto tiefer und schmerzlicher mußte er sich überzeugen, wie schwer es sei, nützlich zu sein. Mit grenzenloser Aufopferung warf er sich daher auf das Studium der Staaten, ein neuer Weltteil für ihn, oder vielmehr die ganze Welt und was der ewige Geist des Menschen strebte, dachte und wollte, in wenigen großen Umrissen, vor dessen unermessener Aussicht sein Innerstes aufjauchzte."

In die Heimat kam Joseph von Wien aus nur vorübergehend. Aber er versicherte sich doch wieder der treuen Liebe seiner Braut, und daß sie zu den wenigen gehörte, die trotz dem ewigen Winter über Deutschlands Auen ihre Blüten in Gottes Himmel entfalteten. Früher hatte er wohl, bei einem solchen Wiedersehen, den Kaplan zwischen seinen Uhren vom Fenster aus mit dessen

Lieblingsvers aus dem Faust überraschen können: „Ich guckte der Eule in ihr Nest, hu! die macht' ein paar Augen", worauf er mit ihm unsinnig im Zimmer herumgewalzt hatte. Nun war das Häuschen längst verwaist, denn in demselben Monat, in dem die Brüder nach Wien gegangen waren, hatte der alte Freund, dem Zwange einer Versetzung folgend, Lubowitz Lebewohl sagen müssen, und die Bemühungen des Schloßherrn, ihn wieder zu gewinnen, sollten vergeblich bleiben. Aber Joseph sah seinen Vater auf dem mittelsten Gange des Gartens wie sonst ruhig spazieren gehen. Und zurückgekehrt in die große Stadt dachte er sich, „wie sie alle dort noch immer, wie damals, seit hundert Jahren und immerfort zwischen ihren Bergen und Wäldern friedlich wohnen, in ewig gleichem Wechsel einförmiger Tage frisch und arbeitsam Gott loben". Hier in der Residenz trat den Eichendorffs die „alte schöne Zeit" außer in den früher erwähnten Besuchen auch in dem Oberjäger Franke, der sie übrigens anpumpte, und in freudigerer und überraschenderer Gestalt in ihrem alten Freunde Forche entgegen, der in Leutnantsuniform in ihre Stube stürzte und nach einigen Tagen als Lehrer ins Kadettenhaus nach Olmütz ging. Sonst war alles in stetem Wandel. Es kränkte Joseph „die allgemeine Willenlosigkeit, von der er sich immer deutlicher überzeugte", „die überhandnehmende Desorganisation gerade unter den Besseren, daß niemand mehr wußte, wo er ist, die landesübliche Abgötterei unmoralischer Exaltation, die eine allgemeine Auflösung nach sich führen mußte".

Um so mehr hielt sich Eichendorff an den engen Kreis der Gleichgesinnten, die fleißig arbeiteten, hoffend und glaubend, dem alten Rechte in der engen Zeit Luft zu machen, auf Tod und Leben bereit. Und wenn wir im Roman von einem älteren besonnenen Minister lesen, der in einem solchen Kreise nach einer herumschweifenden und wüst durchlebten Jugend nun, seiner größeren Entwürfe und seiner Kraft und seines Berufes vor allen andern, sie auszuführen, sich klar bewußt, auf einmal mehrere brave, aber schwächere Männer gewaltsam unterdrückt, ja, selbst seinen eigensten Wunsch, eine Liebe aus früherer Zeit, aufgegeben und dafür eine freudenlose Ehe mit einem der vornehmsten Mäd-

chen gewählt hatte, einzig um das Steuer des Staates in seine festere und sichere Hand zu erhalten, so hat man in ihm Metternich zu erkennen geglaubt. Ob Eichendorff Wilhelm von Humboldt kennen lernte, der damals als preußischer Gesandter in Wien tätig war, ist unerwiesen, wenn auch wahrscheinlich. Das lückenhafte Tagebuch, dessen uns erhaltener Teil schon ein Jahr vor dem Ende der Wiener Tage gänzlich abbricht, berichtet von Veit, daß dieser ihn besuchte und von ihm erzählte als dem „ewig widersprechenden, spitzköpfigten, heidnischen Minister Humboldt".

4

Es wurde „nach und nach schwül und immer schwüler unten über dem Deutschen Reiche, die Donau sah ich wie eine silberne Schlange durch das unendliche blauschwüle Land gehen, zwei Gewitter, dunkel, schwer und langsam, standen am äußersten Horizonte gegeneinander auf; sie blitzten und donnerten noch nicht, es war eine erschreckliche Stille. — Ich erinnere mich, wie frei mir zu Mute wurde, als ich endlich die ersten Soldaten unten über die Hügel kommen und hin und wieder reiten, wirren und blitzen sah."

Joseph von Eichendorffs Wiener Jahre bedeuten den letzten Gipfelpunkt seiner Jugend. Hier lebte er, wie später niemals wieder, in einem Milieu, wo Verfassung, Volkscharakter, Religion und Kultur ihn heimatlich berührten, gewissermaßen also in dem Klima seines Geistes und Herzens, hier schäumte seine studentische Daseinslust am höchsten, bis zu Leichtsinn und Schuld, und hier war er doch gleichzeitig zum ersten Male so männlich gefestigt, daß nichts ihn mehr aus der Bahn reißen konnte, sondern alles nur seinem Ziele dienen mußte, und hier schrieb er die Dichtung, die alle Motive seiner Kunst zusammenfaßte. Und ihm, dem glücklich liebenden Bräutigam, welchen zudem die ersten Strahlen des Ruhmes trafen, war es beschieden, auszuziehen, um den Geist seines Dichtens durch das Leben so vollkommen zu bewähren, daß er dies Leben aufs Spiel setzte, um „in den Morgen der freiheitstrunkenen Zukunft hineinzustürmen".

Es erreichten ihn die Nachrichten vom Brande Moskaus, von Napoleons Rückzug, von der Konvention von Tauroggen, und seines Königs „Aufruf an mein Volk". Dorothea Schlegel zürnte, daß Österreich sich noch nicht rührte, fand den Aufruf so abgefaßt, daß man sich gar nicht ausschließen dürfe, und Eichendorff, Veit und Körner „wollten sich nicht von den meisten und besten deutschen Jünglingen absondern". Frau Schlegel opferte ihr kleines Vermögen der Ausrüstung ihres Sohnes. Joseph, bereit, sich nicht von Philipp zu trennen, schrieb ihm diese Strophen auf eine Redoutenmelodie:

„Kennst du noch den Zaubersaal,
wo süß Melodien wehen,
zwischen Sternen ohne Zahl
Frauen auf und niedergehen?

Kennst du noch den Strom von Tönen,
der sich durch die bunten Reihen schlang,
von noch unbekannten Schönen
und von fernen, blauen Bergen sang?

Sieh! die lichte Pracht erneut
fröhlich sich in allen Jahren,
doch die Brüder sind zerstreut,
die dort froh beisammen waren.

Und der Blick wird irre schweifen,
einsam stehst du nun in Pracht und Scherz,
und die alten Töne greifen
dir mit tausend Schmerzen an das Herz.

Uhren schlagen durch die Nacht,
drein verschlafne Geigen streichen,
aus dem Saale, überwacht,
sich die letzten Paare schleichen.

So ist unser Fest vergangen,
und die lustgen Kerzen löschen aus,
doch die Sterne draußen prangen,
und die führen mich und dich nach Haus."

Bei Schlegels vereinte die Freunde ein Abschiedsmahl, Theodor Körner eilte schon am 15. März zu den Waffen, und die beiden anderen folgten ihm am 6. April. Wilhelm von Eichendorff zog nicht mit ins Feld. Er hatte seine ganze Zukunft auf die Gemeinschaft mit Adam Müller gegründet. Zwar zerschlug sich bald ihr Erziehungsprojekt oder es wurde vielmehr an Hoffbauer abgegeben, der es indes erst Jahre später durch den schwedischen Maler und Konvertiten Klinkowström verwirklichen lassen konnte; doch sollte Wilhelm zusammen mit Müller in den österreichischen Staatsdienst Aufnahme finden, welche nahe Aussicht allerdings auch Joseph winkte, von diesem aber, des Vaterlandes wegen, aufgegeben wurde. Zum ersten Male trennten sich die Wege der Brüder, sie fühlten es wohl: für immer. Es war ein schwerer Abschied, und Joseph widmete seinem geliebtesten und treuesten, brüderlichen Freunde folgendes Abschiedsgedicht:

„Steig aufwärts, Morgenstunde!
Zerreiß die Nacht, daß ich in meinem Wehe
den Himmel wiedersehe,
wo ewger Frieden in dem blauen Grunde!
Will Licht die Welt erneuen,
mag auch der Schmerz in Tränen sich befreien.

Mein lieber Herzensbruder!
Still schien Aurora; Ein Schiff trug uns beide,
wie war die Welt voll Freude!
Du faßtest ritterlich das schwanke Ruder,
uns beide treulich lenkend,
auf froher Fahrt nur Einen Stern bedenkend.

Mich irrte manches Schöne,
viel reizte mich, und viel mußt ich vermissen.
Von Lust und Schmerz zerrissen,
was so mein Herz hinausgeströmt in Töne:
es waren Widerspiele
von d e i n e s Busens ewigem Gefühle.

Da ward die Welt so trübe,
rings stiegen Wetter von der Berge Spitzen,

der Himmel borst in Blitzen,
daß neugestärkt sich Deutschland draus erhübe. —
Nun ist das Schiff zerschlagen,
wie soll ich ohne dich die Flut ertragen?

Auf Einem Fels geboren,
verteilen kühle rauschend sich zwei Quellen,
die eigne Bahn zu schwellen;
doch wie sie fern einander auch verloren,
es treffen echte Brüder
im ewgen Meere doch zusammen wieder.

So wolle Gott du flehen,
daß er mit meinem Blut und Leben schalte,
die Seele nur erhalte,
auf daß wir freudig einst uns wiedersehen,
wenn nimmermehr hienieden:
so dort, wo Heimat, Licht und ewger Frieden."

Nicht gar lange vorher hatte Eichendorff „Ahnung und Gegenwart" beendigt und am Schlusse den Ton zu Görresscher Prophetie erhoben: „Mir scheint unsere Zeit dieser weiten, ungewissen Dämmerung zu gleichen! Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, dunkle Wolken ziehen verhängnisschwer dazwischen, ungewiß, ob sie Tod oder Segen führen, die Welt liegt unten in weiter, dumpf stiller Erwartung. Kometen und wunderbare Himmelslichter zeigen sich wieder (im Tagebuch heißt es am 13. September 1811: Im Nachhausegehen beim Roten Turm den großen herrlichen Kometen gesehen), Gespenster wandeln wieder durch unsere Nächte, fabelhafte Sirenen selber tauchen, wie vor nahen Gewittern, von neuem über den Meeresspiegel und singen, alles weist wie mit blutigem Finger warnend auf ein großes unvermeidliches Unglück hin. . . . Im Kampfe sind wir geboren, und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehen. Denn aus dem Zauberrauche unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren; wessen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den

wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zu Lust und fröhlichem Dichten, sich so gern mit der Welt vertrüge, wird wie Prinz Hamlet zu sich selber sagen: Weh, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam! Denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen, und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien in blinder Wut einander verwechseln — Wunder werden zuletzt geschehen um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht, die Donner rollen nur noch fernab an den Bergen, die weiße Taube kommt durch die blaue Luft geflogen, und die Erde hebt sich verweint, wie eine befreite Schöne, in neuer Glorie empor. — O Leontin! wer von uns wird das erleben?"

Eichendorff durfte es erleben.



Achtes Kapitel

Ahnung und Gegenwart

1

Da in Joseph von Eichendorffs Jugendroman „Ahnung und Gegenwart" seine Erzählungsform ein wenig bloßer Mechanismus bleibt oder doch infolge des Weltanschaulichen und Bekennerischen, das nicht aufgelöst wird, schwerfälliger als später arbeitet, so läßt sich aus ihm am leichtesten ein Modell dieser Form gewinnen. Die Inhaltsangabe, die wir im Folgenden geben, sei darum nicht das, was man gemeinhin unter diesem Begriff versteht und was meist keinen Wert besitzt, vielmehr ein kunstfeindliches Unding ist, sondern sie sei ein solches Modell, eine Analyse, welche die hauptsächlichen struktiven Tendenzen und formschaffenden Kräfte des Romans bloßlegt, aber eine Analyse im Sinne einer kleinen beschwingten Nachdichtung. Sie sei die Form des Romans in verkleinertem Maßstabe, der die Linien verjüngt und verkürzt und vielfach in einen Punkt zusammenfallen läßt, sie sei ein Brennspiegel, der das dichterische Leben auffängt, oder aber ein kleines System von Brennspiegeln, das die Strahlen in wenigen Punkten sammelt.

Von zwei Schiffen, die bei Sonnenaufgang die Donau hinabfahren, trägt eines den Helden des Buches und das andere die weibliche Hauptfigur, die sich hier zum ersten Male sehen und sich, durch das Wasser getrennt, Blick an Blick zur Liebe entzünden. Graf Friedrich, der, nach beendigten Universitätsstudien, von seinen Kameraden ein Stück begleitet wird, ist ein junger Mann von „einfachem, freiem, fast altritterlichem Ansehen", welchen, da er die Ausgelassenheiten der übrigen nur beschaulich-still genießt, „ein gemeiner Menschensinn leicht für einfältig gehalten hätte". Wie das Schiff mit der Schönen sich nähert, singt einer der Studenten ihr zur Gitarre kecke Strophen zu, während in Friedrich sogleich eine ernste Neigung keimt. Beide Schiffe landen am Ufer, die Studenten suchen für die Nacht ein Wirtshaus auf, das sie zum Ziele ihrer Begleitung des Grafen bestimmt haben; hier ist auch das Mädchen eingekehrt, und zufällig finden sich Friedrich und sie auf nächtlichem Balkone zu flüchtigem Kuß. Das Ende dieses Tages ist auch zugleich das Ende des ersten Kapitels. Solches Zusammenfallen von Kapitelanfang und -schluß mit einem Tagesanfang und -schluß wiederholt sich sehr oft in dem Roman und allen Erzählungen Eichendorffs, denn ihr Inhalt sind bunte Geschehnisse, von der Naturstimmung wie von einem klingenden Strome getragen, der mit kühlen Morgen, schwülen Mittagen und nachtigallerfüllten Nächten ihren Rhythmus und ihre Begleitung bildet und ihren Gang mit seinem Gang an- und abschwellen läßt. In den beiden folgenden Kapiteln schwingt sich die Handlung wieder mit je einem Tageskreis weiter und höher, der immer den vorigen in sich schlingt und das, was er einschloß, in veränderter, neuer Beleuchtung zeigt.

Bildet der liebliche Zufall der Doppelbegegnung zwischen Friedrich und der künftigen Geliebten wie ein kurzer Zusammenklang zweier Stimmen den Auftakt des Buches, so streift man nun die schöne weibliche Gestalt mit jenem für Eichendorff so bezeichnenden Panoramablick: denn von der Höhe eines mit Lusthäusern bebauten Hügels sieht Friedrich seine Rosa zu Pferde mit mehreren Reitern drunten vorübersprengen. Von diesem Gipfel herab schwingt sich nun die Linie seines Schicksals und die der Dichtung in das

offene Land, indem Friedrich auf seinem Pferde der flüchtigen Erscheinung folgt, aber da er sie nicht erreicht und bei einer Weggabelung an der Richtung, die sie eingeschlagen haben mag, irre wird, offenbart sich gleich das echt Epische dieser Linie, ihre auch weiterhin vom Zufall bestimmte vielfältig gebrochene und durchkreuzte Verschlungenheit, die nun gleich von Abenteuern scheinbar aufgehalten, in Wahrheit aber sprunghaft und überraschend gefördert wird. Der Graf gerät vor eine nächtliche Waldschenke, in der unheimliche Gesellen beim Feuer sitzen, und findet, nicht weit davon, ein Unterkommen in einer einsamen Mühle, wo ihm ein junges Mädchen, merkwürdig überrascht durch seinen Anblick, ein Zimmer anweist. Nachts sieht er sich von jener Bande aus der Schenke überfallen, sein Hauswirt selber, der Müller, als Führer der Strolche, legt die Schußwaffe auf ihn an, wird aber von Friedrich niedergeschossen, der im Handgemenge mit den Räubern zu sehen glaubt, wie ihn das Mädchen todesmutig verteidigt, bis er, verwundet, das Bewußtsein verliert.

Er erwacht in einem fremden Schlosse, wo ein schöner Knabe, der zu Füßen seines Bettes kniet, ihm für immer leidenschaftlich seine Dienste anbietet. Es ist das Schloß des Grafen Leontin, und wir sehen Friedrichs Gestalt hier plötzlich von zwei anderen Männergestalten auf bedeutungsvolle Art gleichsam flankiert, von diesem Leontin, der die Poesie wild und keck ins Leben trägt, und von dem bei ihm zu Gast weilenden Dichter Faber, der Leben und Dichtung reinlich scheiden möchte, während Friedrich selber die Vereinigung beider Gebiete verkörpert, bei der die Poesie aus dem rechten Leben und einer wahren Gesinnung emporwächst. Leontins Schwester ist es, die den verwundeten Friedrich gefunden, hierhergebracht und gepflegt hat, er macht ihr zusammen mit dem Bruder auf ihrem benachbarten Schlosse einen Dankesbesuch: es ist seine Rosa, die er sofort erkennt, wie sie sich — ein ebenfalls echt Eichendorffsches Bild — noch im Nachtkleide mit bloßen Armen aus dem Fenster in den Morgen hinauslehnt. Die Liebenden genießen ihr Wiedersehen im Vollgefühl ihres erfüllten Glückes, bevor Friedrich auf Leontins Schloß zurückkehrt, dessen anregendes Treiben von der erwachenden Sinnlichkeit eines als Jägerbursch verkleideten

vierzehnjährigen Mädchens, der kleinen Marie, koboldhaft durch-
spukt wird.

Auf einer Reise durchs Gebirge, die sie alle zusammen antreten, unterhält Faber als Märchenerzähler die Gesellschaft, und Friedrich teilt der Gräfin Rosa, während die anderen noch jagen, vor einem Bauernhause, wo sie übernachten, seine Kindheitserinnerungen mit: an das Schloß, wo er bei Pflegeeltern aufwuchs, an ein schönes italienisches Mädchen, Angelina, das eine Zeitlang bei ihnen wohnte, an seinen düster-wilden Bruder Rudolf, der geflohen und seitdem in der Welt verschollen ist. Allein die Geliebte enttäuscht den Grafen durch die Oberflächlichkeit, mit der sie seine Erzählungen aufnimmt und gar darüber einschläft. Nachts versucht der dicke Faber, auf eine Verabredung hin zu der kleinen Marie in die Kammer zu steigen, und nimmt, da er dabei betrogen und dem Gelächter preisgegeben wird, heimlichen Abschied.

Die große Dekoration der Schauplätze, die sich bisher vom Lauf der Donau durch die Ebene über das Gebirge bewegte, schiebt jetzt, bevor sie sich zur Hauptszenerie des ersten Buches erweitert und beruhigt, wie eine Wandelkulisse für einen Augenblick den Rahmen des nächsten Buches in das Gesichtsfeld: das Bild der Residenz, die man am nächsten Tage von der Höhe aus liegen sieht und die, „ein flimmernd ausgeschmücktes großes Grab", die Gräfin Rosa „wie eine Todesbraut" verschlingt. Indes nämlich die beiden Grafen mit ihren Flinten den Vögeln nachstellen, wird jene von einer im Reisewagen vorbeifahrenden Freundin entführt, von der schönen genialischen Gräfin Romana, der zweiten weiblichen Hauptfigur des Buches, die ein Gegenstück zu der zweiten männlichen Hauptfigur, zu Leontin, bildet und die hier zum ersten Male, wie ein neues, bedeutsam angeschlagenes Motiv, erscheint. Die Freunde schicken ihre sie begleitende Jäger- und Dienerschaft heim, um allein weiterzureisen, wobei sie zunächst in ein Dorf geraten und hier von dem Gipfel eines Baumes aus als Zaungäste in einen erleuchteten Ballsaal schauen. Sie entzücken sich an dem Bilde eines am Fenster stehenden Fräuleins, dem der abenteuernde Leontin etwas später ein nächtliches Ständchen bringt. Er weiß sogar ihren

Namen Julie zu erfahren, stellt fest, daß ihre in der Nachbarschaft begüterte Familie mit der seinigen bekannt ist, und beschließt kurzerhand, auf dem Schlosse dieses Herrn von A. mit dem Freunde einen Besuch abzustatten.

Es ist Lubowitzer Leben und Treiben, das, überall bei Eichendorff heimlich durchblickend, sich hier auf dem Schlosse des Herrn von A., dichterisch verarbeitet, voll entfaltet: in den Gestalten des resignierten Schloßherrn, seiner, wie Eichendorffs Mutter oder Großmutter, hausbacken-energischen Schwester, des Theologen Viktor, dessen Melancholie sich in tiefsinnigen Späßen entlädt, und eines verrückten irrenden Ritters voller Donquichotterie, der den Stein der Weisen sucht, in Friedrichs Dichterwerkstatt, die er im Garten aufschlägt, in dem Ausflug, der auf ein einsames Jagdschloß im Walde unternommen wird. Hier improvisiert Viktor, nach beendigter Jagd, einen symbolischen Groteskball voll toller Karikaturen, aber wie er bei nächtlichem Gewitter mit dem singenden Leontin im Kahne auf dem Teich beim Hause rudert, beschließt ein plötzlich ausbrechender Schloßbrand den Reigen der Lustbarkeiten, die beiden Männer eilen zu Hilfe und Rettung ans Land, mitten in den Flammen erscheint die geheimnisvolle Gestalt einer weißen Frau, bei deren Auftauchen sich nach Meinung der Landleute jede Feuersbrunst legt, und das Ganze endigt mit einem komponierten Schlußtableau, bei welchem Leontin in der Unordnung des Hofes das schlafende Fräulein Julie, die er aus dem Feuer getragen hat und deren Liebe zu ihm sich verrät, im Arme hält und Viktor hoch auf einem abgebrannten Pfeiler eingeschlummert ist. Leontin und Friedrich machen am nächsten Tage einen Streifzug nach dem Gute der weißen Frau, die, eine reiche Witwe, durch ihre Wohltätigkeit berühmt ist, doch nie Besuche weder empfangen noch erwidern soll. Es gelingt ihnen auch nicht, sie zu treffen.

Das alte Leben auf dem Schlosse des Herrn von A. nimmt sie nun wieder auf, jedoch nur für kurze Zeit. Leontin belauscht ein Gespräch des Gutsherrn und seiner Schwester, aus dem er erfährt, daß letztere ihn mit Julie verheiraten will, und, um nicht auf diese Weise ins Philisterium eingefangen zu werden, scheidet

er fluchtartig, das Mädchen todestraurig zurücklassend. Friedrich, durch einen Brief von Rosa bestimmt, in die Residenz zu gehen, nimmt ebenfalls unmittelbar danach Abschied, nachdem er ein Gedicht in seine Schreibtafel geschrieben: „O Täler weit, o Höhen."

Mit dem darauffolgenden Beginn des zweiten Buches reitet Friedrich — wie immer von dem Knaben Erwin begleitet — in die Residenz ein und sucht Rosa, da er sie nicht zu Hause trifft, auf einem Maskenball. Aber es gelingt ihm nicht, sie, die ihm nur flüchtig in männlicher Gesellschaft erscheint, zu erreichen, dagegen trifft er die kleine Marie, ganz der Weltlust ergeben, begleitet sie heim und redet der von Reue Zerknirschten ins Gewissen, ohne es hindern zu können, daß ein vermummter Liebhaber nach seinem Weggange bei ihr Einlaß findet. Rosa wohnt bei der Gräfin Romana. Er sieht die beiden auf der Abendgesellschaft beim Minister, wo sie, Rosa als himmlische und Romana als irdische Liebe, ein lebendes Bild stellen, und die Geliebte begrüßt ihn mit einer Innigkeit, mit der sich die bessere Natur in ihr aus dem Treiben der großen Welt erhebt. Dieses Treiben, wie es sich bei der Abendgesellschaft darstellt, widert den Grafen an: es besteht vorwiegend in einem ästhetischen Geschwätz, bei dem sich besonders ein blasierter Unfehlbarer, ein robuster Thyrsusschwinger und ein Schmachtender hervortun. Einzig die Gräfin Romana, die ein langes phantastisch-kühnes Gedicht improvisiert, weiß als bedeutende Natur ihn zu fesseln. Er wirft einige Worte über die Religion, welche Sache einer ernsten Gläubigkeit und nicht einer poetischen Spielerei zu sein habe, in die lügnerische Gesellschaft und hält sich an die unverdorbene Menschlichkeit eines schlichten Mannes vom Lande, mit dem er ein Gespräch führt, darin Arnims „Gräfin Dolores" ein leuchtendes Denkmal gesetzt wird. Auf ihre Einladung hin besucht er bald danach die zauberhaft schöne schwarze Romana in ihrem Schlosse. Unterwegs feiert er ein kurzes überraschendes Wiedersehen mit Leontin und Faber inmitten einer wandernden Komödiantentruppe, unter der er außerdem einen seiner ehemaligen Kommilitonen als zermürbten Liebhaber einer Schauspielerin wiederfindet. Leontin spricht mit den leichtfertigsten Anspielungen von Romana, von der, wie Friedrich bei seinem Besuch empfindet,

eine verführerische Wirkung ausgeht. Aber wie er in ihrem Schlosse übernachtet und, von einem frommen Liede draußen geweckt, die schlummernde Gräfin unbekleidet im Mondschein neben seinem Bette liegen sieht, folgt er der singenden Stimme ins Freie, die er mit Dank und Begeisterung als diejenige des treuen Leontin erkennt.

Mit dem naturfernen Stadtleben setzen, bezeichnenderweise, im Roman Herbst und Winter ein. Friedrich, der Leontin in jener Nacht nicht gefunden hat, spricht ihn erst wieder bei einer der Abendgesellschaften des Ministers, wo der Freund laut in die „ästhetischen Krämpfe" hineinlacht, einige alte Perückenträger mit echtem Jägerlatein hinters Licht führt und auch die Gräfin Romana nicht schont, die schwarzgekleidet und „fast furchtbar schön" auftaucht. Von dem Erbprinzen wird Friedrich für einen Geheimbund geworben, der die Rettung des bedrängten Landes vorbereiten will und dem auch der Minister angehört, Friedrich vergräbt sich in ernste Arbeit, um durch Staatsstudien der Sache des Vaterlandes zu dienen, zu deren Gunsten er mit Gleichgesinnten verkehrt und ratschlagt. Leontin hingegen hält sich von solchen Kreisen skeptisch abseits, ebenso Faber, der treu und fleißig über seinen Dichtungen sitzt — bis auch in Friedrich die ersten schweren Zweifel an seinen vermeintlichen Gesinnungsgenossen aufsteigen, zunächst wenigstens an dem Prinzen, der inkognito mit einem Bürgermädchen eine Liebschaft unterhält und sie in Unglück und Tod stürzt, zugleich aber Rosa nachstellt, an deren Wesen der Graf betrübende Veränderungen wahrnimmt. Der Geist des Knaben Erwin leidet und erkrankt in bedenklicher Weise unter dem Einfluß des Stadtlebens und ist erst befreit und genesen, wie Leontin Friedrich eines Nachts plötzlich zu einer Reise bestimmt. Mit dieser Reise eröffnet der Dichter aus dem schwülen Gewitterdunst der Residenz eine vielsagende Perspektive auf das Bild des deutschen Rheinstroms, den die Freunde von einer Burgruine aus unter sich liegen sehen. Mit zwei zarten Jägerburschen fahren sie auf dem Wasser, Erwin erblickt das Gesicht des einen im Schein eines Blitzes, stürzt sich in den Strom und verschwindet am anderen Ufer — alles Suchen nach ihm ist vergebens. Und mit dem Ende dieses zweiten Buches verschwindet und fällt auch sonst aus Friedrichs Leben, was den

nahenden ernsten Entscheidungen nicht gewachsen ist. Die Menschen der Residenz, wohin er zurückkehrt, enttäuschen ihn mehr und mehr. Romana zieht sich als schöne Büßerin in die Einsamkeit zurück, aber diese Magdalenenrolle ist eben auch nur eine Rolle und bald ausgespielt, ebenso unfruchtbar und selbstgefällig ist des Prinzen Bekenntnis seiner Brüchigkeit. Da wird der Schauplatz des Buches mit einem Male transparent: wie in einem Durchblick erscheint nochmals die stille, unveränderte Welt auf dem Schlosse des Herrn von A. in einem Briefe Viktors, der unter vielen anderen berichtet, daß Erwin irr und bleich für einen Augenblick erschienen sei. Marie sehen wir in Begleitung eines Herren in einem Wagen auf der Fahrt nach Italien sitzen. Und nun am letzten Ende des zweiten Buches hebt sich die Handlung, wie mit einem dritten und letzgültigen Fluchtversuch, aus der Stadt zu den schroffen Zinnen der Alpen, wohin die Gräfin Romana zur Gemsenjagd geladen hat. Leontin verschwindet in die höchsten Höhen des Gebirges, Romana, die dem Grafen Friedrich leidenschaftlich ihre Liebe gesteht, begünstigt die Entführung Rosas durch den Prinzen. Friedrich, auf der Verfolgung, glaubt Romanas Flinte auf sich gerichtet zu sehen, er eilt mit Grausen weiter, aber er ereilt Entführer und Entführte nicht.

Statt dessen findet Friedrich in den Alpen, in deren Höhenregion sich die Handlung mit dem Beginn des dritten und letzten Buches noch hält, die ersehnte Möglichkeit, der Befreiung des Vaterlandes durch die Tat zu dienen. Das Gebirgsvolk hat sich als erstes erhoben, und der Graf stößt seinem Willen gemäß bald zu dem Landsturm, den es gebildet hat. Unter diesen eingereiht, bewährt er sich sogleich als berufener Führer. Auf seinen Rat ziehen sich die in den Bergen verstreuten Trupps bei Nacht auf Schleichpfaden mitten durch den Feind auf einen Gipfel zusammen, wo sich ihre Hauptmacht befindet. Zu Friedrichs Leuten gehört auch sein ehemaliger Kommilitone, der jener Komödiantin wegen nun im Kriege den Tod sucht, und unterwegs erblickt er von einem Versteck aus einen ehemaligen Bekannten aus der Residenz als Offizier im feindlichen Lager mit der verlorenen Marie auf dem Schoße. Von dem glücklich erreichten Gipfel aus liefert das nun

vereinigte Kriegsvolk am nächsten Tage dem Gegner ein siegreiches Gefecht. Friedrich ruht nach vollbrachten Heldentaten in einem alten verlassenen Schloß; im Schloßhof überfällt ihn der ihm bekannte feindliche Offizier, der sich unter den Gefangenen befindet, wird aber von Friedrichs Leuten niedergestreckt, worauf Marie erscheint, um den Leichnam des Geliebten mit heroischer Leidenschaftlichkeit in die Berge zu flüchten.

Der Krieg breitet sich über das Land aus, doch führt er zu einem Frieden, der, wie allerdings nur angedeutet wird, den Wünschen der Vaterlandsfreunde nicht Genüge tut, und endigt zudem für Friedrich mit Ächtung und Verarmung, da sein Fürst, der zu den Feinden gehört, seine Güter einziehen läßt. Auf einsamem, traurigem Streifzuge gerät er bei einem niedergebrannten Dorfe zur Stammburg der Gräfin Romana, die soeben den feindlichen Offizieren, in deren Lager sie sich verwildert herumgetrieben, ein Abschiedsfest gibt. Friedrich trifft sie in nächtlicher Einsamkeit und begleitet sie auf ihr Schloß, um sie hier mit strengen Mahnungen auf Gott zu verweisen, kann es hingegen nicht hindern, daß sie sich, die letzte ihres Stammes, über den Trümmern ihrer Ahnenbilder erschießt, nachdem sie das Schloß zuvor angezündet hat.

Nach dieser Entladung in ihren stärksten Ereignissen kehrt die Handlung des Romans zu ihrem Ausgangspunkt zurück und schließt dadurch gleichsam einen Kreislauf. Friedrich kommt auf seiner Weiterfahrt zufällig wieder auf den mit Lusthäusern bebauten Berg, von dem aus seine Wanderung in die Welt, wobei Rosas Bild voranzog, recht eigentlich begann und der nun eine wehmütige panoramatische Rückschau über lauter Verlorenes eröffnet, das aber den Sinn — den eigenen und den des Lebens — in Gott münden läßt. Da Leontins Schloß in der Nähe ist, beschließt Friedrich, es aufzusuchen, und gerät auf diesem Wege wieder an die berüchtigte Waldmühle, wo er in jener Schreckensnacht von Räubern überfallen wurde, die aber nun im hellen Sonnenscheine daliegt. Die Dichtung macht also hier, die Bilder ihres Anfangs wiederholend, eine Rückwärtsbewegung, als wolle sie dadurch noch besonders zeigen, daß sie mit ihrem nun geschlossenen Zirkel alles, was immer ihr nur möglich sei, umschrieben habe. Doch

bleibt ihr noch vieles zu lichten und zu schlichten. Und während sie in den ganzen noch folgenden Kapiteln diese Aufklärungen und Klärungen vollzieht, nimmt die Handlung zugleich nach jener kurzen Rückwärtsbewegung noch einen letzten und höchsten Aufstieg; da jedoch ihr Ring schon geschlossen ist, scheint dieser neue Bogen, den sie zieht, über jenem geschlossenen zu lagern und aus dem Buche herauszuführen vermittelst eines perspektivischen Kunstgriffes, der an barocke Wandgemälde erinnert. Der ganze Kreis, den die Dichtung beschrieben hat, ist ein Kreis in der Fläche — durchaus flächenhaft das gleitende Spiel seiner unplastischen Figuren gleich farbigen Silhouetten. Und wenn die Handlung sich dennoch wölbt und aufwärts staffelt und sich jetzt gar mit konzentrischem, spiralenförmigen Schwunge zu Gott als zu ihrem mystischen Kulminationspunkte erhebt, so geschieht das gleichsam durch eine illusionistische „Auflösung der Wand".

Friedrich hört an der Mühle das Lied vom zerbrochenen Ringlein — „In einem kühlen Grunde" — singen; es kommt aus dem Munde eines Mädchens, in dem er nicht nur seine Retterin aus der Nacht des Überfalls zu erkennen glaubt, sondern dessen Züge ihn auch an seine Kindheitsgespielin Angelina erinnern. Sie flüchtet vor dem Geräusch seiner Schritte. Er aber findet unweit davon Julien und Leontin, letzteren mit einem verwundeten Arm in der Binde. Leontin erzählt ihm von seinen Kriegsabenteuern, seinem Wiedersehen mit Julie, die er irrtümlicherweise für verlobt mit einem brillentragenden Stubenhocker gehalten, von seiner Verteidigung des eigenen Schlosses, die, als eine noch nach Friedensschluß begangene Kriegshandlung, ihm die Verfolgung durch den Feind zugezogen, vor der Julie ihn hierher geflüchtet habe. Sie übernachten nun alle in der verlassenen Waldmühle. Nachts wird Friedrich durch ein Lied aus seiner Kindheit, das er auch von Erwin gehört hat, geweckt; er findet draußen den Knaben, der bei seinem Anblick zu Boden stürzt und unter Krämpfen und Phantasien den Geist aufgibt. Da stellt sich heraus, daß er ein Mädchen war, dasselbe Mädchen, das ihn aus Räuberhand gerettet hat, und seine Züge sind die der kleinen Angelina. Friedrich beschließt mit Leontin ins Gebirge zu reiten und dort einen Alten im Walde zu suchen,

von dem das Mädchen in seinen letzten Phantasien gesprochen hat und der wohl alle noch dunklen Zusammenhänge aufhellen kann. Unterwegs erzählt Leontin, daß die Verstorbene, von Julie gehegt und mit Mädchenkleidern angetan, die letzte Zeit als Irrsinnige bei ihr auf dem väterlichen Schlosse gelebt habe, daß sie von einer leidenschaftlichen Liebe zu Friedrich erfüllt gewesen sei, daß sie damals in den Rhein gesprungen und, wohl aus Eifersucht, geflohen sei, weil sie in den beiden Jägern Rosa und Romana erkannt habe, und daß sie diese Nacht auf dem Schloß ihrer alten Knabentracht habhaft geworden sein müsse. Von ihrem einsamen Ritt aus sehen die beiden Freunde am Abend die Residenz im Scheine eines Feuerwerks unter sich liegen, sie machen einen Abstecher dorthin, so daß also auch dieser Schauplatz nochmals flüchtig wiederkehrt, und sehen den Erbprinzen und Rosa, welche soeben Hochzeit halten, wie sie sich der Menge zeigen; der erste Bräutigam der Gräfin, so heißt es, sei im Kriege geblieben. Ins Gebirge zurückgekehrt, gelangen die Grafen auf ihrer weiteren Reise an den Punkt, von dem Friedrichs Leben und Geschichte ihren Ausgang nahmen, wenn der Roman ihn auch erst später in seinen Kreis einbezogen hat: nach einem Irrgang durch das Labyrinth einer phantastischen Gartenanlage erkennt nämlich Friedrich die Gegend seiner Kinderzeit, aber von dem Schloß sind nur Trümmer geblieben, zwischen denen sich ein allegorisches Grabdenkmal erhebt. Noch höher im Gebirge finden die Freunde endlich ein Schloß, ein merkwürdiges Asyl solcher, die im Leben Schiffbruch gelitten und dabei meist den Verstand verloren haben: unter ihnen ist ein Irrer, der den Karfunkelstein sucht, ein Pseudoritter und die verlorene Marie, die sie stumm, mit dem Finger auf dem Munde, bedient. Da sprengt der Herr des Schlosses in den Schloßhof. Am nächsten Tage lernen die Grafen ihn kennen — es ist Friedrichs verlorener Bruder Rudolf, ein trotzig-finsterer Weltverächter, der sich hier oben mit Narren umgeben hat. Er erzählt seine Lebensgeschichte. Darin spielen die Hauptrolle die schöne Angelina, die er geliebt und entführt hat, und ein unheilbringender Widersacher, der ihn von seiner Knabenzeit an verfolgt und an dem er zuletzt zum unfreiwilligen Mörder wird. Es klärt sich auf, worauf geheimnis-

volle Vorkommnisse des Romans schon öfter hingewiesen haben, daß der vermeintliche Knabe Erwin Rudolfs und Angelinas, der „weißen Frau", Tochter war. Das Schloß wurde Rudolf mit einem großen Besitz an Geld von einem Einsiedler vermacht, und hier blieb er, mit Gott und der Welt zerfallen.

In Friedrich hat sich nun endgültig die Religion gestärkt und ist zum einzigen Inhalt seines Lebens geworden. Über allen Schauplätzen der Welt und über Rudolfs trauriger Narrenburg erhebt sich auf der letzten Höhe des Gebirges ein Kloster, wo Friedrich zu bleiben beschließt, während Leontin mit dem Herbste von ihm Abschied nimmt, um seinerseits im Kampfe mit der Welt seine Läuterung zu suchen. Als letztes Bild aus dem Leben der Niederungen erscheint ein Leichenzug, von welchem Rudolf erzählt, der ihn durch die weißen Winterfluren hat dahinziehen sehen. Da trug man den alten Herrn von A. zu Grabe. Friedrich erfährt dies von Leontin und Julie, die im Frühling zu einem letzten Lebewohl zu ihm heraufkommen, um danach über das Meer zu reisen, welches sich, von der Klosterhöhe zu erblicken, im Hintergrunde ausdehnt. Sie werden hier oben in der Kirche getraut, und ihre Hochzeit, die sich in das bunte Pilgertreiben eines Wallfahrtsfestes mischt, wird durch ein feierliches Mahl beschlossen, das unter den Bäumen vor dem alten Schlosse gehalten wird. Gegen Abend erscheint plötzlich auch Faber, von Rudolf herbeigeführt, und aus dem Gebüsch ertönt beim Sternenschein die Musik von Spielleuten, die Leontin bestellt hat und deren erste Klänge den finsteren Rudolf vertreiben. Den andern aber schwillt das Herz, und wessen es voll ist, des geht ihr Mund nun über in Wechselgespräch und Wechselgesang, wobei zunächst der europamüde Leontin, der in einem neuen Erdteil ein neues Leben beginnen will, sein Glas auf die Freiheit erhebt und sie in dem Sinne deutet, der die ganze Dichtung durchzieht: „Ich meine jene uralte lebendige Freiheit, die uns in großen Wäldern wie mit wehmütigen Erinnerungen anweht, oder bei alten Burgen sich wie ein Geist auf die zerfallene Zinne stellt, der das Menschenschifflein unten wohl zufahren heißt, jene frische, ewig junge Waldesbraut, nach welcher der Jäger frühmorgens aus den Dörfern und Städten hinauszieht und sie mit

seinem Horne lockt und ruft, jener reine, kühle Lebensatem, den die Gebirgsvölker auf ihren Alpen einsaugen, daß sie nicht anders leben können, als wie es der Ehre geziemt." Julie und Faber antworten mit Strophen, die der deutschen Ehre und der deutschen Zukunft gelten, während Friedrich, als welcher sich das Kreuz zum Schwert gewählt, die Religion als Anfang und Ende, als Mittelpunkt und lebendiges Band alles wahren Strebens und Wiedergebärerin der rechten Taten verkündet. Faber will daraufhin der Poesie und Kunst ihre Selbstbestimmung und Selbstherrlichkeit gerettet wissen, die, von allen noch so hohen Tendenzen unberührt, rein um ihrer zwecklosen Schönheit willen da sein müsse. Wie dann aber Friedrich, nun ebenfalls in Versen, dies Reich der Schönheit als dasjenige feiert, in das sich gerade die Wahrheit vorbildlich und mit erlösender Liebeskraft gerettet habe, da ist es auch Faber zufrieden. Rudolf kommt zurück und schüttet ihnen mit Hohn sein ganzes Gold vor die Füße, mit dem sich jedoch nur Faber die Taschen vollstopft, es seelenruhig zwar gleichsam nur als Mittel zum Zweck bezeichnend, und nimmt Abschied, um, als Glaubensloser, sich der Magie zu ergeben und in deren altes Wunderland, nach Ägypten zu reisen. Fabern sieht man mit dem Morgen ins offene, blühende Land hinausziehen und Leontins und Juliens Schiff auf hohem Meer die Segel schwellen. Der glückliche Friedrich erblickt vom stillen Klostergarten aus nur dies und nicht, daß man aus der Kirche eine ohnmächtige Büßerin herausträgt, die schon während der Wallfahrts- und Hochzeitsfeier am Altar gekniet und die niemand anders als Rosa ist. Und, wie das Buch anfing, so schließt es: „Die Sonne ging eben prächtig auf."

2

Der Roman enthält viel Selbstbiographisches, aber er ist kein selbstbiographischer Roman, erstlich deshalb nicht, weil er frei und sogar phantastisch komponiert ist, und sodann nicht, weil Graf Friedrich, obwohl gerade seine Erlebnisse hauptsächlich aus Eichendorffs Leben geschöpft sind und er meist dessen Standpunkt den Dingen gegenüber einnimmt, kein Selbstbildnis,

sondern höchstens ein Idealbild seines Dichters, ein Bild dessen, was dieser sein möchte, darstellt. Doch auch das ist nicht beharrlich durchgeführt, denn Eichendorff hat z. B. weder die Abwendung vom Leben noch den Priesterberuf jemals angestrebt. Friedrich ist also eine ideale Figur, in der Eichendorff viel Eigenes gibt, ferner eine Verkörperung der Mannestugenden, deren er sich am meisten befleißigt, doch enthält diese Figur auch Züge und Erlebnisse, die er gerade nur für seinen Roman brauchte und die freilich alle ebenfalls solche sind, wie er sie besonders heilig hält. Aber sogar wenn sie ein Selbstbildnis des Dichters sein sollte, so wäre sie es nicht, denn sie bleibt schemenhaft, ein mustermäßiger Tugendheld, und nur der Roman als Ganzes kann unter anderem auch für ein Selbstbild seines Schöpfers genommen werden. Wohl aber bezeichnet diese Figur getreulich den sittlichen Standpunkt von Eichendorffs Kunst, daß ein ruhiges, tapferes, tüchtiges und ritterliches Leben jedem Manne vonnöten ist und daß alle Talente Tugenden werden müssen. Die Gesinnung ist die Schwelle zum tätigen, tüchtigen Leben, und auf ihr steht Eichendorff mit seinem Grafen Friedrich. Er selbst schreitet über sie hinweg in dies tätige, tüchtige Leben wirklich hinein, allein als Dichter bleibt er mit seinem Helden zeitlebens stehen auf ihr, über der sich die Türe nach beiden Seiten öffnet. Von der einen Seite naht ihm das bunte Gewirre romantischer Masken und Lebensläufe, und nur dieses ist es, was ihn als Erzähler immer wieder reizt, und von der andern Seite kommt ihm die Kraft, jenem Gewirre vor seiner Schwelle Halt zu gebieten, es fromm zu besprechen, seine Gefahren wohl zu kennen, zumal er selber in sie verstrickt war, aber ihnen nie zu erliegen, und das Ganze frohgemut und ernst als ein schönes, unwirkliches Spiel seines Gefühls zu gestalten. Das tätige Leben selber künstlerisch zu formen, war ihm, wie jedem Romantiker, versagt.

Aber ist er ohne die Vorzüge eines poetischen Realismus, dessen Stoffe er gern mit dem kindlichen Spottwort „Plunder" bezeichnet, so besitzt er andererseits wenigstens auch nicht die Nachteile solcher zu sehr der Empirie dienenden Kunst, denn in erster Linie muß die Kunst unwirklich sein, und es ist für sie besser, wenn

sie auf Wirklichkeiten verzichtet, als wenn sie diese gar nicht oder nur halb in künstlerische Un- und Überwirklichkeit erhebt. Freilich werden die Forderungen der Wirklichkeit, deren Bedeutung für das Leben ja Eichendorff so hochschätzt, in seinem Roman nur Predigt und Rhetorik, aber daß er sie darin erkannt und aufgestellt hat, dies macht das Buch doch zu einem Zeugnis für jene Gesundung, auf die ein Arnim, ein Friedrich Schlegel hinarbeiteten, welche die Romantik aus dem skeptischen Relativismus in eine positive vaterländische, politische, religiöse, ethische und künstlerische Gläubigkeit zu retten suchten und als deren Schüler sich Eichendorff mit seinem Roman und seinem Grafen Friedrich ausweist. Namentlich hatte ihn ja Dorothea Schlegel gelehrt, daß die großen Worte der meisten Romantiker plötzlich etwas ganz anderes, gerade ihr Gegenteil, bezeichnen könnten. Sie spricht einmal von der „wunderlichen Krankheit", in der jene „nichts fühlen als ihr Gefühl und nur ihr Denken denken: wie die Maler, die keine Landschaft malen können, ohne sich selbst als zeichnende Figur im Vordergrund zu setzen. Sie sehen nur ihre eigene Gestalt in aller Welt, als ob diese Welt hinter ein Spiegelglas gestellt wäre".

„Was sie sich sollten zu haben befleißen,
das wollen sie alles selber sein.
Statt sich zu vergnügen am Sonnenschein
und voller Lust die Wonne zu saugen ein,
bilden sich die tauben Narren ein,
lieber selber die Sonne zu sein."

Diese Gefahren romantischen Wesens und Lebens hat Eichendorff in seinem Roman aufs mannigfaltigste in den verschiedensten Figuren darzustellen gesucht. Alle Gespräche, die Leontin und Faber miteinander führen, erscheinen Friedrich als „egoistische Monologe, wo jeder nur sich selbst reden hört und beantwortet, anstatt daß er bei jeder Unterhaltung mit Eifer für die Sache selbst in den andern überzeugend einzudringen suchte". Und von dem Dichter heißt es ein andermal: „Faber aber hatte indes, so boshaft er auch aussah, schon längst der Zorn verlassen, denn es waren ihm mitten in der Wut eine Menge witziger Schimpfwörter

und komischer Grobheiten in den Sinn gekommen, und er schimpfte tapfer fort, ohne mehr an den Jäger zu denken, und brach endlich in ein lautes Gelächter aus, in das Leontin und Friedrich von Herzen mit einstimmten." Doch hier hat entschieden das spielerisch Artistische, die Selbstberauschung am eigenen Wort, etwas von temperamentvoller, echter und naiver Künstlerfreude und etwas harmlos Liebenswürdiges, das selbst Friedrich ohne Arg und Widerspruch genießt. Ihn fordert es nur heraus, wenn der Mangel an Ernst und Sachlichkeit, das Komödienspielen mit und vor sich selbst und mit dem Wort, bis in Fabers Werke dringt, wenn dieser eine männliche Herausforderung an alle Feinde der deutschen Ehre zu eben der Zeit dichtet, als er Reißaus nimmt, um nicht mit gegen die Franzosen zu Felde ziehen zu dürfen. „Wie wollt Ihr," eifert Friedrich dagegen und gegen Fabers Selbstverteidigung, poetisch sein und Poet sein, das seien zwei verschiedene Dinge, und bei dem letzteren sei immer etwas Taschenspielerei und Seiltänzerei mit im Spiel, „wie wollt Ihr, daß die Menschen Eure Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn Ihr Euch selber nicht glaubt, was Ihr schreibt, und durch schöne Worte und künstliche Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles, nichtsnutziges Spiel, und es hilft Euch doch nichts, denn es ist nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. . . . Habe ich nicht den Mut, besser zu sein als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht. Die heiligen Märtyrer, wie sie, laut ihren Erlöser bekennend, mit aufgehobenen Armen in die Todesflammen sprangen — das sind des Dichters echte Brüder, und er soll ebenso fürstlich denken von sich; denn wie sie den ewigen Geist Gottes auf Erden durch Taten ausdrückten, so soll er ihn aufrichtig in einer verwitterten, feindseligen Zeit durch rechte Worte und göttliche Erfindungen verkünden und verherrlichen." Aber Faber gibt darauf zur Antwort: „Schön, besonders zuletzt sehr schön gesagt" und drückt dem Grafen herzlich die Hand. Immerhin hat seine Charakterlosigkeit, die Ruhe, mit der er sich zu ihr bekennt und mit der er erklärt: „Dem einen ist zu tun, zu schreiben mir gegeben," auch wieder Charakter, und man hat ihn sich

als echten Dichter von zeitweise großem Fleiß vorzustellen, dessen gutmütige Kindlichkeit und dessen wirkliche Leistung mit dem Spielerischen und Trägen, mit der Ungleichheit und Charlatanerie, die einen Teil seines Wesens bilden, aussöhnen können. Und in dem ergreifenden Märchen vom Ring hält er der schönen Rosa und aller haltlos-leichtfertigen Koketterie einen ernsthaften Spiegel vor. Überhaupt stellt das Freundespaar Faber und Leontin einen Bund echt romantischer Naturen dar, die in der romantischen Gefahr nicht untersinken, und sie gleichen darin dem Freundespaar Arnim und Brentano, an das allerdings Friedrich und Leontin noch mehr erinnern. Denn Arnim hat seine Ritterlichkeit und wortkarge Festigkeit, auch seinen hohen Wuchs und überhaupt seine altdeutsche männliche Schönheit, was alles auf den jungen Eichendorff einen so unauslöschlichen Eindruck machte, der Gestalt des Grafen Friedrich geliehen, während sich Brentanos Bild, wie es in Joseph nachwirkte, in die beiden Figuren Faber und Leontin spaltete. Der dicke Faber hat Brentanos Weichheit, Bequemlichkeit, Sinnlichkeit, gutmütige Polterwut, Selbstironie, tragikomisches Schillern zwischen Ernst und Scherz und strömende Produktivität, Leontin Brentanos leichtes, nachlässiges und ausländisches Äußere, seine ewig bewegliche Dämonie, seinen sprühenden, kecken Witz, seine geniale Zerrissenheit, die doch inbrünstig nach Größe und Echtheit trachtet und nie ganz den Halt verliert; er zieht, genau wie Brentano, mit seiner Gitarre am Rhein von Haus zu Haus gleich einem reisenden Spielmann und erzählt den Mädchen Märchen oder singt ihnen neue Melodien auf ihre alten Lieder. „Ich könnte so fromm sein wie ein Lämmchen", sagt Leontin, „und niemals eine Anwandlung von Witz verspüren, wenn nicht alles so dumm ginge", worauf Friedrich erwidert: „Nimm dich in acht mit deinem Übermute! Es ist leicht und angenehm, zu verspotten, aber mitten in der Täuschung den großen, herrlichen Glauben an das Bessere festhalten und die anderen mit feurigen Armen emporzuheben, das gab Gott nur seinen liebsten Söhnen" — was Leontin mit vollem Ernst und dem ehrlichen Wunsch, sich zu bessern, entgegennimmt. Sein Witz trifft im Grunde denn auch weniger den Weltlauf als vielmehr alle Erbärmlichkeit und Halbheit. Er kann dem Dichter

Faber aufrichtig Freund sein, aber über die geniale und liederliche Gräfin Romana spricht er mit unerbittlichem Zynismus und von seiner schönen Schwester Rosa sagt er ärgerlich: „Weltfutter, nichts als Weltfutter!“ Mit dem rätselhaften, irrenden Ritter von der traurigen Gestalt, der auf dem Gute des Herrn von A. eine komische Figur bildet, dessen scharfe, ganz selbsterschaffene Ausdrücke „aber eine entschiedene Anlage zum Tiefsinn“ verraten, ob sie auch, „wie eine üppige Wildnis, durch den lebenslangen Müßiggang zerrüttet und fast bis zum Wahnsinn verloren“ scheint, fühlen beide Grafen, namentlich jedoch Leontin, eine gewisse Kameradschaft, und letzterer ruft bei seinem Anblick in Gedanken mit Liebe aus: „Romantische goldene Zeit des alten freien Schweifens, wo die ganze schöne Erde unser Lustrevier, der grüne Wald unser Haus und Burg, dich schimpft man närrisch.“ Den Theologen Viktor, in dem Eichendorff seinem geliebten „Herrn Kaplan“ ein Denkmal gesetzt hat, haben beide gleich sehr ins Herz geschlossen. Auch er hat den romantischen Knick, er ist ebenfalls in seinem Ich befangen, er kann z. B. kein Lied vertragen, wo er nicht selbst mitsingen darf, aber entgegen den weit gebildeteren und intellektuelleren Menschen, wie etwa Faber, Romana, der Prinz, Rudolf und die Teetischhelden, die alle nur an einem Widerspruch zwischen Leben und Dichten, zwischen den Forderungen der sittlich zu bemeisternden Wirklichkeit und ihren Träumen und Gelüsten kranken, ist der Widerspruch in seinem Inneren eine tiefe Erkenntnis von dem Widerspruch der ganzen Schöpfung, von dem er sich mit wildem, aber wahrhaft tiefsinnigen Humor befreit, und ein Widerspruch zwischen dem Alltag und seinem übervollen, zu keinem Kompromisse fähigen Gemüt. „Viktor kommt mir vor“, sagt Friedrich, „wie jener Prinz in Sizilien, der in seinem Garten und Schlosse alles schief baute, so daß sein Herz das einzige Gerade in der phantastischen Verkehrung war.“ Dieser echt romantischen Bildersprache im Urteil über Menschen, die dadurch poetisiert werden, bedient sich übrigens sonst nur Leontin. Überhaupt spiegeln Leontins Worte die meisten übrigen Figuren des Buches, und einmal erscheint in diesem Spiegel auch ein Zerrbild Fabers, jener vermeintliche Bräutigam seiner Julie: „Er war nach seiner

Art verliebt in Julie, aber ein Mädchen im Ernste zu lieben oder gar zu heiraten, hielt er für lächerlich, denn — er war zum Dichter berufen. Als nachher der Krieg ausbrach und das Gerücht mein Benehmen dabei auch bis dorthin trug, pries er mit grenzenlosem Enthusiasmus, doch immer mit der vornehmen Miene eines eigenen höheren Standpunktes, solche erzgediegene, lebenskräftige Naturen, ewig zusammenhaltende Granitblöcke des Gemeinwesens usw., aber selbst mit dreinschlagen konnte er nicht, denn — er war zum Dichter berufen. . . . Julie suchte unermüdlich zwischen den zusammengefallenen Steinen, erkannte mich endlich und trug mich selbst aus den dampfenden Trümmern. Der Bräutigam machte ein Sonett darauf, und Julie heilte mich zu Hause aus."

Weit weniger launig-harmlos ist die Teegesellschaft der Residenz dargestellt. Hier arbeitet Eichendorff unmittelbar nach dem Leben, er gibt eine kleine Zeitsatire, die gewisse ästhetische Zirkel Berlins und Wiens treffen soll, aber vor allem flicht er eine schneidende Abrechnung mit seinen Heidelberger Freunden hinein. Da ist der sogenannte „heilige Thyrsusschwinger", der wütend Begeisterte von Profession, der mit schreiender Stimme eine lange Dithyrambe von Gott, Himmel, Hölle, Erde und dem Karfunkelstein deklamiert und in dem wir Strauß zu erkennen glauben. Und da ist mit den unverkennbaren Zügen des Grafen Loeben der „Schmachtende", der gespitzten Mundes mit der Frau des Hauses eine Seele ist und von dessen Unterhaltung mit ihr man nur einzelne Laute vernimmt wie: „Mein ganzes Leben wird zum Roman" — „überschwengliches Gemüt" — „Priesterleben", bis auch er ein ungeheures Paket Papiere aus der Tasche zieht und mit priesterlicher Feierlichkeit daraus vorliest. „Es ist ein guter Kerl, aber er hat keine Mannsmuskel im Leibe", meint Leontin von ihm und sagt von seinen Gedichten: „Es waren deutsche Worte, spanische Konstruktionen, welsche Bilder, altdeutsche Redensarten, doch alles mit überaus feinem Firnis von Sanftmut verschmiert. Ich gab ihm ernsthaft den Rat, alle Morgen gepfefferten Schnaps zu nehmen, denn der ewige Nektar erschlaffe nur den Magen, worauf er sich entrüstet von mir wandte." Der Roman selber aber bemerkt zu den Gedichten dieses Schmachtenden: „Keinem der-

selben fehlte es an irgendeinem wirklich aufrichtigen kleinen Gefühlchen, an großen Ausdrücken und lieblichen Bildern. Alle hatten einen einzigen, bis ins Unendliche breit auseinandergeschlagenen Gedanken, sie bezogen sich alle auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie, aber die Poesie selber, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber sprechen, kam nicht zum Vorschein vor lauter Komplimenten davor und Anstalten dazu. Friedrich kamen diese Poesien in ihrer durchaus polierten, glänzenden, wohlerzogenen Weichlichkeit wie der fade unerquickliche Teedampf, die zierliche Teekanne mit ihrem lodernden Spiritus auf dem Tische wie der Opferaltar dieser Musen vor. Er erinnerte sich bei diesem ästhetischen Geschwätz der schönen Abende im Walde bei Leontins Schloß, wie da Leontin manchmal so seltsame Gespräche über Poesie und Kunst hielt, wie seine Worte, je finsterer es nach und nach ringsumher wurde, zuletzt eins wurden mit dem Rauschen des Waldes und der Ströme und den großen Geheimnissen des Lebens, und weniger belehrten, als erquickten, stärkten und erhoben." Das enthält eine Abwendung Eichendorffs von dem Geiste seiner Heidelberger Freunde zu demjenigen Arnims und Brentanos, und zwar eine Abwendung in dem Sinne, wie die Schlegels in ihrer Beurteilung des Grafen Loeben sie ihn gelehrt hatten. Diese Abwendung schließt wohl eine Abrechnung in sich, eine so mahnend scharfe, wie sie nur Freundschaft erzeugt und zu der auch nur Freundschaft berechtigt, aber sie bedeutet keineswegs eine Abfuhr. Eichendorff blieb mit Loeben befreundet, gestand ihm auch ein, daß er ihn mit dem Schmachtenden gemeint, und Loeben nahm dies weder übel noch schmälerte es zunächst s e i n e Freundschaft und seine Bewunderung und Liebe für „Ahnung und Gegenwart", wenn auch die öffentliche Absage des Freundes an den Geist ihres gemeinsamen Poesie- und Freundschaftskults naturnotwendig den Grund zu langsamer gegenseitiger Entfremdung legen mochte. Loeben konnte um so mehr das Unpersönliche, durchaus Sachliche an Eichendorffs Abrechnung anerkennen, als der Freund in ihr zugleich Abrechnung mit sich selber hielt. Denn an der kranken Epoche Loebens, die hier verspottet wurde, hatte ja der Spötter selber gelitten, und die im Roman

zitierten und gegeißelten Gedichte des Schmachtenden sind Gedichte Eichendorffs, wenn auch unter Loebenschem Einfluß entstandene:

> „Was die andern sorgen wollen,
> ist mir dunkel,
> mir will ewger Durst nur frommen
> nach dem Durste.“

Die Typen einer modisch verzerrten Romantik durchziehen dann noch das ganze weitere Buch bis zu seinem Schluß, bis hinauf zu Rudolfs Narrenburg, jenem Bereich der unrettbar Lebensschiffbrüchigen, in welchem diese satirischen Figuren, wandelnde Beispiele für die richtenden Zeittendenzen des Romans, einen schauerlich grotesken Ernst annehmen, wenn z. B. hier ein Irrer in feierlich abgemessenem Schwebeschritt, dessen Mantel wie der Schweif eines sich aufblähenden kalkuttischen Hahnes hinter ihm drein rauscht, den Karfunkelstein sucht, oder wenn ein Pseudo-Ritter christliche Reden führt, aber dann plötzlich die Zuhörer lorgnettiert mit den Worten: „Aber ihr seid doch recht einfältig, daß ihr das alles eigentlich so für baren Ernst nehmt! Ihr seid wohl noch niemals in Berlin gewesen?“ und sein Ritterwams auszieht, unter dem ein modernes Negligé zum Vorschein kommt.

Wird die romantische Gefahr mit den Nebenfiguren mehr oder weniger in das Gebiet des Tragikomischen hineingespielt, so wird sie in denjenigen Gestalten, die nächst Friedrich, Faber und Leontin etwa den breitesten Raum einnehmen, zur Tragik — wobei man freilich dies Wort nicht in dem Sinne der echten Tragödie nehmen darf, welche die Schuld zugleich als Tugend und den Untergang als deren läuternde Bewährung begreift. Rosa freilich hat kaum einen anderen romantischen Zug als den eines allgemeinen Abenteuerdranges; er vermischt sich mit Weltlust, Oberflächlichkeit und Eitelkeit zu einem bloß typischen Schicksal im Sinne von Friedrichs Gedicht „Der armen Schönheit Lebenslauf“, das für die schöne Büßerin die Rettung einer ernsthaften Umkehr offen läßt. Aber der Fall sowohl Romanas wie des Prinzen ist hoffnungslos, denn bei ihnen ist ein viel reicheres Gemüt unheilbar verwildert, sie haben „die Einfalt, diese Grundkraft aller Tugend, leichtfertig

verspielt", für sie ist selbst die Buße „nur ein Rausch, obgleich der schönste in ihrem Leben"; sie kennen „gleichsam alle Schliche und Kniffe der Besserung". Romana legt den tiefsten Jammer ihrer Seele in Briefen nieder, bei denen sie selber staunt, wie moralisch sie zu schreiben weiß, und die im Teezirkel der Residenz für Grundrisse zu einem Roman genommen werden, dessen Geist und feine Anlage man bewundert. Der Prinz aber, den Romana zuerst verdorben hat, dichtet auf seine Verführung des Bürgermädchens und ihren von ihm verschuldeten Tod eine Reihe von Sonetten, mit deren reuigem Schluß er besonders gefallen möchte. Wie er jedoch hört, daß die Verstorbene in der Kirche, in der sie begraben ist, umgeht, wird er blässer und blässer. „Warum fürchten Sie sich?", sagt Friedrich zu ihm, „wenn Sie den Mut hatten, das hinzuschreiben, warum erschrecken Sie, wenn es auf einmal Ernst wird und die Worte sich rühren und lebendig werden?" Vor allem aber bietet Rudolfs Gestalt und Geschichte ein einziges romantisches Krankheitsbild. Die Stimmung, die das Leben in ihm hinterlassen hat, ist wüst, überwacht und katzenjämmerlich wie nach einem Ball, und dennoch ist ihm als Letztes und Einziges die Sehnsucht geblieben, als müsse die Sonne aufgehen. Von Kindheit an ist dieses Leben durch dunkle, überpersönliche Mächte bestimmt, Aberglauben, Prophezeiung, okkulte Zusammenhänge haben entscheidende Gewalt über ihn, niemals gelingt ihm selber die Herrschaft über sich und die Dinge, er versucht sie auch gar nicht, sondern er läßt sich treiben von allen äußeren Zufällen und Einflüssen, die ihm als vorbestimmtes Verhängnis erscheinen, und mehr noch von den losgerissenen Engeln und Teufeln seiner Brust. Eine Knabenfeindschaft ist seine früheste Kindheitserinnerung, und der unbekannte Gegner von damals tritt ihm an allen Wendepunkten seines Lebens unheilbringend in den Weg. Eine Zigeunerin hat ihm vorhergesagt, daß diese dunkle Verbindung mit Mord enden werde, und er begegnet dieser alten Wahrsagerin noch öfter oder glaubt sie in entscheidenden Augenblicken in einer Alten zu erkennen. Von menschlicher Gemeinschaft, von gesellschaftlicher Eingliederung schließt ihn seine Natur von Kindesbeinen an aus, und Erziehungsversuche erregen nur seine Verstocktheit oder seinen Witz. Dagegen hat er eine

dunkle und wilde Sehnsucht nach dem Fernen, Geheimnisvollen, Unbekannten, die sich in einer frühen leidenschaftlichen Liebe zu einer kleinen Italienerin entlädt. Diese Sehnsucht treibt ihn auf die Wanderschaft, in Abenteuer und in den Krieg. Aber aller Begeisterung, mit der er etwas ergreift, folgt Erschlaffung und Langeweile auf dem Fuße, und es ist ihm unmöglich, sich als Soldat in ein Ganzes ein- und unterzuordnen, wie ihm jeder Dienst, jede Sachlichkeit, jeder Gehorsam unmöglich ist. So geht sein Leben „rasch, bunt, ungenügsam, wechselnd und in allem Wechsel doch unbefriedigt" dahin. Er wirft sich mit unerhörtem Fleiße auf die Malerei und durchstreift Italien. „Ich glaubte damals," so erzählt er, „die Kunst werde mein Gemüt ganz befriedigen und ausfüllen. Aber es war nicht so. Es blieb immer ein dunkler, harter Fleck in mir, der keine Farben annahm und doch mein eigentlicher innerster Kern war. Ich glaube, wenn ich in meiner Angst einen neuen Münster hätte aus mir herausbauen können, wäre mir wohler geworden, so felsengroß lag immer meine Entzückung auf mir. Meine Skizzen waren immer besser als die Gemälde, weil ihre Ausführung meistens unmöglich war. Gar oft in guten Stunden ist mir wohl eine solche Glorie von nie gesehenen Farben und unbeschreiblich himmlischer Schönheit vorgekommen, daß ich mich kaum zu fassen wußte. Aber dann wars auch wieder aus, und ich konnte sie niemals ausdrücken." Und wie ihm die Kunst am Ende nur als Putz und eitel Spielerei erscheint, so läßt auch die Liebe, der er sich nun mit derselben Gier hingibt, nichts als den Hefenrest der schalen Erkenntnis in ihrem Becher für ihn zurück, daß sie eine „liederliche Anspannung der Seele" sei. Dafür lockt ihn die Philosophie in ihre wunderbaren Tiefen, und er glaubt in ihr die „heiligen, unbekannten Quellen" der Welt zu entdecken, denn der Hang zum Tiefsinn ist seine angeborene Natur, und selbst seine ganze Malerei war im Grunde nur „ein falsches Streben, das Unaussprechliche auszusprechen, das Undarstellbare darzustellen". Allein alle Systeme führen ihn entweder von Gott ab oder zu einem falschen Gotte. „Alles aufgebend und verzweifelt, daß ich auf keine Weise die Schranken durchbrechen und aus mir selbst herauskommen konnte, stürzte ich mich nun wütend, mit wenigen lichten Augen-

blicken schrecklicher Reue, in den flimmernden Abgrund aller sinnlichen Ausschweifungen und Greuel, als wollte ich mein eigenes Bild aus meinem Andenken verwischen." Und nachdem ihn auch dieser Strudel, in dem er wirklich zum unfreiwilligen Mörder seines unbekannten Feindes wird, ausgespieen, landet er schiffbrüchig und als Erbe eines reichen Einsiedlers auf jenem verfallenen Schloß, das den letzten Schauplatz von „Ahnung und Gegenwart" bildet. „Ich hätte nun wieder in die Welt zurückkehren können mit dem Schatze zu allgemeinem Nutzen und Vergnügen. Aber ich passe nirgends mehr in die Welt hinein. Die Welt ist ein großer, unermeßlicher Magen und braucht leichte, weiche, bewegliche Menschen, die er in seinen vielfach verschlungenen, langweiligen Kanälen verarbeiten kann. Ich tauge nicht dazu, und sie wirft solche Gesellen wieder aus, wie unverdauliches Eisen, fest, kalt, formlos und ewig unfruchtbar." Er umgibt sich mit Narren. Denn „was ist es denn mehr und anders," meint er, „als in der andern gescheiten Welt? Da steht auch jeder mit seinen besonderen eigenen Empfindungen, Gedanken, Ansichten und Wünschen neben dem andern wieder mit seinem besonderen Wesen, und wie sie sich auch, gleichsam mit Polypenarmen, künstlich betasten, und einander recht aus dem Grunde herauszufühlen trachten, es weiß ja doch am Ende keiner, was er selber ist oder was der andere eigentlich meint und haben will, und so muß jeder dem andern verrückt sein, wenn es übrigens Narren sind, die überhaupt noch etwas meinen oder wollen". Sein Bruder Friedrich will ihn zum Glauben bekehren, aber er kann nicht glauben, und da dennoch seine Sehnsucht nicht gestorben ist und niemals sterben kann, ergibt er sich der Magie und geht nach Ägypten, dem Lande der alten Wunder. Sein einziges Kind, die mignonhafte Erwine, ist längst an ihrer Liebe zu ihrem eigenen Oheim, zu Friedrich, gestorben, ein schuldloses Opfer väterlicher Schuld.

3

Das Urbild des gesamten modernen deutschen Romans, soweit er Erziehungs- und Bildungsroman ist, sind Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre", ohne daß hier untersucht werden will,

inwieweit im „Wilhelm Meister" wieder ausländische Vorbilder, etwa die der Engländer oder Rousseaus, aufgehen. Insonderheit aber bilden die „Lehrjahre" das einzige — und um es gleich zu sagen: unerreichte — Muster für den Roman der Romantik. Eine geradezu ausschließende Bewunderung, mit Zustimmung oder Abneigung verbunden oder beide gegensätzliche Empfindungen wechselnd und paarend, erfüllte die jüngeren Dichter für jenes Goethische Werk, und sie blieben in ihren Prosadichtungen einzig an ihm orientiert, auch wenn sie es teilweise ablehnten oder gar es zu überbieten hofften. Ihre Doppelstellung zu ihm erklärt sich daraus, daß Goethe in seinem Roman mit romantischen Mitteln einem unromantischen Geiste diente, dessen klassische Klarheit, dessen geadelter Rationalismus unverkennbar war. Eine Zeitlang zwar fiel das darin aufgestellte Bildungsideal mit dem romantischen zusammen oder wurde vielmehr letzteres ganz von ersterem bestimmt: daß nämlich dem Menschen keine objektiven Ziele gesetzt werden sollen, sondern daß die höchste Ausbildung aller seiner Kräfte Selbstzweck ist. Je mehr aber dieses Bildungsideal romantisiert wurde, hauptsächlich im „Ofterdingen" des Novalis, in Tiecks „Sternbald", in Schlegels „Lucinde" und in Brentanos „Godwi", desto sicherer und notwendiger erzeugte es seine spätromantische Reaktion, deren Suchen nach einem festen Halt und Boden, nach einem neuen sittlichen, sozialen und religiösen Positivismus in Arnims „Gräfin Dolores" und in Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" zum Ausdruck gelangt. Doch auch für diese Reaktion blieb der von Goethe geschaffene Formtypus durchaus bindend.

Dieser Formtypus hat überhaupt einen modernen Roman erst möglich gemacht. Er gewann aus dem bis dahin bestehenden Abenteurer- und Reiseroman ein Schema, das er künstlerisch adelte, indem er das Abenteuer zum seelischen Erlebnis, das Reisen zur Wanderfahrt in und durch das Leben und die bunten Figuren zu Trägern der unterschiedlichsten Lebenskräfte erhob. Wenn auch hinter Wilhelm Meister der Geheimbund auftaucht, der als deus ex machina Meisters Schritte unsichtbar leitete, so war dies doch keineswegs konsequent durchgeführt, dies spielte zudem das Element des Geheimnisvollen, das die Romantiker so leidenschaftlich

anzog und bewegte, erst recht in die Haltung hinein, und es ließ der liberalen Willkür und dem freien Schalten mit dem Zufall genügend Raum, die bei Goethe nicht mehr, wie bei den alten Romanverfassern, dem bloßen Unterhaltungsbedürfnis dienten, sondern einem geläuterten ästhetischen Spieltrieb, einer sich selbst bestimmenden geistigen Überlegenheit entsprangen, was die Romantiker vollends gefangen nahm und ihnen höchstes Vorbild sein mußte. Außerdem waren die Goethischen Figuren, so sehr sie der Hauch individuellsten Lebens umfloß, auch als Typen überzeugend, weit, beweglich und romantisch genug, um sich von den Romantikern, denen die Kunst der Menschengestaltung versagt war, immer neu benutzen und variieren und, gleich Schachfiguren, zu stets veränderten Konstellationen verschieben, vertauschen, auswechseln zu lassen. Die Form des „Wilhelm Meister" war nicht aus seinem Inhalt geboren und darum auch nicht an ihn gebunden, sie war wie ein Gefäß, zwar vorzüglich gebildet und bereitet, gerade diesen Inhalt zu schöpfen, zu fassen und darzubieten, aber auch angetan, bei einigen Modifikationen jeden andern Inhalt aufzunehmen, besonders wenn dabei, nach Goethes Vorbild, die verbleibenden Lücken zwischen Inhalt und Form durch Erörterung, Gespräch, Abhandlung, Aphorismus, Betrachtung ausgefüllt wurden, in denen ja die Romantiker als geistig überproduktive Menschen von geringem Gestaltungsvermögen am größten waren.

So ziehen durch alle Romane der Romantiker mehr oder weniger müßiggängerische, geistig empfängliche und sich bildende Reisende als Helden, ein Freund, oder mehrere, meist von anderer, gesetzterer und weniger passiver Wesensart, tritt ihnen fördernd, ratend, mahnend zur Seite, sie sind Lieblinge der Frauen, unter denen sich die eine oder andere schöne Seele, aber auch eine — meist äußerst liebenswürdige — Verführerin befindet, mit der es eine nächtliche Begegnung gibt, sie geraten in allerlei Händel und zwischen Intrigen, auf wechselnden Schauplätzen, die vor allem in Schlössern, Residenzen, Lustplätzen und bunt vorüberziehenden Landschaften bestehen, sie erleben einen Überfall, Kampf und sonstige Gefahren, aus denen sie liebevoll und unter bedeutungsvollen Glückswendungen errettet werden, sie sind umgeben von Fürsten, Hofleuten, Komö=

dianten, sonstigen Kunstjüngern und Abenteurern, kurz, von Menschen, die ebenfalls Zeit zu geistreichem Müßiggang, vielem Gespräch, mannigfachen Liebhabereien und bunten Erlebnissen haben, sie werden in dunkle Fügungen verstrickt, deren Sinn, deren Gewinn und Verlust für sie sich ihnen erst spät oder gar nicht oder nur unvollkommen aufhellt, und wie unter ihren Bekannten selten die reizvolle, in ihrer Art geniale Dirne fehlt, so tritt ihnen erst recht immer ein Geschöpf von geheimnisvoller Herkunft und Art in den Weg, dessen Verhängnis, meist durch eine andere, ebenso geheimnisvolle Gestalt verschuldet, eine Erzählung in der Erzählung bildet, und mehrere aller dieser Figuren wissen den Schleier ihres Gefühls und Geschicks nur in Liedern zu lüften, die aber auch anderen als gesammelter Ausdruck des Augenblicks, als Stimmungserlösung der Situation, im Gesang von der Lippe springen. Man hat näher nachgewiesen, wie die Personen des romantischen Romans ihre Ahnengalerie in Meister, Werner, Philine, dem Harfner und Mignon und den andern Goethischen Figuren haben, wie auch im einzelnen ihre Erlebnisse auf diejenigen ihrer Vorbilder zurückgehen und welche Züge alle auch in „Ahnung und Gegenwart" Goethes Roman mehr oder minder entlehnt sind, aber auch, wo diese Züge bei Eichendorff bereits in der zweiten Generation auftreten und sich unmittelbar von ersten Nachfahren der „Lehrjahre", von „Sternbald", „Florentin", „Godwi" und „Gräfin Dolores" her vererbt haben. So ist z. B. für Sternbald die Empfindung drückend, „aus seinem leichten poetischen Leben in das wirkliche zurückgeführt zu werden"; auch ihm besteht das Leben nur darin, „immer wieder zu hoffen, immer wieder zu suchen"; auch er fährt auf dem Rhein und macht allerlei Reisebekanntschaften; auch er glaubt, wie Eichendorffs Figuren, beim Umherstreifen plötzlich einen Freund zu erkennen, verliert jedoch die Person sofort wieder aus den Augen; auch er freut sich bei einem Fest „der allgemeinen Fröhlichkeit, die alle Gesichter beherrschte, die so viele verworrene Töne durcheinander erregte"; auch im Sternbald werden ständig Lieder gesungen und Geschichten und Märchen eingeflochten, bei denen ebenfalls der eine oder andere Zuhörer einschläft. Es ist leicht — und jeder, den es gelüstet, kann dies Spiel

selber treiben —, solche Familienähnlichkeiten aufzuspüren, aber auf einzelne Einflüsse soll es uns hier nicht ankommen — alles, was der Künstler in die Hand nimmt, ist irgendwoher übernommen, und eine kleine oder große, aber unnachweisbare Lebenstatsache oder auch ein wertloses Buch kann selbst für den Beeinflußbarsten wichtigere Anregungen enthalten als das berühmteste künstlerische Muster, und es kommt nur darauf an, daß er alles Fremde in Eigenes umwandelt und worin dies Eigene besteht. Darum sollten hier nicht die kleinen Abhängigkeiten, sondern nur die große Abhängigkeit Eichendorffs von Goethe, und zwar im Rahmen der gesamten Abhängigkeit des Romantikerromans vom Meister, skizziert sein, und nur zu dem Zwecke, Klarheit über Eichendorffs Eigenes zu schaffen.

Das Wesentliche an dem Romantyp Wilhelm Meister besteht darin, daß der Mensch in ihm noch nicht im modernen Sinne sozial determiniert ist. Aber Wilhelm Meister selber, soviel in dem Buche auch bloß geredet wird, erlebt dennoch die letzten Fragen und Zusammenhänge des Menschseins, und in seinem Roman beginnt der Kampf des neuen Jahrhunderts. In ihm steht zwar dieser Kampf noch, wie überhaupt in der ganzen Klassik, er bleibt in ein großes Spiel der Form gebunden. Der Roman der Romantiker führt diesen Kampf nur in der Diskussion weiter und verwandelt jenes große Spiel in ein kleines. Darum ist der eigentliche Erbe Wilhelm Meisters doch nicht die Romantik, sondern der Realismus. Im Realismus vollzieht sich endgültig das ungeheure Verschwinden des Dogmas, und doch enthüllt sich in ihm um so klarer und unerbittlicher das Gesetz. Der Mensch, nun auch in der Dichtung als arbeitend, ringend, alltäglich dargestellt, sieht sich mehr denn je allen Gewalten des Lebens gegenüber, aber auch als ihr Produkt, als bedingt durch Blut, Volk, Staat, Sitte und Himmelsstrich, und je weniger er durch eine Offenbarungsreligion und durch einen moralischen Kodex gebunden ist, desto größer wird sein Kampf zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Freiheit und Pflicht, und je mehr er sich als Persönlichkeit fühlt und zur Geltung bringt, desto mehr fühlt er zugleich die Tradition einer Jahrtausende alten Kultur auf sich lasten. Die naturwissenschaft-

lichen Erkenntnisse schärfen seine Einblicke und technischen Fähigkeiten; die exakte Methodik der Forschung, zusammen mit der Verfeinerung der Nerven, spitzt sich zu einer Psychologik zu, Fragen des Tages nehmen im Leben, und so auch in Kunst und Dichtung, überhand. Aber so sehr dies alles zu fortschreitendem Materialismus und fortschreitender Mechanisierung, zur größenwahnsinnigen Überschätzung der Technik und der Empirie führt und die Formen der Kunst, die aus den Offenbarungskräften der Seele entspringen, zu sprengen droht und oft genug wirklich sprengt, so steht doch eine große Not dahinter, das Einzige, was wahrhaft schöpferisch macht, und wird in den vereinzelten wirklichen Dichtern zu einem strengen Adel, der diese historischen Gegebenheiten auch wiederum zu allmenschlicher Symbolik und zu einem im letzten Grunde metaphysischen Spiel des Geistes zu erheben weiß. Mitten während des Einsatzes dieser Entwicklung bringt der Romantyp des Wilhelm Meister in einem romantischen Spätling, in Mörikes „Maler Nolten", noch einmal eine reine Dichtung vertiefter tragischer Notwendigkeiten hervor.

Eichendorff hat mit dieser Entwicklung nichts zu tun, und wo sie ihm in ihren Anfängen später entgegentritt, bekämpft er sie. Auf die letzten Fragen des Daseins, wie sie der Wilhelm Meister aufwirft, gibt er die Antworten der Kirche. Immerhin hat er sie gefühlt und erörtert, und er hat in „Ahnung und Gegenwart" auch, nach Goethes Vorbild, Menschen zu gestalten versucht. Die Personen in einer Dichtung müssen in erster Linie etwas anderes als wirkliche Personen, sie müssen bloße Figuren sein, und selbst wenn sie Gestalten sind — im realistischen Sinne —, müssen sie zugleich Figuren darstellen. Eichendorff hat es immer verstanden, und sei es auch nach Wilhelm Meisters Vorbild, Figuren aufzustellen, aber an Figuren, die zugleich Gestalten sind, hat er sich später mit Recht meistens nicht mehr versucht. Nicht als ob der Versuch in „Ahnung und Gegenwart" völlig mißglückt wäre, als ob hier die Gestalten nicht manche Züge echten Lebens trügen — aber die Lebenserfahrungen und -beobachtungen haben sich nicht, durch Rotation um eine unsichtbare Achse, autonom und restlos zu Gestalten gerundet und verdichtet, sondern sie sind meist von

außen an die Figuren herangetragen, ihnen angemalt oder ihnen, gleich den Spruchbändern auf den Bildern alter Meister, bloß auf die Lippen gelegt. „Ahnung und Gegenwart" ist das biographisch aufschlußreichste Werk Eichendorffs, es ist dasjenige, das den Kampf um seine Weltanschauung spiegelt, in dem dieser Kampf rumort und in dem sein Ergebnis sich endgültig festigt und klärt, es ist in seiner Weise sogar ein getreuer und bedeutender Spiegel der gewitterschwülen Zeit vor den Befreiungskriegen oder wenigstens einer bestimmten Menschenklasse dieser Zeit — allein nur das, was an dem Buche weder Bekenntnis noch Kampf noch Zeitgeschichte ist, trägt die wertvollen, bleibenden Züge von Eichendorffs Erzählungskunst. Denn das Verhältnis zwischen sittlicher Tendenz und künstlerischer Darstellung bleibt in naivster Weise ungeklärt. So kann er einerseits der Verlockung nicht widerstehen, mit Jugend- und Dichtervorliebe sinnliche Situationen zu erfinden, aber seine Moral verbietet ihm, sie zu einem Ziel zu führen, und dadurch erhalten sie, ungewollt, eine Lüsternheit, von der tausendmal gewagtere und im Eichendorffschen Sinne sündhaftere Szenen anderer Dichter völlig frei sind. Als Zeit- und Tendenzbuch veraltet, behält „Ahnung und Gegenwart" viel dichterischen Wert.

Und dieser dichterische Wert, der sich nun endgültig an der Beziehung des Romans zu seinem großen Vorbilde ausweisen mag, ist merkwürdig genug. Goethe hat das vielmaschige Netz seines modernen Abenteurerromans nur geflochten, um in ihm seine reiche Lebenserfahrung dichterisch einzufangen. Bei Eichendorff dagegen ist der Gang der Fäden, sind die Maschen die Hauptsache. Das große Spiel Goethes ist bei ihm zum kleinen Marionettenspiel, das kleine buffomäßige Mittel jenes zu seinem großen Zweck ist bei diesem Selbstzweck, Goethes absichtsvoller Mechanismus hier absichtsloser Stil, bloße Form, reine Manier, die „schöne Verwirrung", die Friedrich Schlegel an Wilhelm Meister rühmt und die doch nur Romantik als maskierte Klassik ist, bei Eichendorff Selbstdarstellung echt romantischen Gefühls geworden. Goethes Koloß wurde zum Nippes, aber im Kleinen zu einer reinkünstlerischeren Welt. Doch könnte über „Ahnung und Gegenwart" zwischen Goethe, falls er Eichendorffs Dichtung kennen gelernt hätte, und

einem Frühromantiker das Gespräch stattgefunden haben, das Goethe und Karoline Schlegel über Tiecks „Sternbald" führten und das letztere so erzählt: „Gelesen hat er es aber, und zweimal, und lobt es denn auch wieder sehr. Es wären viel hübsche Sonnenaufgänge darin, hat er gesagt. . . ." Und Karoline fährt fort: „Viele liebliche Sonnenaufgänge und Frühlinge sind wieder da; Tag und Nacht wechseln fleißig, Sonne, Mond und Sterne ziehen auf, die Vöglein singen; es ist das alles sehr artig, aber doch leer."

Gewiß lassen sich die Mächte des Lebens tiefer erfassen und deutlicher verkörpern, als Eichendorffs luftiges Spiel es vermag, aber sie werden doch nur in dem Maße Kunst, als sie, wie bei Eichendorff, Spiel werden. Über den Lebenstiefen, aus denen die eigentlichen Gestaltungen des Jahrhunderts aufstiegen, hängt, vom vollen Abendrot der mittelalterlichen Kirche beschienen, der kleine schwebende Zaubergarten Eichendorffscher Prosadichtung. Seine Schauplätze und die Gestalten, die sie bevölkern, scheinen sich, in ewiger Wiederkehr, wechselnd und gleichzeitig zu bewegen, und beide sieht man zu einem einzigen fließenden Ornament verflochten. Vögel singen in allen Zweigen der Bäume, in deren Schatten Wasserkünste rauschen, Waldhörner und nahe und ferne, fremde und vertraute Stimmen irren durch das Grün; oft lichtet sich die blühende Wildnis an Aussichtspunkten, wo sich das Bild der Welt mit Strömen und Wäldern wie ein schön gemalter Prospekt auftut und wo fromme Kapellchen mit bunten Fenstern und voller Orgelklänge stehen. Und überhaupt ist die ganze scheinbar verwirrende Anlage voll Sinn und Plan, die künstlich verschlungenen Laubengänge sind so sicher geführt wie die Figuren, die sie durchwandeln, überall waltet eine heimliche Symmetrie und Musik, mit Durchblicken, Überschneidungen und plötzlich sich öffnenden Perspektiven, mit Spiegelungen und Rückspiegelungen. Die Menschen, zumeist junge Gesellen und schöne Frauen und als solche mehr oder weniger Heilige oder Sünder, haben alle untereinander eine liebliche und leere Familienähnlichkeit, jeder trägt eine Gitarre in der Hand, und wie sie kommen und verschwinden, wechseln und sich verwechseln, sich verkleiden und verwandeln, wie sie es sind und wieder nicht sind, wie ihre Bahnen und diejenigen der bunten

Wandelkulissen um- und durcheinandergleiten, steigen ihre Lieder als Einzelmelodien aus dem Chor des Ganzen, selbst dann noch, wenn sich die Sänger in lockenden Dickichten und verworrenen Gründen verirren, und finden sich wieder zum Chor. Aber die Auserwählten unter ihnen steigen je mehr und mehr in die oberen Regionen der Aus- und Umblicke, und von ihren Lippen hängen Spruchbänder mit Worten natürlicher und kindlicher Weisheit und Schönheit.



Neuntes Kapitel

Die Befreiungskriege

1

Auf ihrer Reise mußten Eichendorff und Veit zwei Nächte im Wirtshaus liegen, da ihnen ein Fürst Kurakin, der mit drei sechsspännigen Wagen fuhr, allenthalben die Postpferde wegnahm und sogar Stafetten vorangeschickt hatte, so daß die beiden auch dann keine Pferde bekamen, wenn sie jenem einen Vorsprung abgewannen; in Olmütz blieb er endlich liegen, und sie wurden ferner nicht mehr aufgehalten. Nach einer Erzählung machte Eichendorff einen Umweg über Pogrzebin, um der Braut Lebewohl zu sagen. Davon steht jedoch nichts in Veits Reisebericht, den dieser nach Hause schrieb. Sicher hätte Joseph dann auch das nahe Lubowitz besucht, dem widerspricht aber, daß seine Mutter in Verzweiflung über seine Absicht, am Kriege teilzunehmen, bei Nacht nach Troppau eilte, aber zu spät kam und ihn nicht mehr sah. Aus jenen Tagen stammen freilich einige Verse Luisens, die den Himmel um Rettung anflehen und worin es von dem Geliebten heißt: „Fort mit seinem letzten Blick war mein ganzes irdisch Glück.“ Es kann ja sein, daß Eichendorff Zeit fand, von Breslau aus bei den Heimischen zum Abschied flüchtig vorzusprechen. Zwar, ein

Gedicht „Abschieds-Tafel", das auf jene Zeit angesetzt wird und das die Lubowitzer Szenerie andeutet, kann besser noch auf ein späteres Scheiden Bezug nehmen, da es nicht eigentlich den Todesernst oder die Todesfreudigkeit des ausziehenden Kriegers widerspiegelt. Will man dennoch Luisens Wort vom „letzten Blick" wörtlich nehmen, so könnte sie ihm ja auch in Breslau oder vielleicht auf halbem Wege dorthin noch einmal ins Auge geschaut haben; oder sie hat vielleicht mehr Glück als die Mutter gehabt und ihn in Troppau, bei seiner Durchreise, getroffen.

Breslau war die letzte große Stadt des preußischen Königreiches. Hierhin hatte Friedrich Wilhelm III. seine Hofhaltung und Regierung der Sicherheit halber verlegt, nachdem Yorck, dieses Muster altpreußischer Soldatentreue zu seinem König, sich hatte entschließen müssen, ohne den Willen des letzteren zu den Russen überzugehen, und Friedrich Wilhelm nun nicht länger dem Drängen seines Volkes nach Kampf und Befreiung widerstehen konnte. Von Breslau hatte er, noch ohne Nennung des Feindes, die Aufforderung zur Bildung freiwilliger Jäger-Detachements und dann die allgemeine Konskription, die Urkunde zur Stiftung des Eisernen Kreuzes und schließlich den berühmten Aufruf ergehen lassen. Hier hatten sich die Häupter der Kriegspartei zusammengefunden, hierhin als in den Mittelpunkt der Rüstungen strömten nun schon seit Wochen aus Universitäten, Schulen, Arbeitsräumen, aus den Beamtenkreisen, aus Adelsgütern, Bürger- und Bauernhäusern die Kampfesfreudigen und die freiwilligen Spenden der Reichen und Armen, der Erwachsenen und selbst der Kinder. Im Gasthof zum goldenen Szepter, wo auch der Minister von Stein Wohnung nahm, hatte Major von Lützow sein Werbebüro aufgeschlagen. Von der Reorganisationskommission für die Armee, von den Stein, Scharnhorst, Gneisenau, war schon seit Jahren die Form eines bevorstehenden Krieges als Volksaufstand gedacht worden. Die verfrühte Unternehmung, mit der Schill im Jahre 1809 diesen Gedanken auf eigene Faust hatte verwirklichen wollen, war gescheitert, aber jetzt, wo der Wille des Königs sich endlich von dem Willen des Volkes hatte ergreifen lassen, hatte Lützow, ein Genosse Schills, von Scharnhorst angeregt und unterstützt, auf

Grund jener allerhöchsten Bestimmungen zur Bildung von Jäger-korps die Genehmigung zur Anwerbung einer besonderen Truppe erhalten, welche offiziell den Namen „Königlich Preußisches Frei-korps" führte. Sie unterstand jenen Bestimmungen, die darauf abzielten, besonders auch die gebildete Jugend in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen entsprechenden Weise, vor allem die „Ausländer", zum Militärdienst heranzuziehen, durch die Verpflichtung ihrer Selbsteinkleidung Ersparnisse zu machen und für das übrige Heer eine Pflanzschule künftiger Offiziere und Unteroffiziere zu haben.

Das Leben und Treiben in Breslau, wo sie am 10. April angekommen waren, erschien den Freunden sehr erhebend und belustigend zugleich. Die Anwesenheit des Königs und die Nähe des russischen Hauptquartiers steigerten die Lebhaftigkeit des Trubels und der Stimmung. Dazu kamen die ersten Siegesnachrichten, und gleich von zwei getrennten Kriegsschauplätzen. Vor Lüneburg hatten die vereinigten Preußen und Russen die aus Franzosen und Sachsen bestehende Kolonne des Generals Morand geschlagen, und drei Tage später hatten bei Möckern die Preußen fast allein den Vizekönig von Italien, der bis zu Napoleons Ankunft die Elbe decken sollte, an drei Stellen zurückgeworfen. Fast alles war in Breslau Soldat, und Offizier und Gemeiner dabei so verbrüdert, daß einer von dem andern mit der größten Liebe sprach. Veit wohnte bei Eichendorffs altem Jugendfreunde Klein, der seit einem Jahre Professor an ihrem alten Gymnasium war, und Eichendorff bei dem mit seiner Familie befreundeten und ihm auch schon von den Schülertagen her bekannten Kaufmann Salice. Sie trafen Steffens, der vom Katheder herab die akademische Jugend angefeuert hatte, die Waffen zu ergreifen, und Haller Studenten waren vor Wochen als die ersten Freiwilligen in Breslau eingetroffen. Benny Mendelssohn, der beim Generalstab angestellt war, versuchte auf Anregung seines Vaters seinen Vetter Veit zu bewegen, bei den schwarzen Husaren einzutreten, allein Philipp wollte sich nicht von Eichendorff trennen, der die Kosten für den Dienst bei der Kavallerie nicht hätte bestreiten können, und so meldeten sie sich, auch hierbei von Mendelssohn unterstützt, auf allgemeinen

Zuspruch und dem Beispiel des Freundes Körner folgend, bei Lützows Freikorps, vor allem auch deshalb, weil es schon gegen den Feind stand. Sie konnten hoffen, ohne daß man sie erst in Breslau einexerzierte, den „Schwarzen", wie man die Lützower nannte, gleich nach Sachsen folgen zu dürfen. Da über ihrer Montierung aber noch mehr als eine Woche verging, trieb sich Philipp, der nach seinen Worten als Maler das Kunstforschen so wenig lassen konnte wie die Katze das Mausen, in Breslau herum, sicher unter Eichendorffs Führung.

Veit hätte den Eltern gern eine Abbildung ihrer Uniform gemacht, aber einstweilen kannte er sich damit selbst noch nicht aus, denn wenn er glaubte, einen Schwarzen zu sehen, und ihn genau betrachtete, so kam bald einer, der noch viel schwärzer war. Die Lützower Infanteristen trugen einen kurzen Waffenrock aus schwarzem Tuch, Litewka oder Pikesche genannt, hinten mit Falten und ohne Schlitz, mit einem roten Vorstoß an der vorderen Kante, am schwarzen Stehkragen und an den schwarzen Aufschlägen, und mit zwei Reihen von je acht gelben erhabenen Knöpfen, weite schwarze Überziehhosen und den Schillschen Tschako mit Agraffe und Fangschnüren und einem seitwärts herabfallenden Haarbusch, dazu an schwarzen Tragriemen einen Tornister mit aufgeschnalltem Mantel und Kochgeschirr, eine an besonderem Leibgurt oder an einem Riemen über die Schulter getragene Patronentasche und endlich ein Bandolier mit Tasche für den Hirschfänger oder für das Seitengewehr, falls eines vorhanden war. Denn mit der Bewaffnung haperte es sehr. Man trug Gewehre der mannigfachsten Modelle, am meisten die alte Nothartsche mit kurzem Lauf und um so längerem Bajonett, die bei Regenwetter kaum zu brauchen war und sonst auf höchstens sechzig Schritt einen leidlichen Treffer gestattete, aber auch Pistolen, Büchsen oder nur Piken. Veit hatte hatte ungemeines Vergnügen am Stutzen, der ihn nicht zuletzt zu diesem Korps gelockt hatte, und wahrscheinlich war Eichendorff mit derselben Schußwaffe ausgerüstet. Endlich konnten sie in vollem Wichs herumspazieren, höchst kriegerisch anzusehen, und besonders durch die schwarzen Handschuhe „etwas gräßlich", aber ein genaues Konterfei, das Veit von sich und dem Freunde nach Wien

schicken wollte, kam nicht mehr zustande, denn sie mußten ihren Tornister packen und am 19. April bei entsetzlichem Wetter die zweitägige Reise nach Dresden antreten.

Wie die Nähe Österreichs, auf dessen Anschluß man hoffte, den König mitbestimmt hatte, Breslau zum Hauptrüstungslager zu machen, so auch die Nachbarschaft Sachsens. In diesem von seinem König fluchtartig verlassenen Lande den Volksaufstand zu entfesseln, war dem noch unvollständigen, erst in der Bildung begriffenen Lützowschen Korps als erste Aufgabe zugedacht. In Dresden hatte einer seiner hauptsächlichsten „Werber und Beitreiber", auf dessen Mitwirkung von Anfang an gerechnet worden war, der Turnvater Jahn, das von Frauenhand gestickte altdeutsche schwarzrotgoldene Banner mit der Inschrift „Mit Gott fürs Vaterland!" vor seinem Quartiere aufgepflanzt. Am 24. sah Eichendorff den Einzug des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen, die von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt wurden, und die Kosaken waren sich so der allgemeinen Gunst bewußt, daß man sich hüten mußte, sie zu freundlich anzusehen, weil man, wie Veit schreibt, sonst augenblicklich ihrer Umarmung ausgesetzt gewesen wäre. Die Freunde logierten bei Veits ehemaligen Dresdener Wirtsleuten in seinem alten Zimmer und hatten tagsüber fortwährend Schießübungen zu machen. Aber schon nach wenigen Tagen befanden sie sich mit anderen auf dem Marsche nach Leipzig. Die Strapazen, so Hitze wie Kälte, Hunger wie Durst, Wachen wie Marschieren, bekamen ihnen sehr gut; freilich waren ihre ersten Nachtquartiere ruhig und friedlich und gelegentlich durch besondere Gunst der patriotischen Gastgeber verschönert, wenn auch unter den Kameraden schon jetzt zweifelhaftere Gesellen waren wie derjenige, der Veit heimlich die Feldflasche austrank und dadurch schwankende Beine bekam. In den weiteren Gegenden wurde es indessen schon unruhig, und es traf die veränderte Marschordre ein, statt nach Leipzig nach Grimma zu gehen, wo sie, vierzig Mann hoch, am 1. Mai einrückten.

Hier stießen sie auf das übrige Korps oder vielmehr auf größere Haufen, die demnächst eines seiner Bataillone, nämlich das dritte, bilden sollten. Auf dem Wege hatten sie in der Ferne kanonieren

hören, und nun kamen sie zum ersten Male in das lärmende und wimmelnde Lager einer größeren Truppenmasse. Wenn Veit sich durch diese an die Soldaten des Catilina, wie Sallust sie beschreibt, erinnert fühlte, so kann er dabei ebensogut an die wilde Tapferkeit wie an das Zusammengelaufene einer solchen Verschworenenbande gedacht haben. Die bunte Zusammensetzung des Lützowschen Korps gehörte ja zwar zu dessen Programm, das darin die Einheit Deutschlands in einem Bilde und Vorbilde verkörpern wollte. Allein Preußen durfte dies öffentlich nicht zu sehr betonen, um sich nicht die übrigen, noch franzosenfreundlichen Regierungen, die man gewinnen wollte, zu entfremden, und es blieb dessenthalben wie überhaupt der Zustrom der „Ausländer", zumal jene Regierungen wider alles Hoffen franzosenfreundlich blieben, hinter den gehegten Erwartungen teils zurück, teils brachte er sehr ungleiche Elemente, nicht zuletzt solche, die den Kriegszustand an sich für wünschenswert hielten und unter einem Freikorps ein zügelloses Gesindel verstanden und ersehnten. Daneben machten sich unfreiwillige Komik, Donquichotterie und ein Geist des Räsonierens breit, so daß diejenigen, die Helden *sein*, und diejenigen, die Helden *spielen* wollten, sich oft nicht unterscheiden ließen oder gar mit einander identisch waren. Neben ihnen freilich stand die Blüte der Nation, denn da die Jugend und Frische des deutschen Gesamtlebens, wie Immermann sagt, in seinen zartesten Nerven von der fremden Überziehung angetastet worden war, so drängten nicht nur tüchtige Handwerksgesellen und Bauernburschen unter die Freiwilligen, deren eigentliche Masse bildend, sondern auch Studenten, Professoren, Ärzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Naturforscher und hohe Staatsbeamte. Und so war das Korps trotz allem „die Poesie des Heeres", welche nicht nur dieses, sondern auch sich selbst verklärte, indem es schon seine Farbe, die sich aus der praktischen Notwendigkeit ergab, vorhandene alte Kleidungsstücke einzufärben, symbolisch nahm, als drücke dies Schwarz aus, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufblühen müßten, oder als kennzeichne es die Schar als die eigentliche „Freischar der Rache", oder als trüge es gar zusammen mit den roten Litzen und goldenen Knöpfen, gleich Jahns Banner, den Dreiklang von Barbarossas Trikolore

wieder in die Zukunft. „Lützows wilde, verwegene Jagd", nur ein Traum geblieben, aber einer, an dessen anfeuerndem Geiste sich doch viel Wirklichkeit entzündete, ergriff auch Eichendorffs Dichtung, in der es nun klang:

> „Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
> so Gott will übern Rhein
> und weiter im fröhlichen Jagen
> bis nach Paris hinein!"

So wollte es nicht nur junge Dichterphantasie, sondern auch Scharnhorsts erster Kriegsvorschlag, der in der Tat auf ein energisches Zurückdrängen der Franzosen gegen den Rhein hin abzielte. Eine Reihe unvorhergesehener Umstände vereitelte jedoch solche Pläne und formte die Ereignisse völlig anders. Napoleons Rüstungen vollzogen sich schneller und gewaltiger, als man nach seiner russischen Katastrophe hatte vermuten können, und, in einer einzigen genialen Hand vereinigt, überraschten sie die Verbündeten um so mehr, als sich auf ihrer Seite sofort alle Schwierigkeiten und Mißlichkeiten eines Koalitionskrieges einstellten. Die getrennten militärischen, politischen und dynastischen Interessen und Ehrgeize der Preußen und Russen wollten schon miteinander nicht harmonisch zusammenklingen, geschweige denn mit denjenigen der übrigen Mächte, auf deren Gewinnung man angewiesen war und mit denen man daher in langwierige diplomatische Verhandlungen treten mußte, welche die schon an sich langsamen Vorbereitungen und Operationen noch mehr verzögerten. Auf einen allgemeinen Volksaufstand im übrigen Deutschland hatte man vergeblich gerechnet, die Fürsten konnten aus ihrer Abhängigkeit von Napoleon nicht herausgedrängt werden, und in den damaligen Begriff des Volkes war das Fürstentum so sehr miteinbezogen, daß vaterländische Volkserhebungen fast nur möglich waren, wenn, wie in Preußen, das regierende Oberhaupt sich dem Volke höchstens durch Zögern, aber nicht durch völlig andere Willensmeinung widersetzte. So hatten die Streitkräfte der Verbündeten über diejenigen der Franzosen nur ein moralisches Übergewicht, allerdings ein so großes, daß es für Napoleon eine bisher unbekannte und im

Grunde schon jetzt unüberwindliche Gegnerschaft bildete. Und die ganze Lage des Frühjahrsfeldzuges von 1813 sprach sich in den Kämpfen bei Groß-Görschen und Bautzen aus, die für Napoleon siegreich waren, aber ihm leere, verlustreiche Schlachtfelder einbrachten, ohne Trophäen und ohne nachwirkende bedeutende Vorteile.

Für die opfermütigen Teilnehmer war dieser Feldzug freilich enttäuschend genug, und besonders für die Lützower, also auch für Eichendorff, der ja freilich, bei allem Tatendrang, nach seiner träumerischen, sanften Art für das rauhe Kriegshandwerk nicht geschaffen schien, wie der ehemalige Adjutant Andreas Hofers und jetzige Führer der Tirolerkompanie im Freikorps bezeugt. Noch in Dresden mußte er, wie alle, glauben, daß die Verhandlungen, die der entflohene König von Sachsen von Regensburg und Prag aus mit Metternich führte, Österreich auf die Seite der Verbündeten ziehen sollten und würden. Sie bezweckten hingegen in Wahrheit ein Neutralitätsbündnis zwischen Sachsen und Österreich, und wenn Österreich dies auch ablehnte und dadurch seine, allerdings abwartende, Deutschfreundlichkeit offenbarte, so blieb für den Augenblick doch nur die schmerzliche Tatsache übrig, daß der König von Sachsen gänzlich den Franzosen zurückgegeben und in seinem ihm treu ergebenen Volke der Insurrektion der Boden entzogen war. Von Grimma aus wollte sich Eichendorff mit Veit und einigen anderen zu Lützow nach Dessau durchschleichen oder durchschlagen, zur Hauptmasse des Korps, bei der Körner und andere Freunde standen. Allein statt dessen gerieten sie in die Rückzugsbewegung, zu der die Verbündeten durch die Niederlage von Groß-Görschen gezwungen worden waren, und mußten, an die vierte Kompanie angeschlossen, vor den Franzosen und ihrem Kanonendonner bis Meißen retirieren. Von hier wurden Eichendorff und Veit von ihrem Hauptmann nach Dresden kommandiert, damit sie die dort und in der Umgegend befindlichen schwarzen Truppen sammelten und zu ihm führten.

Durch Groß-Görschen hatte sich die Kriegslage völlig geändert, doch das Schicksal der Verbündeten nicht entschieden, wohl aber dasjenige des Lützowschen Freikorps. Scharnhorst, die Seele des Korps, war auf den Tod verwundet worden, und es fehlte von

jetzt ab die engere Fühlung mit dem großen Hauptquartier. Die anfänglichen Bestimmungen des Korps, sich nach Thüringen und in den Harz zu werfen, wurden nicht den umgewandelten Verhältnissen entsprechend durch neue ersetzt, das Korps wurde im Drange der wichtigeren Ereignisse vernachlässigt und vergessen und so zu einer Selbständigkeit verurteilt, die ihm nicht gemäß sein und ihm darum nur zum Schaden gereichen konnte. Preußen brauchte seine Mittel und Kräfte für sein stehendes Heer und konnte die Waffen für diejenigen Freiwilligen, die sich nicht selbst welche beschaffen konnten, nur unvollkommen liefern, zumal das Korps recht viele Unbewaffnete aufnahm. Dies letztere entsprang dem Ehrgeiz seiner Führer, die dadurch die vorgeschriebene Stärke erreichen wollten, damit das Korps nicht schon jetzt, wie später, aufgelöst und anderen Truppen einverleibt worden wäre. So aber wurde es für ein rasch und leicht bewegliches Streifdetachement, als welches es doch gedacht war, zu groß und blieb für einen Armeekörper wiederum zu klein. Seine Bildung und Ausbildung vollzog sich so langsam, daß es schon deshalb die günstigen Gelegenheiten zur Tat versäumte, seine ratlos gewordenen Führer zeigten sich selten persönlich, in der zusammengewürfelten Mannschaft fehlten Ordnung, Disziplin und tüchtige Offiziere, und gerade die besten, intelligentesten Bestandteile zeigten mehr guten Willen zur Ertragung von Strapazen und zu militärischen Leistungen als Fähigkeit und Vorbildung dazu, wo doch der Parteigängerkrieg gerade die ältesten und geübtesten Leute verlangt. Während glänzende Partisankämpfe, wie diejenigen Tschernitschefs, Tettenborns und Colombs, in jenen Tagen von sich reden machten, zog diese begeistertste Schar, der man eine Anzahl Kosaken und Tiroler Scharfschützen beigegeben hatte und in deren Reihen selbst Frauen getreten waren, im Ganzen unrühmlich an der Elbe und im märkischen Sande hin und her, auf einem Kriegsschauplatze, der ihr, wegen der Nähe eines bedeutenden Feindes, viel zu große Gefahren bot. Sie warb Rekruten, sammelte Beiträge, hob feindliche Kassen auf, raubte Transporte von Lebensmitteln und anderen Kriegsbedürfnissen, fing einige Kuriere ab und bewährte sich in kleineren Gefechten. Ihre eigentliche Aufgabe, in

rastloser Tätigkeit dem Heere voran den Feind überall aufzusuchen, ihm in den Rücken und in die Flanken zu fallen und ihn so in beständiger Unruhe und Arbeit zu erhalten, hat sie nur sehr unvollkommen erfüllt, und die Absicht, die nördlichen Provinzen zu insurgieren, wurde durch die Niederlagen der großen Armee vereitelt, denn Lützow machte, wie er sagt, die traurige Erfahrung, daß trotz allem Eifer und gutem Willen jeder Versuch, ein Volk in Aufstand zu bringen, ohne bedeutende Schläge der großen Macht mißlingen muß.

Nachdem Eichendorff sich seines Auftrages entledigt hatte, mit Veit die um Dresden zerstreuten Freiwilligen nach Meißen zu bringen, fand er eine Möglichkeit, ihren Plan doch noch verwirklicht zu sehen. Friedrich Ludwig Jahn übernahm nämlich die Führung ihrer Truppe und versprach ihr, sie, wenn auch auf Umwegen, dem Hauptkorps nachzuführen. Jahn gehörte zu den intellektuellen Urhebern der Freischar, sein Ruf hatte viele herbeigelockt, von seinen amtlich, halbamtlich oder privat verbreiteten Fliegenden Blättern und Aufrufen zum Rachekrieg war eine starke Wirkung ausgegangen, er hatte im Auftrage der Kriegsleitung die fehlenden Waffen der Jäger, so gut es ging, besorgt, und das dritte Bataillon, das hauptsächlich von ihm angeworben worden war, wurde lange „Jahns Bataillon" genannt. Ein Original durch und durch, war er der volkstümlichste unter den Männern, welche die Bewegung der Befreiungskriege von innen her und von unten auf hatten schaffen helfen, schon deshalb, weil bei ihm sich zu Rede und Schrift der praktische Sinn und das Organisationstalent hinzugesellten. Er hatte am leidenschaftlichsten und ausschließlichsten den „heiligen Krieg" als Volksaufstand gewollt, hatte trotz seinem fanatischen Deutschtum Juden, Türken und Heiden, wenn sie nur tüchtig dreinschlagen wollten, ebenso willkommen geheißen wie Deutsche und Christen und trotz seiner Königstreue die „schwarze Freischar" nur ungern in ein Königlich preußisches Korps verwandelt gesehen. Mit populärster Rhetorik schilderte er die leichten Truppen als „des Heeres Augen und Ohren und Fühlhörner, oftmals auch dessen Hände".

Jahn wurde 1778 in der Mark Brandenburg geboren. Das

Schicksal seines deutschen Vaterlandes, dessen Zukunft sein ganzes Dichten und Trachten galt, machte er zu dem seinigen: der Zusammenbruch Preußens ließ in einer Nacht sein Haar ergrauen, und in den Wirren des unglücklichen Krieges gingen seine Manuskripte verloren. Was er an Bruchstücken und Entwürfen rettete, gab er 1810 unter dem Titel „Deutsches Volkstum" heraus, eine Sammlung von Aphorismen und Exzerpten, durch das Skelett einer mühsamen Disposition verbunden, gleichsam ein gedrucktes Kollegienheft. Und doch nährte das Buch den verkümmerten Patriotismus und dessen Hoffnungen, sogar viel breiter und nachhaltiger als Fichtes Reden, und gab außerdem, mehr als Jahns spätere Schriften, ein umfassendes Bild seines Urhebers, dieses merkwürdigen romantisierten Rationalisten. Die allgemeinen Menschheitsideale der französischen Revolution, das Weltbürgertum des vorhergegangenen Jahrhunderts mit seinem Streben nach Einheit von Wissen und Handeln, Gelehrtsein und Leben, Wissenschaft und Weltverstand, knüpft er an das von der Romantik entdeckte „unnennbare Etwas", das in jedem Volke liegt und das er, ein Vorläufer der Völkerpsychologen, mit dem von ihm geprägten Worte Volkstum bezeichnet. Nirgends erscheint ihm die Menschheit hienieden abgesondert und rein, vielmehr immer wieder nur durch Völker und Volkstümer vorgestellt und vertreten, in denen er die Leiter der Begebenheiten erkennt. Wie kein Volk ohne Staat etwas ist, so kein Staat ohne Volk, und jenes Volkstum steht am höchsten, welches, wie die Griechen und die Deutschen, den heiligen Begriff der Menschheit in sich aufgenommen hat. Auf welche Weise dies die Deutschen getan haben, das freilich vermag Jahn nirgendwo klar zu umreißen, und das Wesen des deutschen Volkstums stellt sich ihm teils höchst allgemein, teils höchst einseitig, ja konventionell, dar, als „Vollkraft, Biederkeit, Gradheit, Abscheu der Winkelzüge, Redlichkeit und ernstes Gutmeinen". Charaktervoller, wenn auch noch einseitiger, als durch solche Definitionen vertritt er das deutsche Volkstum in seinem Buche durch seine eigene Art. Indem er den Deutschen den Selbststolz predigt und ihre Ausländerei verbannt wissen möchte, wendet er auf sie doch wieder lauter Beispiele aus der Staatengeschichte als Maßstäbe und Vor-

bilder an, ohne zu prüfen, ob gleiche Bedingungen da sind, die ein Recht dazu geben. Und als echter Rationalist bringt er das Deutschland, wie es seiner Meinung nach sein sollte, in eine mechanische Konstruktion hinein, indem er alles, was nur durch organisches Wachstum wird, bis ins Kleinste durch Maßregeln schematisiert. Hier beweist sich Jahn als eine Natur, die zu drei Vierteln Schulmeister und zu einem Viertel Inquisitor ist, als eine Polizistennatur. Er möchte gar die Gründung neuer Städte propagieren, einer Hauptstadt Deutschlands „Teutona", eines „Preußenheims" an der Mitte der Elbe, einer neuen Landesstadt in Pommern, möchte noch die äußeren Abzeichen für die Schulzen bestimmen, möchte das Gotteshaus vom „Unfug" künstlerischer Schauspiele und das Theater von der „Entweihung" religiöser Gebräuche (Maria Stuart!) reinigen, möchte die Kinderschriften didaktisch gehalten sehen, gibt sogar ein Verzeichnis der Dichtungen und sonstigen Bücher, die noch geschrieben werden müßten, und erfindet neue Strafen für die Unmoral.

Aber all dies ist in einem Holzschnittstil vorgetragen, der trotz seiner deutschtümelnden Geschraubtheit doch selten einer gewissen Herzhaftigkeit und Kernigkeit entbehrt und nie den gesunden Grundgedanken ganz überwuchert, welcher der Gedanke von Jahns Leben ist: die Einheit Deutschlands. Wie er sich diese im Einzelnen vorgestellt hat, ist gleichgültig, weil selbst die Richtigkeit solcher Einzelprophezeiungen leicht zufällig ist, es muß uns das Ganze dieses Gedankens genügen, unter doktrinären Formen ein heißer romantischer Wahrtraum. Und Jahn erkennt Preußens und der Hohenzollern Berufung zur Führerschaft in dieser Einheit, Preußens, das ihm „der Kern vom zersplitterten Deutschland" ist, „der jüngste schnellwüchsige Schößling aus der alten Reichswurzel, der, da das Alte einmal unaufhaltsam verging, als Überleber und Indiestelletreter des greisigen Hauptstammes emporzutreiben" scheint. „Noch sind wir nicht verloren!", ruft er aus. „Noch sind wir zu retten! Aber nur durch uns selbst." Und während er den äußeren Feind, der Zensur wegen, nur verkappt bekämpfen kann und Napoleon mit den entlegensten Tyrannennamen aus fernen Zeiten und Zonen benennt, deren Herrschaft stets vergänglich gewesen sei,

zieht er gegen die inneren Feinde mit offenem Visier zu Felde und hat dabei einen herzerfrischenden Schimpfton am Leibe, von dem derben, bildkräftigen Humor eines Abraham a Santa Clara, eines Hans Sachs, eines Luther oder Johann Heinrich Voß. Und, alle seine Pedanterie hinter sich lassend, wird Jahn fruchtbar, wenn er die politische Mündigkeit seines Volkes verlangt, wenn er auf die Schöpfungen einer gehörigen Volksvertretung, der Reichstage und des Parlamentes drängt, aber namentlich, wenn er die Bildung der Landwehr fordert, der jeder gesunde Mann bis zum 45. Jahre angehören müsse und deren Übungen zu wahren Festlichkeiten gestaltet werden sollten, und wenn er den heiligen Krieg predigt mit Kernsätzen von lapidarem Pathos über Kriegspflicht und Kriegslust. Hier findet er auch gegen den äußeren Feind den Mut zur offenen, freien Sprache, bezeichnet es in der Lebensgeschichte eines Volkes als den heiligsten Augenblick, wenn es aus seiner Ohnmacht erwacht und dem Welteroberer und Obermeister der Soldatenkriege zeigt, daß er gegenüber dem Volkskampf auf Leben und Tod fürs Vaterland seine Kriegsschule von neuem anfangen muß, wie es ja Napoleon auch tatsächlich mußte.

Und im Anschluß daran kommt er auf das Thema, das er bald praktisch ergreifen und aufs höchste aktualisieren sollte, auf die Leibesübungen. „Unsere Körperkraft ist ein vergrabener Schatz." „Man beobachte, wie bei uns die Leibesübungen ausgestorben sind, bis auf das Führen des Gänsekiels und einen wilden Sprungtanz, der den letzten Rest gibt." „Von einem Taugenichts sagten die Römer: Er kann nicht schwimmen, nicht lesen — wir schafmütigen neudeutschen Philister: Er kann nicht lesen, nicht beten." In den folgenden Jahren wurde Jahn der Schöpfer des deutschen Turnens, der den vereinzelten Ansätzen einer körperlichen Pädagogik mit dem klaren politisch-patriotischen Zweck, welcher sich als solcher doch dem im Lande herrschenden Feinde entzog, ein starkes Ethos und einen plötzlichen Ausbau gab, da die Jugend mächtig davon ergriffen wurde und sich nach den Zeiten der Verhocktheit und des Intellektualismus Muskelkraft und Wehrhaftigkeit wiedergewann.

Betrachtet man Jahns Tätigkeit als Schriftsteller und Turnvater im Ganzen und historisch, so treten in ihr die Richtlinien

eines Liberalismus zutage, dessen Aufgaben die nächsten Generationen beschäftigten und im Einzelnen selbst heute noch der Lösung harren: die Forderungen einer staatsbürgerlichen Erziehung, die auf der Schule zu beginnen hat, dem Erwachsenen aber übrigens das Staatsbürgerrecht nur nach vorhergegangener Prüfung zugesteht, der staatsbürgerlichen Pflichten auf Grund staatsbürgerlicher Rechte, der Einheit des Reiches, der Schaffung einer stärkeren Flotte, eines Verhältnisses zum Fürstenhauses, wie es das Jahrhundert durchaus brauchte, einer größeren Achtung vor Arbeit und Handarbeit, des Verbotes, bloß von seinen Renten zu leben, einer Bildung durch Selbsttätigkeit, einer verbesserten Erziehung des weiblichen Geschlechtes, fern vom Töchterschul- und Pensionsunwesen, der Pflege der Muttersprache, einer mit vaterländischen Wanderungen verbundenen Ausbildung des Körpers, die der Ausbildung des Geistes nicht nachsteht. Einerseits erklärt es Jahn für keine Menschenbildung, wenn der Einzelne auf Kosten geistiger Bedürfnisse staatsbürgerliche Fortschritte macht, und vertritt die Ansicht, daß die Preußen und Deutschen nur durch Wechselwirkung von Volks-, Verfassungs-, Erziehungs- und Bücherwesen als ein edles, selbständiges Volk gedeihen könnten, andrerseits hat er in sein Programm und dessen Praxis einen ebenfalls bis heute nachwirkenden Mangel an höherer Kultur hineingetragen, einen geschmacklosen, geflissentlich rauhbeinigen Teutonismus, eine pedantische, puristische Deutschtümelei, die Verbesserungswut der Verschönerungs- und Sprachreinigungsvereine, das unmusische Denkmals- und Turnerwesen von jeder Art mit seinem schwitzenden Patriotismus, kurz, eine Bornierung und dadurch Verzerrung der deutschen Eigenart.

Es ist gesagt worden, daß man zwar Jahn den Lützowern nur habe erhalten können, indem man ihn in das Korps einreihte, daß man ihn aber dadurch gleichzeitig seiner eigentümlichen Kräfte beraubt und so vernichtet habe. Von seiner herrischen Natur, auf deren teutonische Ungeschliffenheit er sich viel zugute tat und deren eitle, launische Willkür auf dem Turnplatz, wenn auch noch gesteigert, so doch immerhin durch seine anderen Eigenschaften paralysiert worden war, scheint in der Front nur das in ihr enthaltene

Stück Bramarbas und Räsoneur übriggeblieben zu sein, und da er nicht eine Schar Turner zu führen hatte, wie es zu ihm gepaßt haben würde, sondern Leute, die ihm zum Teil an umfassender Bildung, ja selbst an Kenntnis der Dienstvorschriften überlegen waren, so mochte hier der Mann mit dem schlaff herabhängenden Haarkranz und der Glatze, zu dessen hünenhaftem Wuchs und ergrautem rötlichen Riesenbart das ewig quecksilberne Wesen drollig kontrastierte, mit einigem Recht als „der ewige Tertianer" gelten. Hier fand er nicht den gewohnten bedingungslosen Gehorsam, sondern nur denjenigen, den der Dienst verlangte und dessen Maß nicht überfordert werden durfte, ohne daß der Vorgesetzte gewärtigte, daß der freiwillige Untergebene rebellierte oder gar, in seinem Ehrgefühl gekränkt, die Waffe gegen ihn richtete. Trotz aller Begeisterung konnten es die meisten Freiwilligen, besonders da sie die längste Zeit zur Untätigkeit verdammt waren, nicht unterlassen, an die Genüsse des Friedens zu denken, sie zurückzusehnen, ja, sie auch im Felde zu pflegen und noch beim Putzen, Flicken und Kochen künstlerische und philosophische Gespräche zu führen. Jahn hingegen, in seiner spartanischen Auffassung, schalt dies Verweichlichung und soll einmal einem musizierenden Soldaten das Klavier zerschlagen haben. Das Statthalteramt zwischen Elbe und Oder hat in einer öffentlichen Kundmachung anerkannt, daß der gute Geist unter den Freiwilligen hauptsächlich Jahn zu verdanken sei, der im Ganzen tatsächlich eine gute Wirkung auf seine Schar gehabt haben mag, die sicherlich schwer genug zu traktieren war; wollten sich doch die Studenten anfangs immerzu duellieren. Aber an militärischen Fähigkeiten gebrach es dem Turnvater zweifellos, sogar, wie behauptet wird, an persönlichem Mut. Man pflegte ihn „Hauptmann" zu nennen, obwohl er nur Leutnant war, und verband damit wohl von seiner Werbetätigkeit und Popularität her die Vorstellung eines Häuptlings und Anführers im allgemeinen, althergebrachten Sinne.

Diesem Manne, der voll Mutterwitz und im Guten und Bösen von Eigenwuchs war, blieb Eichendorff während des ganzen Feldzuges unterstellt. Der Truppe, die Jahn dem Hauptkorps nachführte, gehörten nicht nur Neugeworbene, sondern auch ein Teil von Leuten an, der beim Abmarsch der ersten Kompanien in

Leipzig hatte zurückbleiben müssen. Alles in allem war es nur schlagfertige Mannschaft, die Jahn mitzunehmen hatte. Das Ziel war nur auf Umwegen zu erreichen, und hierbei kamen Jahn seine auf großen vaterländischen Wanderungen erworbenen Richtungs- und Terrainkenntnisse zugute. In Berlin hielt er bei einer Musterung eine zündende Ansprache, welche die Krieger und die umstehende Volksmenge mit Mut erfüllte und ihnen unvergeßlich blieb. Schon beim Aufbruch aus Sachsen hatte er von Scharnhorst den Befehl, sich in den Spreewald zu werfen. Ob er nun erst bei dem Hauptkorps anlangte und ob sich dann dort das dritte Bataillon zur Vollständigkeit vermehrte und auch nominell erst bildete oder ob Jahn gleich mit seiner sächsischen Mannschaft jenen Auftrag ausführte: jedenfalls blieben Eichendorff und Veit in seiner Truppe. Sie lernten auf dem Wege über Cottbus nach Fürstenwalde kennen, wie es einem zumute ist, wenn man bei Tag und bei Nacht, und oft schon mit gespanntem Hahn, Kampf und Tod erwartet, aber sie kamen nicht ins Treffen und mußten klagen, daß sie sich in Wien den Gang dieses Feldzuges in Gedanken ganz anders vorgezeichnet hatten.

Im Spreewald hatte Jahn die Aufgabe, zur Abschreckung des Feindes den falschen Lärm eines großen Heerhaufens zu verbreiten. Es heißt nämlich, daß General Scharnhorst seine Leute zu wählen verstand und daß Jahn sich eines solchen Auftrages auf eine zweckmäßige Art entledigen konnte. . . Die wendische Bevölkerung, die dort in ihren schilfgedeckten Blockhütten hauste, konnte sich anfangs in ihre wunderlichen Gäste gar nicht finden. Sie war gewohnt, in ihrem urwalddurchwachsenen Inselnreiche in der lautlosen Stille der Jahrhunderte nach Urväterart dahinzuleben, die Frauen mit faltenreichen Friesröcken, steifen Ringkragen und vielfarbig garnierten Spitzhauben geschmückt, die Männer in dick gefütterten Leinwandröcken und -hosen und in Stiefeln, die bis an die Hüften reichen. Diese Männer standen mit harten, charaktervollen Köpfen in stolzer Haltung aufrecht auf ihren Booten und fuhren durch das vielhundertmaschige Gewirr des Spreearmnetzes seit alters ihre Herden und ihre Gurken, Sellerie, Kürbisse und Meerrettig, fuhren auf diese Weise zur Arbeit und heimwärts und lenkten auf blumen-

geschmückten Kähnen ihre Bräute zur Kirche und auf schwarzverhängten Kähnen ihre Toten zur Ruhe. Nun hallte plötzlich lautes Waffengeräusch, Trommel- und Hörnerklang immerzu zwischen den mächtigen Stämmen, auch schön gesungene Vaterlandslieder, denn die Jahnsche Truppe besaß als erste einen richtigen Sängerchor, für den Zelter eigens Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland" in Musik gesetzt hatte; Biwakfeuer leuchteten überall im Urwalddunkel auf, und einige kecke Jägerstückchen, an denen sich auch Eichendorff beteiligte, wurden ausgeführt, so in Lübbenau und Lübben. Die Bewohner dieser sieben Spreewald-Fischerdörfer, dieses ländlichen Venedigs, gewannen die schwarzen Burschen so lieb, daß sie sie schließlich ungern aus ihren Lagunen und Kanälen scheiden sahen, als sie Ende Mai ihre Aufgabe erfüllt hatten und zum Gros des Korps nach Havelberg zurückkehrten. Für die ausbleibende volle Befriedigung ihrer Kampfeslust hatte sich Eichendorff mit seinen näheren Freunden hier wenigstens, so gut es ging, durch die fremdartige Romantik des lauten und bunten Treibens in so welt- und zeitferner Umgebung schadlos gehalten, und er rief seinen Lützowschen Genossen noch in späteren Jahren nach:

„Wunderliche Spießgesellen,
denkt ihr noch an mich,
wie wir an der Elbe Wellen
lagen brüderlich?

Wie wir in des Spreewalds Hallen,
Schauer in der Brust,
hell die Hörner ließen schallen
so zu Schreck wie Lust?

Mancher mußte da hinunter
unter den Rasen grün,
und der Krieg und Frühling munter
gingen über ihn.

Wo wir ruhen, wo wir wohnen:
Jener Waldeshort
rauscht mit seinen grünen Kronen
durch mein Leben fort."

Eichendorff hatte nun noch Gelegenheit, sich an den Streifzügen und Abenteuern des Korps zu beteiligen, wie wir sie früher schon erwähnt haben und wie sie hauptsächlich in der Wegnahme feindlicher Gelder, Munitionen, Vorräte und Depeschen in den Elb- und Saalgegenden bestanden und ermüdende Nachtwachen mit sich brachten. Schließlich aber wurde auch diesen Erlebnissen ein Ende bereitet durch den Waffenstillstand, der von unsern Jägern noch mehr als vom übrigen Heere mit Unmut und Erbitterung, ja, mit Tränen begrüßt wurde. War doch die Infanterie eben zum größten Teil auf einem Marsche gegen Leipzig begriffen gewesen, von welcher Unternehmung man sich endlich Rühmliches versprach, während Lützow selbst, der den Überfluß an Fußvolk als eines der Haupthindernisse für die Operationen des Korps empfand, an der Spitze der Kavallerie eine Expedition nach Thüringen unternommen hatte. Auf dem Rückzuge wurde er während des Waffenstillstandes in verräterischer Weise vom Feinde überfallen, und wenn dieses Unglück den Lützowern auch noch einmal, und in verstärktem Maße, die allgemeine Teilnahme zuwandte, so vermehrte es doch unter ihnen selbst die Enttäuschung und die Bitterkeit. Eichendorff und Veit nahmen ihren Abschied, den selbst Jahn, obwohl er und viele Freunde ihn bedauerten, billigen mußte und der ihnen auf höchst ehrenvolle Art gewährt wurde. Es trug auch das zu ihrem Entschlusse bei, daß sie, wie es wenigstens Veit von sich ausspricht, wenig unter die ungleichen Elemente ihrer Kameraden paßten, was sich in diesen faulen Friedenstagen wohl erst vollends erwies. Sie hatten, so sagt Dorothea Schlegel, von den Ufern des Rheins geträumt und an den Ufern der Havel erwachen müssen. Veit besuchte den mit seinem Stiefvater und seiner Mutter befreundeten Dichter Fouqué in Nennhausen, welcher Leutnant der freiwilligen Jäger des brandenburgischen Kürassier-Regimentes im V. Kleistschen Armeekorps war, und beschloß dort, nach Ablauf des Waffenstillstandes in dessen Truppe einzutreten. Eichendorff aber wollte auch künftig des Freundes Schicksale teilen, und beide versprachen sich noch eine tüchtige Arbeit und fröhlicheren Erfolg als bisher. Sie betrieben in Berlin, wohin Eichendorff, mit der Aussicht auf baldige Ernennung zum Oberjäger, zuletzt kommandiert gewesen

war, ihre neue Equipierung, an das ewige Vorbereiten nun schon gewöhnt, das bis jetzt ihre eifrigste Tätigkeit gebildet hatte. Bald schon wandelte Veit in den Straßen Breslaus, die ihn vor einem Vierteljahr als Lützower Jäger gesehen hatten, als Kürassier umher, indessen Eichendorff erst einige Tage später als Veit, in Gesellschaft Savignys, in die schlesische Heimat abreiste. Er besuchte die Braut und weilte kurz bei den Eltern. Seine Schwester Luiska hat nach dem Tode ihres Bruders als alte Frau ein kleines Erinnerungsbild, voll von Eichendorffscher Poesie, aus jener Zeit gegeben. Er schwebte ihr immer noch vor als schöner Lützowscher Offizier, der in Lubowitz an manchen schwülen Nachmittagen mit ihr im schattigen Obstgarten im kühlen hohen Grase lag, welches ihr damals wie ein Urwald vorkam, aus dem allerlei Ungetüme auf sie losschritten.

Das Kleistsche Armeekorps, in das also Eichendorff mit Veit nach Beendigung des Waffenstillstandes und dem Beitritt Österreichs zur Koalition im August eintrat, gehörte zur Hauptarmee unter Fürst Schwarzenberg und hatte mit dieser von Böhmen aus zunächst gegen Dresden zu rücken. Auf diesem Marsche durch Böhmen als reitender Jäger der brandenburgischen Kürassiere lernte nun auch Eichendorff den verehrten Fouqué kennen, mit dem er schon poetische Grüße getauscht, aber er muß sich von ihm und Veit schon vor der Schlacht bei Nollendorf, in der das Kleistsche Korps die blutigen Kämpfe um Kulm ruhmreich zugunsten der Verbündeten entschied, getrennt haben. Denn später schrieb ihm Fouqué: „Wie lebhaft hätte ich es gewünscht, daß Ihnen damals in Böhmen die Umstände vergönnt hätten, mit in unserer Schar zu fechten. Ich sah Sie mit recht schwerem Herzen von uns scheiden.“ Eichendorffs militärischer Ehrgeiz, schon so lange auf enttäuschungsreiche Geduldsproben gestellt, hatte sich nun wenigstens auf seine Beförderung zum Offizier gerichtet, und als diese bei der neuen Truppe auf sich warten ließ, entschloß er sich ungeduldig zu einem neuen raschen Wechsel. An den unglücklichen Dresdener Kämpfen wird er aber noch teilgenommen haben. Vielleicht haben sie ihn zu dem schnellen Abschied mitbestimmt, ihm aber vielleicht auch das Erlebnis und die unmittelbare Anschauung gegeben, die

zusammen mit seiner unbefriedigten Sehnsucht sein „Soldatenlied" zeugten, vielleicht das schönste Schlachtengedicht der Romantik, voll Mark und Stahl, wie keine anderen Eichendorffschen Verse:

„Was zieht da für schreckliches Sausen,
wie Pfeifen durch Sturmes Wehn?
Das wendet das Herz recht vor Grausen,
als sollte die Welt vergehn.

Das Fußvolk kommt da geschritten,
die Trommeln wirbeln voran,
die Fahne in ihrer Mitten
weht über den grünen Plan,
sie prangt in schneeweißem Kleide
als wie eine milde Braut,
die gibt Dem hohe Freude,
wen Gott ihr angetraut.
Sie haben sie recht umschlossen,
dicht Mann an Mann gerückt,
so ziehen die Kriegsgenossen
streng, schweigend und ungeschmückt,
wie Gottes dunkler Wille,
wie ein Gewitter schwer,
da wird es ringsum so stille,
der Tod nur blitzt hin und her.

Wie seltsame Klänge schwingen
sich dort von der Waldeshöh!
Ja, Hörner sind es, die singen
wie rasend vor Lust und Weh.

Die jungen Jäger sich zeigen
dort drüben im grünen Wald,
bald schimmernd zwischen den Zweigen,
bald lauernd im Hinterhalt.
Wohl sinkt da in ewiges Schweigen
manch schlanke Rittergestalt,
die andern über ihn steigen,

hurrah! in dem schönen Wald.
‚Es funkelt das Blau durch die Bäume —
ach Vater, ich komme bald!‘

Trompeten nur hör ich werben
so hell durch die Frühlingsluft,
zur Hochzeit oder zum Sterben
so übermächtig es ruft.

Das sind meine lieben Reiter,
die rufen hinaus zur Schlacht,
das sind meine lustigen Reiter,
nun, Liebchen, gute Nacht!
Wie wird es da vorne so heiter,
wie sprühet der Morgenwind,
in den Sieg, in den Tod und weiter,
bis daß wir im Himmel sind!“

Er begab sich jetzt zunächst nach Prag, um dort mit sofortigem Avancement in österreichische Dienste zu treten; da ihm dies jedoch nicht glückte, kehrte er nach Lubowitz zurück. Die Wochen vergingen, draußen auf den Kriegsschauplätzen war Schlag auf Schlag und Sieg auf Sieg erfolgt, Großbeeren, Hagelberg, Katzbach, Kulm, Nollendorf, Dennewitz bezeichneten die Zurückwerfung Napoleons aus seiner gegen Berlin gerichteten Angriffsbewegung und die Reinigung Schlesiens und Böhmens vom Feinde, Veit hatte an den Ereignissen rühmlichen Anteil, aber er schwebte in Sorge um den Freund, den er schmerzlich hatte scheiden sehen, von dem er keine Nachricht erhielt und der inzwischen voller Mißmut im Hause der Eltern saß. Endlich, im Oktober, kam er wieder zur Armee, denn es wurden damals verschiedene ehemalige Lützower, nachdem das Freikorps aufgelöst worden, dem 17. Schlesischen Landwehr-Infanterieregiment, das im nächsten Jahre zum zweiten umgetauft wurde, als Offiziere überwiesen, und unter ihnen auch Eichendorff. Die Landwehr, die damals nicht wie heute die älteren Jahrgänge des ausgebildeten Heeres, sondern vielfach die jüngsten Kräfte enthielt, trat erst in diesem Herbstfeldzug so recht in Aktion.

Das genannte Regiment war später als die übrigen gebildet worden, hatte bisher als Besatzung in schlesischen Festungen gelegen und lag auch jetzt noch in Glatz. Sein noch unvollständiges drittes Bataillon, welchem Eichendorff zugeteilt wurde, war in den Dörfern Königshain und Hannsdorf einquartiert, um dort erst einexerziert zu werden. Und als Exerziermeister mußte nun auch Eichendorff seinen Dienst beginnen, während in der Ebene von Leipzig die Völker um Napoleon ihren erdrückenden Ring geschlossen hatten, worin sich das Drama am gewaltigsten entlud. Eichendorff blieb nichts übrig, als die vergangenen Friedenstage zurückzusehnen, in denen für ihn das Leben voller und reicher war als im Kriege:

„Mein Gewehr im Arme steh ich
hier verloren auf der Wacht,
still nach jener Gegend seh ich,
hab so oft dahin gedacht!

Fernher Abendglocken klingen
durch die schöne Einsamkeit,
so, wenn wir zusammen gingen,
hört ichs oft in alter Zeit.

Wolken da wie Türme prangen,
als säh ich im Duft mein Wien,
und die Donau hell ergangen
zwischen Burgen durch das Grün.

Doch wie fern sind Strom und Türme!
Wer da wohnt, denkt mein noch kaum,
herbstlich rauschen schon die Stürme,
und ich stehe wie im Traum."

Und als endlich, kurz vor Weihnachten, Marschordre eintraf, da ging es nur wieder zum Leid aller Offiziere zu neuem langwierigen Festungsdienst, und nach einem langen beschwerlichen Marsche, bei dem man oft bis an die Brust im Wasser waten mußte, wurde das Ziel T o r g a u Anfang Januar erreicht. Die Festung hatte kurz vorher kapituliert, sie wurde übernommen und

die feindliche Besatzung nach Schlesien abgeführt. In der trostlos verwüsteten Stadt war die vom Hunger ausgezehrte Bevölkerung von der französischen Lazarettseuche ergriffen worden, die hier eine so furchtbare Gestalt und Ausdehnung wie nirgends annahm. In Schmutz und unter Toten, oft so gut wie obdachlos und von Kälte erstarrt, lagen die Kranken, die täglich zu Hunderten dahinstarben, nachdem manche in Qual und Wahnsinn, von Ärzten und Wärtern verlassen, noch vorher durch die Straßen geirrt waren und die Ansteckung weiter verbreitet hatten. Der zu spät unternommene Versuch, der Epidemie Herr zu werden, wurde nun erst von den Preußen wirkungsvoll durchgeführt, in einer sechswöchigen Pflege- und Reinigungsarbeit, an der sich Eichendorff mit größter Hingabe und Unerschrockenheit beteiligte und der noch manche Soldaten und Offiziere, angesteckt, zum Opfer fielen. Nachdem aber die Krankheit erloschen und Ordnung hergestellt war, begann der Dienst in seiner ganzen tatenlosen Einförmigkeit. Eichendorff setzte im Namen des Offizierkorps eine Bittschrift an den König auf, das Regiment abzulösen und ins Feuer zu stellen, sie blieb jedoch ohne Antwort und ist vielleicht überhaupt nicht an ihre Adresse gelangt. So mußte Eichendorff die Erfüllung seines Traumes anderen überlassen, siegreich kämpfend und mit Lorbeern geschmückt ins Herz von Frankreich, nach Paris hinein, vorzudringen. Was Wunder, daß sich ihm und den Kameraden in mürrischer Langweile Reizbarkeit erzeugte und daß infolgedessen eine witzige Bemerkung von ihm, durch die sich ein anderer, übrigens unbeliebter Offizier beleidigt fühlte, Anlaß zu einem Duell wurde, welches jedoch unblutig verlief. Schließlich ergab er sich in sein Los, pflegte mit seinen Kameraden eine heitere Geselligkeit und in der Einsamkeit endlich wieder die Poesie, deren im Ganzen nicht zahlreiche kriegerische Töne er wohl alle damals anschlug.

Er fand Verständnis für seine Kunst und damit auch im Verkehr ein noch volleres Gegengewicht gegen die lastende Prosa des Festungsdienstes bei einem Kameraden, dem bisherigen Regimentsadjutanten Karl Schäffer, einem aus Pleß gebürtigen oberschlesischen Landsmann, mit dem er zuerst bei seinem Kompaniechef, dem Hauptmann v. Winzingerode, zusammengetroffen war.

Dort lernte er ein Sonett Schäffers auf die Leipziger Völkerschlacht kennen; es gab den ersten Anlaß zu näherem Umgang, aus dem sich eine lebenslängliche Freundschaft entwickelte. Schäffer wurde von der „idyllischen Reinheit" in Eichendorffs Gemüt mächtig ergriffen und ordnete sich ihr und seinem Geiste freudig unter. Als endlich der Friede geschlossen war, nahmen Eichendorff und sein neugewonnener Freund Anfang Mai Urlaub, um ihren Abschied von der Armee zu betreiben, und reisten zusammen mit der Post in die oberschlesische Heimat. Die Mutter, die zehnjährige Schwester Luise und die Braut eilten dem heimkehrenden Krieger nach Neisse entgegen, wo sie den Blassen und Abgezehrten in ihre Arme schlossen, und alle feierten das Wiedersehen mit einer „Punschade" im Gasthaus und Tränen der Freude und Rührung. Eichendorff aber ließ den Freund Schäffer nicht sogleich zu seinen Eltern, sondern nötigte ihn, als er unterwegs Lebewohl sagen wollte, mit nach Lubowitz zu kommen. Hier haben sie, auf e i n e m Zimmer wohnend, die „Honigmonde ihrer Freundschaft" verlebt, indem sie, allen Welthändeln entkommen und ihrer vergessend, teils den geselligen Vergnügungen, teils geistiger, wissenschaftlicher Beschäftigung, kurz, ganz sich selber lebten. Das waren, wie Schäffer sagt, arkadische Tage. „Wer einmal, als ein gemütliches Familienglied", so schrieb Eichendorff später an den neuen Freund, „in den Zauberkreis meiner Lubowitzer Erinnerungen gekommen ist, der kommt nimmermehr aus meinem Herzen . . ." Er schildert dem Kameraden nach dessen Abschied seinen Tageslauf: „Des Morgens aufstehen, d. h. um fünf Uhr, weil mir die Fliegen nicht länger Ruhe lassen. Darauf werden regelmäßig täglich mehrere Stunden verdorben, mich in dichterische Begeisterung zu versetzen. Darauf einige Stunden großer Ärger, daß es mit der Begeisterung und dem Dichten nicht gelingen wollte. (Denn wir sind zwar aus dem Käfig entflogen, aber die Ketten hängen noch immer plump an den Beinen —) Dann: gut essen und schlecht trinken und lesen. Dann auch in Radoschau und Sumin gewesen, ohne weitere Abenteuer. Daneben leide ich soeben heftig an Hypochondrie, goldener Ader, Rheumatismus, Migräne ꝛc.! — Nun, Gott sei Dank für alles!"

2

Von Wilhelm kamen wenige, aber um so längere Briefe. Er gehörte mit Adam Müller zu der Landeskommission, welche Tirol bis zur definitiven Rückgabe an Österreich zu verwalten hatte, und wurde von Trient aus mit beschwerlichen Kurierreisen in die Schweiz und nach Frankreich betraut, um dem Kaiser wichtige Depeschen zu überbringen. Er bekam dabei noch etwas vom Kriege zu schmecken, da er im Nachtrab der verbündeten Armee allerhand Entbehrungen zu erdulden und auf den verlassenen Schlachtfeldern manches grausige Leichenbild zu sehen hatte. Aber zwischen diesen Reisen und zwischen übervollen Akten entfachte er in Trient in seiner schmucken hellgrauen, silberbetreßten und mit goldenen Jagdhörnern bestickten Tiroler Jägeruniform genügend galante Abenteuer, deren eines, in dessen Mitte eine junge italienische Gräfin stand, ihn in ernste Herzensnöte verwickelte. Er scheint Historien, die Joseph dichtete, mehr als dieser erlebt zu haben, und er weiß sie dem Bruder plastischer, als der zu erzählen vermochte, zu berichten. War er doch ein glänzender Improvisator, der einem Briefe eine novellistische Formung, Ausdehnung und Abrundung zu geben wußte, ein echter romantischer Mensch vom Schlage Brentanos, der alles, was er noch so tief fühlte, mit zwiespältiger Ironie und Selbstironie sogleich reflektieren und die Natur als romantische Szenerie darum stellen konnte. Nur ging bei ihm das alles doch nicht auf Kosten der menschlichen Tüchtigkeit, obwohl auch er, als echter Romantiker, wie ja auch Joseph, ein jenseitig gerichteter Mensch war. Rührend äußert er sich zu Josephs Liebe, die er, wegen seines zerstreuenden Lebens, nicht ebenso voll erwidern zu können glaubt, trotzdem sie ihn wie eine herrliche Musik bis nach Paris zu den alten, gemeinsam betretenen Plätzen begleitet. Immer leben die Heimat und der Bruder in ihm nach. „Bist Du vielleicht schon in Lubowitz", schreibt er, „und starrst von der kahlen Höhe hinab in die blaue Luft, die in unserer Heimat von gefährlichen Geistern bewohnt wird? Denn sie lockt und zieht den Gedanken hinaus in die öde Leere, bis er in endloser Verirrung zerreißt und der Mensch matt wie vom Fieber zusammensinkt. Ich lese die herrliche Stelle in Deinem Briefe, die

darauf Bezug hat, immer wieder, und immer faßt mich der flüchtige Schmerz jener wunderbaren Empfindung, die um dieses verfallene Sommerhaus schwebt." Und ein andermal: „Die Beschreibung der Lubowitzer Nachmittagsschwüle in Deinem Briefe ist so wahr, daß sie mich im Innersten erschreckt. Die Insel, auf der man nichts sieht als die hohen Weiden, die stille Wiese und den Himmel, den Himmel, der einen mit Gewalt erinnert, daß die Sonne noch über einer ganz anderen Welt aufgeht!" Als er in seiner Liebe zu der Gräfin vor einem Marienbilde kniet, um sein strömendes Empfinden ganz zu sammeln, da betet er aus dem innersten Grunde des Herzens, die Mutter Gottes möchte jenes arme gute Kind aus den Klauen des Teufels erretten und nicht mit in den Zauberkreis sinken lassen, „mit dem" — hier redet er den Bruder wieder an — „der böse Geist mich und Dich seit Jahren umzogen hat und der uns unstet und armselig durch die ganze wilde Welt peitscht."

Loeben knüpfte mit Eichendorff ihren durch die Zeitereignisse und die Verschiedenheit ihrer Naturen und Sinnesart lange unterbrochenen Briefwechsel damals wieder an. Er war trotz großer Kurzsichtigkeit zu Beginn des Winters in das „Banner der freiwilligen Sachsen" eingetreten, nachdem er während des Waffenstillstandes beschlossen hatte, wenn die vaterländische Lage sich nicht besserte, ins Kloster zu gehen. Er war nie vor den Feind gekommen, hatte aber seinen Marsch infolge der schönen Gegenden, durch die er führte, und der vielen Kameraden, die er wieder lieben lernte, als einen romantischen Zug genossen. Nun lebte er von neuem in Heidelberg, dessen Blütenseligkeit ihm die alten, längst fortgezogenen Freunde barg wie verklärte Wolken den Jüngern ihren aufgestiegenen Heiland, und schloß hier eine Seelenfreundschaft mit der Schriftstellerin Helmine von Chezy und wohltuende Beziehungen im Geiste Christi zu Max von Schenkendorf. Er bat Joseph um Mitteilung des Manuskriptes von „Ahnung und Gegenwart", das er dann auch erhielt und mit großer Bewunderung für diesen „reichen, blühenden Roman" in einem langen Briefe feierte. Mit Feinsinn lobt er am meisten die „Glasmalerei" der Darstellung und die eingestreuten Lieder, die zum Schönsten der bis-

herigen Poesie gehörten, und tadelt er die vielen unaufgelöst rätselhaften Gestalten, Erscheinungen und kleinen seltsamen Begebenheiten und daß den meisten Figuren eine recht tiefe, organische Entwicklung aus der ersten Erscheinung heraus ermangle. Von den Stellen, in denen er sich selbst persifliert erkennt, sagt er: „Ich lasse mir es nicht nehmen, daß Du im Schmachtenden eine kranke Lebensperiode eines Menschen darstellen wolltest, der mir allerdings näher steht als der nächste Herzensfreund — gestehe mir nur, daß ich recht habe.“ Und Eichendorff schreibt an den Rand: „Ja, Du hast recht, Du guter, lieber Freund.“

Loeben beförderte das Manuskript an Fouqué weiter, an den sich Eichendorff, der bisher keinen Verlag gefunden, auf den Rat des Freundes wendete, damit jener das Buch, mit einem Vorwort, bei seinem Verleger herausgäbe. „Es ist so traurig, für sich allein zu schreiben, wenn man es mit dem Leben überhaupt ernsthaft und redlich meint,“ so schreibt Eichendorff an Fouqué. „Ich möchte am liebsten mein ganzes Sinnen, Trachten und Leben, mit allen seinen Bestrebungen, Hoffnungen, Mängeln und Irrtümern, meiner Nation, der es geweiht ist, zu strenger Würdigung und Beratung darlegen.“ Fouqué hat die Bitte Eichendorffs erfüllt, dessen Werk ihn so lebhaft ergötzte und so tief ergriff wie lange keines, denn Leben, Tiefe, Kraft, Wahrheit und frommer Sinn schienen sich ihm herrlich in den glühenden Bildern von Eichendorffs Phantasie zu offenbaren. Er gestand nur, daß es ihm anfangs oftmalen vorgekommen sei, als schaue die Sinnlichkeit allzu dreist an manchen Stellen durch seine Blumengänge; dann aber sei es plötzlich vor seinen Geist getreten, daß bereits Dorothea zensiert habe, vor dieser frommen, klaren Frau beuge er sein Haupt mit fröhlicher Ergebung, und zudem sei es ihm späterhin klar geworden, wie hier nicht sowohl Lüsternheit als vielmehr frische Keckheit obwalte, und sein letzter Zweifel sei geschwunden. „Tief gerührt hat mich Ihre Bemerkung,“ antwortet Eichendorff darauf, „daß die Sinnlichkeit manchmal allzu dreist aus verschiedenen Stellen meines Romans hervorblicke. Auch ich habe bisweilen bei späterer Durchlesung des Buches ganz dasselbe empfunden, aber niemals beim ersten Schreiben desselben — und so oft ich in

diesen Dingen etwas verändern wollte, kam es mir jedesmal vor, als führe ich mit einem Tuche verwischend über die frischen Farben eines Gemäldes, und ich ließ wieder alles, wie es war."

Unterdessen mußte Eichendorff sich nach einem bürgerlichen Beruf umsehen. „Und langweilig wird die Welt!" Mit solchem Seufzer begrüßte er da gelegentlich die Friedenszeit. Die entschwundenen Kampfestage hatten ihn selbst in seiner unfreiwilligen Zuschauerrolle mit ihrer Größe erfüllt:

„Wir träumende Beschauer —
So herber Opfertod,
solch Leid und echte Trauer,
ich fühls mit tiefem Schauer,
das tat uns allen not."

Aber jetzt bemächtigte sich seiner wie des ganzen Volkes nach der Anspannung die Entspannung, die außerdem und im besonderen noch tiefe Enttäuschungen barg, da sich die Hoffnungen auf ein geeinigtes Deutschland nicht erfüllten. Die dynastischen Egoismen, die sich der Sache des Krieges nur schwer und teilweise hatten gewinnen lassen und in ihr untergetaucht waren, gewannen nun ihrerseits in der Friedenspolitik und Diplomatik des Wiener Kongresses wieder die Oberhand und spielten um das von Völkern und für große völkische Ziele Erstrittene mit tausend Winkelzügen wie um eine Beute. Hatte Eichendorff schon nicht Kriegsheld werden dürfen, so tat sich ihm bei solcher Wandlung der Umstände zwischen seinen oft einsam und eng bedrückenden Waldbergen nicht einmal die Aussicht auf, ein Friedensheld werden zu können:

„Weit hinter diesen Höhen,
die hier mich eng umstellt,
hör ich eratmend gehen
den großen Strom der Welt.

In lichtem Glanze wandelt
der Helden heilger Mut,
um Deutschland wird verhandelt,
das wir erkauft mit Blut.

Auch mich füllt männlich Trauern,
wie euch, bei Deutschlands Wehn, —
und muß in müßgen Schauern
hier ruhmlos untergehn!

Sind das die goldnen Brücken,
die sich mein Hoffen schlug,
das himmlische Beglücken,
das ich im Herzen trug?

Spurlos und kalt verschweben
seh ich so Mond auf Mond —
O wildes schönes Leben,
du hast mir schlecht gelohnt!"

Gleichwohl reiste er noch vor Weihnachten nach Berlin, um sich dort persönlich um eine Anstellung bei der Regierung zu bemühen. Wohl wurde er von dem Präsidenten und den Räten, denen er in Potsdam seine Aufwartung machte, sehr zuvorkommend aufgenommen, aber er hätte vorerst wenigstens anderthalb Jahre ohne Gehalt und Diäten dienen müssen, und das gestatteten ihm seine Vermögensumstände nicht. Über solch trübe und ungewisse Aussichten tröstete ihn sein Verkehr im Hause Savignys und in demjenigen des Bankiers Joseph Mendelssohn, welcher Dorotheas Bruder und der Vater jenes Benny war, der ihm nach Ausbruch des Krieges freundschaftlich zur Einstellung ins Lützowsche Korps geholfen hatte. Auch bei Vater Veit wurde er liebevoll aufgenommen und fand dort als schönste Weihnachtsüberraschung dessen Sohn, seinen lieben Herzensfreund Philipp, wieder. Als dieser bald darauf nach Wien abgereist war, wurde Eichendorff von seinem alten Heimweh dorthin ergriffen. Es blieb ihm ja in Berlin trotz der Gastfreundschaft, die er dort genoß, alles fremd: Religion, politische Gesinnung und die allgemeine Fertigkeit, über Kunst und Wissenschaft abzusprechen, die ihn erschreckte und störte, da sie ihm lieblos zu sein schien. Für die Abende bei den innigst verehrten Schlegels, für die elterlichen Lehren und die stille Erhebung, die ihm in den alten schönen Zeiten ihre Worte und ihr Leben gaben, hatte er bisher nirgends einen Ersatz gefunden, und

so ließ er sie durch Vermittlung Philipps, der ja selber wußte, wie sehr die Brüder Eichendorff „eingewienert" waren, so daß sie schwerlich wo anders fröhlichen Herzens sein könnten, angehen, ob sie nicht durch ihre Beziehungen irgendeine, noch so geringe Anstellung in Wien für ihn finden könnten: dann würde er mit unbeschreiblicher Freude in sein liebes altes Österreich und in die Kaiserstadt zurückkehren, die solche Zauberei auf ihn ausübte. Da hieraus nichts wurde und da sein Berliner Anstellungsgeschäft so langsam und trübselig von statten ging, mußte er, solange sein Geld noch reichte, nehmen, was sich ihm einstweilen bot. So wurde er durch Empfehlungen des „herrlichen Gneisenau", der sich seiner sehr warm annahm, Sekretär beim Oberkriegskommissariat. „Mir ging es hier sehr schlecht anfangs," schreibt er an Schäffer, „denn ich war krank und konnte und kann mich noch immer nicht in das Aktenwühlen finden, obgleich sich dabei mein Herz, wie Du sehr richtig geraten, unzähligemal mit Verwünschungen Luft macht. Jetzt aber geht es mir dagegen besser und recht nach Wunsch." Denn er konnte nun endlich seine Luise als Gattin heimführen. In der Vinzenzkirche zu Breslau fand am 7. April 1815 die Trauung statt. „Joseph ist leider schon verheiratet," schrieb seine Mutter, der bis dahin also immer noch die „reichere Partie" vorgeschwebt hatte, ebenfalls an den neuen Familienfreund Schäffer, ihren besonderen Vertrauten, „sie ist in Berlin und lebt sehr eingeschränkt, doch wie sie es gewünscht, so hat sie es."

3

Aber inzwischen war die Nachricht durch Europa geeilt, daß Napoleon, aus der Verbannung von Elba entflohen, in einem unblutigen Triumphzug von zwanzig Tagen Heer und Volk zurückgewonnen habe und in Paris eingezogen sei. Über Eichendorffs Hochzeitsfeier lastete der Schatten eines neuen Abschiedes ohne sichere Hoffnung auf ein Wiedersehen, denn er hielt es für seine Pflicht, auch in diesen letzten Entscheidungskampf mitzuziehen. Seine junge Gattin überließ er in Berlin der Obhut der ihm

befreundeten Familien und reiste am 22. April ab, um über Magdeburg, Minden, Münster, Neuß, Jülich, Aachen nach Lüttich ins Blüchersche Hauptquartier zu gelangen, wo er am 4. Mai eintraf, seiner weiteren Bestimmung gewärtig. Eben hatten hier die sächsischen Truppen wegen der Teilung, die man mit ihnen auf Grund der Teilung ihres Landes vornehmen wollte, gemeutert und dabei sogar das Leben des Feldmarschalls in Gefahr gebracht. Noch sah man die durch Steinwürfe verursachten Zerstörungen an Häusern, und die Unruhe dauerte bei den aufrührerischen Bataillonen fort, bis die Rädelsführer erschossen und die sächsischen Truppen von der Teilnahme am Kriege ausgeschlossen worden waren.

Eichendorff traf in der Stadt Benny Mendelssohn wieder, auf dessen Zimmer er eine erwartungsvolle Woche lang manche Plauderstunde zubrachte und mit dem er ausritt und spazieren ging, und hatte das Glück, die persönliche Beziehung zu Gneisenau weitergefördert zu sehen und bei ihm zum Essen eingeladen zu werden. Am 11. Mai wurde er nach Aachen kommandiert, wohin er im Kabriolett und dann auf einem Karren fuhr und wo er bei der Einrichtung der Landwehr in den neuerworbenen rheinischen Provinzen mitwirken sollte. Hier wohnte er dem großen patriotischen Huldigungsfeste bei, das mit Kostümzug, Kanonade, Feuerwerk und Illumination gefeiert wurde, und traf seinen verehrten Lehrer Görres wieder, welcher Direktor des öffentlichen Unterrichts in den linksrheinischen Landen geworden war und den Aufsehen erregenden „Rheinischen Merkur" herausgab. Und hier erhielt er die Ordre, eine Kompanie des in der Bildung begriffenen 2. Rheinischen Landwehrregimentes als Führer zu übernehmen. Da diese aber wohl erst auszuheben und auszurüsten war, hatte er Dienstreisen nach Burscheid, Krefeld, Jülich, Düsseldorf, Neuß und anderen niederrheinischen Orten zu machen, und trotz aller Eile war das Regiment erst Mitte Juni schlag- und marschfertig und kam auf dem Wege zur Hauptarmee um einen Tag zu spät auf dem Schlachtfelde von Waterloo an, so daß also Eichendorff auch hier von seinem alten Unglück verfolgt war. Aber es konnte wenigstens noch an der Verfolgung des Feindes teilnehmen, die Gneisenau selbst mit mächtiger Kraft leitete. Und

so hat Eichendorff noch einige Scharmützel und sicher auch den großen Augenblick erlebt, da während eines Stillstandes vor einem erst wegzuräumenden Knäuel feindlicher Wagen und Geschütze auf die Aufforderung Gneisenaus von allen Truppen wie bei Leuthen das Lied „Nun danket alle Gott" angestimmt wurde. Und er durfte diesmal mit in Paris einziehen, wo sein Regiment ein lustiges Biwak auf dem Pont neuf aufschlug. Von hier aus besuchte er einmal seine in der Nähe liegenden früheren Kameraden, namentlich seinen Freund Schäffer, der damals Ökonomiekomissarius bei ihrem alten schlesischen Landwehrregimente war.

Noch im Juli wurde Eichendorff dem Chef des Blücherschen Generalstabes, Gneisenau, als diensttuender Offizier beigegeben, und man möchte hierin unbedingt das wichtigste seiner Erlebnisse in den Befreiungskriegen sehen. Gneisenau ist Napoleons eigentlicher geistiger und strategischer Überwinder, der, als Nachfolger Scharnhorsts, gleichsam anonym — denn seine Tätigkeit ging ganz im Amte Blüchers auf — den Gegner mit dessen eigenen Waffen schlug, da er den Geist und die Kraft von dessen Kriegführung in sich aufgenommen hatte. Aber in dem großen Tatmenschen lebte stets eine unbefriedigte Sehnsucht nach einem stillen, verborgenen, beschaulichen Leben, eine Sehnsucht, die ihn eine feine geistige Bildung erwerben ließ und die seinem kriegerischen Sein und Wirken einen so kultivierten Zug verlieh. Bei Eichendorff war gerade das Umgekehrte der Fall: er war der beschauliche Träumer, der durch eine unbefriedigte Sehnsucht nach Taten seinem dichterischen Leben und Schaffen einen männlichkriegerischen Zug sicherte. So ließ jeder sein Element durch das entgegengesetzte tragen und ausgleichen, und die beiden Männer, durch fast dreißig Jahre im Alter voneinander getrennt, konnten sich lieben und in ihrem Wesen auf halbem Wege begegnen. Vor dem Kriege hatte sich Eichendorff mit solchen Vertretern der Kriegspartei berührt, die ganz feudal-konservativ und gegen die Stein-Hardenbergschen Reformideen gerichtet waren. Jetzt nach dem Kriege berührte er sich mit dem siegreichen größten Vertreter der anderen Kriegspartei, der ganz aus und mit jenen Ideen gewachsen war, der mit der Revolution nicht auch deren Errungenschaften

ablehnen, sondern letztere friedlich und gesetzgeberisch verwirklicht sehen wollte und der keinen anderen Adel anerkannte als den der menschlichen Natur und des Verdienstes. Aber er liebte ebenfalls die Poesie und hatte seinem nüchternen König, als dieser einmal seine Vorschläge mit dem Worte „Poesie" spottend ablehnte, geantwortet, daß es ohne Poesie keine Herzenserhebung gäbe und daß auf Poesie die Sicherheit der Throne gegründet sei. So interessierte sich Gneisenau auch für die Dichtung seines jungen Offiziers und brachte ihm als erster die freudige Mitteilung von dem inzwischen erfolgten Erscheinen von „Ahnung und Gegenwart".

Mitte August mußte Eichendorff jedoch zu seinem Regiment zurückkehren, das in Compiègne, Noyon und Ham garnisonierte. Hier war er nun gänzlich verschlagen von allen Freunden und literarischen Nachrichten aus dem Vaterlande, doch durch das Gefühl solcher Entbehrung und Aufopferung um desto inniger mit ihm verbunden. Im einzelnen konnte er freilich von diesem ganzen Feldzug mit wehmütigem Humor nur das Eine berichten, der neue Anfall von Patriotismus, den er erlitten, habe ihm nicht viel mehr eingebracht, als daß er fürchterlich exerziert und in den genannten Orten der Picardie tüchtig gegessen und getrunken habe.

Nach fast fünfmonatigem Aufenthalt in diesen Gegenden durfte er seine Kompanie endlich aus Frankreich heraus nach Krefeld führen, wo das Regiment sich auflöste, und nach Schlesien zurückkehren, wo er seine Frau wiedersah und seinen inzwischen geborenen Sohn zum ersten Male im Arme hielt. Auf dieser Heimreise wußte er vorderhand selbst noch nicht recht, ob er noch einmal auf eine Anstellung Sturm laufen oder sich für immer in die frischen Wälder von Oberschlesien flüchten sollte. „An Ruhe ist für jeden Fall nicht zu denken", schreibt er. „Denn es gibt, meines Bedünkens, gerade keine reichere, entscheidendere, aber auch gefährlichere Zeit, als wenn ein tüchtiges Volk im vollen Bewußtsein und Gefühl seiner Kraft plötzlich stillsteht und sich besinnt. Wir wollen aber lieber recht wach bleiben, denn wir dürfen das durch Fahrlässigkeit oder Übermut nimmermehr verspielen, was wir mit Gottes wunderbarem Beistand erobert und mit so viel teurem Blute besiegelt haben."

So hatte er schon 1814 geschrieben: „Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten und endlich eine Nation zu werden, die, unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiefe sich würdig beweise. Und dazu braucht es nun auch andere Kämpfer noch, als bloße Soldaten. Wäre auch ich imstande, zu dem großen Werke etwas Rechtes beizutragen! Meine Kraft ist gering und noch von vielen Schlacken und Eitelkeiten getrübt, aber die Demut, mit der ich meine Unzulänglichkeit anerkenne, und der Wille, das Beste zu erlangen, ist redlich und ewig." Und er hatte sich damals, wie in jedem entscheidenden Augenblick seines Lebens und Fühlens, innerlich mit dem Bruder vereinigt, dem es ja auch vergönnt gewesen war, in dieser Wunderzeit zu leben, und hatte ihm in die Ferne zugerufen:

„Laß bilden die Gewalten!
Was daran himmlisch war,
wird, lange streng verhalten,
zum Leben sich gestalten,
stark, ruhig, fromm und klar.

Die Fesseln müssen springen,
und endlich macht sichs frei,
und Großes wird gelingen,
durch Taten oder Singen,
vor Gott ists einerlei."

Denn er hatte sich nun die Gleichberechtigung des Liedes mit der Tat errungen, das dadurch, daß es die Tat nicht feige verachtet hatte, von nun an selber zur Tat geworden war. Und so faßte er alle diese Gedanken zusammen in einem Gedicht an die Freunde, darin er sie aufforderte, Deutschland brüderlich zu bewachen und zu umstellen und mit Lehren, Rat und Sang in allen Herzen die heilige Glut des erkämpften Ernstes, der Ehre, Eintracht und des Mutes zu erhalten und immer neu zu entfachen:

„Nennt mir die Palme Eures hohen Strebens!
Bequeme Rast ist nicht des Lebens wert,
nach Ruh sehnt sich die Menschenbrust vergebens,
erkämpft will sein, was hoher Sinn begehrt.
Ein Krieger bleibt der größre Mann zeitlebens,
er kämpf mit Rede, Büchern oder Schwert,
und rechter Friede wird nur da geschlossen,
wo jedem Streiter seine Palmen sprossen.

Wild rast der Krieg; Land, Herzen, Städte brennen,
der Tag, er kommt und scheidet blutig rot;
doch spannt der Friede ab die tapfern Sennen,
dann hüte dich, mein Volk, vor größrer Not!
Denn tiefres Wehe weiß ich noch zu nennen:
Erschlafftes Ruhen ist der Völker Tod.
Umsonst geflossen ist das Blut im Kriege,
sind wir unwürdig selbst der hohen Siege."

Der Auffassung der eigentlichen Romantiker entsprach es, ihr der Kunst geweihtes Leben keineswegs den Gefahren des Krieges auszusetzen. Brentano und Arnim waren gewiß begeisterte Vaterlandsfreunde, allein ersterer hatte an letzteren geschrieben: „Werde um Gotteswillen kein Soldat — Sei ein Mensch hoch über der Zeit und falle nicht in diesem elenden Streit um Hufen Landes." Und Arnim hatte jenen mit der erstaunten Frage beruhigt: „Soldat fürchtest du, daß ich werden möchte?" Die Eichendorff, Körner, Fouqué dachten, empfanden und handelten anders. Und Theodor Körner war im Kampfe gefallen. Er hatte den Tod so leidenschaftlich gesucht, daß man ihm zum Vorwurf machte, es sei ihm an dem Tode noch mehr gelegen gewesen als an dem Vaterlande, für das er starb. Und doch erkannten schon seine Freunde, wie Veit es ausspricht, daß dieser Tod heilsam und notwendig für seine irdische Laufbahn und für das Heil seiner Seele war. Denn dieser Tod hob ihn als Menschen und Dichter über sich selbst hinaus, bestrahlte seine Jugend mit dem Lichte einer Hoffnung, die er lebend nicht erfüllt hätte, und gab ihm Unsterblichkeit. Eichen-

dorff dagegen hat, indem er dem Tod fürs Vaterland entgegenzog, nur bewiesen, wie Kunst und Dichtung auf dem Grunde des Charakters wachsen müssen, und indem er Ingrimm empfand, daß er dem Tode nicht näher kam, bewies er es erst recht. Aber indem das Schicksal ihm Grund zu diesem Ingrimm gab, erhielt es ihn zu einer anderen Unsterblichkeit, es nahm sein Opfer nicht an, sondern gab ihm und dem Vaterland diesen Einsatz zurück mit den Zinsen eines tüchtigen Lebens und langen Gedichts.



Zehntes Kapitel

Breslau und Danzig

1

„Mit herzlicher Freude, mein ältester und treuster Gefährte und Freund, habe ich Deinen Liebesgruß aus Dresden vom 23. Februar erhalten und danke Dir wahrhaft gerührt für diese Freude“, so schreibt Eichendorff aus Pogrzebin an Loeben auf ein Gedicht, das dieser an jenen mit Bezug auf dessen junges Eheglück geschickt, obwohl sein nachlässiger Liebling ihm seine Vermählung ebensowenig wie das Erscheinen von „Ahnung und Gegenwart“ mitgeteilt hatte. „Es war mir, als wie wenn man in diesen wunderbaren Vorfrühlingstagen unverhofft wieder die erste Lerche hört und freudig erschrocken in die lauen Lüfte hinaufblickt und lange still steht und sinnt und sinnt; denn eine Welt halbvergessener, geliebter Bilder geht durch die altbekannten langvermißten Klänge. So ohngefähr kam mir Dein schönes Sonett. Und wenn sich denn nun alles in lieblichen Tagen in Liebe regt und einigt, so wollen wir beide allein nicht träge dahinter bleiben. Schüttle Deinen Groll von den gesunden Gliedern (denn ich muß beinahe vermuten, daß Du mir zürnest) oder kannst Du das nicht, so wirf

mir vor, was Du gegen mich hast und ich werde mein Recht verfechten und mich nicht schämen, mein Unrecht in Demut zu gestehen, aber Eins müssen wir wieder sein, mein lieber Bruder! — Ein fröhlich sinniges Kind (geb. v. Larisch), meine Landsmännin in aller Bedeutung und geistreiche Genossin meiner schönen Erinnerungen an Jugend und Heimat, ist meine Frau und empfiehlt sich Dir bestens!" Loeben grollte dem „lieblichen Freunde" nicht, der ihm jetzt in seinem Dichten eine anmutige, sommerliche Gitarre zu sein dünkte, und er wünschte, daß ihm und seiner Frau der Frühling seine süßesten Blüten, der Herbst seine zarteste Frucht bringe, daß der Sänger durch beider Gewebe seine Lautenklänge wie Sonnenstrahlen wandeln lasse und daß die reifende Traube seines Innern sich innig zur Sonne der göttlichen Liebe hinneige. Nach langen Jahren der Unruhe, des Krieges, des ungeduldigen Harrens, aus Fremde und Todesgefahr zurückgekehrt, genoß Eichendorff nun in vollen Zügen in seiner und der Gattin Heimat das erfüllte Glück endlicher und immerwährender Vereinigung. Kam er jetzt vom altgewohnten Morgenspaziergang, so hob sich aus Nebeln das Haus der Schwiegereltern und dehnte sich zwischen den Reben von der Schwelle seine liebe, verschlafene Frau hinaus, daß Strom, Wald und Au auf einmal vor Wonne funkelten. Er gedachte unter einer Linde der Zeit, wo er von hier zu jenem Hause unzählige Male sehnsüchtig hinübergeblickt —

„bis daß die Sterne standen
hell über ihrem Haus
und weit in den stillen Landen
alle Lichter löschten aus."

Nun saß er unter diesem säuselnden Baume, während die Täler schimmerten und die Felder sich regten, die Geliebte neben ihm, ein munteres Bübchen wiegend, das aus großen, blauen Augen kurios in die Welt hineinschaute. Es war ihm noch wie ein Traum.

„Wie in der Waldnacht zwischen den Schlüften
plötzlich die Täler sonnig sich klüften,
funkeln die Ströme, rauscht himmelwärts
blühende Wildnis — so ist mein Herz!

Wie vom Gebirge ins Meer zu schauen,
wie wenn der Seefalk, hangend im Blauen,
zuruft der dämmernden Erd, wo sie blieb —
so unermeßlich ist rechte Lieb!"

Und auch, als er nun die Pläne für ein dauerndes Landleben aufgab, aus Gründen, die in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Familie lagen und in seinem Wunsche, an der Neubildung des Vaterlandes tätigeren Anteil zu nehmen, und deshalb in Breslau bei der Regierung als Referendar eintrat, blieb er innerlich und äußerlich in einem glücklichen, selbstsicheren und kräftefrohen Lebenszustande. Es war ihm besser ergangen, als er anfangs gedacht. „Da ich nämlich", so hatte er seine geringen Erwartungen mit bitterem Humor Schäffer gegenüber im Juli 1816 ausgedrückt, „das große Karussell, das sie Staatswirtschaft nennen, so recht ansah: wie da jeder bequem und stattlich auf seinem hölzernen Pferde oder Schlitten sitzt und einen Ring nach dem andern absticht, hat mich selber die Lust angewandelt, auch mit aufzuhocken, wenigstens hinten auf die Pritsche irgend eines solchen wichtigen Mannes. Ich habe mich bei der hiesigen Regierung zum Examen gemeldet, zu welchem ich mich nunmehr heftig vorbereite. Ich glaube im Grunde, ich habe einen dummen Streich gemacht, der sich leicht mit meinem Durchfallen in der nicht leichten Prüfung garstig enden kann. Denn ich habe wenig Zeit, wenig Lust, wenig Kenntnisse, wenig Geld, wenig Protektion, wenig connaissances, liaisons, savoir vivre und anderen solchen Teufelsdreck, und wenn mich meine brave Frau nicht noch stark, frisch und frei erhielt, wär ich längst schon fortgelaufen." War ihm äußerlich nun alles nach Wunsch geglückt, so galt doch sein eigentliches und reinstes Streben nach wie vor seiner Kunst.

Zuerst waren es größere dramatische Entwürfe, die ihn in seiner wenigen Muße beschäftigen, doch bald vollendete er statt ihrer eine längere Märchennovelle „Das Marmorbild". Zwar fürchtete er, als er seine neue Arbeit an Fouqué für dessen Frauentaschenbuch einschickte, es könne sich bei der gegenwärtigen lächerlichen Nähe, mit der sich die Welt ihm in Form der verdrießlichsten Geschäfte aufdrängte, auf seinem in seltenen amtsfreien Stunden

verzweifelt unternommenen Spaziergang ins Freie und in die alte poetische Heimat vielmehr Aktenstaub statt Blütenstaub angesetzt haben. Fouqué jedoch konnte ihn mit warmem, bewunderndem Lobe hierüber beruhigen; die Prüfung des Geschäftslebens wirke ersichtlich nur wohltätig auf ihn ein; was nicht hindere, das fördere, und Eichendorff wußte freilich im Grunde selber genau, und hatte es dem Freunde und Gönner schon vorher versichert, daß er das, was er in seinem Berufe an Zeit verliere, doppelt an Ruhe und entschlossenerem Zusammendrängen seiner Kräfte gewönne.

Für Luise war die Übersiedelung in die Stadt, wie Eichendorff es nennt, ein gewaltsames Herausreißen aus dem heimatlichen Boden und Sauerteig, aber er sah, wie es zusammen mit ihrem Hineinleben in ihn und mit großem Kummer der letzten Jahre ihre frühere sinnlich reizende, mutwillig spielende Lebhaftigkeit in die Tiefe versenkt und in eine unendlich milde, stille, lebenskräftige Güte verwandelt hatte, die ihr, als sie damals einsam in Berlin zurückgeblieben war, die Bewunderung und Liebe der dortigen Familien, „der kritischsten Menschen Europas“, verschafft. „Sonst ist sie jetzt blühender als jemals“, fügt Joseph an Wilhelm hinzu. „Du kannst Dir wohl denken, daß ich sie gegen den sinnlosen, sich selbst nicht verstehenden Applaus oder gegen ein hoffärtig glänzendes Leben der Eitelkeit um Gottes willen nicht austauschen möchte.“ Aber es ging ihm wie den meisten Dichtern: die beglückende Gegenwart der Gattin konnte seine Schaffenskraft erhalten und fördern, sie konnte die entlegensten Pläne reifen und dadurch die vielfachste, aber verwandelte, mittelbare Gestalt annehmen, doch konnte sie nicht selber zum erschöpfenden Bilde werden, so wenig wie alle hold verwirrende Nähe oder aber so wenig wie die schlichte, selbstverständliche Wohltat der Luft, ohne die man nicht leben kann und die sich doch am schlechtesten oder überhaupt nicht symbolisieren läßt. Was Mörike von seiner Mutter sagt, daß keines seiner Lieder ihr gölte, weil er, sie zu preisen, zu arm und zu reich sei, das kann der Dichter ebenso von der Gattin sagen, und so gelang auch Eichendorff nur ein gestammelter, aber seelenvoller Dank:

„Ich wollt in Liedern oft dich preisen,
die wunderstille Güte,
wie du ein halbverwildertes Gemüte
dir liebend hegst und heilst auf tausend süße Weisen,
des Mannes Unruh und verworrnem Leben
durch Tränen lächelnd bis zum Tod ergeben.

Doch wie den Blick ich dichtend wende,
so schön in stillem Harme
sitzst du vor mir, das Kindlein auf dem Arme,
im blauen Auge Treu und Frieden ohne Ende,
und alles laß ich, wenn ich dich so schaue —
Ach, wen Gott lieb hat, gab er solche Fraue!"

Es wurde ihnen in Breslau im Jahre 1817 ein zweiter Sohn und 1819 eine Tochter geboren.

An alten Erinnerungen, die sich ständig auffrischen, und alten Beziehungen, die sich erneuern und vermehren ließen, an Freunden und Verwandten in größerer oder kleinerer Nähe fehlte es Eichendorff natürlich nicht in Breslau, diesem von früh auf ihm vertrauten Mittelpunkte seiner heimatlichen Provinz, an deren Verwaltung er nun fleißig mitarbeitete. Und die Heimat und deren Hauptstadt bildeten auch die beste Resonanz für seinen jungen literarischen Ruhm. Zwei neue Gefährten, die sich zu ihm gesellten, sind besonders zu nennen, als erster sein unruhig vagabundierender, kindlich guter Landsmann Karl von Holtei, der über den Beginn dieser Freundschaft selber berichtet hat. Er war nach Breslau gekommen, und sein Versuch, sich hier der Bühne zu widmen, war gescheitert. Da brachte er den Silvesterabend des Jahres 1819 in einem Hause zu, wohin er eingeladen worden war, und fühlte sich hier in seiner allgemeinen Bedrücktheit trotz der Freundlichkeit des Wirtes so verlassen, daß er sich in einen Winkel eines leeren Gemaches zurückzog und bitterlich weinte. Plötzlich trat ein junger Mann zu ihm, älter als er, sprach ihn freundlich an und sagte manch tröstendes Wort mit weich und sanft klingender Sprache. Holtei fühlte sich lebhaft zu ihm hingezogen und erfreute sich einer sehr langen Unterhaltung mit ihm, während in den anderen Räumen gesellige Spiele lärmten. Als sie zur Gesell-

schaft zurückkehrten, bat er den neuen Freund um seinen Namen und erfuhr, daß es Joseph von Eichendorff war. Er sollte in ihm in allen bunt wechselnden Lagen seines abenteuerreichen Lebens denselben treuen Kameraden finden. Sodann lernte Eichendorff damals Friedrich von Raumer zu näherem Umgang kennen, den berühmten Historiker der Hohenstaufenzeit, mit dem der Dichter in Herkunft, Schicksal und Neigungen merkwürdig viele und genaue Berührungspunkte hatte und der ihm wohl auch die stoffliche Anregung zu seinem ersten Trauerspiele gab.

Im Sommer 1817 feierte Eichendorff in Lubowitz ein Wiedersehen mit seinem geliebten Bruder, und sie genossen mit unendlicher Wehmut den niedergehenden Sonnenglanz des heimischen Glücks. Wilhelm, der länger dort blieb, schickte an Joseph nach Breslau ihrer Verabredung gemäß ein Tagebuch aller Ereignisse, die sich seit Josephs Abreise zugetragen hatten. Da erzählt er, wie er an einem herrlichen warmen Frühherbsttage eine genaue Revision des Gartens vornimmt. Zuerst untersucht er die Insel, wozu er sich erst einen ziemlich gefährlichen Übergang bauen muß, und findet mit Ausnahme einiger Pappeln seine Anlagen von der gütigen Hand der Natur über seine Erwartungen ausgeführt. „Die Rosen stehen hoch und üppig, der Flieder hat sich vortrefflich bewurzelt, und der Nachtschatten schlingt sich meinem Willen gemäß mit starken Ranken drei Mann hoch um die Weiden.“ Nach einem gerührten Abschied von diesem dankbaren Boden verfügt er sich das Tal entlang mit gehöriger Muße und Umsicht, unter den bereits erwachsenen Obstbäumen, bis zu den Gartenhügeln, deren Gipfel er sämtlich besteigt, um die darauf befindlichen Linden mit Genauigkeit in Augenschein zu nehmen. „Der Papa saß wie gewöhnlich auf der Gartenbank im Lusthause und betrachtete die Schiffe, die mit vollen Segeln auf dem Wasserspiegel bei Lenk ihren Lauf nach Ratibor richteten. Die Luft webte feine Schleier um die Karpathen, und die Sonne leuchtete wunderbar in die weite herbstliche Landschaft. Ein Blick aus alter Zeit schlug in das hoffnungslose Herz.“ Der Vater alterte. Er machte nicht mehr unbedingt mit, wenn etwa ein allgemeiner Spaziergang durch dick und dünn, über Kartoffel- und Rübenbeete unternommen wurde,

und hatte große Angst, wenn die andern erst nach Einbruch der Dunkelheit heimkehrten. Er war noch milder geworden und ließ seine Augen zuweilen auf seinen Söhnen, wenn sie, und besonders Wilhelm, von ihren Erlebnissen erzählten, mit einem ungewohnt langen tiefgerührten Blicke ruhen. Bei dem Ritt auf der Wurst nach Summin erschöpfte er sich in liebevoller väterlicher Aufmerksamkeit, und als Wilhelm nach beendigter Jagd mit der Flinte den Nußhähern und Spechten noch nachstellte, die, mit ihrem Abendessen beschäftigt, in den von der Sonne vergoldeten Bäumen klopften und hämmerten, blieb er geduldig auf einem Baumsturz sitzen, um die Freude des Sohnes nicht zu stören. Hier oder auf dem Heimweg erkältete er sich sehr und klagte über unerträgliche Kreuzschmerzen, die indessen bald wieder vergingen. Im Tafelzimmer nickte er nun, am Fenster sitzend, leicht ein, während Wilhelm in den Garten hinaussah, an seinem Bericht schrieb und die Uhr in der heimeligen Stille guckerte. Wohl wurden neben den Freuden der Jagd und der Ausflüge wieder Meisenkästen gezimmert, wohl wurden noch die Äpfel abgenommen und hatte wie seit alters die Nußlese stattgefunden, bei der noch Joseph und Luise zugegen waren, wohl kamen noch immer der Brzesnitzer Miketta, Schimonskys und der Förster Schöpp zu Besuch, dennoch war es nicht mehr wie einst, und wenn Wilhelm aufgefordert wurde, zu singen und zu spielen, so tat er es mit Verdruß.

Dies aber hatte doch niemand erwartet, daß schon im nächsten Frühling eine Lungenlähmung den geliebten Vater hinwegnahm. Bald nach seinem Ende mußten die sämtlichen schlesischen Besitzungen der Familie zur Befriedigung der Gläubiger verkauft werden, und nur Lubowitz blieb der Mutter als Witwensitz bis zu ihrem Tode erhalten. In solchem Zusammenbruch mochten sich die Brüder innerlich noch fester aneinanderschließen, wenn sich auch das Vergessen und Entfremden, das große räumliche Trennung in gewisser Hinsicht immer mit sich bringt, auf die Dauer nicht ganz überwinden ließ. Joseph suchte wenigstens das starke Band des gemeinsamen dichterischen Strebens zu erhalten, indem er den Bruder dringend mahnte, die „Liedesscheu“, vor der ihn auch Fouqué in einer poetischen Widmung warnte, nicht aufkommen zu

lassen. Aber Wilhelm war im Grunde doch kein Dichter, und wenn äußere Umstände jemanden daran hindern könnten, es zu sein, so wären dies für den Trienter Kreishauptmann freilich schon seine mannigfaltigen, schweren und verantwortungsvollen Geschäfte, sein beständiger Verkehr mit der italienischen Bevölkerung und seine Abschnürung vom geistigen und literarischen Leben Deutschlands gewesen. So konnte er zwischen seinen Bergen wohl noch gelegentlich einen vorüberziehenden Freund wie Philipp Veit, der 1816 auf der Reise nach Rom ihn besuchte, durch den Gesang der alten selbst gedichteten und komponierten Lieder hinreißen, mußte jedoch Josephs Aufforderung schmerzvoll mit einem dichterischen Abschied von der Dichtkunst beantworten, in welchem er vielleicht zum ersten und zum letzten Male ganz Dichter war. Dieselben kühnen Felsenzacken, zwischen denen er, singend und Gitarre spielend, noch ganz besonders als eine poetische Zaubererfigur wirkte, hielten mit ihrem unbeugsamen grauen Nacken zornige Wache um ihn, daß ihn, wenn in der Mondnacht die Wolkenschatten wie Geister über die beschneiten Matten zogen, vor dem fremden Lande bangte und er sich doch vergeblich sehnte, die Fesseln zu lösen und an das Herz des Bruders zu fliehen. So konnte er nur an die alten Kampfgenossen auf ihren Flügelpferden letzte Grüße des Grames senden:

„Bruder, an die alten Zeiten,
an die längst versunkne Welt,
mahnt dein Brief, und schneidend gleiten
seine Worte, ernst gestellt,
tief mit der Erinnrung Schmerzen
zu dem einsam stillen Herzen.
Fern und einsam hingestellt
zwischen den beeisten Klippen,
sehn ich mich mit heißen Lippen
nach dem Strom der alten Welt.
Wenig ist zurückgeblieben
von des Sängers alten Trieben,
von dem heimatlichen Port.
Nur noch einge Liebeswunden

aus den lauen Sommerstunden
bluten sanft und heimlich fort . . ."

Die Brüder sollten sich wenigstens ziemlich bald wiedersehen, aber vorher meldete sich Joseph zur großen Staatsprüfung, deren schriftlichen Teil er 1819 in Breslau und deren mündlichen er im Oktober desselben Jahres vor der königlichen Ober-Examinations-Kommission in Berlin ablegte. Als allgemeines Thema hatte er die Beantwortung der Frage auszuarbeiten: „Was für Nachteile und Vorteile hat der katholische Religionsteil in Deutschland von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und Äbte, desgleichen von der Entziehung des Stifts- und Klosterguts mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten?"

Eichendorff sucht zunächst die historische Bedeutung der in Rede stehenden verschwundenen Erscheinungen zu entwickeln. Es handelt sich ihm hier um eine Richtung nach dem Überirdischen, die das ganze häusliche und öffentliche Leben der Deutschen in der Idee des Christentums sich verklären lassen wollte, so zwar, daß sich die Elemente des Geistlichen und Weltlichen innig durchdrangen und die Kirche die Seele des Staates wurde. Die Geistlichen, als Verkündiger des Wortes Gottes und als Lehrer und Erzieher der Nation, bedurften einer unabhängigen Existenz und mithin äußerer Macht, welche bei dem damaligen Mangel an Geldreichtum nur durch Grundbesitz möglich war. Als größere Grundbesitzer waren nach den mittelalterlichen Verfassungen Äbte und Bischöfe zugleich Schiedsrichter, Grafen und Herzöge und als solche schließlich wiederum reichsunmittelbare Landesherren, und die Kirche wurde ein mächtiger Baum, mit allem Irdischen verwurzelt und verwachsen, aber es innerlich nach oben leitend. Inmitten der Sonderung der Stände und ihres ewigen Zwistes war die Hierarchie, besonders auch durch die Friedensstätten der Klöster, das Vermittelnde, Versöhnende und Vereinigende, aus dem dann der wundersame Verein des Rittertums hervorging, und darüber hinaus ein übernationales gemeinsames Band aller christlichen Völker. Die erste Form der im Zeichen der Einen wahren Religion geschlossenen Völkergemeinschaft waren die Konzilien, und ihr ewig unwandelbarer Mittelpunkt — die Sonne des Planetensystems —

war das Papsttum, das Eichendorff gegen diejenigen verteidigt, die es nach der Schlechtigkeit einiger Päpste und nach seinem Mißbrauche beurteilen und verurteilen, und das ihm als das innere Gegengewicht gegen die weltliche Gewalt, als der heilige Fels, an dem sich das Meer wilden Übermuts, empörter Leidenschaft und Willkür oft genug brach, als die höhere Übermacht der Gesinnung über die Macht des Schwertes gilt, oder alles in allem, unter Beibehaltung jenes Gleichnisses vom Sonnensystem, als die Zentripetalkraft der Weltgeschichte, während die weltliche Gewalt deren Zentrifugalkraft ist.

Mit dem Entweichen des Glaubens, den der Verstand grübelnd begreifen wollte, und mit dem teilweisen Zusammensturz der Hierarchie scheint dem Autor an die Stelle des inneren Gleichgewichts das Surrogat eines äußeren Gleichgewichts getreten zu sein, wodurch nun alles in der anderen materiellen Richtung bis zu einer schwindelnden Höhe hinaufschnellte und die Macht jedes Staates einzig nach statistischen Tabellen, nach der günstigen oder ungünstigen Handelsbilanz und nach Kanonen berechnet wurde. Aber es ist zugleich eine Sehnsucht nach dem Besseren vorhanden. Nur darf man die Befriedigung dieser Sehnsucht nicht etwa in künstlich erdachten, noch so gut gemeinten Verfassungen erblicken, welche ja wieder nur durch die Gesinnung garantiert und lebendig werden können. Staatsgesetz und Staatenrecht müssen also wieder eine heilige Gewähr erhalten, und da alle Wiedergeburt und Verjüngung nur durch das Christentum möglich ist, so darf ein fortdauernder, entschiedener Einfluß der Geistlichkeit auf das Weltliche nicht ausgeschlossen sein. Zwar gibt Eichendorff zu, daß die Landeshoheit der Bischöfe und Äbte, die Grundherrschaft der Geistlichkeit und das römische deutsche Reich, so wie sie zuletzt waren, nicht mehr überall den früheren wohltätigen Einfluß auf Deutschland hatten, aber andererseits sei die Aufhebung der weltlichen Macht der Geistlichen nicht etwa aus solchen Erwägungen oder überhaupt aus tiefdurchdachten Grundsätzen, sondern aus Finanznot erfolgt. Und hier betont die Schrift wieder nachdrücklich, daß der Staat eine geistige Gemeinschaft bleiben muß und daß seine materiellen Kräfte nur den Wert haben wie der Körper, der als

ein hilfreicher Knecht allein der Seele dienen muß. Zugegeben, daß der geistliche Einfluß in den letzteren Zeiten erstarrte, so lag doch die Schuld daran nur in uns allen, daß wir kolossale Staatsformen nicht mehr zu beleben vermochten, aber das Stimmrecht der hohen Geistlichkeit bei Beratung deutscher Bundesangelegenheiten bleibt unentbehrlich. Jetzt scheint der Geistlichkeit alles Organ benommen zu sein, um in den Gang der öffentlichen Verhandlungen, auf die Staatseinrichtung, überhaupt auf das öffentliche Leben einzuwirken, und insofern ist die Säkularisation der geistlichen Staaten und Güter ein Unglück, das durch den mißverstandenen oder absichtlich verdrehten Spruch: „Ihr Reich ist nicht von dieser Welt," der vielmehr lauten sollte, daß es wohl von dieser, aber für eine andere ist, nicht gerechtfertigt werden kann. Der monarchische Staat nach französischem Muster zielt einzig auf eine mechanisch-materielle Einheit ab, die als ein wohlgefügter symmetrischer Palast gelegentlich höchstens imponieren kann, das deutsche Treiben dahingegen, tiefsinniger nach innen gekehrt und alles Wertvolle ehrend, selbst wenn es äußerlich stört, ist ein in allen Teilen lebendiges Ganze, ist wie eine fröhliche Aussicht vom Berge ins Freie, schroffe Felsen, Ströme, Wälder und Saaten in buntem Gemisch bis in die unermessene blaue Ferne hinaus . . . In einem solchen Staatsleben tritt vor allem auch die Phantasie als das Waltende hervor, und eben diese verkörperte sich in dem geistlichen Einfluß. Da sie freilich einseitig erstarrte und eine Reihe von Übelständen zeitigte, und wenn andererseits die materielle Staatskraft, die dadurch gehemmt wurde, auch etwas Vortreffliches und Wünschenswertes ist, so ist in dieser Hinsicht die Aufhebung der geistlichen Staaten ein Gewinn für Deutschland und dessen katholischen Teil, und so läßt sich also begreiflich machen, wie sie erfolgen konnte, nicht aber, daß sie erfolgen mußte. Vielmehr hätte es hier nur gewisser Reformen bedurft, wie auch beim Papsttum, zu dem keineswegs die politische Gewalt des Mittelalters, welche Könige absetzte und Länder verteilte, wesentlich gehört, und das, unter veränderten Umständen, doch der sichtbare feste Punkt der Einheit bleiben muß, den die katholische Religion nicht entbehren kann. Unter der modernen Vorherrschaft des Verstandes wird nur zu leicht die Unfehl-

barkeit des Staatsoberhauptes vorausgesetzt, besteht die Gefahr, daß die Geistlichen in bloße Beamte des Staates verwandelt werden und daß, wo man eine unwandelbare Sicherheit in der militärischen Gewalt und in der Macht des Reichtums sucht, auch in der inneren Verwaltung an die Stelle der freien persönlichen Verantwortlichkeit eine ängstliche, mechanische, papierene Kontrolle tritt. Vom Krummstab dagegen sagt der bekannte Volksspruch, daß unter ihm gut wohnen sei. Wenn auch der einzelne oft sehr dumm sein kann, so ist es doch ein ganzes Volk gewiß niemals, weshalb jenes Wort leicht ebensoviel gelten dürfte wie alles abstrakte Räsonnement dagegen.

Indem Eichendorff sich nun zu der Beantwortung des andern Teils der Frage, zu der Betrachtung der durch die Einziehung des Stifts- und Klosterguts, durch die Vernichtung des Klosterwesens für die deutschen Katholiken entstehenden Vor- und Nachteile wendet, ist ihm auch hier das allgemeine Wanken des Glaubens der erste Feind, der die himmlische Idee einer heldenmäßigen Entsagung des Irdischen schädigte. Inquisition und Aberglauben bildeten sich aus, die Kirchentrennung und der unglückliche Zwiespalt zwischen Philosophie und Religion hatten für die Klöster den Geisteszwang und die Unduldsamkeit zur Folge, denn während die Protestanten mit dem Winde des Zeitgeistes fortstürmten, kamen die Klöster wie von der neuen Zeit belagerte Festungen, in ihren abgelebten Formen sich selber geistig aushungernd, bis auf den heutigen Tag gar nicht aus dem Blockadezustand heraus. So entwickelte sich in ihnen das mit Recht verschrieene Pfaffentum, das ihren Sturz nur begünstigte. Demungeachtet weist Eichendorff es als eine unsinnige, ja perfide Zumutung der Protestanten zurück, daß sich die Katholiken über diesen Sturz freuen sollten. Denn alles bloße Zerstören, so sagt er, ist an sich tot und bringt keine Frucht, wenn es nicht, wie in der Natur, vielmehr ein immer organisch zusammenhängendes Verwandeln und Wiederbeleben ist, wenn es nicht, das neue Leben schon in sich tragend, bloß durch den eigenen ungeduldigeren Flügelschlag die alte Hülle abwirft, um in neuer Gestalt freudiger wiederzuerscheinen. Ohne zu leugnen, daß jeder seine eigene Weise hat und behalten soll, daß viele durch Glück und Unglück eines rüstigen

Lebens, durch eine tüchtige Meisterschaft im Weltlichen vielleicht ebenso zur höchsten Erkenntnis gelangen konnten, will er auch für heute nicht alles Heil einzig und allein auf der breiten Heerstraße suchen und fragt, ob wohl in der irdischen Lust und in der aufgeblasenen Faulheit mechanischer Geschäftigkeit weniger Seelen verloren gehen als jemals in der Abgeschiedenheit der Klöster und ob denn die Tausende, die täglich in Deutschland ganz ernsthaft Schildwach stehen, wo gar nichts zu bewachen ist, etwas Besseres tun als die Chorherren, die ihre Metten absingen. Es muß unbemittelten Männern die Möglichkeit erhalten bleiben, sich in sorgenloser Freiheit ganz und ausschließlich einer höheren Betrachtung zu weihen, ohne sogleich das Gewicht von Brotstudien daranzuhängen. Und ebenso muß die hohe Tugend einer freiwilligen Jungfrauschaft und das Unglück einer unfreiwilligen ein würdiges Asyl auf Erden behalten. Aus solchen Erwägungen, oder vielmehr einem unabweisbaren Bedürfnis Rechnung tragend, tritt die Schrift für Gründung oder Wiederbelebung von Klöstern ein. Was aber das Kirchengut betrifft, so weist sie auf dessen ursprüngliche dreifache Bestimmung hin: Verherrlichung der Religion, Unterhalt der Geistlichkeit und Unterstützung der Armen.

Da alle weltliche Pracht, wenn sie dem Irdischen frönt, eitel Hochmut, wenn sie aber Gott dient, selbst göttlich und eine Schwinge des Irdischen wird, so hat die äußere Pracht des Gottesdienstes, die von der Phantasieansicht mancher Katholiken überschätzt und von der Verstandesansicht mancher Protestanten unterschätzt wird, während in der höheren Einheit beider Ansichten wohl die Wahrheit liegt, so haben bildliche Darstellung, symbolische Andeutung durch Künste und äußere Gebräuche ihre höchste Berechtigung. Legenden sind ein wichtiger Teil der vaterländischen Geschichte, die völlig national gewordenen Heldengestalten der Heiligen ebenso erbaulich als die berühmter Generäle und Staatsmänner, die vielen schönen Kirchen mit ihren unzähligen Gemälden und Steinbildwerken ein großes lebendiges Museum und zusammen mit den Volksfesten der Wallfahrten für das Volk eine bessere Erhebung aus dem Werkeltag als die Veranstaltungen der Feuerwerker und Restaurateure, bei denen die irdische Lust, da sie von keinem höhe-

ren Gedanken mächtig besprochen wird, von der Polizei umzingelt und über den Haufen geritten werden muß. Alles dies wird nach der Einziehung jener Güter mehr oder weniger übersehen und vernachlässigt, ohne daß sich ein Ersatz bietet. Die Vereinigung der katholisch-theologischen Fakultäten mit protestantischen Universitäten scheint nicht den beabsichtigten vorteilhaften Einfluß auf erstere zu äußern, denn so lange zwischen beiden nicht ein wechselseitiges lebendiges Anerkennen stattfindet, wird bei dem katholischen Teil durch die übermächtige Nachbarschaft nur das scheue Zurückziehen, die finstere Verschlossenheit und Beschränkung noch vermehrt. Die Aufgabe der Staatsbeamtenschaft liegt wesentlich in der Gegenwart, und ihr Geist ist daher einem fortwährenden Wechsel unterworfen; die Geistlichen aber bilden einen wahrhaften Weltstand, und wenn sie jetzt zu besoldeten Staatsbeamten gemacht werden, was sich kein einzelner Staat anmaßen dürfte, so ist die Unabhängigkeit der Kirche damit erst recht in Frage gestellt. Der dritte Zweck der geistlichen Güter, die Unterstützung der Armen, lag von jeher auch im Kreise der Staatsverwaltung. Aber während früher bei der klösterlichen Wohltätigkeit mancher unverdienterweise verpflegt wurde, steht bei der staatlichen zu befürchten, daß mancher wirklich Bedürftige leer ausgeht oder daß anderen durch unvorsichtige Vernichtung der bürgerlichen Ehre der Keim der Besserung und einer nützlichen Tätigkeit für immer verschnitten wird. Gefängnisartig ist die innere und äußere Einrichtung der Armen- und Arbeitshäuser, das ohnehin freudenlose Dasein des Armen wird völlig verdunkelt, und an die Stelle eines lebendigen Wechselverhältnisses von Mitleid und Dankbarkeit tritt immer mehr die Ostentation einer eitlen Wohltuerei, eine alles Heilige in der Wohltätigkeit vernichtende „Auflage“.

Der ehrwürdige Nationalschatz des Kirchengutes wurde überall mehr oder weniger dem Bedürfnis des Augenblicks hingeopfert, ohne in irgend einem Staate die Finanzen gründlich zu verbessern, nur kleinere mittelbare Stiftsgüter wurden im nördlichen Deutschland großenteils zu gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken verwendet, wie im Meißenschen, wo viele neue Schulen, und in Hessen, wo die Universität Marburg aus ihnen entstand. „Mit Achtung wollen

wir", heißt es zum Schluß, „eine solche Verwendung, wo sie stattfand, anerkennen, und diese in so mancher Hinsicht niederschlagende Betrachtung denn überhaupt mit dem freudigen Bekenntnis schließen, daß von den aus dem Schutte der Klöster sich erhebenden norddeutschen Bildungsanstalten eine geistige Erschütterung über das gesamte Deutschland ergangen ist, die nicht bloß das Vergängliche vernichtet, sondern auch das ewig Unvergängliche neu belebt hat. Nicht darin liegt bei dem Kampf des Alten und Neuen, worin wir begriffen sind, das Übel, daß das Veraltete weggeräumt worden ist, sondern in der Verblendung, welche den großen Sinn der Vergangenheit verkannte und daher mit dem bloßen Zerstören genug getan zu haben wähnt. Ebensowenig liegt das Heil in der unbedingten Wiederkehr zum Alten, denn in der Weltgeschichte gibt es keinen Stillstand . . . Vor dem Neuen schützt, bei den heutigen literarischen und sozialen Verhältnissen, keine chinesische Mauer mehr; es wird im Gegenteil dasselbe, auf diese Weise nur von außen halb und abgebrochen vernommen, erst verwirrend und gefährlich, indem es eine verkehrte Lüsternheit erweckt und wohl einen betrüglichen Waffenstillstand, aber keinen Frieden schaffen kann. Es ist daher an uns, das Neue vielmehr scharf und unverzagt ins Auge zu fassen, und, wo es lügenhaft befunden, auch auf dem Boden der Wissenschaft zu bekämpfen . . ."

Wir finden in dieser Schrift, der eigentlichsten Frucht von Eichendorffs Studienjahren, überall Schlegels Geschichte, Müllers Staatstheorie und Görres' Bildersprache wieder, aber sie ist darum nicht minder überall von Eichendorffs Geist erfüllt, der den Katholizismus in seiner hohen und höchsten Auffassung vertritt, zudem einen in keiner Weise intellektuellen und literarischen Katholizismus, sondern einen, welcher gleichzeitig angeboren, eingewachsen und selbsterrungen, und welcher, auf Phantasie und Gefühl beruhend, doch praktisch und tätig sozial gerichtet ist. Es ist Katholizismus als Weltanschauung, nämlich nicht als Dialektik, sondern als Optik, und darin liegt seine Unnahbarkeit, Unbestreitbarkeit und Unwiderlegbarkeit. Mag diese Optik den Blick Eichendorffs verengern, so schärft sie ihn auch wiederum, besonders für die internen Angelegenheiten der Kirche, von denen er ferner eine große Sachkennt-

nis besitzt, und mag sie ihm Dinge und Tatsachen färben, so verschleiert sie ihm diese doch nicht. Vielmehr sind Betrachter ganz anderer Richtungen, darunter spätere Historiker, welche die Entwicklung in größerem Zusammenhang überblicken konnten, ebenfalls dahin gelangt, in der Säkularisation ein zweischneidiges Schwert zu sehen.

Vor Weihnachten wurde nun Eichendorff auf seine Eingabe als Assessor bei der Breslauer Regierung angestellt, deren Präsidium ihm seine Freude, ihn zu behalten, aussprach, weil sie aus seiner früheren Dienstführung das Vertrauen haben könnten, in ihm einen tüchtigen, diensteifrigen Mitarbeiter und Beförderer des Interesses des Staates und des ihnen anvertrauten Departements stets zu finden. Im Frühling bekam er einen kurzen Urlaub, den er zu einer Reise mit seiner Frau nach Wien und zu einem Zusammentreffen mit Wilhelm, dem neugebackenen „K. k. wirklichen Gubernialkonzipienten", benutzte. So konnte er der einen die Stätten schönster Erinnerungen zeigen und an ihnen diese gemeinsamen Erinnerungen mit dem andern auffrischen. Die alten Freunde wurden aufgesucht, der „innigst ergebene und getreue" Adam Müller, wie er sich unterzeichnete, jetzt wieder in Wien, lud zum Frühstück im Paradiesgärtel auf der Löbelbastei ein, und der Besuche und Unternehmungen waren so viele, daß eine Einladung der Verwandten, Gräfin von Hardegg, nach Grusbach abgesagt werden mußte. Zuletzt gelang es Eichendorff zu seiner Freude, einen Auftrag seiner Breslauer glücklich zu erledigen und die Komiker Raimund und Hasenhut für ein Gastspiel in der schlesischen Heimatstadt zu gewinnen. Das Wiedersehen der Brüder war für eine lange Zeitspanne das einzige gewesen, und Wilhelm schrieb darüber an Joseph die folgenden Worte, die er erst nach elf Jahren abschickte: „Es war, wenn ich nicht irre, der 18. oder 20. Mai 1820, als ich auf der letzten Station vor Wien den letzten Kuß auf Deine Lippen drückte. Gott gebe mir nie einen solchen Tag wieder. Ich weinte unausgesetzt bis nach Wien zurück, und als ich das erstemal bei dem Gasthofe vorüberging, wo Du gewohnt hattest, und als ich nun alles darin leer wußte, wollte mir das Herz zerreißen."

Nicht lange nach seiner Rückkehr erhielt Eichendorff den Ruf,

auf einige Zeit als Hilfsarbeiter beim Kultusministerium in Berlin einzutreten, und reiste im Spätsommer mit seiner Familie dorthin. Denn es war ihm merkwürdig ergangen. Er hatte seinerzeit die Frage, die das Thema seiner Examensarbeit bildete, mit gutem Grund, wie er auch später noch meinte, für eine heimliche Fußangel gehalten und hatte sie so freimütig und rücksichtslos beantwortet, da er sein Gewissen und seine Ehre höher hielt als seinen Magen. Es wurde jedoch der katholische Geheime Oberregierungsrat Schmedding durch die Abhandlung auf deren Verfasser aufmerksam, und seiner Vermittlung hatte es Eichendorff zu danken, daß ihm im Juli von Altenstein, dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, die interimistische Verwaltung des Amtes eines katholischen Konsistorial- und Schulrates bei dem Oberpräsidium und Konsistorium der Provinz Westpreußen angeboten worden war. „Ich erwarte von Ihnen," erwiderte Altenstein im Dezember auf Eichendorffs endgültige Zusage, „daß Sie bei der Wahrnehmung so wichtiger Geschäfte in einer Provinz, die des Lichts der Erkenntnis und der Erwärmung für alles Gute teilweise noch sehr bedürftig ist, sich eifrigst bestreben werden, die gerechten Ansprüche, die das Vaterland an Ihr Wirken macht, nicht unbefriedigt zu lassen, die Gesetze des Staats, die sich auf den Zweig Ihres Dienstes beziehen, fest ins Auge fassen, zugleich aber auch dahin zu streben, daß die Freiheit der Gewissen, die Verfassungen, Rechte und Güter der Kirchen, Schulen und Bildungsanstalten nicht verletzt, vielmehr nach Möglichkeit geschützt und erhalten und dadurch wahre Menschenbildung, religiöser Sinn, gute Zucht und Ordnung, Vaterlandsliebe und Verträglichkeit gehandhabt und gefördert werden möge." Eichendorff hatte sich daraufhin unverzüglich nach Danzig zu begeben und sich dem Wirklichen Geheimen Rat und Oberpräsidenten von Schön wie auch dem Präsidenten der dortigen Regierung vorzustellen, damit seine Einweisung in die Geschäfte erfolge. Er hatte schon im Sommer jenem seine Berufung brieflich mitgeteilt und hinzugefügt: „Ich betrachte es als das ehrenvollste und erfreulichste Ereignis meines Lebens, diesen schönen Wirkungskreis unter Ew. Exzellenz erleuchteten Befehlen betreten zu dürfen, und indem ich mich Hochderselben Gnade

empfehle, wage ich zugleich die ehrerbietigste Versicherung beizufügen, daß es jederzeit mein innigstes Bestreben und mein Stolz sein wird, durch die gewissenhafteste Erfüllung meiner Pflichten und durch freudigen Eifer für Hochderselben wohltätiges und großartiges Wirken auch in diesem wichtigen Teile der Verwaltung mich Euer Exzellenz Gewogenheit würdig zu machen." Die Mutter konnte zufrieden sein; waren ihr die Sorgen um Anstellung und Zukunft des Sohnes doch stets so nahe gegangen, daß sie einige Jahre zuvor, als dieser für den Landratsposten in Pleß vorgeschlagen war, gar den Freund Schäffer rührenderweise um Rat gebeten hatte, wie sie es anstellen könne, für den guten Joseph Stimmen zu sammeln; sie würde ja gern zu Fuß von einem Stand zum andern gehen, um ihm dazu zu helfen. Das Präsidium der königlichen Regierung zu Breslau aber schrieb an Eichendorff: „Indem wir Ewr. Hoch- und Wohlgeboren zu dem Eintritt in einen erweiterten Geschäftskreis mit aufrichtiger Teilnahme Glück wünschen, verbinden wir damit das Bedauern, ein in jedem Betracht so schätzbares Mitglied des hiesigen Regierungs-Collegii zu verlieren. Wir schmeicheln uns, daß Ewr. Hoch- und Wohlgeboren auch in der Entfernung uns ein freundschaftlich geneigtes Andenken erhalten werden."

2

Ende Januar 1821 trat der nunmehr 33jährige Eichendorff sein neues Amt in Danzig an, das durch den Abgang des Dompropstes von Mathy schon seit längerer Zeit frei war. Im März stattete Schön dem Staatsminister Altenstein seinen Dank dafür ab, daß er ihm einen so unterrichteten, klarsehenden und, wie er schon fast glaube, guten Mann zum Gehilfen zugewiesen habe. Nur sei es, da Eichendorff die Verhältnisse und Personen der Provinz nicht kenne, notwendig, daß er bei beiden Regierungen, Danzig und Marienwerder, Sitz und Stimme habe, damit er im einzelnen die Provinz kennen lerne, die Akten der Regierungen ohne weiteres benutzen und als Stellvertreter des Oberpräsidenten in einzelnen Fällen auftreten könne. Und Eichendorff wurde bei beiden Regierungskollegien zur Teilnahme an der Bearbeitung der

katholischen Kirchen- und Schulsachen eingeführt, in Marienwerder allerdings nur als provisorischer Korreferent nach Bedarf, da dem Minister die Entfernung beider Orte und die Beschäftigung zu groß zu sein schien, als daß der Posten in Marienwerder nicht eines eigenen Verwalters bedürfe. Eichendorff bezog, laut einer königlichen Kabinettsordre, ein Tagegeld von zwei Reichstalern aus dem etatsmäßigen Gehalt jener Stelle, dessen Residuum als Ersparnis der Kasse verbleiben müsse. Aber schon im August machte Schön eine Eingabe an den Minister, darin es heißt: „Der Regierungsassessor Baron von Eichendorff hat sich während seiner nunmehr bald einjährigen Beschäftigung als katholischer Rat beim Oberpräsidio hier so viele Ansprüche auf meine Zufriedenheit und zugleich auch meine herzliche Achtung und Teilnahme an seinem Schicksal erworben, daß ich mich verpflichtet fühle, ihn Ew. p. p. zur geneigten Berücksichtigung so dringend als ergebenst zu empfehlen. Seine häusliche Lage ist sehr beschränkt; ich kann pflichtmäßig versichern, daß er bei seinen Verhältnissen als Familienvater mit den ihm bewilligten Diäten . . . an diesem so überaus teuren Orte nicht auszukommen vermag und daß er sich deshalb in dringender Verlegenheit befindet. Die Stelle, welche er interimistisch bekleidet, ist noch vakant, und ich weiß bis jetzt niemanden, der sich mehr dazu eignete, dieselbe würdig zu bekleiden, als den Baron von Eichendorff. Ich habe deshalb nicht nur kein Bedenken, sondern ich finde mich auch durch die Überzeugung von dem Gewinn, den der Dienst dadurch macht, bewogen, bei Ew. p. p. ganz ergebenst darauf anzutragen, daß der Baron von Eichendorff mit dem Charakter eines Regierungsrates als katholischer Rat beim Oberpräsidio und mit dem damit verbundenen etatsmäßigen Gehalt von 1200 rthl. förmlich angestellt werde.“ Und die königliche Kabinettsordre dieser Anstellung wurde denn auch wirklich unter dem Datum vom 5. September an das Ministerium ausgefertigt.

Sehen wir Eichendorffs Tagewerk nun in das Friedenswerk seines weiteren deutschen und engeren preußischen Vaterlandes und einer bestimmten Provinz ruhig einmünden, so müssen wir zunächst über jenes Friedenswerk einen Blick werfen, der einige hauptsächliche Zustände und Personen in politischer, wirtschaftlicher

und kultureller Hinsicht umfaßt. Nach einem Kriege, der trotz seinen ruhmreichen Einzeltaten doch nur ein Koalitionskrieg gewesen war, und noch dazu einer mit verkümmertem Erfolge, trat das hoffnungsvolle Deutschland nun eine lange, an Irrtümern und Enttäuschungen, an Zusammenstößen zwischen Träumen und Wirklichkeiten, an bürgerlichen Kämpfen überreiche politische Lehrzeit an und sollte sich erst nach mehr denn einem weiteren halben Jahrhundert durch einen wirklichen Nationalkrieg seine äußere Einheit und Macht erringen. Dem übrigen Europa galt das deutsche Volk immer noch erst als das Volk der Dichter und Denker, welchen Ruf es in den kommenden Dezennien vollends festigte. „Deutschland allein hatte", wie Treitschke sagt, „die Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts schon gänzlich überwunden. Der Sensualismus der Aufklärung war längst verdrängt durch eine idealistische Philosophie, die Herrschaft des Verstandes durch ein tiefes religiöses Gefühl, das Weltbürgertum durch die Freude an nationaler Eigenart, das Naturrecht durch die Erkenntnis des lebendigen Werdens der Völker, die Regeln der korrekten Kunst durch eine freie, naturwüchsige, aus den Tiefen des Herzens aufschauende Poesie, das Übergewicht der exakten Wissenschaften durch die neue historisch-ästhetische Bildung." Allein jetzt nach dem Friedensschlusse traten die früheren Ideen und Anschauungen in alten und neuen Formen und Bindungen, und teilweise unter dem Druck sozialer Verhältnisse, wieder hervor, und Altes und Neues bildete öfter schroffe Gegensätze und befehdete sich, als daß es miteinander verschmolz. Hatten sich diese Gegensätze z. B. auf kirchlichem Gebiet auch noch nicht verhärtet, so daß es im einzelnen viel Duldung und gegenseitiges Verstehen gab, so wühlten sie darum das innere Leben nicht weniger auf, das, zum Teil von intensiverer Religiosität denn seit langem, sich durch alle möglichen kirchlichen und kirchenfeindlichen Macht- und Organisationsbedürfnisse, durch dogmatische, antidogmatische und sektiererische, wildskeptische und indifferente Strömungen spaltete. Und während der erwachende Liberalismus mit gärendem Ungestüm die innere Politik zu rationalisieren suchte, indem er lauter Fragen der Gegenwart aufwarf und die Bedürfnisse der vordringenden Mittelklassen vertrat, so war doch auch die kon-

servative Romantik, wenn auch in ganz anderem Sinne, rationalistisch, nämlich wissenschaftlich geworden, aber sie prägte das Bildungsideal des Zeitalters. In das blind geschmähte oder blind bewunderte Mittelalter und die ganze Vergangenheit drang die historisch-philologische Forschung ein und entwickelte aus ihnen die großen objektiven Ordnungen des geschichtlichen Lebens und ihre Erhabenheit über den Individualismus sowohl wie über Naturrecht und Vernunftreligion. Während jedoch auf der einen Seite die Gefahr des traditionslosen Konstruierens lag, so lag auf der andern diejenige, daß man das organische Werden für sich handeln ließ und aus Angst vor dem willkürlichen Machen auch das freie Tun versäumte.

Preußen war immer noch der am wenigsten gekannte und am meisten verkannte Staat Europas. Es war nicht nur um den territorialen Lohn seiner Heldentaten zum großen Teil betrogen worden, sondern auch um den moralischen in der öffentlichen Meinung. Gerade diesem Lande wurde die Koalition noch nachträglich besonders verhängnisvoll, da sich die Einzelanteile an den gemeinsamen Erfolgen schwer übersehen ließen und man sich deshalb gerne mit der Meinung begnügte, daß die Preußen, als sie bei Jena allein fochten, geschlagen und später also nur durch fremde Hilfe gerettet worden seien. Darum kümmerte man sich im übrigen Europa nicht um die innerpolitischen Institutionen, denen Preußen in Wahrheit seine Freiheit verdankte. Gleichwohl mußte es mit deren weiterem Ausbau nun in erster Linie fortfahren. Es suchte wenigstens in seinen engen Grenzen die Idee der deutschen Einheit praktisch zu verwirklichen, und zwar durch die Verwaltung. Diese von Stein und Hardenberg begonnene und jetzt von diesem allein weitergeführte preußische Verwaltungsreform konnte ihren Abschluß nur in der Verfassung finden. Das wußten der König und sein Kanzler so genau, daß sie sich 1815 zu jenem vorzeitigen Verfassungsversprechen hatten hinreißen lassen, welches, nicht gehalten, den endlosen Konfliktsstoff der Jahrzehnte hergab. Die beiden zusammengehörigen Ideen Verwaltung und Verfassung befehdeten sich, gleich als ob sie einander ausschlössen, in den Köpfen des Volkes solange, bis sie den richtigen Zeitpunkt, an dem sie hätten zusammenfallen müssen, nicht mehr fanden. Mag die Zusage des Königs und die

Tatsache, daß er sich an sie nicht band, noch so tadelnswert sein, so ist der Meinungswechsel, aus dem die letztere hervorging, doch nur zu begreiflich. Ihn erlebten auch viele andere der besten Zeitgenossen, wie z. B. Gneisenau, die gleichfalls das Bedürfnis nach einer Konstitution zunächst so lebhaft empfanden, daß sie dessen Befriedigung nicht abwarten konnten, und die dann doch bald sahen, wie die Bedingungen hierfür noch fehlten. Machten ja auch die süddeutschen Staaten schlechte Erfahrungen mit den Verfassungen, und als der König von Preußen von seinen Beamten die Provinzen bereisen ließ, um die konstitutionellen Wünsche seines Volkes zu erfahren, da bestanden diese in einer so chaotischen, unfruchtbaren Buntheit aus alten Erinnerungen, egoistischen Sonderinteressen, unmöglichen und unklaren Ansprüchen, daß es vollends untunlich schien, diese ganzen partikularistischen Gegensätze eines neugebackenen Volkes, das erst langsam genesen und zusammenwachsen mußte, im parlamentarischen Kampfe aufeinanderplatzen zu lassen. Zwar wurde über diesen lange Zeit berechtigten Bedenken vom König und namentlich von seinem Nachfolger die Tatsache übersehen, daß schließlich doch nur die Mündigkeitserklärung ein Volk wirklich mündig macht, und die Folge eines verfrühten Versprechens und seiner verspäteten Erfüllung, allerdings auch diejenige der ganzen Zustände des mehr und mehr volksfeindlichen deutschen Bundes, war am Ende die gewalttätige Selbsthilfe des Volkes im Jahre 1848. Immerhin arbeitete bis dahin die Regierung selber auf die Verfassung hin, deren Vorenthaltung ihre Schuld war, eben durch die Neuordnung der Verwaltung. Friedrich Wilhelm III. genehmigte noch von Wien aus im Jahre 1815 die Verordnung über die verbesserte Einrichtung der Provinzialbehörden, über die Einteilung des Staatsgebietes in zehn Provinzen und fünfundzwanzig Regierungsbezirke. Bei der Ausführung dieser Verordnung verfuhr die Regierung mit aller nur erdenklichen Schonung und Pietät. Und die innere Kolonisation des Landes wurde den gegenwärtigen Forderungen entsprechend von einem Manne wie Altenstein, dem Kultus- und Unterrichtsminister, mit Glück betrieben, diesem hellsichtigen, anschmiegsamen Skeptiker, der die beiden Kirchen, die katholische, wie die evangelische, jede nach ihren eigensten Grund-

sätzen leitete und möglichst unmerklich unter das milde Regiment des Staates beugte, der den kirchlichen Frieden trotz allen Schwierigkeiten einstweilen aufrecht erhielt und im übrigen die Bildungsideale der Zeit verstand und förderte und auch auf dem Gebiete des Unterrichtswesens kirchliche und staatliche Ansprüche gegeneinander auszugleichen suchte. Wir haben es — um kurz zusammenzufassen — mit dem Zeitraum des Deutschen Bundes zu tun, dieses politischen Gebildes, das nicht leben und doch so lange nicht sterben konnte und das, neben den anderen unversöhnlichen Gegensätzen, ein konstitutionelles Süddeutschland und ein absolutistisches Norddeutschland vergeblich zu einigen suchte, — mit jenem Zeitraum, welcher, politisch als derjenige der „Reaktion" und kulturell als derjenige des „Biedermeiers" angesprochen, mit den, wie Wilhelm von Humboldt sagte, „schändlichen, unnationalen, das Volk aufregenden" Karlsbader Beschlüssen begann und den — in Berlin vornehmlich antimilitaristischen — Revolten von Achtundvierzig endigte, — einem Zeitraum, wo das ganze Deutschland unter einem unwürdigen polizeilichen Drucke lag, den nur ein gesteigertes Innenleben und — die ausbrechende physische Kraft des modernen Verkehrs überwand.

Joseph von Eichendorffs ganze Beamtenlaufbahn sollte sich unter Altensteins Regiment abspielen und in seinem Ministerium aufgehen — unter Altensteins späterem Nachfolger war seines Bleibens in den Regierungsgeschäften auf die Dauer nicht mehr. Solange Eichendorff in den bald darauf vereinigten Provinzen arbeitete, unterstand er unmittelbar dem Oberpräsidenten Heinrich Theodor von Schön. Einer der bedeutendsten Staatsmänner, die Preußen jemals gehabt hat, 1773 in Litauen geboren, ein legitimes Geisteskind der Aufklärungsepoche, der persönliche Freund Fichtes und der erklärte Schüler englischer Staatsweisheit, — denn er hatte jenseits des Kanals ein allgemein verbreitetes politisches Verständnis und „im vollkommensten Sinne des Wortes öffentliches Leben" gefunden — gehört Schön zu den Kampf- und Gesinnungsgenossen Steins und Hardenbergs, von denen er sich aber doch kraft seiner markanten Persönlichkeit, oft unter polemischer Betonung des Gegensatzes, wiederum abhebt. Nach dem Sturze

Preußens war er entscheidend an dem Wiederaufbau des Staates tätig gewesen, indem er als Vorbereiter und Mitschöpfer jener neuen Gesetzgebung, welche den Bauernstand befreite und Handel und Gewerbe auf neue Grundlagen stellte, die Reform des Staatswesens einleiten half, hatte an der Erhebung Ostpreußens teil gehabt und überhaupt während der Freiheitskriege mit allen Kräften der Sache des Vaterlandes gedient. Aber als eine Natur, die stark genug war, um nur im Befehlen gehorchen, im Herrschen dienen zu können, hatte er sich in den aufeinanderfolgenden Stellungen eines Geheimen Staatsrats im Ministerium des Innern, eines Präsidenten von Litauen, eines Zivilgouverneurs der Länder von der russischen Grenze bis zur Weichsel, eines Oberpräsidenten der neugebildeten Provinz Westpreußen zu beengt gefühlt und immer wieder nach einem Ministerposten getrachtet, darin von Stein und Hardenberg unterstützt, die ihn gerne an solch leitender Stelle, etwa an der Spitze des Finanzwesens, gesehen haben würden. Wenn der König von ihm sagte, er sei ein exzentrischer Kopf, der als Minister obenan stehen, keine fremden Meinungen annehmen, sondern nur seine eigenen ausführen wolle, und gleichwohl zugeben mußte, daß er ein treuer Staatsdiener sei, so deutet er damit eigentlich wider Willen die Berechtigung solcher Selbstherrlichkeit und die Sachlichkeit solchen Ehrgeizes an. Außerdem erklären jene Worte es, daß Schön unter diesem König nicht auf einen Posten berufen wurde, auf den er doch alle Ansprüche erheben durfte. Aber auch in den drei weiteren Jahrzehnten seiner Dienstzeit sollte Schön sein Ziel nicht erreichen, und seine stets neuen Enttäuschungen wurden um so bitterer, da er der Freund des Kronprinzen war und man ihn nach dessen Thronbesteigung für den Staatsmann der Zukunft hielt, der als Kanzler seine liberalen politischen Ideale durch Begründung eines preußischen Reichstages verwirklichen werde. Schön arbeitete mit allen Mitteln direkter und indirekter Beeinflussung des neuen Königs darauf hin; Friedrich Wilhelm IV. jedoch, dessen schwankende Haltung so viele hochgespannte Erwartungen und namentlich die Hoffnungen auf Genehmigung der schon von seinem Vater versprochenen und auch von ihm halb zugesagten Volksrepräsentation enttäuschte, gab mehr und mehr den Einflüsterungen

von Schöns Gegnern nach und verlieh am Ende dem Oberpräsidenten nur den Charakter eines „Staatsministers", so daß der Greis, jahrelang hingehalten und schließlich sogar dem Tadel seines Herren und ehemaligen Freundes ausgeliefert, zuletzt allen Grund hatte, mit ingrimmigen Gefühlen seinen Abschied zu nehmen. Eine so steile, eigenwillige Mannes- und Herrschernatur wie diejenige Schöns mußte dadurch, daß ihr eine ihrer Genialität angemessene Stellung dauernd versagt wurde, von Anfang an in die Opposition und Polemik gedrängt werden, und sein, oft gehässiges, Mißtrauen gegen seine Könige, selbst gegen Stein und Hardenberg, die er bewunderte und die ihm wohlwollten, und gegen wirkliche und vermeintliche Feinde ist nur zu begreiflich; den ersteren, Stein, erklärte er als ohne genügend umfassende (staatsmännische) Bildung nur partieller Intuitionen fähig und den letzteren, Hardenberg, als bloßen Weltmann ohne Ideen. Doch kann man bei dem ausfallenden und heftigen Manne insofern nicht von Verbitterung reden, als er den ihm anvertrauten Wirkungskreis bis zum Alter auf das großartigste ausgefüllt hat. Zunächst erweiterte er ihn schon zu Beginn seiner Danziger Tätigkeit, indem er die Vereinigung von West- und Ostpreußen zu der einen Provinz Preußen veranlaßte und als erster zu deren Oberpräsidenten ernannt wurde, welches Amt er vom Jahre 1824 ab von Königsberg aus verwaltete. Schöns Wirken als Oberpräsident hat ihm eine bleibende geschichtliche Bedeutung gesichert. Er verstand es, seine Heimatprovinz als unumschränkter Herrscher zu regieren, und wenn von seinem „aufgeklärten Despotismus", der die Menschen selbst gegen ihre eigene Erkenntnis und ihren eigenen Willen zu ihrem Besten zwang, sogar seine Gegner sagen, daß er in den meisten Fällen das Richtige traf, so fällt der Tadel, den sie anschließen, in sich zusammen. „Tue das Gute und wirf es ins Meer, sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr," war sein Wahlspruch. Daß er mit ihm seinen Lobern wehrte und doch seinen Tadlern gegenüber stolz das eigene Verdienst betonte, daß er sich ferner in den Ruf der Schmähsucht brachte, indem er mit rückhaltlosem Freimut das Schlechte und Erbärmliche jederzeit brandmarkte, gehört zu dem Bilde des aufrechten schöpferischen Mannes von typisch ostpreußischer

Prägung, der sich, bis auf den heutigen Tag zur Stellungnahme zwingend, zahllose Freunde und Feinde machte. Als die Hauptmittel zur Hebung des Deutschtums erkannte und handhabte er den Wegebau und die Förderung des Schulwesens, das für ihn in der Idee einer „hohen Volksschule“ gipfelte, aber ebensosehr machte er sich um die Wiederaufrichtung der schwer geschädigten Landwirtschaft verdient. Den beiden Kirchen gegenüber wußte er die staatliche Autorität streng zu wahren und doch den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten. Und mehr und mehr hatte er die weitesten Kreise der Bevölkerung hinter sich, mehr und mehr wurde er insonderheit Vorbild und Führer des preußischen Liberalismus. Als er in den Ruhestand getreten war, lebten sein Ansehen und sein Einfluß in der Provinz ungeschwächt fort, machten ihm seine begeisterten Verehrer ein großes Ehrengeschenk und setzten ihm noch bei seinen Lebzeiten in Königsberg ein Denkmal.

Als Eichendorff nach Danzig kam, bluteten Stadt und Provinz noch aus den frischen Wunden, die ihnen, gleich dem benachbarten Ostpreußen, der Krieg geschlagen hatte, und konnte er mitarbeitend erleben, daß es ein wahres Chaos war, welches Schön hier gestalten mußte. Man schätzte die Gesamtverluste beider Provinzen an Geldwerten auf 152 Millionen Taler, aber der verarmte Staat tat ein Äußerstes, wenn er für die Wiederherstellung der Güter eine Summe bewilligte, die vielleicht den zwanzigsten bis dreißigsten Teil dieser Schäden deckte. Dabei mußte er aus naheliegenden politischen Ursachen den Grundsatz befolgen, die alten, erprobten Landesteile gegenüber den neu erworbenen Gebieten zu vernachlässigen. Schön, der in der Verteilung und Anwendung der bewilligten Gelder freie Hand hatte, wurde von den Gutsbesitzern teils als der gehässige Zerstörer des Adels teils als dessen Erretter angesehen. Der Stadt Danzig, die dem Preußentum erst gewonnen werden mußte, wurde ihre Schuldenlast tunlichst erleichtert. Dennoch fügte sich diese alte Reichsstadt, die in ständigem Kampfe mit dem polnischen Adel ihre republikanische Selbstherrlichkeit ausgeprägt und behauptet und während des dreißigjährigen Krieges, unberührt von den Nöten des übrigen Deutschlands, gleich Holland, ihre Blüte erlebt hatte, nur trotzig und langsam dem neuen Beamtenstaate ein.

Aus jener Vergangenheit, welche die Aufgaben der Gegenwart, an deren Lösung mitzuarbeiten nun Eichendorff berufen war, unsäglich erschwerte, war wenigstens ein Stadtbild erwachsen, dessen einzig dastehende Schönheit den Dichter, der in der Hauptverkehrsstraße, der Langgasse, wohnte, für dasjenige schadlos hielt, was der Beamte zu leiden hatte. Inmitten einer fruchtbaren Marschebene mit Dämmen, Deichen und Wasserläufen, Windmühlen und weidenden Rinderherden erhoben sich die altersgrauen gotischen Türme der Stadt, für deren Umgebung und deren Inneres Holland bestimmend gewesen war. Die erste Wurzel der Danziger Kultur und Kunst jedoch lag in dem alten Ordensrittergeist, der, ganz im Sinne romantischen Lebens und Dichtens, Christentum und Deutschtum verquickte, während der Handelsgeist der Stadt einen starken südlichen Hauch hergeholt hatte, der italienische Renaissance in die niederländische einschmolz und der wiederum den katholisch-romanischen Zug in Eichendorff ansprechen mußte. Sicherten doch schon die Wasserarme der Mottlau, die das Straßennetz durchschnitten, der Stadt einen venetianischen Charakter, während sich reicher Skulpturenschmuck an und vor den Fassaden dem Zickzack der nordischen Häusergiebel vermählte. Und über das schmale Gedränge des Dächergewirrs, das von den Cäsuren wuchtiger Tore unterbrochen wird, wanderten die frommen Glockenspiele des gewaltigen Mariendomes und der St. Katharinenkirche. Die Hügelkette, die als Ausläufer des baltischen Urals die umliegende Ebene nach Südwesten durchsetzt, konnte mit alten Wäldern und schönen Tälern, mit schmucken Landhäusern und einsamen Förstereien dem Dichter zudem sein gewohntes Landschaftsbild darbieten und seinen Blick auf die von Segeln belebte Ostseebucht eröffnen, auf das Meer, das in seinen Dichtungen zwar nicht Landschaft wird, aber doch gern Hintergrund und Symbol. Wenn er am Strande weilte, so grüßten ihn aus der Nähe die Türme des an waldigem Abhange gelegenen Cisterzienserklosters Oliva, und an sonnigen Tagen stieg das Fischerdorf Hela, das auf der Spitze der die Bucht begrenzenden Landzunge liegt, durch Luftspiegelung wie die versunkene Stadt der Sage hoch über den Wasserspiegel. Eichendorffs Dichtung, die im ganzen an einen engen Kreis süd- und mitteldeutscher Motive ge-

bunden ist und auch hier das Allgemeine statt des Besonderen sucht, spannt immerhin so weit, daß Danzig in ihr, nach Jahrzehnten, zu einem vereinzelten Klange wird:

„Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn,
bleiche Statuen wie Gespenster
lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauf scheinet,
dem die Stadt gar wohl gefällt,
als läg zauberhaft versteinet
drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen,
über alle Häuser weit,
nur des Meeres fernes Rauschen —
wunderbare Einsamkeit!

Und der Türmer wie vor Jahren
singet ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
der bei Nacht vorüberzieht!"

Es mochte Eichendorff bei seinem Eintritt in Danzig wohl die Frage ängstigen, wie sich seine der Kirche dienende Arbeit unter dem tyrannischen und politisch liberalen Oberpräsidenten, der strenger noch als ein Stein, als ein Hardenberg die reine absolute Idee des Staates vertrat und der religiös-konfessionellem Wesen völlig fernstand, wohl gestalten möge, und Schön soll die Aufnahme des Romantikers und Katholiken in den neuen Geschäftskreis in der Tat ungern gesehen haben. Allein der junge Mitarbeiter erwarb sich sehr bald nicht nur das vollste amtliche Vertrauen seines Herrn, das sich in der schnellen Ernennung zum Regierungsrat ausdrückte, sondern auch trotz ihren politischen und weltanschaulichen Gegensätzen dessen persönliche Freundschaft, die ihr Zusammenwirken im Staatsdienste bis zum Tode des Ministers in einem reichen Briefwechsel überdauerte. Daß Schön an seinem Lebensabend auf die Geschichtsschreibung seiner Zeit Einfluß zu gewinnen trachtete,

daß er einen namhaften Historiker für die Darstellung des eigenen Lebens und Schaffens nach seinem Tode suchte, ist ihm ohne triftigen Grund verübelt worden. Denn die Behauptung, es sei dabei seine Absicht gewesen, seinen Standpunkt zum allgemeinen erhoben und sich gar in bengalische Beleuchtung gerückt zu sehen, wird schon durch die Tatsache endgültig entkräftet, daß er um die Abfassung dieser Biographie auch Eichendorff gebeten hat, dessen mangelndes Talent zu kritikloser Lobrednerei und dessen völlig von der seinen abweichende politische Richtung und Weltanschauung er kannte, der aber übrigens nur wegen seines damals schon vorgerückten Alters Schöns Freundeswunsch, so gern er ihm anfänglich näher trat, am Ende unerfüllt lassen mußte. Das harmonische Zusammenarbeiten und die Freundschaft dieser Männer, die beide in gleichem Maße ehrt, ist ein leuchtendes Beispiel für die innere Gesinnung und Gesittung, die damals noch die getrenntesten Parteistandpunkte überbrücken konnten und von denen das stürmisch bewegte preußische Staatsleben vielfach auch sonst Zeugnis ablegte. So wurden die großen Schwierigkeiten, die Eichendorff in seiner Berufstätigkeit, namentlich auf dem Felde des Schulwesens als dem umstrittenen Grenzgebiet zwischen Staat und Kirche, gleichwohl auf Schritt und Tritt begegneten, durch Altensteins Weisheit wesentlich gemindert. Denn während die Bischöfe den Volksschulunterricht als Sache der Kirche betrachteten, die Oberpräsidenten hingegen dies nicht einräumen wollten, stellte der Minister über die Theorie seiner zahlreichen Unterrichtsgesetze die vermittelnde Praxis. In diese fügte sich Eichendorff mit eifervoller und fleißiger Gerechtigkeit gegenüber den doppelten Ansprüchen der geistlichen und weltlichen Autorität ein, und wenn es ihm auch zweifellos zugute kam, daß der Staat, der für seine neuen Provinzen viele junge Beamte brauchte, damals noch keine zu hohen Anforderungen stellte, so gehörte doch zu der Lösung seiner Aufgabe, die ihm so gut gelang und bei der ihn übrigens auch seine heimatliche Vertrautheit mit der polnischen Sprache und Art unterstützen mochte, eine glückliche Mischung von Frömmigkeit und weltmännischem Takt, zumal seine Glaubensgenossen in Preußen, das nur zu einem Fünftel aus Katholiken bestand, in großer Minderheit waren.

Unter denjenigen, die seine öftere Hilfe in Anspruch nahmen, ragt der Fürstbischof von Ermland, Prinz Joseph von Hohenzollern, hervor, der im Gedächtnis des strenggläubigen ermländischen Volkes als der „gute Prinz“ fortlebt. Er stimmte darin mit Schön überein, daß den nationalen Träumen der polnischen Kapläne keinerlei Nahrung gegeben werden dürfe, und unterstützte den Präsidenten in seinem Kampfe gegen staatsfeindliche Machtansprüche des polnischen Adels und Klerus. Aber sonst mochte wohl oft genug schwer oder gar nicht eine Einigung zwischen ihm und dem Machthaber der Provinz zu erzielen sein, und das Wort des Herrn von Schön, das dieser auf einer Reise durch Ermland überall geflissentlich laut ausgesprochen hatte, die Religion gehöre nicht in die Schule, erfüllte ihn mit Schmerz und Schrecken, was er in einem Brief an Eichendorff bekannte: „Welch ein Ausspruch! Das Hauptelement aller Erziehung ist ja doch nur allein die Religion! — gehört sie nicht in die Schule, so gehört sie auch nicht ins Leben!“ Aus dem amtlichen Verkehr des Prinzen und Bischofs mit dem Dichter und katholischen Rat, in dem er einen der geist- und gemütvollsten Menschen seiner Bekanntschaft, einen treuen, eifrigen Sohn der Kirche und seinen besten Umgang schätzen lernte, hatte sich bald eine Freundschaft entwickelt, die um so besser gepflegt werden konnte, als sich Hohenzollern meist in der Abtei Oliva an der Danziger Bucht aufhielt. Eichendorff half ihm manches bei der Regierung glücklich durchfechten. So wandte sich der Bischof auch an ihn mit der Bitte, Herrn von Schön für die arme und vielfach heimgesuchte katholische Gemeinde in Marienwerder zu gewinnen und ihn für den dortigen Bau einer Kirche geneigt zu stimmen, und fügte hinzu: „Wie Ihr edles, frommes Herz für Gottes Sache glüht, wie gern Sie in der Erweiterung des Reiches Jesu arbeiten, und wie treu Sie an unserer h. katholischen Kirche hangen, ist mir ja sattsam bekannt.“ Auf seine Bitte dichtete Eichendorff ein Marienlied, das an Stelle eines veralteten in ein katholisches Diözesan-Gebet- und Gesangbuch für Ermland aufgenommen werden sollte:

„O Maria, meine Liebe,
denk ich recht im Herzen dein:

schwindet alles Schwer und Trübe,
und, wie heller Morgenschein,
dringts durch Lust und irdschen Schmerz
leuchtend mir durchs ganze Herz.

Auf des ewgen Bundes Bogen,
ernst von Glorien umblüht,
stehst du über Land und Wogen,
und ein himmlisch Sehnen zieht
alles Leben himmelwärts
an das große Mutterherz.

Wo Verlassne einsam weinen,
sorgenvoll in stiller Nacht,
den' vor allen läßt du scheinen
deiner Liebe milde Pracht,
daß ein tröstend Himmelslicht
in die dunklen Herzen bricht.

Aber wütet wildverkehrter
Sünder frevelhafte Lust:
da durchschneiden neue Schwerter
dir die treue Mutterbrust;
und voll Schmerzen flehst du doch:
Herr! vergib, o schone noch!

Deinen Jesus in den Armen,
übern Strom der Zeit gestellt,
als das himmlische Erbarmen
hütest du getreu die Welt,
daß im Sturm, der trübe weht,
dir kein Kind verloren geht.

Wenn die Menschen mich verlassen
in der letzten stillen Stund,
laß mich fest das Kreuz umfassen.
Aus dem dunklen Erdengrund
leite liebreich mich hinaus,
Mutter, in des Vaters Haus!"

Das geplante Gesangbuch kam nicht zustande, aber das Lied ging dennoch auf des Bischofs Veranlassung, der es zart und wahrhaft himmlisch fand, zur allgemeinen Freude und Erbauung in den Gemeindegesang Ermlands über.

Eichendorff, in seiner Gesinnung ganz diesem Kirchenfürsten verwandt, hatte gleichwohl auch einen evangelischen Prediger zum nahen Freunde, und die menschliche und geschäftliche Hochschätzung seiner weltlichen Vorgesetzten wußte er je mehr und mehr zu steigern und zu festigen. Er war Schöns beständiger Reisegefährte und daher viel von Danzig abwesend. Und im Jahre 1823 wurde er als zeitweiliger Vertreter Schmeddings, des vortragenden Rates im Kultusministerium, der eine längere Dienstreise zu machen hatte, nach Berlin berufen. Schön bedauerte es lebhaft, ihn eine Zeitlang entbehren zu müssen, aber er gibt Altenstein gegenüber zu, daß er selbst keinen würdigeren Vertreter hätte nennen können. Der Kultus- und Unterrichtsminister seinerseits lobt Eichendorffs Einsicht und reines Bemühen, die Musterhaftigkeit seiner Art zu arbeiten und sich zu benehmen, wodurch jener ihm sehr teuer geworden sei und dem Zweck seiner Berufung ganz genügt habe. Er würde ihn gerne nach Schmeddings Rückkehr noch länger beschäftigt haben, aber die Pflicht gebot ihm, Eichendorff nun auf seinen Danziger Posten zurückzuschicken, für den er sich von dem Berliner Zusammenarbeiten ebenfalls Nutzen versprach, da sie ihre beiderseitigen Ansichten genau kennen gelernt hätten. Und an Eichendorff selber schreibt Altenstein: „Euer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für Ihre, mir nach meinem Wunsche über die Verbesserung des katholischen Kirchenwesens in Westpreußen mit so vieler Sachkenntnis und Offenheit gefälligst mitgeteilten Ansichten. Ich bitte Sie, versichert zu sein, daß ich die Ausführung Ihrer Vorschläge fest im Auge behalten werde. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie nach Ihrer Zurückkunft in Danzig für die Anregung dieser Gegenstände von Zeit zu Zeit gefälligst Sorge tragen wollen, worauf ich alsdann das Weitere veranlassen werde. Mit Vergnügen benutze ich diese Gelegenheit, Euer Hochwohlgeboren die Versicherung meiner herzlichen Hochachtung zu erneuern."

Alles in allem war Eichendorff sehr befriedigt durch seinen

westpreußischen Wirkungskreis, in dem er sich zwar anfangs, wie später in Berlin, nur erst wie ein Wanderer am frühen Morgen vorkommen mochte. „Ein Berg, eine Landschaft (nach der anderen) steigen nur allmählich aus den Nebeln empor,“ hätte er darum vielleicht hier mit noch größerem Rechte schreiben können, „und ich ahne nur erst die Umrisse des Ganzen, manchmal zu meiner großen Überraschung, oft auch mit tiefem Schmerz.“ Wie der Oberpräsident dieses Ganze, so verworren und teilweise furchtbar es war, mit größter Klarheit erkannte und mit Begeisterung anfaßte, das begeisterte auch den bewundernden Untergebenen, der unter seiner Leitung und seinen Befehlen zu arbeiten hatte und der sich zudem von seinem Vorgesetzten als Dichter und Schriftsteller verstanden, als Freund geschätzt sah. Was die beiden zuerst zusammenführte, war Schöns Lieblingsaufgabe, innerhalb deren der nüchterne, liberale Staatsmann konservativ, schwärmerisch und romantisch erscheint und die in Eichendorff sofort den eigentlichsten Nerv seines Fühlens traf: die Wiederherstellung der Marienburg.

Die Marienburg, ehemals Hauptsitz und Mittelpunkt des deutschen Ritterordens, der den Nordosten unseres jetzigen Vaterlandes erobert, missioniert und kolonisiert hatte, wurde im 13. Jahrhundert erbaut, von vornherein an Pracht alle andern Ordensburgen übertreffend und sich „durch ihre Stärke und Lage, wie sie, ernst zum Himmel emporstrebend, die ganze weite Ebene bis in das fernaufblickende Frische Haff überschaute“, als berufene Herrscherin des Landes ausweisend. Zuvor war der Hochmeistersitz des Ordens in Venedig gewesen, aber da seine zerstreuten Besitzungen in Italien und Deutschland gering waren gegen das neu erstrittene heidnische Nordostland, bildete dieses nun den Kern des Ordens, wodurch Preußen in die Weltgeschichte eingeführt ward. Als nunmehr erkorene Residenz wurde die Marienburg zu Beginn des nächsten Jahrhunderts entscheidend neu gestaltet, durch einen unbekannten deutschen Baukünstler, der zu den allergrößten gehört, und unter charakteristischer Anwendung des Ziegels als des bodenständigen Baustoffes — Kloster und Feste, Sakral- und Profangebäude in einem, nicht aus dem wechselnden Gebot der Notdurft nach und

nach entstanden, sondern aus strengem Satzungswesen als geschlossenes Ganze emporgewachsen und recht dazu angetan, der romantischen Nachwelt das dem Friedrich Schlegel zugeschriebene Wort von der Architektur als einer „gefrorenen Musik" zu beweisen. Durch Generationen war der Orden der äußere und innere Schutz des von ihm kultivierten Landes, bis er durch das Bürgertum, das er erst geschaffen und groß gezogen hatte, verdrängt und abgelöst wurde und die Marienburg am Ende, von der in sich selbst verfallenen und im Kriege geschlagenen Ritterschaft verlassen, den polnischen Statthaltern überantwortet war. Sie wurde in der Folge Gegenstand wiederholter Belagerungen und Schauplatz und Mittelpunkt eines endlosen Kriegsgetümmels; und was der Krieg, was die Elemente, was Brand und Einsturz verschont hatten, das wurde, noch gründlicher, durch den Frieden zerstört oder entstellt. Aber noch vor Preußens Zusammenbruch hatte im Jahre 1803 Max von Schenkendorf öffentlich seine Stimme zum Schutze und zur Erhaltung des Bauwerkes erhoben und die Regierung dadurch veranlaßt, ihr Unrecht an diesem großen Denkmal der Vergangenheit nach Kräften wieder gut zu machen und dessen weiterer Vernichtung Einhalt zu tun. Allein es war schon zu spät, und die Absicht einer Wiederherstellung scheiterte an der Verständnislosigkeit der Zeit, bis die langen neuen Kriegsjahre vollends die Verwirklichung eines solchen Gedankens vereitelten. Inzwischen hatte wenigstens der evangelische Prediger der Stadt Marienburg die Geschichte der Ruine und ihrer Verwandlungen tunlichst erforscht und festgehalten; nach dem siegreichen Frieden aber drang die Pietät für das völkisch Überkommene und Gewesene in der Stimmung der Allgemeinheit durch: die Romantik, soweit sie rückschauend und rekonstruierend war, wurde offiziell und legitim und konnte dies, dem Zuge des Jahrhunderts folgend, nur sein, indem sie wissenschaftlich wurde. „Man erkannte," sagt Eichendorff, „daß es kein Vorwärts gäbe, das nicht in der Vergangenheit wurzele, daß der Stammbaum jedes neuen Gedankens in der Geschichte, den Gesinnungen und Irrtümern der vorübergegangenen Geschlechter nachzuweisen sei, und man sehnte sich überall nach einem dauernden Symbol dieser neuen Überzeugungen und Zustände. Aber es wäre wie anderswo, so auch in

Preußen bei der fruchtlosen Sehnsucht und alles nur ein schöner märchenhafter Traum geblieben; — da wies auf einmal ein Mann, der schon manchen Gedanken entzündet, auf das rechte Stammhaus preußischer Größe und Bildung, auf die verlassene Marienburg, hin. Der damalige Oberpräsident, jetzige Staatsminister, v. Schön war es, der auf seiner Durchreise durch Marienburg im Jahre 1815 den alten, erhabenen Burggeist in seiner ganzen Bedeutung erkennend, den ersten Gedanken leuchtend und zündend in jenes ungewisse Volksgefühl warf, den Gedanken, im Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk die wunderbare Macht gegeben, das ewig Alte und Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder emporzurichten. Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Große und Rechte sich immer selber Bahn schaffe, ging er getrost ans Werk, überpfeilerte mutig manche kleinliche Ungunst, zweifelsüchtige Gleichgültigkeit und alle die Nachzügler der schlechten Zeit, und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet." Schön war, nach Eichendorffs Worten, der Meinung, jedes Volk müsse wie Alt-England sein heiteres Westminster haben, wo der König Patron und alle Edlen des Volkes zu Hause seien, und an die Marienburg knüpften sich alle großen Erinnerungen des Landes, sie war „gleichsam das geistige Ahnenhaus der Preußen, der Horst des schwarzen Adlers". Der Staat selbst trat an die Spitze des Unternehmens, bei dessen vieljähriger Ausführung Historiker und Architekten, Forschung und Technik Hand in Hand arbeiteten und welches das erste Denkmal jener Restaurierungsromantik darstellt, die bis in unsere Tage fortwirkt und deren Wohltat schließlich Plage geworden ist. Der große Schinkel bezeichnete das Schloß als das hervorragendste mittelalterliche Bauwerk seiner Gattung, und Stein und Hardenberg förderten persönlich die Wiederherstellung, an der das ganze Volk tätigen und wetteifernden Anteil nahm, da die Einrichtung getroffen war, daß Einzelne — Private, Korporationen, Städte — besondere Teile des Baues oder der Ausschmückung auf eigene Rechnung herstellen durften. Eichendorff schloß sich Schöns Bemühungen mit begeistertem Eifer an, übernahm den administra-

tiven Teil der Geschäfte, widmete späterhin den Ertrag seines Dramas „Der letzte Held von Marienburg“ dem Bau und wurde zuletzt dessen Chronist, und zwar auf Schöns Veranlassung, der damals bereits aus dem Amte geschieden, aber, zum „Burggrafen von Marienburg“ ernannt, der Schutzherr des Schlosses geblieben war; und die Verdienste des Dichters wurden durch ein Burgfenster geehrt, das seinen Namen und sein Wappen trägt.

Eichendorff kam gerade recht, um noch eben die Jugend des Unternehmens mitzuerleben. Und er durfte, wie Schön, noch die Vollendung des Wiederaufbaues sehen. Schon im Jahre 1823, also erst kurz nach Eichendorffs Danziger Amtsantritt und in der Anfangsperiode der Schloßarbeiten, veranstaltete der Kronprinz ein Festmahl in Meisters großem Remter, der nun nach Jahrhunderten zum ersten Male wieder den Ehrentisch eines deutschen Fürsten sah und den Jubel eines bunten Gewimmels vom Hofe her durch seine wieder frei gewordenen hohen Fenster empfing, während schon damals das gewaltige Marienbild in erneuerten Farben vom Äußeren der Schloßkirche ins Weite grüßte. Ein naher Freund unseres Dichters, der Danziger evangelische Prediger Dr. Theodor Kniewel, ein literarisch und musikalisch gebildeter Mann, begrüßte als Liedsprecher, wie sie früher an den Ordensfesten vor den Hochmeister getreten waren, den Thronfolger mit Eichendorffschen Strophen. Und der Prinz und nachmalige König antwortete mit dem Trinkspruch: „Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau!“

Dieses Fest krönte das heitere und ernste gesellschaftliche Leben, das Eichendorff, der Freund warmer süddeutscher Geselligkeit und durch solche von Kindheit an mehr als verwöhnt, nach anfänglicher Besorgnis zu seiner angenehmen Überraschung unter diesem nördlichen Himmelsstriche gefunden hatte. Er gewann nicht nur tiefgebildete und bedeutende Freunde, wie Schön, Hohenzollern und Kniewel, die sein Wesen und Schaffen von Grund aus verstanden und von denen der letztere übrigens viele seiner Lieder in Musik setzte, sondern auch einen harmlos zerstreuenden Umgang im Kreise der neugegründeten Danziger Liedertafel, für die er eine Reihe von Tafelliedern dichtete. Aber trotz allen Vorteilen des Berufes und

Verkehrs wiederholt sich in Danzig seine ernste Klage, daß ihm das Amt nicht viel Muße für die Dichtkunst lasse, und daß es schwer sei, zweien Herren zu dienen. Er war mit Geschäften überhäuft, und die erste jener Schädigungen seiner Gesundheit, welche die Überarbeitung im Verein mit dem nördlichen Klima bewirkte, trat in einem bedenklichen Blutauswurf zu Tage, der aber erfreulicherweise keine ernsthaften Folgen hatte. Glücklich fühlte er sich wohl nur auf dem Sommersitze, den er für sich und für Frau und Kinder in der Nähe Danzigs wählte, in dem Landhaus Silberhammer, in das er täglich nach getaner Amtsarbeit zurückkehrte. Dies altertümliche Herrenhaus mit zweistufigem Dache, unfern der heutigen Vorstadt Langfuhr, hatte dem Dichter der Graf Fabian von Dohna zur Verfügung gestellt; es lag, an die Hügel gelehnt, hinter den mächtigen Bäumen eines Parkes, durch den ein Bächlein rauschte, und eröffnete einen herrlichen Blick über Stadt, Land und Meer. Hier schrieb er: „Krieg den Philistern!“, ein dramatisches Märchen in fünf Abenteuern, und die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“.

„Krieg den Philistern!“ ist seine erste ausgeführte dramatische Arbeit, allerdings nur ein schnurrig-satirisches, aktuelles Gelegenheitswerk und nicht für die Bühne bestimmt. Es ist eine literarische Kuriosität, nach Form und Inhalt veraltet, sorglos im Vortrag, im Einzelnen voll frischen Scherzes und als Ganzes ein Beweis für Eichendorffs freien, vorurteilslosen Blick. Es ist ein verspäteter Nachzügler jener Tieckschen Literaturkomödien, in denen sich die Literatur selber, ihre Auswüchse verspottend, zum Gegenstande nimmt und des zum Zeichen mit der dramatischen Form ein persiflierendes, launig-groteskes Spiel treibt. Für den Dichter selber war die liebenswürdige Farce, deren kecke Streitbarkeit ohne irgend welche gehässigen Spitzen ist, eine gesunde Befreiung von mancherlei Ärger im Beruf und an der Zeit. Philister in beiden Lagern!, scheint er zu rufen: hie liberaler, jungdeutscher, weltverbessernder Fortschrittswahn oder teutsche und griechische Altertümelei, dort muffiger Konservativismus und pharisäerhafte, anrüchige bürgerliche Moralisterei — auf beiden Seiten jedoch papierwütiger Bürokratismus, auf Prinzipien, auf Doktrin und Schema

eingeschworen. Philister über dir!, und der ehrliche Grobianus bricht als ein Simson die Säulen, deren Pracht und deren Sturz jedoch nur lustiges Lachen auslöst.

Dies Lachen ist verklungen, aber unverwüstlich lebt die Heiterkeit der zweiten Eichendorffschen Schöpfung von Silberhammer fort. Denn während er nach Norden zog und dort im Beamtenrock eines K. Preußischen Regierungsrates Akten wälzte, machte er seine erste und unsterbliche Vagantenfahrt nach Rom. Und der „Taugenichts", seine mit Fug berühmteste Erzählung, macht uns nun eine zusammenfassende Betrachtung seiner novellistischen Kunst, auch seiner späteren, möglich, da sie, zusammen mit dem vorhergegangenen „Marmorbild", die Züge von „Ahnung und Gegenwart" zum dauernden Charakter seiner Prosadichtung ergänzt.

Vorher aber nehmen wir mit Eichendorff Abschied von Danzig. Denn kurz nach seiner Rückkehr von Berlin wurde er nach Königsberg versetzt, weil Schön den Verwaltungssitz der nunmehr vereinigten Provinzen dorthin verlegte und Eichendorff mitnahm. Am 23. September 1824 fand seine Übersiedelung statt, die Zeitung widmete ihm einen herzlichen Abschiedsgruß. Eine edle Tat, mit der er seinen Aufenthalt beendigend krönte, sei mit den Worten seines ältesten Sohnes Hermann, seines ersten Biographen, erzählt: „Eben im Begriff, Danzig zu verlassen, wendete sich ein junger Mann an ihn, der seit Jahren den Wunsch hegte, unter Bessels Leitung den astronomischen Studien obzuliegen, dessen Mittellosigkeit ihm aber die Erfüllung dieses Wunsches bis dahin unmöglich gemacht hatte. Nachdem Eichendorff sich überzeugt, daß es sich hier um ein mehr als gewöhnliches Talent handelte, und dem jungen Mann auch sonst gute Empfehlungen zur Seite standen, nahm er denselben sofort als Erzieher seiner beiden Söhne mit nach Königsberg und in sein Haus auf. Die Folge bewies, daß die so großmütig und rücksichtsvoll dargebotene Hilfe ihren Zweck nicht verfehlte. Der junge Mann, Ludwig Busch, vollendete seine Studien mit Auszeichnung, ward, da er Bessels ganzes Vertrauen gewann, Observator an der königlichen Sternwarte und nach Bessels Tode sein Nachfolger im Amte. Als Professor und Direktor der Sternwarte zu Königsberg ist Busch, der Wissenschaft zu

früh, schon im Jahre 1853 verstorben, seinem einstigen Wohltäter bis zum Tode die größte Dankbarkeit bewahrend."

In die Danziger Jahre war das schmerzliche Ereignis gefallen, das unter die Jugend eines jeden Menschen früher oder später den Strich zieht und dies für Eichendorff noch in besonderem Sinne tat: der Tod der Mutter im Jahre 1822, mit dem nun auch Lubowitz in fremde Hände überging. Wilhelm hat, etwa fünfzehn Jahre später, Heimatort und -schloß noch einmal gesehen und, als ein Mann mit ergrauenden Haaren, diesen Besuch in einem Brief an Joseph erschütternd geschildert: „Vor dem Dorfe auf dem Walle ließ ich halten und ging zu Fuß hinein. Die Blätter spielten schon ins Rote und Gelbe, und eine herbstliche Stille lag über der weit ausgebreiteten Gegend. Vieles war auf eine störende Weise verändert. Ich wagte es, in den Hof zu gehen, ich schlich wie ein Verbannter. Ich warf einen flüchtigen Blick in den Obstgarten hinter der ehemaligen Küche, den Tummelplatz unserer kindlichen Freuden. Dann wagte ich mich weiter bis unter die Fenster des Saales. Ich sah hindurch bis jenseits im Garten in die Allee und in ein Feld von Astern, die aus dem matten Grün herausschimmerten. Im Saale putzte man, hing Lüstres auf und schien ein Fest vorzubereiten. Da erfaßte mich plötzlich ein Schauder, so gewaltig, daß ich die Flucht ergriff. Vor der Kirche blieb ich stehen. Sie war gesperrt. Endlich faßte ich Mut, den Mesner zu bitten, sie aufzuschließen. Links in der Kapelle lag mein Vater, rechts meine Mutter, draußen lachten ein paar Bauernmädchen, die vom Felde zurückkehrten. Als ich ging, bat mich der Mesner um meinen Namen, weil der Pfarrer neugierig sein würde. Ich antwortete, er möchte den Pfarrer von einem Herrn aus Italien grüßen, der in Lubowitz wohlbekannt wäre. Der Mesner sah mich nachdenklich an und ließ mich gehen. Kaum hatte der Postillon aber die Pferde in Bewegung gesetzt, als es plötzlich: Halt! Halt! hinter mir herrief. Es war der Mesner, außer Atem stürzte er vor mir nieder, benetzte meine Hand mit Tränen und rief: Sie sind der Sohn meiner Wohltäter! — Dieses kleine, buchstäblich wahre Abenteuer, das, gut beschrieben in einem tränenschwangern Roman, seinen Effekt nicht verfehlen würde, war das Merkwürdigste meiner Reise . . ." Auch Joseph,

der Lubowitz sonst für sein ganzes übriges Leben mied und es bei seinen Reisen nach Schlesien nur aus der Ferne, von der Bahn aus, wehmütig grüßte, hat es noch ein einziges Mal wiedergesehen, denn zu einem früheren Briefe Wilhelms machte er die heute kaum noch leserliche Randbemerkung: „Mein Besuch in Lubowitz, wie es jetzt dort aussieht: Hasengarten, altes Schloß ꝛc. Insel verwildert, entsetzliche Einsamkeit . . . Kaplanei fort.“ Er empfand den Untergang der alten schönen Zeit so tief, daß er sogar an den Onkel Rudolf von Eichendorff, einen alten Sonderling, der sich in Wien vor den studierenden Neffen verborgen gehalten und jetzt nur in Geldangelegenheiten geschrieben hatte, antwortete: „Unsere unglückliche Familie ist nunmehr so zerrissen und nach allen Weltgegenden zerstreut, daß ich nicht ohne tiefe Wehmut an die schöne ruhige Vergangenheit denken kann und daß es mir daher immer doppelte Freude macht, wenn ich von einem der wenigen noch übrigen Mitglieder wieder einmal etwas höre.“ Seinen tiefsten Schmerz über die verlorene Heimat vertraute er indessen seinen Liedern an:

„Heut im Traum sah ich sie wieder,
und von allen Bergen ging
solches Grüßen zu mir nieder,
daß ich an zu weinen fing“,

vor allem den Liedern an seinen Bruder, diesen Zeugnissen ergreifender Treue. Schon nach dem Tode des Vaters hatte er in einer solchen Widmung an Wilhelm das geheime Singen des Schloßparkes beschworen, den zaubrischen Bann, dem sie beide nimmermehr entfliehen könnten, das unnennbare Weh, das ihm in den Wäldern der Tiefe dort unten zu schlummern schien, und dies alles in die Traumgestalt eines Mädchens gebannt, das, wenn sich der Lenz erneut, still auf den kühlen Gartengängen geht und den leisen Strom von Zauberklängen weckt, „als ob die Blumen und die Bäume sängen rings von der alten schönen Zeit“. Nun aber klingt es wie eine einzige Sehnsuchtsklage:

„Gedenkst du noch des Gartens
und Schlosses überm Wald,

des träumenden Erwartens:
obs denn nicht Frühling bald?

Der Spielmann war gekommen,
der jeden Lenz singt aus,
er hat uns mitgenommen
ins blühnde Land hinaus . . .

Nun steht das Schloß versunken
im Abendrote tief,
als ob dort traumestrunken
der alte Spielmann schlief . . .

Und fremde Leute gehen
im Garten vor dem Haus —
doch überm Garten sehen
nach uns die Wipfel aus . . .

Du weißts, dort in den Bäumen
schlummert ein Zauberbann,
und nachts oft wie in Träumen
fängt der Garten zu singen an.

Nachts durch die stille Runde
wehts manchmal bis zu mir,
da ruf ich aus Herzensgrunde,
o Bruderherz, nach dir.

So fremde sind die andern,
mir graut im fremden Land,
wir wollen zusammen wandern,
reich treulich mir die Hand!

Wir wollen zusammen ziehen,
bis daß wir wandermüd
auf des Vaters Grabe knieen
bei dem alten Zauberlied."

Schon dieser Lebensabschnitt gibt Anlaß und Berechtigung genug, einen entscheidenden Teil von Eichendorffs Schaffen bis in

seine späteren Jahre schon jetzt zu überblicken, denn der endgültige Verlust des Jugendparadieses, der dieses erst zu einem unverlierbaren Besitz des Dichters schuf, gab zugleich seinem ganzen dichterischen Besitz den letzten Abschluß und die letzte Weihe. Noch die Novellenentwürfe des Greises verlegen jedes Geschehen auf ein Schloß, das er in Klammern als Lubowitz bezeichnet, und die „alte schöne Zeit", bisher ein mehr persönlicher wehmütig-süßer Heimwehklang unter anderen, ist von nun ab Sinnbild und Inbegriff aller irdischen Jugend und Sehnsucht und ihres durch Eichendorff ins Allgemeine gestalteten dichterischen Ausdrucks.



Elftes Kapitel

Novellen

1

Wenn etwas sogleich bezeichnend für Eichendorffs Novellen ist, so sind es deren Haupttitel „Dichter und ihre Gesellen", „Die Glücksritter", „Aus dem Leben eines Taugenichts", „Die Entführung", „Das Schloß Dürande", „Das Marmorbild", „Viel Lärmen um nichts". Hier ist wahrlich eine Abenteuerwelt der Dichter und Dichtergesellen, der Glücksritter, der Taugenichtse, der Entführungen, der Schlösser und Marmorbilder, eine Welt des lustigen bunten Lärmens. Eines Lärmens um Nichts? Nun, jedenfalls um ein entzückendes Nichts. Kluges Philistertum hat scharfsinnig bewiesen und streng gerügt, daß Eichendorff die Welt der großen Gefühle und Leidenschaften, der Taten und schweren inneren Konflikte nicht kennt, daß er das deutsche Volk nicht bei der Arbeit aufsucht, daß es keine ernsthaft ausgeführten historischen Hintergründe, kein lokales Kolorit, keine psychologische Entwicklung der Charaktere bei ihm gibt, daß er nicht das wirkliche Leben schildert und keine Gestalten von Fleisch und Blut, daß alle seine Menschen, selbst die Nebenpersonen, „dichten"

und daß er es gar fertig bringt, eine Französin deutsche Volkslieder singen zu lassen. Das ist nun leider alles wirklich so, die Eichendorffschen Novellen enthalten in der Tat nichts, was dem Philister irgendeinen Anhaltspunkt für sein Verhältnis zur Kunst bieten könnte, sie sind zweckloses Spiel, reine Arabeske, sie sind — was der Philister in den Tod nicht ausstehen kann — „nur schön".

Der Philister weiß ja immer eine Seite oder vielmehr meist nur einen Punkt an einer Sache genau und schärfer als andere Menschen zu erkennen, nur erfaßt er nie ihr Ganzes oder gar ihr Gegenteil und glaubt niemals, daß auch dort Licht sein kann, wo sein Licht nicht hindringt. Von den Begriffen eines poetischen Realismus aus sieht er Eichendorffs Schwächen mit unfehlbarer Sicherheit und behält sogar Recht, sobald Eichendorff selber einmal jene Begriffe als Maßstäbe seines Dichtens über sich setzt. Das tut er allerdings nur, wenn er seine Welt einmal verläßt, er tut es eigentlich nur im „Schloß Dürande", und es ist Philistertum, welches Eichendorffs Novellistik gerade darum preist, weil sie mit diesem schwächeren Stück das Gebiet der üblichen lebenstreuen Erzählung betritt, und Philistertum ist es, welches seine Novellistik gerade darum verurteilt, weil sie sich auf diesem Gebiet schlecht behauptet. Denn der Philister muß jedes Ding nach den kleinen Wahrheiten, die er erkannt hat oder erkannt zu haben glaubt, beurteilen und vermag keines an dessen eigenem Gesetz zu messen. Das jedoch verlangt besonders alles „nur Schöne". „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst", sagt Mörike. Und diese erste Tugend des Schönen finden wir in Eichendorffs Novellen bewährt, deren Schwächen mit ihren Vorzügen zusammenfallen und uns nur in den großen Zusammenhängen der wahren Kunstgesetze beschäftigen sollen, in denen Begriffe wie „romantisch" und „realistisch" als unwesentlich verschwinden.

Die Zeit für den Erzähler Eichendorff scheint erst jetzt gekommen zu sein, wo der Naturalismus verebbt und die Frage nach Lebenswirklichkeit und Psychologie nicht mehr als die entscheidende Frage nach Wesen und Wert der Kunst gelten darf, wo vielmehr das Kunstwerk als Form, als Architektur, als Ornament

und Arabeske, als zweckloses, sich selbst genugsames Gebilde, als Leben über dem Leben in seine alten Rechte tritt. Auch das realistische und naturalistische Kunstwerk ist ein vollendetes Kunstwerk nur, insoweit der Stoff darin restlos zur Form wird: die Wahrnehmungen zur Vision, die Lebenstatsachen zum Traum, die Welt zum Märchen, die Wirklichkeit zum Mythos, die Dinge zu Symbolen, die Personen zu Figuren und alles Kausale zum Spiel. Da dies durchaus möglich ist, da Werke anderer Richtung gegenüber den wirklich gelungenen des Realismus oder seiner Spezialisierungen: des Naturalismus und Impressionismus, durchaus keine höhere Geistigkeit von vornherein für sich in Anspruch nehmen dürfen, so ist gegen einen grundsätzlichen Naturalismus nicht das einzuwenden, daß er die ganze wahrgenommene Wirklichkeit zum Gestaltungsobjekt wählt, sondern nur, daß damit dem Gestaltungsvermögen des Einzelnen meist viel zu viel zugemutet wird und jeder Schwächere über dem andrängenden Stoff die Forderungen der Kunst naturnotwendig aus dem Auge verlieren muß. Die Talente sind nicht seltener und die Kräfte nicht geringer geworden, aber die Tausende, die heute täglich unmittelbar vor der Natur unzulängliche Bilder malen, haben in früheren Zeiten schöne Heiligenbilder nach einfachem Schema getuscht, zierliche Lettern gezeichnet, Türen geschnitzt, einen Giebel in die Verhältnisse eines Hauses, einer Straße eingepaßt, kleine Schmuckfiguren gemeißelt, irgendwo ein buntes Rankenwerk gezogen und damit, nach Maßgabe ihrer Kraft, einem Lebensgefühl gedient, das überall Schönheit hervorbrachte, welche selber Leben war, aber unbekümmert darum, wieviel Lebenswirklichkeit sie einfing. Diese Zeiten waren das Gegenteil der heutigen oder doch gestrigen, in denen die Talente, je kleiner sie sind, desto naturalistischer arbeiten, statt daß gerade höchstens mit der steigenden Größe der Begabung das Maß der Wirklichkeit steigen sollte, das geistig und künstlerisch zu bewältigen man sich getrauen darf. Denn freilich, je größer das Gestaltungsvermögen ist, desto mehr Stoff wird es brauchen. Nicht auf diesen Stoff kommt es jedoch an, sondern auf die Form, die ihn bezwingt und vertilgt. Allein es ist wichtig, nicht nur vor zu viel Stoff zu warnen, sondern zugleich auf die Notwendigkeit

hinzuweisen, daß der Geist in den Wirklichkeiten Boden finde und Wurzel fasse, wenn er fruchtbar werden und Stämme und Kronen treiben will. Die Fülle des in einem Kunstwerk enthaltenen Lebens bestimmt seine Größe. Allerdings kann diese Fülle des Lebens völlig von einer realistischen Erfassung des Lebens verschieden sein und sich mit völlig anderen Organen als denen der Beobachtung und naturalistisch-psychologischen Wahrnehmung der Welt bemächtigt haben. Nur wird in Zeiten, die gerade die letzteren Organe entwickelten und sie zu denjenigen des allgemeinen Weltgefühls und ihre Fähigkeiten und Erkenntnisse zum Allgemeingut erhoben, die Fülle des Lebens in den von ihr hervorgebrachten Kunstwerken entschieden meist von der Fülle der in ihnen erfaßten und verarbeiteten Wahrnehmungen mit bestimmt werden. Der heutige Expressionist hat also leicht das gegen sich, daß er Fähigkeiten des modernen Menschen künstlich verleugnet, daß er seine Kunst, bevor sie sich ihres heutigen Bodens versichert und in ihm Wurzel geschlagen hat, vorzeitig ins Ornament umbiegt, daß er sie absichtsvoll auf eine primitivere Grundlage stellt, daß er auf eine Art zu sehen vorgibt, wie er nicht sieht oder nicht sehen muß, daß er gewissen Problemen aus dem Wege geht — während sich vor Eichendorff diese Probleme gar nicht aufwerfen, während er noch im naivsten Sinne ornamental sieht.

Gewiß bestimmt der Formwert den Wert der Kunst, aber sein Verhältnis zum Wert des Stoffes darf nicht negiert werden. Es stellt sich vielleicht am anschaulichsten unter dem Bilde der Flamme dar: die Form ist eine Flamme, die nicht nur um so stärker brennt, je restloser sie den Stoff, an dem sie sich entzündet, vertilgt, sondern auch je mehr Stoff sie zum reinen Brennen bringt. Dennoch ist im kleinen vollkommenen Kunstwerk das ganze Universum, die ganze Welt, die ganze Schönheit, wie in der kleinen, aber reinen Flamme das ganze Licht und das ganze Feuer ist. Und es ist weit höher zu achten als die großen, vielgerühmten Brände, in denen der Stoff nur unrein schwält und unruhig flackert, oder als das Flämmchen, das am schwach angekohlten ungeschlachten Klotze züngelt, oder gar als das Irrlicht, das die Luft durchgeistert und keine Nahrung zu einer stetigen Lohe finden

will. Eichendorffs Erzählungen sind kleine, aber reine Feuer, und es brennt, leuchtet und wärmt in ihnen wenigstens ganz er selber, der völlig sich hingebende Mensch.

Sehen wir uns die Welt dieser Erzählungen zum ersten Male und mit Hingabe an, so erscheint sie uns lustig genug. Überall sind bewegte Rahmen gezogen, und Landschaften und Behausungen schweben wie wandelbare Gezelte, durch die der freie Waldhauch strömt, in die Gottes offener Himmel hineinschaut und in denen es von bunten Figuren irrt, schwirrt und wirrt. Reizend ist die Art, wie der Dichter seine Motive anschlägt, aufbaut und verwebt; hiervon und überhaupt von dem Fluß seiner Erzählung in Gang und Vortrag und von der heimlichen Musik darin könnten die modernen Prosa-Epiker, und darunter die berühmtesten, viel lernen. Allein es ist nicht zu leugnen, daß diese Welt auf die Dauer ermüdet und daß sie namentlich auf jugendliche Leser wie ein Narkotikon wirken kann, zugleich berauschend und erschlaffend. Es drängt sich dann immer wieder die Bemerkung auf, daß hier die Menschen nur Staffage und ihre Umwelt nur Kulissen sind oder die Personen Schemen und das Ganze ein Marionetten- oder Schattenspiel, der Bilderzug einer Laterna magica oder ein Feuerwerk. Bei dieser Beobachtung setzt jenes stirnrunzelnde Philistertum an, um mit ihr und daraus gefolgerten falschen und einseitigen Schlüssen den Erzähler Eichendorff abzutun. Uns aber soll sie dazu dienen, seine großen Vorzüge, seine Eigentümlichkeit und schließlich allerdings auch, und zwar in einem andern Sinne, als dem der gewöhnlichen Tadler, seine Grenzen zu bestimmen. Wenn man zuviel Eichendorffsche Prosa nicht auf einmal vertragen kann, so braucht man sich in ihrem Genuß ja nur zu mäßigen, und wenn man sich in erster Linie an seine besten Werke hält, was jeder Dichter verlangen darf, so wird man zwar auch deren Grenzen irgendwie empfinden, aber sich nicht an ihnen stoßen.

Kulissen und Staffage — diese Worte bezeichnen zunächst im positiven Sinne das künstlich — und womöglich künstlerisch — Unwirkliche der Eichendorffschen Umwelt und seiner Menschen und beider stimmungsvolle Zusammengehörigkeit. Und daß Menschen und Umwelt im Kunstwerk unwirklich sind, daß sie nur eine

künstlerische Wirklichkeit beanspruchen und besitzen und daß sie außerdem eine untrennbare Einheit bilden, ist ein hohes Ziel der Kunst, das Eichendorff in seiner Weise durchaus erreicht hat. In dieser Hinsicht stellt sich die Welt seiner Figuren und ihrer Umgebungen etwa als ein landschaftumwuchertes Flachrelief dar. Sofort aber mag ein Vergleich Eichendorffs mit Stifter, bei dem die Verquickung von Mensch und Landschaft ebenfalls erreicht ist, größere Klarheit schaffen. Bei Stifter erscheint die Natur in dem ganzen Umfang und in der ganzen Fülle ihrer Größe und Gewalt und ihres zwar ewig wiederkehrenden, aber doch unerschöpflichen Wechsels und triumphiert in ihrer vollen Selbstherrlichkeit. Niemals wird jemand wagen, diese Stiftersche Natur als Kulisse zu bezeichnen, wohl aber hat man seine Menschen bloße Staffage genannt, allein nur aus Verlegenheit, denn sie verdienen diese Benennung schon deshalb nicht, weil sie sich ebenso groß, rund und lebensvoll, wie die Landschaft, in diese hineinstellen. Zwar sind sie ohne „Psychologie" gesehen, dafür jedoch von der schicksalhaften Beseeltheit aller Kreatur, und allerdings sind sie abhängig von der großen Mutter, aus deren Schoß sie hervorgehen und in den sie wieder zurückkehren, die sie mütterlich beglückt und straft, in deren ewiges Gesetz auch das Böse, das Mißgestaltete und Absonderliche mit einbezogen ist und deren vernichtende Schläge noch die Ruhe und Würde des Gesetzes haben oder doch dieses Gesetz nur bestätigen. Es herrscht eine breite Zuständlichkeit in diesen Erzählungen, welche die Katastrophen langsam und erschütternd vorbereitet, die dann wie Gewitter treffen und wie Gewitter reinigen und deren Wirkungen in die Ruhe jener Zuständlichkeit zurückkehren. Dagegen zerfließt die Zuständlichkeit, die im kleinen lyrischen Gedicht, als reine Zuständlichkeit des Gefühls, auch Eichendorffs Form ist, in Eichendorffs Erzählungen jeden Augenblick, soviel Situationen sie auch zusammenballen; seine Natur ist nur ein fröhliches, immer gleiches, typisches Schauspiel von Sonnenaufgängen, schwülen Mittagen und Sonnenuntergängen, von Schlössern und Waldhörnern, Statuen und Wasserkünsten, schönen Einsamkeiten, Lerchen und Nachtigallen, und seine Menschen taumeln träumerisch und sehnsüchtig in ihr umher wie in

einem bunten Irrgarten. Aber Eichendorffs Erzählungen sind in Wahrheit Novellen, während man die Stifterschen als reine, oft ins Großartige gesteigerte, Idyllen bezeichnen muß. Bei Stifter ist die Einheit von Mensch und Natur dadurch erreicht, daß er den Menschen der Natur unterordnet — bei Eichendorff gibt es nur ein einziges, immerwechselndes Geschehen unter seinen Menschen, zu dem die Natur den Wandelrahmen bildet.

Marionetten- und Schattenspiel, Laterna magica und Feuerwerk — das bedeutet, daß hier eine reiche Bewegtheit herrscht, ein zielloses, aber buntes und ästhetisch ergötzliches Treiben. Und es schließt zugleich in sich, daß die Figuren, die hier durcheinander wirren, nur Schemen sind. Ihr Immaterielles ist nicht Entmaterialisierung, es ist nicht das Endresultat eines Entstofflichungsprozesses, sondern diese Wesen sind luftgeboren, sie sind weder verdichtete noch verwandelte noch verflüchtigte und vergeistigte Lebenserfahrungen, sie sind in keinem niedrig-naturalistischen, aber auch in keinem höheren Sinne Gestalten. Oder vielmehr sie sind nur gefühlsgeboren, und bloß da, wo das Gefühl bei Eichendorff unmittelbar, und noch dazu in der Ichform, zur Figur und deren Geschehnissen wird, da wird es auch zugleich Gestalt. Das geschieht aber nur einmal, nämlich im „Taugenichts". So zeigt sich die Grenze, an die Eichendorff stets gebunden ist, nicht etwa in einer Unfähigkeit, zu erzählen und zu erfinden, sondern nur in der Unfähigkeit, Gestalten zu schaffen. Dabei muß indessen immer bedacht werden, daß, wenn uns schon einmal die Antithese „Gestalt" und „Figur" gestattet sei, die „Figur" das künstlerisch Höhere ist, daß auch die „Gestalt" wieder zur „Figur" werden muß. In der Novelle ist die Fähigkeit zur „Gestalt" — in diesem Sinne — zu entbehren, hier genügt die durch die „Gestalt" noch nicht hindurchgegangene „Figur", wie große und größte Klassiker, etwa Boccaccio, beweisen, die diese Kunstform oft genug als Spiel, als bloße Architektur von Geschehnissen, als eine Musik der Zufälle behandeln. Nur ist Eichendorff dadurch an der Erreichung der Klassizität gehindert, daß die Fäden seines Spiels bei ihm nicht in einer objektiven, un- und überpersönlichen Geistigkeit zusammenlaufen, sondern daß dies Spiel bloß Ausdruck

und Spiegelung eines rein lyrischen Affektes ist. Er hat großes Talent zum Erzählen, er ist ein Meister der Komposition und, innerhalb ihrer, der Bewegtheit, wenn auch seine bewundernswerte Erzählerphantasie, weil seine Geschehnisse und Situationen ebensooft und typisch wie seine Naturbilder wiederkehren, mehr eine Phantasie der Variation als der Thematik ist. Er ist ein Meister der Stimmung. Allein „Stimmung" ist das subjektive Verhältnis eines Einzelnen zu den Dingen; wenn die Dinge selber reden, so erzeugt sich die Stimmung verschieden. Eichendorff kann die Dinge nicht aus und durch sich selber reden lassen. Wie in seinen lyrischen Gedichten die Erscheinungen gleichsam nur von seinem Gefühl hervorgebracht werden, und wie das Gefühl sie nur hervorbringt, um sie wieder in sich zurückzuschlingen, so sind auch die Figuren seiner Novellen nur Spiegelungen von des Dichters sehnsüchtig erregtem Gefühl, durch dieses traumhaft durcheinander gewirrt und in dieses wieder zurücksinkend. Das ist der Grund ihrer Bewegtheit, der Grund dafür, daß sie sich ewig suchen und fliehen, sich anziehen und abstoßen, sich verkleiden und sich verwechseln, nachts nicht schlafen können und stets die Saiten rühren, sich ihrer gar nicht oder nur kaum und halb bewußt werden und immerzu von bunt vorüberziehenden Landschaften umgeben sind. Es ist der größte Irrtum, zu sagen, daß bei ihm sogar die Nebenfiguren dichten, sondern Haupt- und Nebenfiguren dichten nicht, sie tönen von Liedern, sie sind selber Lieder, oder sie sind alle insofern selber Dichter, als sie der Dichter selber, als sie nicht nur Dichter, sondern zugleich selbst Gedicht sind. In ihnen wird die Stimmung zum Selbstzweck, und zur Stimmung gehört so gut die leise Ironie, die sie umschwebt, wie der tollgewordene Witz, den sie oftmals funkeln lassen, denn auch Ironie und Witz sind Entladungen des erregten Affektes. Hier ist die Doktrin der Frühromantik, die mit Novalis das Märchen zum Kanon der Poesie machen und den Zufall angebetet wissen wollte und die mit Friedrich Schlegel das romantische Kunstwerk nur als „Poesie der Poesie", als bloßes Spiel des Dichters, der sich selber spielt und sich selber ironisiert, als ein stetes Sichselbstaufheben der Illusion definierte, zur Praxis geworden. Und die ewig wechselnden, ewig sich gleichen zweck-

und ziellosen Reise- und Wanderfahrten, Jagden und Ständchen, Verkleidungen und Intrigen, zufälligen Zusammenkünfte und zufälligen Verfehlungen, Entführungen und sonstigen Liebesabenteuer genügen dem Dichter ebenso wie seine ewig wechselnden, ewig sich gleichen Naturbilder, um in ihnen sein ewig wechselndes, ewig sich gleiches Gefühl zu veranschaulichen, dem es nicht auf die Dinge selber, sondern nur auf ihre ewige Bewegtheit ankommt. Innerhalb dieser Phantastik jedoch hat er sogar genügend Realistik, um die bewegte Gruppe und ihre Kostüme, um die schnell zerfließende Situation, um seine Originale und Masken grotesk zu sehen und aus dem Gefühl heraus, das Valeurs und Schlaglichter als Bewegungsmomente kennt und liebt, von außen her blitzartig, grell oder lieblich zu beleuchten. Darin gleicht er Spitzweg, der nie porträtiert und doch Typen, Masken und Originale scharf erfaßt und als Staffage seinem malerisch bewegten Hell-Dunkel dienstbar macht. Alles in allem erweitert Eichendorff in seinen Novellen nur seine lyrische Zauberwelt, und es wird ein bißchen Theater, ja oft sogar ein bißchen Kolportage daraus. Aber er erhebt sie dennoch unter die Sterne. Und genug, daß er es tut. Denn es ist einem Dichter nicht vorzuschreiben, was und wieviel er unter die Sterne heben und wie er dies bewerkstelligen soll. Eichendorff ist außerdem ein großer Künstler des Prosastils, der die Perioden melodisch-monoton, durch immer neue lose Beiordnung von Hauptsätzen, in der Schwebe hält, bis der letzte, oft mit einem „dann" oder „nur" eingeleitet, sich nur leise senkt und mit einem Punkt unbefriedigend und aufreizend abbricht, wie ein letztes Echo jener lose geknüpften Verbindungen. Er ist ein Meister des Kommas und Semikolons, soweit diese freilich nicht Subordinationen, sondern Koordinationen bezeichnen, und gibt auch mit dem Punkt nur eine Zäsur, die den Satz vom nächsten trennt und doch zu ihm überleitet, daß der Fluß nicht stockt.

Das Solistische der neueren Kunst, das die Melodie nur noch als Thematik und den Zusammenklang nur noch als Harmonisierung, als Begleitstimmen zu einer führenden Stimme, kennt, ist eine große Verarmung. Der Erzähler Eichendorff kann uns wieder zur nie abreißenden Melodie und zur Polyphonie führen.

2

Mit seiner umfangreichsten Novelle „Dichter und ihre Gesellen" wiederholt Eichendorff die Konzeption von „Ahnung und Gegenwart", aber nicht mehr als Zeit- und Tendenzroman, sondern eben als breit angelegte und zu reichster Ornamentik verschlungene Novelle. Das Grundthema — der romantische Gegensatz zwischen Poesie und Leben — ist geblieben, ja, es wird so einfach und durchgehends angeschlagen, daß diesmal gar sämtliche Hauptfiguren Poeten und die Nebenfiguren, wie der Titel sagt, deren Gesellen sind. Aber sind die Umrißlinien von Eichendorffs Weltbild damit auch so harmlos-schlicht wie nur möglich gezogen, so baut es sich innerhalb ihrer doch so reich und farbig auf wie in keinem seiner Werke, und selbst alles Raisonnement, das in „Ahnung und Gegenwart" den Personen als schwerfälliges Spruchband von den Lippen hing, schlingt sich jetzt als ernsthafte Arabeske um die Figuren. Alle wesentlichen Motive sind viel sicherer und schneller gegeben wie in dem Jugendbuch, sie treten gleichsam gleichzeitig auf, sie quellen im Bündel vor wie die Fäden eines Teppichs, die auf einmal da sind und auf einmal da bleiben, wenn sie sich auch noch so vielgestaltig verbreiten und durchkreuzen.

Da ist im ersten Kapitel, einem kurzen Vorspiel, Baron Fortunat, auf der Reise nach Italien begriffen, in einem Städtchen seinen Universitätsfreund Walter aufsuchend, der hier bereits in Amt und Würden sitzt. Gleich tut sich der ganze Zauber naturfrohen Kleinstadtlebens auf, gleich sind die Gegensätze zwischen ewigem wanderfrohen Studententum und philiströser Brot- und Beamtenarbeit da, gleich geschieht des Dichtergrafen Viktor von Hohenstein Erwähnung, dessen benachbarte Heimat die beiden Freunde sofort aufzusuchen beschließen, obwohl der Graf selber seit Jahren auf Reisen lebt — denn es ist auch Walters künftige Heimat. Und bedeutungsvoll erscheint sogleich die Gestalt eines tollen Geigenspielers, der in einem Wirtskeller mit seinen Tanzweisen alles auf den Kopf stellt und zuletzt, immer geigend, in die Frühlingsnacht hinausflüchtet. Hier gibt der Dichter sofort im Kleinen einen seiner beliebten Tumulte, in denen sich die

Fäden der Handlung zu einem humoristischen Chaos verwirren, zu einem Knoten, der dann wie eine Rakete platzt.

Die beiden Freunde machen sich am nächsten Morgen auf den Weg, und wenn sie sich im Walde verirren, wie es der Held von „Ahnung und Gegenwart" auch zu Beginn jenes Buches tut, so geschieht das nun nicht mehr, um die Räuberromantik krasser Abenteuer heraufzuführen, sondern um Gelegenheit zu einer Nacht im Freien zu geben, einer Eichendorffschen Nacht voll wunderbarer Mondlichter und rätselhafter Abgründe mit Hundegebell und dem Takt eines Pochhammers in der Ferne, sowie mit schönen Strophen, die Fortunat singt, und um die Freunde mit dem Morgenrot in das Amtmannshaus von Hohenstein platzen zu lassen — wahrlich, so recht eine Gelegenheit, alle lieben und bunten Kulissen und Requisiten aufzustellen und die ganze alte schöne Zeit auf die Szene zu rufen: so ein ländliches Haus, das bei Fortunats Ständchen erwacht, die verschlafene Florentine am Fenster, der biderbe Amtmann und die altfränkische Amtmännin, ein gegenseitiges Bekomplimentieren, und überhaupt so recht ein Tag, wie ihn Gott geschaffen hat, denn zu alledem und zum guten Glück wird heute der Neffe des Hauses, der Student Otto, von der Universität erwartet. In dem anstoßenden Garten des Grafen Viktor fehlt nichts, weder die Springbrunnen noch die altmodischen Gänge noch die Kaiserkronen und Päonien, deren klang- und stimmungsvolle Zweieinigkeit zum typischen Eichendorffschen Parkbild unzertrennlich gehört. Aber dies Bild erhebt sich sogleich zu prächtiger Großartigkeit, wie Fortunat nun den Garten durchstreift und ihm ein Unbekannter, der hier im Freien übernachtet hat und hernach rätselhaft entschwindet, des abwesenden Dichters Lieblingsplätze zeigt. Otto wird mit Böllern, Pauken und Trompeten durch ein Triumphtor empfangen und mit den Versen eines Waldschrates, den der ausgelassene Förster darstellt. Und war der Eingang des Buches durch das Zauberwort „Heidelberg" gesegnet, an welche Stadt Fortunat durch Walters Wohnsitz erinnert wurde, so steigen nun beim Kaffeetrinken im Freien Hallenser Bilder und Klänge aus Ottos Erzählungen. Am Abend eröffnet und leitet der hagere Förster eine verunglückte Reifrocksarabande, Fortunat wird von

22*

der schönen Florentine zum Dank für die Feuertaufe verliebter Galanterien, mit der er sie überschüttet, mit einer neckischen Wassertaufe bedacht, indem sie in einer Muschelgrotte einen geheimen Hahn aufdreht, und der selige Walter erzählt ihm, daß er mit dem Mädchen verlobt ist. Und während sich vor dem neidischen Fortunat diese Perspektive baldiger Heirat und bürgerlichen Liebesglückes öffnet, verpufft das Ganze mit Leuchtkugeln unter Kaleschenrumpeln wie ein Sommernachtstraum.

Mit einer Apostrophe der schönen, stillen Zeit, der Heimat und der zerstreuten Jugendgefährten beginnt der Dichter ein weiteres Kapitel, indem er so aus dem Buche heraustritt, das Persönliche, Vertraute, Selbsterlebte solchen Natur- und Gestaltenkreises bekennt und doch mit einem Blick seine zeitliche Entfernung von dieser Welt abmißt, diesen Abstand, der ihm in „Ahnung und Gegenwart" noch fehlt und der nun erst seinem Bilde die Rundung und den vollen verklärenden Schimmer leiht. Auch hier ist es eine Dichterwerkstatt im Grünen, die Fortunat aufgeschlagen hat, aber der Morgenwind weht ihm die Blätter fort, und Waldvögel und ziehende Wolken bringen ihn aus dem Konzept. So ergeht es Eichendorffschen Dichtern zumeist, und auch ihm selbst singen Vögel und Wind in die Zeilen hinein, daß sein Buch munter fortkonzertiert mit seinen Morgen, Mondnächten und schallenden Gewittern, deren erfrischende Güsse der einzige Regen sind, der seinen sonst immerblauen Horizont vorübergehend trübt. Und wieder ist hier, wie in „Ahnung und Gegenwart", die Gewitterschwüle als das Bild der Zeit bezeichnet, doch ist es der harmlose Amtmann, dem solche gewichtigen Worte in den Mund gelegt sind, und vorderhand entlädt sich kein anderes Unwetter als ein häusliches, indem die gesunde Prosa der guten Amtmännin, die den Neffen auf die Brotwissenschaften verweist, und Ottos bedenklich ausbrechendes Poetentum aufeinanderplatzen. Dem freundschaftlich seine Vermittlung anbietenden und ehrlich ratenden Walter entdeckt der erregte Otto, wie ihm die Poesie erscheint: als jene echt romantische Poesie der ganzen Welt, als „der zauberische Spielmann, der jeden Frühling aus dem Venusberge kommt mit neuen wunderbaren Liedern und die Seelen verlockt, von dem in schwüler

Mittagsstunde der einsame Vogelsang schallt, von dem die Ströme und Quellen verworren rauschen im Mondschein und die badenden Nixen wie im Traume singen durch die stille goldene Nacht". Alles, was Otto jedoch immer und immer wieder vergeblich auszusprechen versuchte, er fand es soeben in einem neuen Buche des Grafen Viktor, und in einem plötzlichen Ausbruch entsagt er der fröhlichen Dichtkunst, „der Metze", wie er sie nennt.

So hat das Buch bisher die Heimat — die beglückende Nähe — und als Reiseziel Italien — die lockende Ferne — vor uns hingestellt; der Vordergrund ist schon von Gestalten belebt, die um den seßhaften Walter zurückbleiben, während der reisefrohe Fortunat im Begriff steht, sich von ihnen abzulösen, denn in den duftigen Hintergrund lockt der zauberische Spielmann: die flüchtige Erscheinung des tollen Geigers im ersten Kapitel ist schon vorangezogen, Otto ergibt sich noch in die Enge der trauten Grenzen, aber nur wie ein Vogel in seinen Käfig, bis das Gitter sich öffnet, und die geheimnisvolle Fremdlingsgestalt des Dichtergrafen Viktor durchschweift längst wie ein Irrwisch die Fernen. Das Spiel kommt in Gang, es gibt nirgends einen Stillstand, und das ganze Tempo der Dichtung ist auf Allegro gestellt. War der Zug nach Italien in „Ahnung und Gegenwart" noch ein kleines, überhaupt nicht ausgesponnenes Nebenmotiv, so erscheint es jetzt in der seit Eichendorffs zweiter Prosadichtung von ihm geübten breiten Durchführung. Und ebenso bilden die wandernden Komödianten, die gleichfalls im Erstlingswerke nur beiläufig auftauchen, nun einen Hauptbestandteil seiner Handlungs- und Figurenwelt, recht eigentlich das Element der ins Leben getragenen Poesie darstellend. Nach der kurzen Exposition der Hohensteiner Szenen lädt der Dichter gleichsam auf ihren bunten Thespiskarren die Versatzstücke seiner nun sich entwickelnden beweglichen Handlung, wenigstens für den ersten Akt ihres Verlaufes, und das leichtlebige Mimenvolk selber stellt und tummelt sich als Staffage und als Chargenspieler um die Hauptakteure. Aber das Ganze ist ein Gewebe aus Duft und Schimmer, und wollte man dessen morgenrote, mondlichtbleiche und regenbogenbunte Goldfäden mit nachspürenden Worten einzeln verfolgen, so würden sie sofort zer-

reißen, drum sei nur mit wenigen Lichtern hineingeleuchtet, um zu zeigen, wie traumhaft sie gesponnen und wie fein und reizend und dennoch fest sie verknüpft sind. Zunächst schon gleich da, wo die Hohensteiner Handlung in die Komödiantenhandlung übergreift: Florentine erschrickt beim Erdbeerpflücken im nachmittagsschwülen Burghof des im Walde verfallenen gräflichen Stammsitzes, wo eine bleiche, wunderschöne Frau spuken soll, da sie wirklich eine himmelblau gekleidete weibliche Gestalt, die offenen Haare strählend, erblickt und zwei Männer in Ritterwämsern und Pickelhauben lachend nach ihrem, Florentinens, Körbchen greifen, das sie fliehend ihnen überläßt. Zwar stellt sich heraus, daß es fahrende Schauspieler sind, indem man sie mit ihrem hochbepackten Wagen bald in der Ferne durchs Tal dahinziehen sieht. Aber der Kuß, welchen Fortunat dem verstörten Mädchen, das Schutz suchend ihm in die Arme läuft, flüchtig auf die Lippen drückt, weckt die Eifersucht des hinzueilenden Walter, der darob, Geschäfte vorschützend, am Abend Hohenstein verläßt. Da nimmt auch Fortunat Abschied, in komischer Furcht vor seiner eigenen Verliebung, vor des grämlichen Freundes Unglück und aller Liebes- und Ehe-Tantenhaftigkeit, und von plötzlichem Reisefieber erfaßt.

Und er gerät unterwegs sofort unter die vom Gewitter durchnäßte wandernde Komödiantentruppe. Ihr hat sich auch jener Unbekannte angeschlossen, der in Hohenstein Fortunat durch den Garten führte, der Literatus Lothario, und aus dem Kunstzigeunervölkchen selber ragen der Direktor Sartori, der gutmütig polternde Alte Herr Ruprecht, der Komikus Fabitz, die streitbare Heroine Kamilla und der leichtfertige Kobold Kordelchen hervor. Ein Mondaufgang in einem altertümlichen Städtchen, wo sie Herberge finden, vorher ein Zungengefecht zwischen Kordelchen und Kamilla, mit welch letzterer Fortunat eine sentimentale Szene aufführt, welche lustig den „Werther" travestiert und an Stelle Klopstocks den Namen Tiedge setzt, im Hofe des Gasthauses ein großer Rumor, gegen den Lothario, als Polizeidiener verkappt, einschreitet, — das alles eröffnet als tolles Divertissement das freie Leben, das sich am nächsten Tage, da ein Fürst die Bande auf sein Schloß geladen hat, in abenteuerlichem Zuge zu diesem Ziele

über Berg und Tal ergießt. Durch den Wald fegen die Frackschöße des Doktors Dryander, eines Musikers und Dichters, der sich in einem halbverfallenen Waldhause eingenistet hat und der niemand anderes ist als der tolle Geiger aus dem ersten Kapitel und der ehemalige Musikdirektor der Truppe. Sie heben ihn mit Gewalt aus seinem Nest, wo er sich erschrocken verbarrikadiert hat, er stopft die Tasche voll Bücher, zieht mit der Geige voran, und das ganze Wesen dieser und jeder Eichendorffschen Dichtung tritt heraus in seinen Versen, wenn er singt:

„Es hebt das Dach sich von dem Haus,
und die Kulissen rühren
und strecken sich zum Himmel raus,
Strom, Wälder musizieren!"

Und dazwischen schallen die Flintenschüsse Lotharios, der sich jagend während der Wanderung zwischen den Bäumen herumtreibt, Vogelstimmen, wirkliche und von Komikus Fabitz nachgeahmte, und der Chor der Schauspieler:

„O grüner Wald,
o lustige, lustige Sommerzeit!"

Voll entfaltet sich dies ganze Treiben erst nach der Ankunft auf dem fürstlichen Schlosse und füllt mit seinen bunten Wogen die noch folgenden Kapitel des ersten Buches. Das spielt Zigeuner im Grünen, das lagert wie eine Feldwacht des dreißigjährigen Krieges um lustige Feuer bei Nacht, und vergeblich sucht der Maler Guido, der bei Tage singend in der Kuppel einer Kapelle malt, ein künstlerisches Motiv in die Gruppen zu bringen, bis der aufgehende Mond plötzlich die rechte Beleuchtung hergibt. Dies nächtliche Fest wird zum Empfange des Studenten Otto gefeiert, den Hallenser Klänge von daheim fortgelockt haben und der nun auch zu der Truppe gestoßen ist, unter der er in Kordelchen sein Hallenser Liebchen wiederfindet. „Gott schütz, gewiß noch ein Dichter!" läßt Eichendorff den Lothario bei Ottos Annäherung sprechen und ironisiert damit in echt romantischem Sinne sich und sein Buch. Aber der freiheitstrunkene Otto wird bald eifersüchtig, da der Maler Guido Kordelchen mit Beschlag belegt hat, und mit der

Vorlesung eines Trauerspiels hat er bei den Schauspielern, von denen er es gespielt sehen möchte, keinen Erfolg. Lothario aber rät ihm vom Theater und dem Umgang mit den Theaterleuten ab und bietet ihm eine helfende Hand dazu, daß er reisen und die Welt sehen kann, indem er ihn zunächst zu Dryander führt, der hier bei Hofe sein Glück gemacht hat und als Hofrat dem jungen Dichter zwar ein komisch-huldvolles Interesse, aber keine klingende Unterstützung entgegenbringt. Otto schreibt auf Lotharios Rat nach Hohenstein um Geld, das er auch wirklich bekommt, und Walter als angehender Gerichtsverwalter von Hohenstein und baldiger Ehemann schreibt dazu an Fortunat in dunklen Andeutungen, daß Otto hohe Gönner habe. Die Figur Dryanders, schillernd zwischen inbrünstigem Ernst und komischer Scharlatanerie, ist eine verbesserte, nun erst ausgereifte und lebendig gewordene Auflage des Dichters Faber. Durch einen Schabernack Kordelchens in einen zweideutigen Auftritt mit der Fürstin verwickelt, aus dem er Reißaus nimmt, verliebt er sich gleich darauf in das ländliche Fräulein Trudchen, als das erst geschmeichelte, dann angsterfüllte Opfer eines vermeintlichen Heiratsanschlages, einer heimlich vorbereiteten Hochzeit, die in Wirklichkeit eine Geburtstagsfeier ist und vor deren herannahendem Taftrauschen, knixenden und scharrenden Basen und Vettern, Baumkuchen und Pasteten er die Flucht ergreift, worauf Trudchens Vater den Flüchtigen verfolgt, entschlossen, ihn nun wirklich zum Schwiegersohn zu machen oder ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Über dies alles erhebt sich inmitten eines Landes voller Hügel, schillernder Täler und Schlüfte die Rampe des Schlosses wie eine Blumenzinne mit den Uniformen und schönen Frauen der Hofgesellschaft. Und nicht nur in Dryanders Schicksal verspinnen sich die Fäden aus den beiden Welten des Thrones und der Kulissen. So hat der Hof von Anfang an dem Baron Fortunat aus vorläufig unaufgeklärten Gründen ein anzügliches Interesse zugewandt, aber dieser sieht über die vornehme und geistreiche Liederlichkeit dieses Hofes hin mit einem Blick, mit dem Eichendorff selber die Verworrenheit der Welt erfaßt: „Was mich betrifft, so kümmerts mich wenig, wie sie sind, das Ganze zusammen macht

sich doch schön, und mehr verlang ich nicht von ihnen." Solche Beschaulichkeit dagegen bringt den Lothario in Harnisch, der mit einer romantischen Kühnheit, wie keine zweite Eichendorffsche Figur, die Poesie ins Leben und das Leben in die Poesie trägt und ausruft: „Ist das Leben schön, so will ich auch schön leben, und selber so verliebt sein wie Romeo, und so tapfer wie Götz, und so tiefsinnig wie Don Quichotte. Um die Schönheit will ich freien, wo ich sie treffe, und mich mit den Philistern drum schlagen, daß die Haare davonfliegen. Warum sollte man so ein lumpiges Menschenleben nicht ganz in Poesie übersetzen können?" Seine Muse ist die wildschöne spanische Gräfin Juanna, der Typus Romana, allein ohne das Genialische, nur gewitterprächtige Naturkraft. Sie gehört zum Hofe, aber ihr Roß bäumt sich hoch über dessen Treiben im Schein der Blitze auf steilster Klippe — und wer ihr nachstellt, ist verloren, wenn er nicht mit Stricken und Feuerleitern heruntergeholt wird, wie der lange Lord und der kurze Schulrat, die sich bei der Verfolgung der Schönen verstiegen haben, da der eine immer zu lang und der andere immer zu kurz tritt. Der lange Lord erzählt in einer Novelle die Geschichte der Gräfin, die durch den Zauber einer alten Amme mit Männerblut ihr Herz liebesfest und ihre Schönheit unwiderstehlich gemacht und zu deren Verehrern im spanischen Kriege auch ein deutscher Offizier gehört habe: Graf Viktor von Hohenstein. Der Fürst selber liebt Juanna und steigt ihr einmal ins Gebirge nach, sie aber führt ihn zu einem wahnsinnigen Mädchen, das durch Liebesschuld des Fürsten den Verstand verloren hat. Und wie sie längst wieder ins Schloß zurückgekehrt ist, steht als ihr Tugendwächter noch die halbe Nacht lang ein Maler, namens Albert, auf sein Schwert gestützt, auf einem Felsen. In dieser Figur hat Eichendorff einen jener Zeittypen, gegen die er in „Ahnung und Gegenwart" noch mit tendenzmäßig-aktueller Lebhaftigkeit Sturm lief, zu echt künstlerischem Humor objektiviert, und zwar den Typus des „Altdeutschen", der nun, dem ästhetischen Historizismus der Reaktionsjahre entsprechend, ein Maler ist, und als solcher ein „philosophischer Pinsel". Sein Schwert, mit der Jahreszahl 1813 bezeichnet, hängt inmitten eines verwelkten Eichenkranzes

an der schmucklosen Hauptwand seines Ateliers. „Das ist mein treuer Reisegefährte, sagte Albert zu Fortunat, und wenn mich schlaffe Ruhe oder weichliche Lust überschleichen wollen, blick ich die Eisenbraut an und gedenke der ernsten, großen Zeit. — Ach, das ist schon eine alte Geschichte! entgegnete Fortunat lachend. Sind Sie damals mit zu Felde gewesen? fragte der Maler etwas spitzig. — Freilich, erwiderte jener, das versteht sich ja aber ganz von selbst." Diese köstliche Zwiesprach zeigt, wie der Gesinnungsernst des Dichters vom kleinsten Hauche eines Gesinnungsprotzentums frei ist; sie zeigt den Ernst einer jugendlich gebliebenen und doch reif gewordenen Weltanschauung, einen Ernst, der Abstand nehmen und lächeln lernte und der die bunte Traumwelt seines Dichtens auf den gesunden Boden eines natürlichen, gütigen Realismus gründete. „Er blickte fröhlich umher", heißt es von Fortunat nach seinem Gespräch mit Albert, „und fand, daß die Welt trotz aller Narren so schön und lustig blieb, wie sie war." Das könnte, als ein Motto unter anderen, über dieser und jeder Eichendorffschen Erzählung stehen.

Mit der voll sich entfaltenden Handlung der Gräfin Juanna schließt das erste Buch des Romans, aber mit dem ersten Buch schließt auch diese Handlung. Sie ist eine bloße Episode, als solche jedoch der Gipfelpunkt, zu dem sich die Kurve des ersten Buches, bevor sie abbricht, auftürmt, ein Gipfelpunkt, der auch die Handlung Lotharios zu ihrer letzten Steilheit mit sich emporreißt. Ein buntes Sommerfest war dieses erste Buch, ein Sommerfest, das nun durch eine Herbstjagd des Hofes beschlossen wird. Sie geht auf Hirsche und Gemsen, allein das kostbarste Edelwild, dem man nachstellt, ist Juanna, Jägerin und Wild zugleich. Sie glaubt in dem betroffenen Fortunat den Freier zu sehen, dem sie ins Netz getrieben werden soll, während in Wirklichkeit ein Baron Manfred als der ihr Erwählte erwartet wird. Als Wild flieht sie, um sich in die Freistatt eines ihr bekannten Klosters zu retten; als Jägerin folgt sie einer Gemse fürchterlich von Klippe zu Klippe. Zum Wild wird auch die Jägerin, denn, an schwindelloser Waghalsigkeit ihr gleich, folgt wiederum ihr über Schroffen und Zinken Lothario, sie mit zur Flucht bereit gehaltenen Pferden

zu entführen — sie zugleich zu erbeuten und zu befreien. Doch sie stürzt sich in einen reißenden Waldstrom, und wenn Lothario sie auch aus den Fluten zieht, so kann er sie doch nur als Leiche in die Arme schließen. Nach Tagen kommt Fortunat vor das fürstliche Schloß. Es ist verlassen, vom Hofe sowohl wie von der Schauspielertruppe, und aus dem einen Flügel klingen einzelne langgezogene Töne einer Spieluhr in den herbstlich raschelnden Garten. Es möchte einen bedünken, als sei das Ganze bisher überhaupt nur der Klang einer Spieluhr gewesen, die in einem alten Waldschloß mit einem zierlichen Menuett die Gobelins und vergilbten Kupfer an den Wänden und die galanten Abenteuerromane der verstaubten Regale in ein flüchtiges Geisterleben gerufen habe. . . . An den dunkelnden Bergen entlang bringt ein stiller Fackelzug Juannas Leiche nach der Residenz. „So geht oft ein Schauer mahnend durch die Lust der Menschen, damit sie sich erinnern, daß ihnen die schöne Erde nur geliehen sei."

Die Dichtung ist ein Bilderbuch, das einstweilen immer noch neue Fernen aufblättert. Und — ein kurzes, schnelles Intermezzo von wenigen Kapiteln — führt uns das zweite Buch nach Rom, in das Rom Eichendorffs als die Stadt der verwildernden Gärten, Paläste und Marmorbilder, der Wasserkünste auf grasbewachsenen Plätzen, der Bänkelsänger und Lumpen, der schönen halbnackten Kinder und der noch schöneren Mädchen, welche Fruchtkörbe auf dem Haupte wiegen — die schlechthin romantische Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten, deren Name schon nichts weiter als der Stamm des Wortes „romantisch" ist. Was Wunder, wenn sich hier auf einem alten Hofe zwischen den Terrassen von Weinbergen und nächtlich duftenden Gärten ein halbes Dutzend der Figuren des Buches zufällig trifft: Otto, der nun ein römisches Liebchen hat, Guido und Kordelchen, die einen gemeinsamen Haushalt führen, Fortunat und ein gewisser Grundling, der den Baron hier einführt, und der lange englische Lord, der zwar nur in seinen hirschledernen Hosen vorbeistakt, um Ottos Liebchen nachzusteigen. Diese Menschenbahnen kreuzen sich hier plötzlich wie die Bahnen toll gewordener Planeten und Kometen, deren leuchtende Schweife so prasselnd durch den Luftraum unserer

Dichtung fliegen, daß darüber mindestens einige leere Weinfässer ins Rollen kommen und mehrere alte Weiber keifend aus den Dachfenstern fahren. Und die allgemeine Verwirrung findet noch ihre Fortsetzung in des immer mehr trinkenden Kantianers Grundling phantastisch-toller Erzählung, die eine harmlose Verulkung der Aufklärung, des Jesuitenwitterns, des Konvertitenwesens und Konstitutionalismus ist und als deren Tatsachenkern sich ein Schwindel und Schabernack Kordelchens enthüllt, so daß man am Ende mit Fortunat lachend ausruft: „Ein wahrer Sturmbeutel voll Lügen!" Wer jetzt noch in dem Spuk der Figuren Individuen zu sehen glaubt, der hüte sich —.

„Ja hüt dich! bei Nacht
pflegt Amor zu wandern,
ruft leise die andern,
da schreiten erwacht
die Götter zur Halle
ins Freie hinaus,
es bringt sie dir alle
der Dichter ins Haus."

Fortunat wohnt in dem Palast eines alten Marchese. Die junge Marchesin Fiametta setzt ihr Füßchen auf einen umgestürzten Apollo — die junge Marchesin Fiametta ist in dem alten Hause ein singender Zaubervogel, welcher Fortunat mehr und mehr in das grüne Labyrinth der Liebestorheit lockt — die junge Marchesin Fiametta macht Fortunat eifersüchtig auf einen unbekannten Doppelgänger von ihm und scheint doch, im Schlafe redend, ihm ihre Liebe zu gestehen, bis er, durch seine Eifersucht zur Abreise getrieben und doch schwankend zwischen Furcht und Hoffen, Rom verläßt. Derweilen hat Otto seine Annidi geheiratet und lebt in ihrem blütenüberwachsenen Häuschen gleichsam freudeverstört, in dieser schönen welschen Fremde märchenhaft verzaubert. Vergebens ruft ihm, der die fröstelnde nordische Heimat verrät, Fortunat sein Hüte dich wohl! zu und mahnt ihn an das Lied in dem Waldesrauschen der Heimat, die keinen Dichter noch losgelassen habe, dies Lied, das auch ihn einmal wiederfinden werde, und sei es

durchs offene Fenster im Traum — Otto wird erst wach und nüchtern an der Putz- und Vergnügungssucht Annidis und der kleinlichen tückischen Beschränktheit ihrer Familie. Nun schallen ihm die Glocken der fernen Roma, die er im Traume der Kindheit hörte, wieder aus weiter, weiter Ferne, „als gäb es noch eine andere Roma weit hinter diesen dunklen Hügeln". Er sieht Kordelchen wieder, zu der seine alte Neigung erwacht, und den Maler Albert, der sich, durch seinen Freiheitswahn in Ungelegenheiten und Verfolgung geraten, „mit heidnischer Tugend" in sein Schwert von 1813 stürzt — eine echt romantisch-dionysische Ironie, deren Spiel mit der Erscheinung, wie etwa auch bei Arnim, so weit getrieben ist, daß sie selbst den Tod komisch macht. In Ottos Träumen spukt das Bild vom lebendig gewordenen Marmorbild — erwachend entdeckt er Annidis Untreue, und der Betrogene flieht mit Kordelchen, die sich mit Guido nicht verträgt, aus Rom. Aus demselben Morgenrot, in dem die Stadt hinter ihnen versinkt, steigt sie vor Fortunat wieder auf. Fortunat findet das Haus des Marchese, der inzwischen bankerott geworden ist, von ihm und seiner Tochter verlassen; er kauft den alten Palast, setzt den glücklichen Grundling als Schloßwart ein und reist dem Marchese und seiner Tochter nach, „als müßte nun" — wie der Schluß des „Taugenichts" klingt dieser Schluß des zweiten Buches — „alles, alles wieder gut werden".

Vergleicht man den Gang unserer Dichtung einem fortziehenden Flusse, so ist das zweite — das römische — Buch ein Strudel in der Strömung, ein Strudel, der einen Teil der Figuren erfaßt und durcheinanderwirbelt, mehrere, wie den Maler Albert und den behaglich verkommenden ewigen Studenten Grundling, für immer verschlingt, den schwachen Otto als unrettbar Schiffbrüchigen wieder auswirft, aber Fortunat, den Lebensstarken, gekräftigt und mit den Schätzen der Tiefe bereichert in erhöhterem Schwunge der Strömung zurückgibt. Doch Rom ist nur das Sinnbild dieses Strudels, der gleichsam nirgendwo lokalisiert ist und der unsichtbar auch die meisten anderen Figuren des Buches in seine schwindelnden Kreise zog. Der Fluß der Handlung findet sich nun erst wieder aus einzelnen Rinnsalen zusammen, von den

verschiedensten Schauplätzen her, welche von den nächsten Kapiteln im Fluge berührt werden, dann ergießt er sich in die Heimat vom Anfang des ersten Buches, so daß Quell und Mündung Eines ist, und am Schlusse wölbt sich über ihm, sich in seinen Fluten spiegelnd, der Himmel mit seinen ewigen Sternen. Der Fürst ist inzwischen wahnsinnig geworden, und an seiner Statt hat die Fürstin die Zügel der Regierung ergriffen. An ihrem Geburtstage kommt Lothario in die Residenz, wo er in einem einsamen Gasthauszimmer alle dunklen Gewalten seines Lebens und seiner Brust zu fürchterlicher Abrechnung beim Weine heraufbeschwört —

„Wildester der Lügengeister,
ring mit mir, ich lache dein!"

Dann geht er ins Theater, wo er eben noch den Schluß eines bekannten Stückes von Viktor von Hohenstein sieht, das dieser über die Gräfin Juanna gedichtet hat. Und hier wird Lothario als derjenige vom Publikum erkannt, der er wirklich ist: als Graf Viktor von Hohenstein. Der Graf konnte sich nach seiner Rückkehr aus dem spanischen Feldzug nicht mehr in ein geregeltes Leben finden; reisend und abenteuernd schloß er sich vorübergehend, teils Kordelchens wegen, als Lothario der Komödiantentruppe an und verschaffte dieser die Einladung auf das Schloß, um dort Juanna wiederzusehen. Der Hof hielt den Baron Fortunat für den Grafen Viktor, und obwohl man Juanna an einen Baron Manfred verloben wollte, begünstigte man dennoch auch den Grafen als Freier. Aber alles nahm jenen furchtbaren Ausgang, der für Lothario-Viktor den Zusammenbruch seines Lebens bedeutete, und alle Qual der Erinnerung wird nun durch die Aufführung seines Stückes in ihm wieder geweckt. Er trifft Kordelchen und Otto und zerstört mit schneidenden Worten in dem ehemaligen Studenten und verlorenen Menschen, dessen anonymer Hohensteiner Gönner er gewesen ist, die letzten Trugbilder. „Es gibt nur wenige Dichter" — so schlägt Viktor hier jenes Leitmotiv an, das, am Anfang des Buches, in Ottos Worten erklang, und steigert es in schriller Dissonanz — „es gibt nur wenige Dichter in der Welt, und von den wenigen kaum einer steigt unversehrt in diese märchenhafte prächtge Zaubernacht, wo die wilden feurigen Blumen stehen und die

Liederquellen verworren nach den Abgründen gehen, und der zauberische Spielmann zwischen dem Waldesrauschen mit herzzerreißenden Klängen nach dem Venusberg verlockt, in welchem alle Lust und Pracht der Erde entzündet und wo die Seele, wie im Traume, frei wird mit ihren dunklen Gelüsten."

Aber wie sich in der Musik oft ein pathetisches Motiv durch Veränderung des Zeitmaßes, der Tonart und Klangfarbe in ein humoristisches wandelt, wie es etwa von dem schmetternden Blech dem schnatternden Holz übergeben wird, so rollt jenes Thema von den tragischen Dichterlebensläufen im nächsten Kapitel lustig und spöttisch mit dem ramponierten Reisekabriolett heran, auf dem Dryander mit Trudchen sitzt, die er wirklich hat ehelichen müssen. Er reist soeben „auf Volkslieder", und wie er zwischen Selbstpersiflage und guten Vorsätzen zur Besserung, mit denen er nie Ernst macht, tiefe Abgründe seiner Brust auftut und darüber die Leuchtkugeln seines Witzes steigen läßt, bildet er den äußersten Gegensatz zu dem ernsten, männlich gediegenen Baron Manfred, der ihn für eine Nacht beherbergt und den wir bei dieser Gelegenheit erst kennen lernen. Mit dem Morgenrot schweift das Irrlicht wieder von dannen, um in verschiedenen Verwandlungen und Situationen ebenso flüchtig wieder aufzutauchen — es ist, als strecke sich überall ein Faunskopf aus den Girlanden unserer Dichtung. Manfred sucht im nächsten Kapitel im Gebirge nach einem Waldbruder, der unter dem Namen Vitalis weit und breit von sich reden macht, und auf diesem Wege begegnet ihm wieder Dryander, diesmal in der Maske eines frommen Klausners allerhand Schnickschnack treibend. Den Vitalis selber findet er nicht — aber das Geheimnis, das dessen Gestalt umwittert, bildet das spannungschaffende Moment für den Endverlauf des Buches und dies Kapitel den Vorposten der letzten Geschehnisse. Die Welt des Gebirges und Vitalis: hier ist der Zielpunkt des Romanverlaufes — noch strudeln die Wogen der ablaufenden Handlung, aber wir sehen schon Land. Und wieder ist es Dryander, der mit breitem Pilgerhut in einem Schiff auf der Donau fährt und hier mit einem von zwei Jägerbürschchen Händel bekommt, die er in einem Duell austragen soll. Im Wirtshaus am Ufer trifft er

Fortunat und gesteht ihm seine schreckliche Angst vor diesem Zweikampf. Die Jägerburschen aber sind Fiametta und ihre Kammerjungfer, Fiametta findet jubelnd ihren Fortunat, auch sie gesteht ihm ihre Furcht vor dem Duell und reist schleunigst ab mit ihm, der nun seinen „verflogenen Goldfasan“ wieder eingefangen hat. Unterwegs erzählt sie ihm die Geschichte ihrer Flucht, und alles ist Märchen, Sommernachtstraum, Verwirrung und Auflösung ohne Ende.

Otto ist von dem strengen Waldbruder Vitalis, bei dem er Zuflucht suchte, als untauglich zur geistlichen Einsamkeit verstoßen worden und landet in einem Städtchen, wo ihm ein nun abwesender Jugendfreund ein Zimmer besorgt hat. Vorher ist ein eleganter Reisewagen an ihm vorübergefahren, als er schlief; er erwachte, von Rosen überregnet, und hörte eben noch eine Dame aus dem Wagen dem Postillon die Bergvorstadt als Ziel nennen. In der Bergvorstadt ist ein Palast, in dessen Garten die Statue einer schlummernden Nymphe, und diese scheint ins Leben zu erwachen und wird im prunkenden Gemache Ottos Geliebte, seine „schöne Melusine“. Otto aber verfällt in lange schwere Krankheit; wie er aus dem Fieber erwacht, erfährt er, daß jener Palast der Bergvorstadt längst unbewohnt, ja verfallen ist, und trifft ihn auch wirklich so an. Doch außerdem hört er dort das alte Amor-Lied vom Hofe in Rom und trifft Kordelchen, die irre redet und ihn mit Lothario verwechselt. Fluchtartig reist er ab, und auf der Fahrt mit dem Postwagen durch die Mondnacht springen unter anderen Einzelheiten, die sich ihm mit greller Fieberdeutlichkeit aufdrängen, Worte der Mitreisenden in die Ohren, die über einen alten Palast und eine Opernsängerin witzeln, welche sich darin eingenistet habe zu zärtlichen Abenteuern. Er kommt in die Heimat, und vor Hohenstein gesellt sich ein armes, blumenpflückendes Kind ihm zu. Das Bild der Heimat im Abendglanze zu seinen Füßen verwirrt sich dem müden, kranken Wanderer mit dem Bilde Roms, das Kind jedoch, unirdisch, nach weihnachtlichen Worten und mit Schlummerklängen von der Waldeinsamkeit, drückt ihm für immer die Augen zu. In diesem Kapitel von Ottos Ende wird die Erzählung völlig zum Märchen, die Grenzen zwischen Wirklich-

keit und Traum fließen ineinander, alles wird, wie es Novalis wollte, Mythe und Gleichnis, und doch ist wiederum alles nur Selbstzweck, Stimmung und Duft: „Poesie der Poesie" im Schlegelschen Sinne. Der symbolisch-allegorische Spieltrieb der theoretischen Romantiker, vermählt mit der entgegengesetzten Tieckschen Tendenz, nur Töne und Bilder zu wollen — „denn Gedanken stehn zu fern" —, und mit der ebenfalls Tieckschen Naturbeseelung, hat hier die einfache und holde Lösung seiner krausen Problematik einem innigen Kindermunde anvertraut und damit eine letzte Möglichkeit, einen Gipfel romantischen Dichtens erreicht.

Fortunat kommt mit Fiametta in einer Mondnacht in Hohenstein an, wo er sie bei dem treuen Walter unterbringen will. In einem Baume erzählt er ihr ein Märchen bis zum Morgenrot und weckt dann das Amtmannshaus mit einem Ständchen, das, rückblickend, nun erst die richtige Einstellung zu den römischen Kapiteln gibt:

„Dort singt eine Fee auf blauem Meer,
die Myrthen trunken lauschen —
mir aber gefällt doch nichts so sehr
als das deutsche Waldesrauschen!"

Aber wie sich nun alles noch einmal verwirrt („Ich wollte, die Romantik wäre lieber gar nicht erfunden worden!" Und „solche romantische Verliebte machen an einem Morgen mehr dumme Streiche, als ein gesetzter Autor im letzten Kapitel jemals wieder gut machen kann!"), da nimmt Fortunat kurzerhand wieder Abschied, um bei Fiamettas Tante, der sie entflohen ist, alles einzurenken. Doch Fiametta, eine in allen Zauber deutschromantischer Reisesehnsucht umgedichtete Mignon, singt ihm vorher noch nach Waldhornklang und Johannesliedern als Gegenstück zu seinem nordlandsfrohen Morgenständchen ihre südensehnsüchtige Abendserenade, ihr „Kennst du das Land", das Lied „Es schienen so golden die Sterne", von den Brunnen, die verschlafen rauschen in der prächtigen Sommernacht.

Fortunat ist unterwegs. Aber genarrt durch dunkle Reden eines Wirtes, daß er gesucht werde, und durch Fiamettas Erscheinung, die er in einem Reisewagen zu sehen glaubt, verirrt er sich und

gerät bei ausbrechendem Gewitter in das Gebirge, wo der Waldbruder haust. Tiefen und Höhen, Leben und Tod, alle Stimmen des Buches reichen sich zum Reigen die Hand. Ein Leichenzug geht durch die spukerfüllte Nacht, und mit dem Morgen klingt ein Choral auf:

„Hier steh ich wie auf treuer Wacht,
vergangen ist die dunkle Nacht,
wie blitzt nun auf der Länder Pracht!
Du schöne Welt, nimm dich in acht!“

Es ist Lothario, der ihn singt und mit dem Fortunat ein Wiedersehen feiert, Lothario, welcher Viktor und — Vitalis ist. Er spielt, wie er lächelnd sagt, hier oben „den letzten Akt; Gräber, Hochzeit, Gottes grüne Zinnen und die aufgehende Sonne als Schlußdekoration.“ Sie stehen an Ottos frischem Grab — Fiametta, Walter, Manfred finden sich ein und Dryander, der diesen letzten Akt, nachdem Fortunat und Fiametta von einem Mönche getraut worden sind, in Liedern durcheinanderwirrt, — Grabesklang und Hochzeitssang, Kindtaufaussichten und Himmelssehnsucht:

„Und die Vögel ziehn über die Buchen,
der Sommer der ist vorbei,
ich aber muß wandern und suchen,
wo der ewige Frühling sei.“

Und als er eine wehmütig-spaßhafte Erzählung von seinem Wiedersehen mit Trudchen, die ihm mit einem Husarenleutnant durchgegangen ist, zum Besten gegeben hat, verschwindet er. Es ist wieder eine Konstellation, wie am Schlusse von „Ahnung und Gegenwart“: aber diesmal gibt es keinen Schwärmerblick über den Ozean, auch keine Flucht ins Kloster — Viktor will als Prediger mitten in der Welt den geistlichen Kampf führen. Auch gibt es diesmal kein Sichabwenden von der Zeit, vielmehr: „Glückselig, wer drin geboren ward, sie auszufechten!“ Und nicht Dryander-Faber, das „Irrlicht“, gilt jetzt noch als der berufene Vertreter der Poesie, sondern Fortunat, der gläubig Lebensfrohe, und kein skeptischer, wenngleich tapferer Amerikafahrer Leontin als der Vertreter des tätigen Lebens, sondern Manfred, der Einfache, Tüch-

tige, der von einem Tag zum andern denkt, sekundiert von Walter, dem in bescheidener Enge Zufriedenen und Fleißigen. In der Ferne aber zieht die Komödiantentruppe, mit Dryander und seiner Geige an der Spitze, ein Bild der unverbesserlichen tragisch-komischen Lust am Schein. Doch über alles steigt wie ein Glockenvierklang der Choral des Einsiedlers, die Strophe Viktors, nur in noch ahnungsvollerer Variante:

„Wir ziehen treulich auf die Wacht,
wie bald kommt nicht die ewge Nacht
und löschet aus der Länder Pracht,
du schöne Welt, nimm dich in acht!"

3

Die früheste von Eichendorffs kleineren Novellen ist „Das Marmorbild". Der Dichter verlegt sie in ein italienisches Mittelalter, und zwar in die Stadt Lucca, und zieht am Anfang den luftigen glänzenden Rahmen eines südlichen Sommerabends, in den der junge Edelmann Florio hineinreitet. Es gesellt sich der Sänger Fortunato zu ihm, ein reifer, mit allen Höhen und Tiefen vertrauter Geist, und sofort ertönt das beliebte Eichendorffsche Thema vom zauberischen Spielmann — es ertönt harmlos aus dem Munde des Jünglings, wird aber von dem Älteren mit einem bedeutungsvollen „Hütet Euch" erwidert. In den geschmückten Zelten, die zu einem Feste aufgeschlagen sind, begegnet Florio sodann einem Mädchen, in das er sich verliebt und in dem auch er eine schüchterne Liebe entzündet. In einem Liede, das Fortunato an der Tafel singt, erheben sich die flüchtig angeschlagenen Motive vom zauberischen Spielmann und dem warnenden „Hütet Euch!" zum breit entwickelten Doppelthema des Bacchus- und des Christusreiches. Ist der junge Florio an seiner rechten Seite von Fortunato als seinem Mentor begleitet, so schließt sich ihm zur Linken nun der dämonische Ritter Donati an, schon andeutend gekennzeichnet als ein Abgesandter dunkler Mächte, dessen Roß beim Heimritt vor dem Stadttore scheut. Im Herzen Florios verwandelt sich das Bild der Geliebten „unmerklich und wunder-

sam in ein viel schöneres, größeres und herrlicheres, wie er es noch nirgends gesehen" — wobei es zunächst offen bleibt, welchem der beiden von Fortunato besungenen Reiche diese schwärmerische Vergrößerung der irdischen Gestalt angehört, dem bacchischen oder christlichen. Aber in der Nacht führt den Jüngling ein Streifzug an einen Weiher und zu einem im Wasser sich spiegelnden marmornen Venusbild, das, wie es scheint, zu leben beginnt. Und am Tage, in der Mittagsstille, gerät er an der gleichen Stelle unvermutet in einen Lustgarten, wo diese ins Leben getretene Venus singend wandelt und wo er, unter geheimnisvollen Umständen, auch Donati trifft. Das schöne Marmorbild ist also „von seinem Steine in den Frühling hinuntergestiegen, der stille Weiher plötzlich verwandelt zur unermeßlichen Landschaft, die Sterne darin zu Blumen und der ganze Frühling ein Bild der Schönen". Doch auch in einem Palast der Stadt glaubt er sie zu sehen, der dann plötzlich wieder unbewohnt erscheint. Auf einer Abendgesellschaft erblickt er das Mädchen von dem Feste gespenstisch in doppelter Gestalt — die eine trägt dann mit einem Male die Züge des Marmorbildes, lädt ihn ein und verschwindet geheimnisvoll in schimmerndem Jagdkleide mit einem Dienertroß. Von Donati wird er bei der Dame eingeführt, und während er in ihrem Zauberschlosse mit ihr plaudert, ertönt draußen im Garten ein frommer Gesang, der die schöne Frau und alles um sie her in Spuk verwandelt, bei dem die Statuen in Bewegung geraten, die Kerzenleuchter sich aus der Mauer ringen, Blitze das Gemach erleuchten und Florio flieht. Draußen ist nichts als der Weiher mit dem Venusbild, und Fortunato scheint auf dem Wasser singend in einem Kahn zu fahren. Am nächsten Tage sieht Florio an der Stelle von Donatis Landhaus nur noch eine Hütte und hört dort nichts als das fromme Lied eines Feldarbeiters — „Mein Gott! Wo bin ich denn so lange gewesen?" Er findet das Mädchen vom Feste wieder und den Sänger Fortunato, der von der Venus erzählt, welche jeden Frühling an der Stätte ihres verfallenen Tempels auferstehe und junge arglose Gemüter betöre, und der sodann in einem Liede ihrem Reich das erlösende Reich des anderen Frauenbildes, der Gottesmutter, entgegenstellt. „Glaubt mir, ein redlicher Dichter

kann viel wagen, denn die Kunst, die ohne Stolz und Frevel, bespricht und bändigt die wilden Erdengeister, die aus der Tiefe nach uns langen." Florio schüttelt im frommen Aufschwung eines Gesanges die Schwüle von sich und ergreift die Hand der Geliebten.

Diese lyrisch getönte, christlich-romantische Märchenallegorie zeigt ein fein und sauber eingefädeltes Motivwerk und eine schöne, mehrfältige Symmetrie des Baues, mit der sie den Helden zwischen die Zauberin und die wahre Geliebte, zwischen den bösen und guten Ritter stellt und, in höheren Ordnungen diese Parallelen wiederholend, die dann nur noch als Spiegelbilder jener höheren Bilder, als Symbole der Symbole erscheinen: zwischen das Venus- und Madonnenbild, zwischen das Bacchus- und Christusreich. Venus und Zauberin allerdings gehen ineinander über, oder vielmehr ist die letztere niemand anderes als die erstere, ferner nimmt Venus einmal auch die Gestalt der wahren Geliebten an, aber die irdische Geliebte ist nicht die Madonna, doch kann sie zu jener emporleiten. Und wie sich Traum und Wirklichkeit, Erzählung und Symbol unter den Händen des Dichters durcheinanderschlingen, entlädt sich das Ganze in Liedern, welche den höheren Sinn der Handlung deuten, einer Handlung, welche nur ein Gleichnis für jene Lieder bildet, die wiederum auch nur ein Gleichnis sind. Die Darstellung des Heidentums weist keine antiken Züge auf, sondern ist von einem Präraffaelismus, der in ein mythologisch-kirchliches Barock und in ein üppig-chevalereskes Rokoko übergeht. Die Dämonie des Bösen wird freilich nirgends tiefer ergründet, sie wird als Spuk empfunden und besprochen. Auch wird sie kein Leben der Gestalten, sondern nur ein Leben der Szenerie. Dennoch verfällt der Dichter nicht der Gefahr, den frommen Glanz eines Liedes, woraus seine Erzählung im Grunde einzig besteht, an einen unzulänglichen Karton über Heidentum und Christentum zu verbrauchen, der Gefahr seines Freundes Veit und anderer nazarenischer und spätromantischer Maler, die ihren zarten lyrischen Bleistiftstrich ohne genügenden Gewinn heroischen Kompositionen zum Opfer brachten. Er verharrt vielmehr mit Maß und Glück in seiner lyrischen Gebundenheit, da ja die äußeren Geschehnisse hier nur Spiegelungen der Vorgänge im Inneren seines kindlichen Helden sind.

Zeigt „Das Marmorbild" immerhin die eine Grenze von Eichendorffs novellistischer Kraft, so zeigt „Das Schloß Dürande" die andere. Der Dichter selber hat die Geschichte in die Sphäre gerückt, in der die Frage nach der Glaubhaftigkeit lebt und nicht umgangen werden darf, sondern künstlerisch gelöst werden muß. Spitzt er die Geschehnisse schon zu einem Rechtshandel zu, wie es Kleist im „Kohlhaas" tut, so muß dieser auch die Grundlage eines wirklichen Deliktes haben, wenn anders nicht die hier vom Dichter erstrebte tragische Lösung in sich hinfällig sein soll. Allein als Rechtshandel ist die Geschichte zu dürftig, dieser wird auch nicht einmal entwickelt, sondern nur durch einige Streiflichter mehr verwirrt als erhellt. Wenn der Dichter uns ferner nicht sagt, was er weiß, wenn er mit uns Versteck spielt, wenn er uns mystifiziert, so ist das als Spiel recht — aber eine blutige Angelegenheit soll er nicht als Charade behandeln. Das Beiwerk ist auch diesmal schön, doch es bleibt Beiwerk und wird nicht zum Hauptwerk, wie sonst bei Eichendorff, wo eben das Ganze immer nur eine Arabeske sein soll. Wie Gabriele mit ihrem Liebsten von ihrem Bruder Renald überrascht wird, wie sie bei der Muhme Priorin im Kloster ankommt, wie in das reizende Märchen, das sie der jungen Nonne erzählt, das erste Wiedersehen des Geliebten und in die dichterisch wundervolle klösterliche Weinernte zwischen die Strophen der singenden Schwestern das zweite Wiedersehen mit jenem hineinspielt, der sich nun als der Graf Dürande enthüllt — das ist alles in sicherem, gelungenem Gang der Bilder eine straffe Schürzung des novellistischen Knotens, im Sinne einer realistisch-psychologischen Problemstellung, wie es Eichendorff sonst nie versucht hat. Auch sind die Audienz Renalds beim alten Grafen und ebenso die Pariser Kapitel mit ihrem Aufblitzen der Revolution sehr stimmungsvoll, aber das alles ist doch schon viel theatralischer und arbeitet nur noch mit einer nicht von innen, sondern blitzartig von außen kommenden Belichtung, bis alle Gegenständlichkeit, wenn sie auch situationshaft zusammengeballt wird, mehr und mehr im Stimmungsmäßigen zerfranst und zerfließt. Die unbegründete Barschheit des Grafen gegen Renald, der doch auf ihn angelegt hat, ohne ihn zu kennen, während ein

wirklich gutes Wort jedes Mißverständnis lösen würde; und daß er selber das Mädchen nicht sucht, daß es überhaupt keine Wirkung auf ihn ausübt, wenn er hört, sie sei eine Landstreicherin geworden, wo er sie doch immer treu geliebt haben soll; und endlich daß er, der wie ein loses Blatt im Sturm von Fest zu Fest lebt, zuletzt nicht nur als schuldlos und rein, sondern auch noch als rührendes Beispiel inniger Liebe dasteht — das zwingt alles zu einem Warum? und Inwiefern?, auf das keine Antwort erfolgt. Aber daß Eichendorff nicht psychologisch-realistisch motivieren kann, spricht nur gegen dieses „Schloß Dürande" und nicht gegen seine Novellistik überhaupt, die sonst solche Art der Motivierung gar nicht versucht und auch gar nicht braucht.

Eichendorff ist nur dort unsterblich, wo er keine Absichten verfolgt, weder weltanschauliche, wie sie im „Marmorbild" zum mindesten angedeutet sind, noch psychologische, wie im „Schloß Dürande", noch auch satirische, wie in „Viel Lärmen um nichts", das, im selben Jahre wie „Dichter und ihre Gesellen" entstanden, immerhin nicht zu seinen mißlungenen Schöpfungen gehört. Der verlebte Pseudoromantiker Prinz Romano stellt der schönen Gräfin Aurora nach, die „Novellisten" aber, in welchen Eichendorff die „Rückkehr zur Wirklichkeit" verspottet, haben beschlossen, sie mit dem dicken und reichen Herrn Publikum zu vermählen und diesen von ihnen angezettelten Liebeshandel zum Gegenstand einer Novelle zu machen. Publikum hat einen „praktischen Abgrund" auf seinen Besitztümern eingerichtet, wo ein sinnreicher Fabrikbetrieb Schweinslederfolianten in zierliche Vielliebchen umwandelt, während ein literarischer Klatschkurier Neuigkeiten bringt. Bunte und duftige Liederstrophen und ein anspielungsreicher, frischer Witz durchweben den launig-phantastischen Gang der Geschehnisse. Ein Traum Romanos von Heidelberg, in dem er seine Geliebte verfolgt und, wie er sie erreicht zu haben glaubt, sich selber an der Hand hält, enthüllt den tieferen Hintergrund der echt romantischen Gefahren, von dem Eichendorff die Gestalt dieses hochbegabten Scharlatans abheben will. Dann wieder ruft der Dichter die schöne fröhliche Jugendzeit an und führt eine neue Figur als einen auf der Höhe erscheinenden singenden Wanderer ein, während sich die Jagd des

Herrn Publikum als Panorama drunten auftut, eingerahmt von dem frisch gesungenen und zuletzt verhallenden Liede dieses Wanderers Willibald. In ihm gestaltet Eichendorff die besten Erlebnisse und Ziele des eigenen Herzens zu einem Gegenstück des genialischen Prinzen. „Der Sturm der Zeit, der so viele Sterne verlöscht und neue entzündet, hatte auch den Stammbaum seines alten, berühmten Geschlechtes zerzaust, seine Eltern starben an gebrochenem Stolze, ihre Güter und seine Heimat waren längst an andere Besitzer gekommen, die er nicht einmal dem Namen nach kannte. Aber Unglück gibt einen tiefen Klang in einem tüchtigen Gemüte und hatte auch ihn frühzeitig durch den tragischen Ernst des Lebens der Poesie zugewendet. Mit freudigem Schauer fühlte er sich bald einer anderen wunderbaren Adelskette angehörig, über welche die Zeit keine Gewalt hat . . .“ Zweimal nacheinander schaltet Eichendorff eine Novelle in der Novelle ein: die erste ist dem Prinzen Romano in den Mund gelegt, und es wird in ihr „recht wacker hoffmannisiert“, in der zweiten erzählt Willibald von einer Wanderung von Halle nach dem Harz auf den Roßtrapp, wobei der Dichter die frühen Tagebucherinnerungen an seine eigene Harzreise ausgestaltet und reizend um die Gestalt einer schönen Fremden schlingt, die in die Landschaft hinausweist: „Da war es, als zöge ihr Rosenfinger eben erst die silbernen Ströme, die duftigen Fernen und die blauen Berge dahinter, und vergolde Seen, Hügel und Wälder, und alle rauschten und jauchzten wie frühlingstrunken zu der Zauberin auf.“ Wie Willibald diese unbekannte Geliebte führt, wie sie ihn narrt, wie sie in dem bergigen Gelände neckend verschwindet, auftaucht und wieder verschwindet — so enthält diese eingelegte Novelle ein Unaufgelöstes, das sich erst in der Novelle selbst entwirrt, und das Gleiche gilt von Romanos Erzählung, so daß beide Einlagen also weit mehr als das, nämlich entscheidende Spannungsmomente für die Hauptgeschichte sind. Diese führt schließlich zu einem Schabernack Leontins und Fabers, der beiden aus „Ahnung und Gegenwart“ übernommenen Figuren, die dem Prinzen zu Aurora verhelfen wollen — aber Romano, der jene zwar entführt, nimmt Reißaus vor der Hochzeit, welche statt dessen zwischen Aurora und dem Herrn Publikum stattfindet. Doch die ahnungslosen Novellisten

sind dennoch nicht auf ihre Rechnung gekommen, denn Aurora ist in Wahrheit nur die gewesene Jungfer der Gräfin, während letztere in der Gestalt des kecken Jägerbürschchens Florentin mit Koboldstreichen durch die Handlung irrlichtert. Zuguterletzt tritt der Verfasser selber auf, um dem glücklichen Paar eine Novelle zu überreichen. Allein das Jägerbürschchen nimmt ihn an die Hand, entpuppt sich als Gräfin Aurora, schenkt sich dem Wanderdichter Willibald — denn sie ist sein Liebchen vom Roßtrapp —, während die Vögel in den Bäumen lange Hälse machen, um das neue Paar zu sehen, und die beiden Glücklichen, die den Autor bitten, ihre Geschichte zu schreiben, ziehen nun schnurstracks nach Italien.

Auch hier ist Eichendorff, wie in seinen beiden aktuellen Lustspielen, der Schüler Tiecks, der diese Art der poetischen Literatursatire erfunden hat. Aber so flink und artig er seine Kulissen stellt, mit Morgen und Nächten, Flötenuhr und altem Schloß, Damhirschen im Mondschein und allem anderen lieblichen Zubehör, so lustig er seine Figuren durcheinandertummelt, so tumultuarisch und feenhaft zugleich er ihre Konfusionen in Feuerwerken aufsprudeln läßt — vielleicht das alles so gewandt und scheinbar so traumhaft zwecklos wie nie —: hier ist doch das einzige Mal seine Manier wirklich „Manier“, Fingerfertigkeit, man spürt zu sehr den Mechanismus, und die scheinbare Zwecklosigkeit verstimmt, da sie sich tatsächlich als die Absichtlichkeit einer wenngleich reizenden Allegorie enthüllt, die außerdem längst Staub angesetzt hat. Vor Tieck, dem Vorbild und geistreicheren Original seiner Erfindung, hat Eichendorff zwar voraus, daß er hier in geringerem Maße als jener literarischer Fachsimpler ist und daß er, so wenig Dramatiker wie sein Meister, diesmal die glücklichere Form der launigen Märchenerzählung gewählt hat. Der einzige, der die Literaturkomödie mit dramatischer Kraft anfaßte, mit echtem Leben erfüllte und zur wirklichen Komödie erhob, ist Grabbe. Und immerhin darf „Viel Lärmen um nichts“ als zartes und bescheidenes novellistisches Gegenstück zu „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ gelten.

Völlig in seinem eigentlichsten Element ist Eichendorff mit der Erzählung „Die Entführung“. Leontine lebt mit ihrer Mutter

auf einem einsamen Waldschloß in Furcht vor einer Räuberbande, die Wälder und Schlösser ringsumher unsicher macht, weshalb sie ihren, ihnen noch unbekannten Nachbarn Grafen Gaston brieflich um Schutz anrufen. Leontine aber rettet den Räuberhauptmann, den sie in einem schönen Fremden zu erkennen glaubt, von plötzlicher Liebe entflammt, vor dem erwarteten Grafen. Diesem begegnen wir am Pariser Hofe, wo die schöne, wilde Gräfin Diana ihr Wesen treibt. Er wird von ihr und vom König herausgefordert, sie zu entführen, da sie ihre Hand demjenigen, dem es gelingt, als Preis verspricht. Nachdem er mit größter Klugheit und Kühnheit solches Abenteuer bestanden hat, wobei er seine schöne Beute aus einer Mühle, die sie angezündet, auf der furchtbaren Brücke eines brennend über einen wilden Strom stürzenden Tannenbaums ans andere Ufer trägt, verschmäht er die herzlose Kokette und wählt statt ihrer Leontine zum Weibe, indem er sich als der vermeintliche Räuberhauptmann zu erkennen gibt. — Eine einzige Spannung und Erwartung liegt über dieser kleinen Geschichte, welche eigentlich nur der traumhafte Ausdruck dieser Spannung und Erwartung ist und ihrer erregenden Momente: wenn an ein einsames Schloß plötzlich ein Reiter heranfliegt, ohne daß man weiß, was er bringen mag, wenn man sich dort rüstet, einen Besuch zu empfangen, wenn man Reisevorbereitungen trifft, wenn eine Hochzeit fern an den Bergen dahinzieht. Das Gruseln der Räuberromantik wird zum grellen und lieblichen Spuk einer Sommernacht, der sich in einem prächtigen novellistischen Feuerwerk entlädt. Und selten ist Prosa und Liedeinlage bei Eichendorff so schön verquickt, wie hier, wo das wunderbare Gedicht „Kaiserkron und Päonien rot“ aus der Stimmung und dem Leben eines alten Gartens zauberhaft und bezaubernd herauswächst. Die Mystifikation ist in der Geschichte als ein außerordentlich reizendes Formmittel benutzt: sie schafft eine scheinbare Doppelhandlung, die des Räuberhauptmanns und die des Grafen Gaston; die eine wird bewegt und geschüttelt, die andere — in die erste geschachtelt — fällt heraus, bis man am Schluß mit Überraschung bemerkt, daß es nur e i n e Handlung ist, die sich umstülpt.

Auch die noch übrigen Erzählungen sind reine Abenteurer-

novellen — bis zu dem Nachlaßwerk „Eine Meerfahrt", das mehr noch als die anderen den in ihm enthaltenen Satz als Motto verdient: „Hoffnung ist meine Lust, was ich liebe, muß fern liegen wie das Himmelreich." Denn hier hat Eichendorff einmal seine Reisepoesie, die sich sonst an einer phantastischen Gegenwart und einem phantastischen Italien genügt, in dem Jahrhundert der spanisch-portugiesischen Weltumsegler und Entdecker und auf dem blauen Ozean angesiedelt und daraus einen kecken Bilderbogen gewonnen, der eine launige Verbindung von Indianerroman und Robinsonade darstellt. Auf Eichendorffsche Weise freilich steht ein Student im Mittelpunkt, und die Geschichte läuft auch hier darauf hinaus, daß er sich aus der Fremde unverhofft ein Liebchen holt. Aber mit wenig Schminke und Kostüm haben sich des Dichters Vaganten im übrigen sehr glücklich in verwegene Seebären verwandelt, und seine stets schon phantastischen Kulissen dienen sehr glaubhaft dem transatlantischen Unternehmen, wozu ihnen höchstens einige Palmenwedel an die Waldstämme gemalt werden mußten. So zieht denn diesmal seine bunte Schar über die Wogen, den „wandelbaren Tanzboden Fortunas", und Fortuna heißt auch ihr Schiff, umwittert von dem Ozean des sechzehnten Jahrhunderts, aus dem neue Welten mit strotzenden Goldbarren und blauen Wundern emporwuchsen. Die Sehnsucht nach dem Eldorado schwellt die Segel, und allerhand Seemannsaberglaube an den Venusberg und sonstiges heidnisches Spukwerk aus dem absterbenden Mittelalter läßt die Geschehnisse fabelhaft aufglühen um die Gestalt einer wilden Inselkönigin, in der Eichendorffs jagdfroher und herzloser Juanna- und Gräfin Dianatyp nochmals gewitterprächtig auflebt. Der reiches Motivwerk treibende und durch dieses atemlos forteilende Zug der Erzählung ist Vollwuchs Eichendorffscher Novellistik, aber die Ausführung ist oft flüchtiger und verschwommener, und die Ähnlichkeit zweier aufeinanderfolgenden Etappen der Handlung, die beide aus einer Insel mit einer schönen Wilden und einem spanischen Greis bestehen, schwächt das Interesse. Das Ganze wollte der Dichter nach dem Zeugnis seines Sohnes noch einmal umarbeiten, ja, völlig neu schreiben, zum mindesten aber scheint die letzte Hand nicht angelegt worden zu sein.

Allein am besten fährt unser Erzähler, wenn sich seine immaterielle Kunst einiger festerer Substanz versichert. Wie im „Taugenichts" das Postkutschenleben der Biedermeierzeit, so ist in den „Glücksrittern" die Zeit des „dreißigjährigen Kriegssturms", in der die Abenteurer recht eigentlich zu Hause sind, die da suchen, „wo Fortunas Haarzopf flattert", und im Handumdrehen ihr Glück machen, der Grund, in dem Eichendorff die Spinnwebbrücken seiner Phantasie verankern konnte, so daß sie, so luftig sie immer gewoben sind, nicht davonwehen. Da sind Student und Schnapphahn, Landsknecht, Puppenspieler und Marketenderin, Verwandlungskünste, die Beruf geworden sind, und über die gestohlene Staatskarosse wächst im Schloßhof der Hollunder, über die verbrannten Dörfer aber klettern die Wälder, in deren Rauschen Siglhupfer am Ende selig verschollen ist.

Alles ist von Anfang an in Bewegung: der dahinrollende Reisewagen und der Bursch, der heimlich aufs Trittbrett gestiegen und nach dem der Postillon, da er sich verrät, mit der Peitsche haut, der sich aber auf eine Gartenmauer schwingt, den Hut verliert und, wie er ihn schnell noch greifen will, auch sein Bündel, dann beiden Dingen nach in den Park hinuntersaust, hier infolge einer Verwechslung wohl empfangen, aber ebenso schnell wieder verloren wird, einem Bedienten seine Felsentorte stiehlt, zuletzt, von mehreren Häschern verfolgt, in die Stadt Halle gerät, wo ihn der Student Suppius in Sicherheit bringt, — denn ein reizender Anachronismus des Dichters verlegt das Haller Studentenleben an den Ausgang des dreißigjährigen Krieges, wo es künstlerisch glaubhaft ist, obwohl die Universität damals noch nicht bestand —: mit alledem ist nur ein kleiner Teil der Bewegungsmotive gegeben, des einzigen bruchlosen Schwunges, der hier alle Dinge und Personen durchflutet und an dem sogar die Gestirne teilhaben, denn die Sonne geht hinter Klarinett unter und der Mond vor ihm auf. Diese Bewegung ist erst wie eine kleine Lawine: ein einziges Körnlein bringt andere ins Rollen, und sich fortwälzend schwillt sie an.

Sie setzt sich, nach kurzer Unterbrechung, im nächsten Kapitel fort: mit dem Ständchen, das Suppius und Klarinett bringen wollen, mit der Entführung, die sie dabei beobachten, mit ihrer

verfolgenden Mondscheinfahrt auf der Saale, mit der Nacht in dem gotischen Städtchen, den trunkenen Musikanten, den Schnapphähnen und ihrer Gaunersprache, der prächtigen Karosse, in die die beiden Kumpane sich setzen, den Geräuschen, die der dämmernden Frühe vorangehen, den tiefsinnigen Worten des Suppius über die Nacht, die wunderbare Königin der Einsamkeit: „Und der Schlaf probiert heimlich den Tod und der Traum die Ewigkeit", bis ihn aber die Nacht dann plötzlich selber umgeworfen hat, da ihn mitten im Satz der Schlaf überwältigt, und mit dem Erwachen in der fahrenden Kutsche, in der sie überfallen werden und ohne Kutscher unaufhaltsam dahinsausen.

Nie ist das Lied so aus dem Ganzen herausgeboren wie in dieser Erzählung. Zunächst dasjenige des Klarinett bei der Saalefahrt von den Nachtigallen („Möcht wissen, was sie schlagen"), das sich wie auf Mondstrahlen wiegt, als verdichteten sie sich zu Versen und als lösten sich die Verse wieder in sie auf; ferner der bunte, scheckige und schwirrende Waldgesang des Puppenspielers und seiner Kinder; dann die Stimmung des von Suppius und Klarinett erreichten Schlosses, die mit dem Anfangsworte „Doch" in eine bannende Romanze übergeht; Schreckenbergers konfuse Renommage, die in seinem derbbarocken Loblied Fortunas gipfelt; und zuletzt der Zwiegesang zwischen Siglhupfer — bisher Klarinett geheißen — und Denkeli, Strophen, auf die er sich nicht besinnen kann, die erst nur im Bruchstück auftauchen, bis er sie wiederfindet und auch die Stimme der rettend nahenden Sängerin erkennt, die ihm Antwort gibt; — das darin ausgedrückte Sichfliehen und Sichsuchen der beiden, der phantastische, fast logikfreie Inhalt, der den Sinn der Szene zwar ahnen läßt, aber zugleich nur wie aus Träumen der Nacht auftaucht.

Sechsmal holt die Erzählung aus — mit sechs, entgegen der sonstigen Gewohnheit Eichendorffs auch durch Überschriften scharf abgesetzten Kapiteln. Mit dem dritten und dem fünften wird die Puppenspieler- und die Landsknechtshandlung in die des Suppius und Klarinett eingeschossen. Das bunte Detail ist fast zu breit, fast für einen Roman geeignet, aber nie war es vollsaftiger in irgendeiner Erzählung des Dichters. Man glaubt nur Rankenwerk

und Randleisten zu sehen, bis man am Schluß um so überraschter ist, wenn der heimlich durchgehende rote Faden aus dem Gewebe tritt und der oft gebrochene Gang der Geschichte und ihr immer neu ausladender Episodenschritt plötzlich zum Ziele führen.

„Die Glücksritter“ müssen als diejenige Eichendorffsche Novelle gelten, welche am keckſten und reichſten gesehen ist, aber „Dichter und ihre Gesellen“ als diejenige, welche die zahlreichsten und am kunstvollsten verschlungenen und durchgeführten Motive enthält, rein artistisch den Gipfel seines Schaffens bildet und darum den Künstler und Feinschmecker vielleicht am meisten anzieht. Doch ist ihr Gewicht im Verhältnis zum Umfang zu leicht, und die Allgemeinheit hat den Preis seiner Erzählungskunst mit Recht derjenigen seiner Novellen zuerkannt, in der sich Inhalt und Form am vollkommensten decken, in der der Stoff am unmittelbarsten und erlebtesten ist und in der das einzige Mal seine Erzählungs- und Kompositionsgabe auch in einer Gestalt lebendig werden: „Aus dem Leben eines Taugenichts“.

4

Man möchte auf diesen Titel geradezu gewartet haben und wenigstens von vornherein dasjenige hinter ihm vermuten, dessentwegen der Novellist Eichendorff auf die Welt gekommen ist. In der Gestalt dieses Taugenichts feiert der alte deutsche Hans im Glück seine fröhliche und unsterbliche Urständ, und das Glück schenkt sich ihm wie die gebratenen Tauben, die einem im Schlaraffenland ins Maul fliegen. Könnte man ihn sich anders denken, denn als einen Müllerssohn, und den Anfang seiner Geschichte anders denn unter dem köstlichen Bilde mit dem Gegensatz zwischen dem in der Mühle rumorenden Vater und diesem Sohn, der sich in der Frühlingssonne vor der Mühle den Schlaf aus den Augen reibt? „Nun, wenn ich ein Taugenichts bin, so ists gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen“ — wer vermöchte der zwingenden Logik dieses Gesellen, dem es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte ist, zu widerstehen? Alle kommenden Geschlechter noch werden mit diesem Geigen- und Landstreicher und seinem Liede

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“ hinausziehen und bei seiner selbsterzählten Geschichte, deren Ichform wir unversehens in ein begeistertes „Wir“ umwandeln, jene tiefe Reiselust der Romantiker- und Biedermeierzeit, bei der einem der Wind am Hute pfeift, erleben, selbst wenn einmal längst schon die letzte Postkutsche ins Museum gewandert ist. Man hat ihn neuerdings sogar zur Prüfung in den Bereich der psychologischen Glaubhaftigkeit gezogen, wo er nicht geboren ist und nach dessen Gesetzen er nichts fragt, und selbst da hat er bestanden, selbst diese Untersuchungshaft hat er überstanden. Er wandert dahin, und die beiden schönen Damen, von denen die eine „recht schön rot und dick wie eine prächtige Tulipane“ ist, aber die andere ihm weit mehr gefällt, nehmen ihn auf ihren köstlichen Reisewagen und in das Schloß mit dem großmächtigen, fagottblasenden Portier, der mit seiner kurfürstlichen Nase wie der Perpendikel einer Turmuhr auf und ab wandelt, mit den anmaßenden Bedienten und der schnippischen Kammerjungfer. Da lebt er nun als Gärtnerbursch seiner süßen Schwärmerei für die schöne gnädige Frau, bis ihm die fatale Fliege in die Nase fliegt und sein Niesen ihn hinter dem Strauch, von wo er zu ihrem Fenster aufschaut, verrät. Wie er dann in dem sauberen Zollhäuschen an der Landstraße hinter dem herrschaftlichen Garten Einnehmer wird und im roten, gelbpunktierten Schlafrock und mit der Schlafmütze nichtstuerisch auf dem Bänkchen vor dem Hause flegelt, ein altes geflicktes Parasol wie ein chinesisches Lusthaus über sich, und wie ihn dann nach den unaufgeklärten Konfusionen seiner Herzensgeschichte die alte Wanderlust ergreift und er zwischen den grünen Bergen und an lustigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunterzieht; wie er dem Bauernvolk zum Tanz aufspielt und bei einer Dorfschönen sein Glück machen könnte, eh man die Hand umkehrt; wie sich zwei reisende Maler seiner bemächtigen, von denen der eine mit heller Stimme wie ein Waldvöglein singt, und er nun, in vornehme Kleider gesteckt, auf dem Bock ihrer Postkutsche, von Schlafkrankheit befallen, durch Italien fährt, bis er plötzlich allein, mit einem dicken Geldbeutel, im Wagen sitzt und auf einem alten Felsenschlosse abgeliefert wird; wie er dort über dem verwil-

derten Garten und seinen Terrassen lebt gleich einem verwunschenen Prinzen, von seiner Umgebung wie ein Wundertier gehegt — denn er hat im Süden „so ein gewisses feuriges Auge“ bekommen — und ihm die Glieder von dem ewigen Nichtstun ordentlich aus allen Gelenken fallen; wie der Klang eines fernen Posthorns ihn aufscheucht — „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“ — und er unter abenteuerlichsten Umständen die Flucht ergreift; wie er in Rom einzieht und bei einem Maler in dessen fröhlich bunter Wirtschaft unter den Werken einer Kunst von nazarenischer Einfalt das Bild seiner schönen gnädigen Frau entdeckt; wie dies Bild, schwebend zwischen Traum und Wirklichkeit, ihn allenthalben in der ewigen Stadt lockt und äfft, wie er ihre Stimme zu hören, ihre Augen zwischen den Jalousien eines Gartenhauses im Mondschein funkeln zu sehen glaubt, wie er gar ihre Kammerzofe trifft, die ihn zu ihrer Herrschaft bestellt, wie diese Herrschaft aber eine ganz andere ist, von der sich das Mädchen inzwischen hat dingen lassen, und wie er bei dem Stelldichein mit knapper Not der Gefahr entgeht, als vermeintlicher Dieb unter die Knüppel andringender Nachbarschaft zu geraten; wie die Sehnsucht nach der Heimat, der alten schönen Zeit und der geliebten Frau ihm solche Trugbilder vorgaukelt und alles in ein Traumlicht rückt, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durcheinanderwirrt, bis er dem falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern den Rücken kehrt; wie er auf einem Donauschiffe in Gesellschaft von Prager Studenten, eines Geistlichen und der neuen Kammerzofe und ihres Kanarienvogels am Ziele seiner Sehnsucht wieder landet; wie das Lied „Schweigt der Menschen laute Lust“ übertönt wird von „Wir winden dir den Jungfernkranz“, womit die Dorfkinder im Schloßpark eine Blumengirlande um ihn winden, wie sich alle seine rätselhaften Reiseabenteuer, auch die der beiden Maler, von denen der eine ein Mädchen war, zu eitel Wonne und Liebesglück aufklären und auflösen; wie nun in einem Sommerhause am Abhang, in dessen offene Fenster im rötlichen Dufte des warmen verschallenden Abends die Donau heraufrauscht und das weiße, ihm und seiner Liebsten geschenkte Schlößchen hereinsieht, bei Knackmandeln, Musik und Leuchtkugeln alles, alles gut wird,

1.

Wohin ich geh und schaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Berg' hinab in die Aue:
Vielschöne, hohe Fraue,
Grüß' ich Dich tausendmal!

2.

In meinem Garten find' ich
Viel' ~~schöne~~ Blumen, ~~(schön und fein)~~
Viel' Kränze wohl draus wind' ich
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

3.

Ihr ~~Ich~~ darf ich ~~Ihr~~ keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.

4.

Ich schein' wohl froher Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und, ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab mir bald mein Grab.

Aus der Handschrift des „Taugenichts"



denn die vermeintliche Gräfin ist die Nichte des Portiers — wahrlich, einen so reizend-harmlosen Liebesirrgarten hat noch kein Dichter je aufgestellt. „Die Liebe", sagt der gnädigste Graf, der eine von den beiden sogenannten Malern, „ist eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantast einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. . . O teuerster Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in diesem Mantel bis an die Gestade der Tiber dahinrauschtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußersten Ende der Schleppe fest, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den stillen Bann ihrer schönen Augen."

Die Gestalt dieses Taugenichts ist voller Mutterwitz und natürlicher Ironie, aber sie hat den einfältigen Sinn, der mit den Händeln der Welt nie vertraut wird und den lieben Gott nur walten läßt. In seiner Weise besitzt er offene Augen, offene Gedanken und das vortrefflichste Gedächtnis, er erkennt den einen Maler zwar nicht als verkleidetes Mädchen, aber dieser erscheint ihm „viel jünger, kleiner und feiner" als der andere und „auf altdeutsche Mode gekleidet, wie es der Portier nannte". Dabei merkt und durchschaut er die einfachsten Dinge nicht, die dem gewöhnlichen Menschenverstand sofort einleuchten. Allein er hat den Blick für die eigentliche Schönheit der Welt und ihre dem Alltagsauge ewig verschlossene Poesie, er sieht die schöne Frau, als sie im Nachen die Wellen mit einer Lilie berührt, „so daß ihr ganzes Bild zwischen den widerscheinenden Wolken und Bäumen noch einmal zu sehen war", wie einen Engel, „der leise durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht". Er verkörpert die Art des Eichendorffschen Naturgefühls, das nur die typischen, ewig wiederkehrenden Erscheinungen der Landschaft sieht, diese aber mit feinster Reizbarkeit, namentlich derjenigen des Gehörs, in ihrer Bewegtheit wahrnimmt und traumhaft mischt. Es ist ihm meist sternklar und erwartungsvoll im Herzen, und einmal sagt er von sich: „Es war mir beständig zu Mute wie sonst immer, wenn der Frühling anfangen sollte, so unruhig und fröhlich, ohne daß ich es wußte warum, als stünde mir ein großes Glück oder sonst etwas Außerordentliches bevor." Doch ebenso kennt er das tiefe Sonntagsheimweh, bei dem einem,

gleichfalls ohne Grund, zum Sterben bange ist, und das Gefühl der Verlassenheit und Nutzlosigkeit, wo ihm nirgends recht ist, „als wäre er überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf ihn gerechnet".

„Und ob das Herz zerspringe,
ich grabe fort und singe
und grab mir bald mein Grab."

Was seine Wanderfreude betrifft, so scheint sich die ganze Reiselust der Großväter- und Urgroßväterzeit in ihm verdichtet zu haben. Er geht zu, ohne daran zu denken, daß er eigentlich den rechten Weg nicht weiß, und auf dem Postkutschenbock ist es ihm noch wohler, als dem Vogel in der Luft, weil er nicht selbst zu fliegen braucht. Im Wagen jedoch erst legt er sich, wie auf einem Kanapee, bald in die eine, bald in die andere Ecke des weichen Polsters und lernt auf diese Art Menschen und Länder kennen, und in den Städten lehnt er sich zum Wagenfenster hinaus und dankt den Leuten, die höflich vor ihm den Hut abnehmen, oder grüßt die Mädchen an den Fenstern wie ein alter Bekannter. Seine Sorglosigkeit ist unbegrenzt, und er schläft bei jeder Gelegenheit und in jeder Lage und Stellung, während der Arbeit, auf dem Kutschbock und in Rom auf einem offenen Platz, woselbst er aufwacht, von Blumen überschüttet, und einen drollig-wütenden Diskurs führt mit einem Papagei. Erst unterwegs hat er erfahren, daß er nur noch ein paar Meilen von Rom entfernt ist. Bei seinem Weg durch die Campagna läßt Eichendorff das Thema des „Marmorbildes" noch einmal flüchtig aufsteigen. „Sie sagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufsteigen und bei stiller Nacht über die Heide gehen und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer gerade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt stieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf, und die hohen Burgen und Tore und goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondschein, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber." So geht er stets ohne Anfechtung und

singend und spielend an den Abgründen hin, wie ein Blumen pflückendes Kind, das sein Schutzengel behütet. Er merkt die sittlichen Gefahren, in denen er schwebt, nicht einmal, geschweige denn, daß er ihnen erliegt, und würde ihn sein reines Herz nicht schützen, so täte es schon sein feiner, natürlicher und doch niemals eigentlich kritischer Schönheitssinn. Er schildert die falsche gnädige Frau, die ihm nachstellt, als eine „große, korpulente, mächtige Dame, mit einer stolzen Adlernase und hochgewölbten schwarzen Augenbrauen, so recht zum Erschrecken schön". „Sie sah mich mit ihren großen, funkelnden Augen so majestätisch an, daß ich mich vor Ehrfurcht gar nicht zu lassen wußte. Ich war ganz verwirrt, ich machte in einem fort Komplimente und wollte ihr zuletzt gar die Hand küssen."

Es sind nur alle die bekannten Ingredienzien Eichendorffs in dieser Novelle, aber nie hat er sie so glücklich gemischt — nie allerdings hat er einen Trank so anspruchslos etikettiert, aber nicht nur hat bei ihm nie der Inhalt eines Gefäßes der Marke so entsprochen, sondern er war auch niemals so berauschend. Die luftigen Züge seiner Erzählungskunst konnten sich nur zu einer einzigen wirklichen Gestalt verdichten, nämlich zum Taugenichts. Dafür ist diese aber auch rund und lebendig vom Kopf bis zum Fuß, vom Anfang bis zum Ende ihrer Geschichte, ja, über dieses Ende und über jede Möglichkeit eines Endes hinaus. Eine heimliche Ironie liegt über der ganzen Darstellung, jene echt romantische „Poesie der Poesie", aber nur wie deren geistigster Duft und wie der Vogelschall über einer Landschaft. Nie hat sich die manchmal von Eichendorffschen Sonderlingen beliebte tolle studentische Dialektik mit ihren Wortwitzen und Wortspielen zu so ulkigem und ernsten und dabei so konzentrierten Tiefsinn erhoben wie in der wildgenialischen Rede des angetrunkenen Malers im achten Kapitel. Und nie hat die veraltete Übung der Tieck-Eichendorffschen Kunst- und Literaturburleske einen so maßvollen und dabei so frischen und naiven Scherz hergegeben, wie kurz vorher, wo derselbe junge Mann mit seinem Eifersuchtsanfall störend in einen Gesang hineinplatzt und man ihn zornig anfährt: „Da rennst du mitten in das sinnreiche Tableau von der schönen Beschreibung hinein, welche der selige Hoffmann, Seite 347 des ‚Frauentaschenbuches für 1816' von dem

schönsten Hummelschen Bilde gibt, das im Herbste 1814 auf der Berliner Kunstausstellung zu sehen war." Hier in dieser Erzählung sind besser denn je die Verwechslungen, Verwicklungen, Verkleidungen, die novellistischen Charaden am Platze und auch die lustigen Zusammenballungen der Situation, die tumultuarischen Rumore, deren einen der Taugenichts, ob es sich dabei auch gar um Eifersucht handelt, mit der Geige schlichtet, indem er alle zum Tanzen bringt und am Ende selber mittanzt. Und die Prager Studenten im vorletzten Kapitel gesellen sich zu unserem Helden wie der Chorus, und das Latein, das ihnen nur so wie Wasser vom Munde fließt, steigert den Sinn seines Lebens zu volltöniger Harmonie: „Das ist just das Schönste, wenn wir so frühmorgens heraustreten, und die Zugvögel hoch über uns fortziehen, daß wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heut für uns raucht, und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann." „Wahrhaftig, laßt die anderen nur ihre Kompendien repetieren, wir studieren unterdes in dem großen Bilderbuche, das der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat."

Man soll gewiß nicht selber dem Geist der Schwere verfallen und dies luftgewobene Büchlein solchem Geiste vollends überantworten, indem man es ernsthaft gegen ihn verteidigt. Aber man darf doch immerhin sagen, daß, wenn ein tätiger Mann wie Eichendorff mitten in seinem tätigsten Leben Schlegels theoretisches Lob der „göttlichen Faulheit", welches in der „Lucinde" steht, in die lebendigste dichterische Praxis übersetzt, die Faulheit als solche daran nicht die Hauptsache ist. Mag man immerhin fortfahren, in dieser Novelle auch ein poetisches Spiegelbild der tatenarmen Reaktionsjahre und in ihrem Helden das Ideal jener Zeit zu sehen, — das Spiegelbild ist darum nicht minder weit mehr als das geworden, nämlich ein Sinnbild der ewigen, nutz- und zwecklosen Schönheit der Natur, welche es mit Recht höher stellt als alle Hantierung der Menschen. Den Seinen gibts der Herr im Schlaf, sie sind wie die Vögel unter dem Himmel und wie die Blumen auf dem Felde, sie säen nicht, sie ernten nicht, aber ihr himmlischer Vater nähret sie doch, und sie sind schöner gekleidet durch die Unschuld ihres Herzens als Salomo in aller seiner Herrlichkeit.

„Laß uns einfältig werden
und vor dir hier auf Erden
wie Kinder fromm und fröhlich sein",

sagt der unpathetischste deutsche Lyriker, Matthias Claudius, und der pathetischste, Hölderlin, sagt: „O Seele! Seele! Schönheit der Welt! Du unzerstörbare! du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist! was ist denn der Tod und alles Wehe der Menschen? — Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht, geschiehet doch alles aus Lust und endet doch alles mit Frieden." Das kann beides über diesem Leben eines Taugenichts stehen, in dem die Biedermeierzeit und die Wanderfreude zum ewigen Märchen geworden sind. Aber hinter der ganzen Dichtung, wie hinter dem gräflichen Schloß an ihrem Anfang und an ihrem Ende, schwingen sich nicht nur die Landstraßen wie Brücken über das schimmernde Land fern über die Berge und Täler und malt sich nicht nur der himmelblaue Horizont aller Ferne und ihrer Wunder, sondern da schlängelt sich auch die Donau und erheben sich die Türme von Wien. Eichendorff, der dem südlichen Kaiserreich verwandte Schlesier, hat durch solche Lokalisierung seiner schönsten Geschichte der Heimat seines Herzens, Wien und Österreich, nicht nur ein Denkmal gesetzt, sondern wir glauben in dieser Geschichte selber, an ihrem Himmel, den Stephansturm zu sehen.

„Und ist ers nicht, so kommt er doch gleich —
Vivat Österreich!" — —

„So nahm sie, so recht wie ich auf dem Theater manchmal die Sängerinnen gesehen, unter Trompeten und Pauken schnell ihren Abzug", heißt es einmal von der „prächtigen Tulipane". Und ist nicht alles in dem Büchlein so, wie es Eichendorff im Theater gesehen, oder wenigstens wie alles Süße, Traumhafte und Bunte, was da sein Herz schwellen und seine Pulse klopfen ließ? Ist nicht diese ganze Welt des Schloßparks, des Einnehmerhäuschens, der Donau, der wechselnden Wandelkulissen und der römischen Sommernächte, die Welt dieses ewig verliebten, ewig singenden und musizierenden Gärtnerburschen und Vaganten, dieser Gräfinnen und Kammerzofen, dieses fagottblasenden Portiers, dieser anmaßen-

den Domestiken, tanzenden Bauern, trinkenden Maler, mit weißen Armen verschlafen von Fenstern und Balkonen äugenden Schönen, dieser Gasthäuser und südlichen Kneipen, dieser blasenden Wanderstudenten, fröhlichen Schiffer und reigenschwingenden Kinder, diese Welt der Abenteuer und Entführungen, Intrigen und Spionagen, Verkleidungen, Verwechselungen, Verwirrungen und Auflösungen die Welt der Oper? „Vivat Österreich!", Parol und Feldgeschrei des heimkehrenden Landfahrers, es ist Parol und Feldgeschrei dieses gedichteten Allegros, und ihm antwortet Wolfgang Amadeus Mozart aus den glockenklaren Himmeln seiner erdenseligen Gestalten und Töne und Franz Schubert aus den lachenden und weinenden Quelltiefen seines lieddurchsungenen Gemüts. Sie haben diese Dichtung, die, in einem gewissen Sinne südlicher, musischer oder doch musikalischer als irgend eine andere, von Duft und Stimmung wie von lauem Mondlicht durchrieselt und von Scherz und Laune wie von blühendem Morgenrot verklärt ist, gesegnet und geben sie durch die Zeiten an einen dritten Österreicher weiter, an Hugo Wolf, der ihr schönstes Lied „Wer in die Fremde will wandern" mit seinem Schluß „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund" jenen ebenbürtig gesungen hat. Aber zwischen seinen musikalischen Vorfahren und Nachfahr schwebt dies Werk des Dichters zusammen mit den Werken des süddeutschen Malers Spitzweg als die unsterbliche Apotheose des Biedermeiers.

5

So harrt unsere Betrachtung der Eichendorffschen Prosa als des kritischen Endresultats nur noch der letztgültigen Bestimmung des Formwertes, der seiner erzählenden Dichtung innewohnt. Dieser Bestimmung diene ein kleiner ästhetischer Mythos, der, ohne daß er bis in seine letzten Konsequenzen ausgeführt ist und wie er sonst auch immer aufgenommen werden möge, doch vielleicht seinen gegenwärtigen Zweck erfüllt.

Das Drama hat sich aus dem Epos entwickelt. Aber es kann nicht wieder zum Epos werden, wenigstens gilt das von seinen höchsten Ergebnissen, die diese Herkunft des Dramas endgültig

überwunden haben und eine Welt für sich behaupten. In seinen niedrigeren Sphären jedoch blieb das Drama episch oder es tendierte doch zur epischen Form zurück, ja, seine Entwicklung, wie es verbürgerlichte, wie es den Begriff des Milieus in sich aufnahm, wie es in die ganz kosmische Stellung zwischen Mensch und Schicksal als zwischen Macht und Macht, deren Kampf in der Tragödie ausgetragen wird, einen kausalen Zusammenhang aus Herkunft, Sitte, Gesellschaft, Volk, Klima brachte, wie es sich schließlich psychologisch zuspitzte, bedeutet eine fortschreitende Verepisierung des Dramas. Allein es gibt noch eine andere Entwicklungslinie dieser Verepisierung, welche sich mit jener in Shakespeare trifft, der als der Schnittpunkt beider weiterlaufenden Linien zu gelten hat. Während die erste sich hauptsächlich im modernen Schauspiel offenbart, tritt die zweite hauptsächlich im Marionetten- und Schattenspiel, im Kasperl und in der Oper zu Tage. Sie erhob das bunte Geschehnis zum Selbstzweck, das Milieu zum farbigen Rahmen, das Ganze, wie vielerlei Moralen sie ihm auch unterschob, zum bloßen Spiel, und das Gefühl, nicht allzu streng in eine Kausalität einbezogen, durfte sich frei genug ausströmen. Beide so skizzierten Gattungen des epischen Dramas suchen nun gleichsam nach einer Erlösung ihres epischen Elements in *wirklichen* epischen Werken. Die erste hat sie im modernen Roman gefunden, während die novellistischen Meisterwerke, die Erzählungen Kleists und Kellers, obwohl sie an die alte, vom Drama unabhängige Novellenkunst des ergötzlichen und tiefsinnigen Spiels anknüpfen, nur *beiden* Gattungen *zugleich* ihren epischen Ausweg schaffen, indem sie das Kausale in ein Spiel der Form gestalten. Auch Eichendorff hat an die alte Kunst der Novelle und ihre echte Erzählerfreude wieder angeknüpft, aber *seine* Prosa ist gleichzeitig eine epische Erlösung des offenen und heimlichen epischen Elements, das im Marionettenspiel und namentlich in der Oper vorwaltet und das besonders die letztere zu einem Zwitter macht, und zwar ist sie die einzige oder doch die einzige gelungene Erlösung der Oper durch das Epos, die es bisher gibt. Seine große Theaterfreude, die ihn von Kindheit an erfüllte, und die mit seiner rein kaleidoskopisch bewegten Jugend und seinem aus ihr entspringenden Weltgefühl,

der Art seiner Optik, aufs innigste zusammenhängt, doch vergeblich um den Preis des Dramatikers rang, sie ist in seinen Novellen in ebenso lustiger wie ernster Weise schöpferisch geworden. Wenn wir selber vor dem Guckkasten der heutigen Bühne, seinen künstlichen Sonnen, Monden und Landschaften, seinen geschminkten Freuden, Leiden und Leidenschaften die Theaterfreude empfinden und doch zugleich den Gegenstand, der sie auslöst, ästhetisch anzweifeln, so verhilft uns nun Eichendorff dazu, daß diese Freude in einem künstlerisch einwandfreien Element und Material auf ihre Rechnung kommt. Hier ist die Welt der Abenteuer, Zufälle und Intrigen, der Verkleidungen und Maskeraden und ihre lustige Maschinerie, aber die Kulissen und der Beleuchtungsapparat sind echteste Natur, und die Rampe, an der die Arien gesungen werden, ist der Zauberkreis des Gefühls, aus dem hier einzig und allein diese Welt geboren ist und in dem sie schwebt. Nur eines reizt Eichendorff an den Händeln der Menschen und an der bunten Bewegtheit der Erde: ihre Verworrenheit, und was bei ihm künstlerisch auf sie reagiert, ist einzig das Gefühl. Dieses Gefühl sucht jene Verworrenheit als ein Spiel von Figuren und Begebenheiten zu begreifen, zu deuten und zu erlösen — in der Novelle — oder in und durch sich selber, indem es sich selbst zum Gegenstand nimmt — in der Lyrik. Auf beiden Gebieten mußte Eichendorff groß sein. Aber sein novellistisches Spiel, ob auch voll natürlichen kindlichen Tiefsinns, ist doch von geringer symbolischer Tragweite und von geringem spezifischen Gewicht. Es bleibt eine spezialisierte Epik, während seine Lyrik, die sich aus seinen Novellen heraus und als sein letzter Wert über sie schwingt, klassisch ist.



Zwölftes Kapitel

Königsberg und Berlin

1

Fast sieben Jahre lang hat Eichendorff in Königsberg als Regierungs- und Oberpräsidialrat gewirkt. Es war in mancher Hinsicht eine Zeit der Verbannung, denn dieser ganz süddeutsch geartete liederfrohe Mensch empfand hier im grauen und kargen Norden schwer die Nähe der Schneelinie und die Ferne der Heimat, und sowohl auf der Arbeit des Beamten wie der des Schriftstellers lastete die provinzielle Enge. Aber in mancher Hinsicht überwogen doch die Lichtseiten die Schattenseiten. Schöns Weitzügigkeit erhob auch die ans Lokale gebundenen Geschäfte ins Großartige, und die herzliche Freundschaft und das Vertrauen, die er dem Menschen, Dichter und Beamten nach wie vor entgegenbrachte, ließen diesen, über die Grenzen seines eigentlichen „Ressorts" hinaus, an der gesamten Verwaltung teilnehmen, so daß er sich doch mit Hingebung nützlich machen konnte, zudem von der Liebe und Anerkennung seiner Kollegen und der Bürgerschaft unterstützt. Und sodann war ja Königsberg ein alter berühmter Vorposten echt deutscher

Gesinnung und deutschen Geisteslebens, das hier oben seit Kant, Hippel und Herder seine strengen, aber charaktervollen und tiefsinnigen Blüten und Früchte getrieben hatte. Das kam auch jetzt noch in Bürgertum und Hochschule zum Ausdruck, und Eichendorff war von einem Kreise von Männern umgeben, mit denen sich ein bedeutender und fördernder Gedankenaustausch pflegen ließ. Zu ihnen gehörte der große Astronom Bessel, der preußische Geschichtsschreiber Joh. Voigt, der Historiker Fr. W. Berthold und der Kunsthistoriker Karl Schnaase, Fr. W. Schubert, der Orientalist P. V. Bohlen und die Brüder Rudolf und Alfred von Auerswald. Mit einem Teil von ihnen und mit anderen wurde ein Lesekränzchen gebildet, und die alte „Königsberger königliche teutsche Gesellschaft", die sich die Förderung des deutschen Geistes durch Vorträge, Preisaufgaben und Unterstützungen zur Aufgabe gesetzt hatte, nahm den Dichter unter ihre Mitglieder auf, zu denen schon manch erlauchter Name zählte. Aber daß der abseits Lebende auch draußen mehr und mehr bekannt und hochgeschätzt war und daß ihn ferner die engere Heimat nicht vergaß, bewies ihm die Ehrenmitgliedschaft, deren er durch die Berliner Gesellschaft für deutsche und ausländische Literatur und durch den Breslauer Künstlerverein gewürdigt wurde. So breitete sich sein dichterischer Ruf in der Ferne aus und so hatte er zugleich an seinem neuen Wohnsitz Gelegenheit, seine Schriften noch vor dem Druck teilnehmenden Kreisen durch den lebendigen Vortrag bekannt zu geben.

Die Zeit, die seiner Dichtung blieb, war zwar auch in Königsberg nur knapp zugemessen, sie mußte seinen amtlichen Pflichten mühsam abgerungen werden, und sie wurde fast ausschließlich auf dramatische Arbeiten verwandt. 1828 erschienen „Ezelin von Romano" und „Meierbeths Glück und Ende", zwei Jahre später „Der letzte Held von Marienburg", der auf der Königsberger Bühne aufgeführt wurde; und das Lustspiel „Die Freier", in den ersten Berliner Jahren entstanden, beschloß, von Fragmenten abgesehen, seine Tätigkeit auf diesem Gebiet der Poesie, die also nur eine kürzere Periode seines Schaffens ausfüllt.

Das Trauerspiel „Ezelin von Romano" wählt seinen Stoff aus der Hohenstaufenzeit. Wildwucherndes episodisches Ran=

kenwerk nimmt in ihm nicht nur oft die Breite ein, die der eigentlichen Handlung gebührte, sondern saugt auch den Saft auf, den der Hauptstamm brauchte, um sich und seine Zweige voll zu entwickeln, so daß man sich ihrer wohl als der gelungensten Teile der Dichtung erfreuen kann, aber nur mit einem gleichzeitigen Bedauern, als eines schönen Schmarotzergewächses. Namentlich schießt das lustige Treiben zweier Diener, Jakob und Mercutio, üppig ins Kraut, und daneben die Geschichte des derben Edelmannes Carrara und seines rührend treuen Liebchens Zilie, und beides flicht sich zeitweise zu einer eigenen Buffohandlung zusammen, welche die Haupthandlung breit durchschießt, deren tragische Entscheidungen freilich oft durch komisch-grotesken Gegensatz wirkungsvoll erhöhend. Die beste dieser Nebensachen des Stückes, die ästhetisch meist seine Hauptsachen sind, ist die Bankettszene mit der darauffolgenden: wie Ansedisio, in der Maske Carraras, die als Sänger verkleidete Zilie entführen will, wie auf ein Signal der Aufruhr dann mitten im fröhlichen Feste losbricht, wie Carrara mit seinem Doppelgänger ficht, bis letzterer plötzlich, sich als der Statthalter entlarvend, davonstürzt, wie dieser in Halluzinationen seines bösen Gewissens glaubt, daß die Gefangenen, die er hat hinrichten lassen, sich in den Kampf gegen ihn mischen, wie Mercutio Zilie entführt, wie Azzo in die brennende Stadt einrückt, wie ein unbekannter Jüngling, allen Truppen voran, den Heldentod findet und wie weihevolle Sieges- und Friedensklänge die Greuel beschließen. Ein Gegenstück dazu bildet die Gewitternacht am Gideonsturm, wo die beiden von Palavicino gedungenen Soldaten furchtsame und furchtbare Witzreden führen, der Ritter den alten gottesfürchtigen Turmvogt in die Tiefe stürzt und dem befreiten Magold das Schwert seines toten Sohnes überreicht. Und als Stellen, die Furchtbarstes und Heiterstes zu gegenseitiger Steigerung ineinanderweben, sind besonders die hervorzuheben, wo Mercutio und Jakob von einem Baume aus dem Entscheidungskampf bei der Brücke beiwohnen, wo sie nach Magolds Mord des eigenen Kindes und nach Ezelins Gefangennahme — von Soldaten ihrer eigenen Partei aus einem Kamin gezogen — scheinbar hingerichtet werden und in tollem Schnickschnack ihre putzige Mi-

schung von Feigheit und Gaunerei zum Besten geben, und endlich wo am Schluß der Dichtung Carrara und Zilie mitten in Ezelins tragischem Untergang sich zu jauchzendem Liebesglück wiederfinden. In Padua gibt sich Mercutio als Ezelins vertrautesten Freund und tapfersten Feldherrn aus, der als erster siegreich in die Stadt gedrungen sei, bis sich herausstellt, daß er sich mit Jakob während des Kampfes hinter einem Zaun versteckt gehalten hatte. Und einmal sagt der eine zum andern: „Aber, Freundchen, du hast mir da falsches Geld gegeben“ und erhält die Antwort: „So? — ich bekams vorher von dir im Spiele.“ Das Paduaner Volk, Schuhmacher, Schneider, Krämer und Seifensieder, schätzt Ezelin mit allem Für und Wider in lebhaftem Disput nach den Handwerkskonjunkturen ab. Gewiß geht dies alles auf Shakespeare zurück, aber um so shakespearisieren zu können, braucht man viel eigenen Humor und viel eigene Erfindungsgabe.

Aus dem starken lyrischen Einschlag des Stückes erkennt man am besten Eichendorffs Gesicht. Lieder und Romanzen sind wie in den Novellen eingeflochten, und Giulios heimliche Liebe zu Violante ruft: „Rauscht nur, ihr Ström und Wälder rings!“ Aber diese Lyrik vermag sich auch zu dramatischer Ekstatik zu erheben, so, wenn die gerüstete Violante, bereit zum Opfertod für den Geliebten, mit bloßem Schwert auf den Knien betet:

„Hör mein Geschrei aus tiefster Brust!
Im Schrecken deiner leuchtenden Gerichte,
barmherzger Gott, vernichte
ihn nicht in seiner Sünden blutger Lust!
Schrein Frevel himmelwärts:
so lenk das rächende Verderben
auf dieses Herz,
laß mich für alle sterben!“

In der Gestalt seines Helden — und damit freilich im eigentlichen Nerv des Werkes — ist dem Dichter allerdings sein Mangel an höherem und höchstem dramatischen Vermögen, die zwangsmäßige Beschränkung seiner Natur auf das Lyrische, zum Verhängnis geworden. Denn Ezelins übermächtiges Bild fügt sich nicht nur

am Anfang aus den abergläubischen Reden geplünderter und flüchtender Bauern zusammen, sondern Ezelin wird auch sonst nur in Bildern gesehen, ja, er sieht sich selbst und sein Werk ebenfalls nur in Bildern und wird dichterisch nie zur unmittelbar wirkenden Kraft, so viel er auch handelt, mordet, befiehlt. Zeichen und Vorbedeutungen treten stärker hervor als die innersten Antriebe seines Wesens und Tuns — etwa das Stimmungsmittel eines nicht mehr zu tilgenden Blutflecks an seiner Rüstung drängt sich bedeutungsvoller vor als das, was hinter der Rüstung lebt oder leben sollte. Eine steigernde Beigabe ist diese Romantik der Vorzeichen eher noch bei den Nebenfiguren, etwa bei Violante, die sich liebesselig Blumen zum Kranze pflückt und erschrickt, da es Myrthen und weiße Rosen sind, „womit man tote Jungfraun schmückt im Sarg". Aber die Gestalt Ezelins ist wenigstens ein gewichtiges Zeugnis dafür, daß Eichendorffs Glauben an menschliche Größe seinen Dogmenglauben überflügelt.

„Furchtbarer König,
der Kronen gibt und nimmt — ich seh dich nahn!
Zerbrich, elender Leib! Hier bin ich, Herr!"

hat der sterbende Ezelin gerufen. Und sein Wächter betet auf den Knien:

„O Gnade, größer als des Weltalls Sünden,
laß diesen Adler deine Sonne finden!"

Durch sein Leben und seine Tätigkeit in Danzig waren dem Dichter die historischen Geschehnisse seines zweiten Trauerspiels „Der letzte Held von Marienburg" nahe gerückt. Heinrich von Plauen ist darin der Orden selber, dessen untergehenden Glanz er in sich vereint. Sein gebieterischer, eigenmächtiger Wille, der die Satzungen umstößt und sich an ihre Stelle setzt, ist doch nur die Verkörperung eben dieses Satzungswesens, dessen Buchstaben ihre Kraft verloren haben und Geist geworden sind, und dessen Geist, da er im Ganzen des Ordens nicht mehr lebendig, Mann geworden ist, aber als solcher, noch vor dem Orden untergehend, erkennt, daß dieser Geist, nicht mehr an jenen gebunden, vielmehr in neuen Formen neu zeugen muß und ewig neu zeugen

wird. Plauen verachtet die Satzung nur aus höchster Not und nur insofern, als er das Gesetz, dessen irdisch-menschliche Verwirklichung die Satzung ist, noch höher stellt und sich als den Vollstrecker des Gesetzes weiß. Schon durch diese Problemstellung steht Eichendorffs zweites Trauerspiel bedeutend höher als sein erstes. Auch Ezelin sagt allerdings:

„Oder ist es Sünde,
den Zepter selbst zu fassen in der Not,
und, so gerüstet mit dem Glanz der Hoheit,
allein zu stehen gegen den Strom der Zeit?
Wenn mastenlos das Schiff im Sturme treibt,
sehn alle totbleich nach dem Steuermann;
nun denn, ich fühls: der Kaiser nicht, ich bins,
der retten kann!“

Und er schleudert das kaiserliche Banner in die Tiefe als „ein Sinnbild ohnmächtigen Regiments“: „Gehe unter in dem Strom der Zeit, die du nicht bändigst mehr.“ Allein er empfindet in maßlosem Ehrgeiz dabei in erster Linie doch nur den Triumph seines Ich, er ist nichts als eine gewaltige Naturkraft, einzig geadelt durch seine übermenschlichen Ausmaße. Und um so viel, als Plauens Sittlichkeit, Verantwortungsgefühl und sachliche Hintansetzung der eigenen Person Ezelin überbieten, überbietet auch seine Tragik diejenige des anderen. Das kommt bereits in der Verschiedenheit des jeweilig zum Gegenspiel übertretenden ersten Mitspielers zum Ausdruck: Boso hat sich einfach in Ezelin getäuscht, aber Schwarzburg versteht und verehrt Plauen auch in dem, was ihn von jenem trennt, und muß ihn dennoch verlassen. Auch sonst bedeutet das zweite Stück einen offensichtlichen Fortschritt gegen das erste; es ist wesentlich straffer und knapper, es ist gedrängter und gesiebter, und wenigstens steht das niedrige Chargenspiel einigermaßen in der rechten Proportion zum Ganzen. Dies Chargenspiel ist wieder in shakespearisierender Prosa gehalten, und es hat, trotz seiner sparsameren Verwendung, an Kraft gewonnen — so, wenn die Söldner, nachdem ihr Verrat der Burg an die Polen mißlungen ist, sich im Polenlager als Diebe schadlos halten. Alles,

was an beiden Dramen ausgesetzt werden muß, trifft den „Ezelin" stärker als den „letzten Helden von Marienburg".

In Eichendorffs Trauerspielen wird alles, statt dramatisch vereinfacht, vom Dichter episch kompliziert. Im Epos ist gleichsam eine Fläche zu beleben, im Drama dagegen muß alles der Rundung dienen — das Epos ist ein rein zeitliches Spiel, das Drama ein zeitlich-räumliches, und diese letzte Anforderung wird von Eichendorff nur unvollkommen und gelegentlich erfüllt. Die Romantiker glaubten immer, Formgesetze seien bloße Regeln, und besonders gern verspotten sie die Form des Dramas, wie es auch Eichendorff in seinen Literaturkomödien tut. Aber umgekehrt sind vielmehr Regeln in Bewußtsein und Tätigkeit gedrungene, freilich oft auch erstarrte und erstarrende, Teile von Gesetzen, und wenn auch sich widersprechende Regeln Teile ein und desselben unsichtbaren Gesetzes sein können, so ist es doch immer noch besser, eine einseitige Regel zu befolgen als alle Gesetze zu mißachten. Der Dramatiker Eichendorff setzt ein buntes, lose verknüpftes Nacheinander, unbekümmert darum, daß seine viel zu novellistisch gebrochene Linie zu einer im Drama unerträglichen Unübersichtlichkeit führt, an die Stelle einer geballten und gerundeten Gleichzeitigkeit, welche die Bühne verlangt, wenn anders auf ihr ein Organismus möglich sein soll, der eine schaubare Fülle des Lebens in wenige Stunden zusammendrängt. So überschreitet er die dramatisch zwanglos mögliche Zahl der Personen — im „Ezelin" braucht er mehr als siebenundzwanzig — und so gelangt er zu einer schleppenden und wieder ruckweise sich überstürzenden Handlung ohne stetig fortschreitende Steigerung, die Geschehnisse häufen sich, indem sie sich gegenseitig entweder jagen oder hemmen. Sie werden nicht zu großen Gruppen zusammengefaßt, oder, wo dies doch geschieht, diese nicht stark genug gegliedert, oder, wenn der Bau verhältnismäßig gut ist, wie im „letzten Helden von Marienburg", so ist er zu weich und weist teils zu viel, teils zu wenig Übergänge auf. Die Dramen exponieren sich zu rasch oder zu schwerfällig; um eine neue Figur oder ein neues Moment der Handlung einzuführen, muß der Dichter jedesmal eine neue Szene beginnen und jene sich darin exponieren lassen, so daß die Absicht

jeder Szene zwar gleich auf der Hand liegt, ohne daß sich jedoch die künstlerische Idee des Ganzen in der Gesamtheit und in der Folge sukzessiv und architektonisch-dynamisch auswirkt. In ständigem Wechsel der Schauplätze zersplittert und zerfasert die Handlung, Spiel und Gegenspiel werden meist zu schwach aufgestellt, die Spannungen sind zu behaglich im Verhältnis zu den Entspannungen oder umgekehrt, die Episoden, da sie noch dazu viel zu wenig gestützt sind, überwuchern das Spiel, dessen Bewegung, in immer neuem Einsatz und Ansatz, stets abbricht, bevor sie sich voll entladen konnte, und immer wieder an die zu knapp gehaltenen Szenengrenzen stößt. Auch schürzt der Dichter den Knoten gern mit Hilfe von Verwechslungen, Inkognitos, Verkleidungen, kurz, mit seinen novellistischen Abenteuern und Zufällen, deren ästhetischer Wert eben im Epischen liegt, in der Erzählerfreude und -ruhe, die kein Spiel mit- und gegeneinanderwirkender Kräfte sich gestalten und entfalten lassen, sondern, gleichsam außerhalb ihres Gebildes thronend, einen bunt ornamentierten Teppich auseinanderrollen will.

So sind auch seine Menschen im Grunde ohne aus sich heraus wirkende Kraft, oder man spürt doch deren Strom weniger unmittelbar als vielmehr an den wechselnden Ufern, die er zurückläßt. Ebenso könnte man sagen, daß der Dichter wohl ihre Schläge gibt, aber nur indirekt, ohne auch die Wucht zu geben, die zu ihnen ausholt. Es sind Figuren voller Traum und Stimmung, sie sind rein gefühlsmäßig gesehen. In der Novelle kann der bunte Wechsel genügend aufquellen, wenn ihn das Gefühl erwärmt, aber im Drama entscheidet die bewußte Geistigkeit, die Eichendorffs Stärke nicht ist. Seine Sprache, voll lyrischer Üppigkeit, ist ohne für die Bühne ausreichendes Metall, sie hat ein bloß g e t r a g e n e s Pathos, aber nicht das gleichsam gestoßene und geschwungene des echten Dramatikers. Dennoch streift Eichendorff nur in seinen Trauerspielen das Gebiet des G r o ß a r t i g e n, und von diesem Standpunkt aus erscheint Wolfgang Menzels Irrtum, sie seien von seinen Dichtungen am höchsten zu stellen, als verständlich, ja, als einseitige Wahrheit. Ihre Form, von Schiller und Shakespeare herrührend und durch Zacharias Werner phantastisch und melodramatisch gemacht und mit Traumgesichten und üppigem

Arabeskenwerk umschlungen, reicht fernhin zu Kleist hinüber. Diese Form des großen Dramas und der hohe Ernst, mit der sich der Dichter, trotz seiner Mißachtung vieler Gesetze, ihrer bediente, haben Kräfte und Weitblicke in ihm geweckt und entzündet, wie er sie sonst nicht hat, und ihn über sich selbst hinausgehoben, aber behaupten kann er sich, wie jeder, doch nicht in diesem Jenseits von sich, sondern nur innerhalb seiner selbst.

Eichendorffs Trauerspiele sind schöne Dichtungen. Sie stehen als solche hoch über bloß fingerfertigen Bühnengeschicklichkeiten. Aber sie verdienen es, auch auf der Wage des großen und echten Dramas gewogen und zu leicht befunden zu werden.

„Die Freier" sind vielfach als Eichendorffs nicht nur bühnengerechtestes, sondern auch literarisch wertvollstes Drama bezeichnet worden. In diesem Lustspiel hat er eine vielfältige harmlose Intrige mit dem Mittel des auf alle erdenkliche Weise abgewandelten Verkleidungs- und Verwechslungsmotivs zu einem Knoten geschlungen, dessen Verwicklung und Entwirrung Shakespeare übershakespeart und ein Nonplusultra dieser alten Komödientechnik darstellt. Eine Verkleidete verkleidet sich noch einmal, Verwechselte werden in ihrer Verwechslung nochmals verwechselt, ein junger Graf verliebt sich statt in die Gräfin in deren Kammerjungfer, die aber, da die beiden ihre Rollen vertauscht, in Wirklichkeit die Gräfin ist, jemand ist nicht nur das nicht, was er ist, sondern auch das nicht, was er nicht ist, einer hält sich selber für das, für das er fälschlicherweise gehalten wird, die meisten halten sich schließlich gegenseitig für verrückt, einer, der die Gräfin entführen will, entführt statt dessen seinen Kameraden, gegenseitiges Erkennen ruft das eine Mal Entsetzen, das andere Mal Wonne hervor, aber selbst die allgemeine Enthüllung am Schluß löst in einem der Beteiligten ein neues komisches Mißverständnis aus, doch genug, daß die beiden Liebespaare wenigstens sich finden. Der Ton des großen britischen Vorbildes ist manchmal überraschend, ja, mit edler Gleichwertigkeit getroffen:

„Des muntern Grafen
geheimnisvoll verschlungne Redeblumen
gesegne mit so vollem Maienschein

voll Freundlichkeit, als, ohne zu erröten,
ein Mädchen darf."

In dem Ganzen sucht Eichendorff das einzige Mal die Forderungen der Bühne wenigstens äußerlich getreu zu erfüllen, aber es bleibt zu bezweifeln, ob die lustigen Charaden dieses übertriebenen Versteckspiels, zumal solches längst altmodisch geworden ist, bei einer Aufführung den Grad von Durchsichtigkeit erlangen, der zu seinem Genuß erforderlich wäre. Frische Drolligkeit ist in den drei Aufzügen, in denen Eros schabernackt und triumphiert, genug enthalten, und der Anfang bietet, zwischen Hofrat Fleder und dem Boten, eine der kostbarsten Lustspielszenen, die wir Deutschen haben.

Das Motiv der „Freier": dies Doppelspiel der Liebe, die mit unbewußter Sicherheit alle Rätsel löst und alle Verkleidungen zuschanden macht, hat Eichendorff auch noch in einem anderen kleinen Lustspiel, „Wider Willen", behandelt. Auch hier will ein Onkel einen heiratsscheuen Neffen an eine heiratsscheue Gräfin, die gerne Künstler um sich schart, verheiraten. Auch hier treten der Bewerber und der Helfershelfer demgemäß als fremde Künstler auf, auch hier erfährt die Gräfin vorher, was im Spiele ist, und wechselt auch hier ihre Rolle mit der Zofe. Nur fließt diesmal das etwas fragmentarisch gebliebene Ganze in gereimten Trochäen, eine polemische Richtung gegen die klassizistische Zeitmalerei ist manchmal leicht eingeschlagen, und Scherze sowohl mit der Reimform wie mit dem Publikum und Wiederholungen von Späßen aus „Ahnung und Gegenwart" und „Dichter und ihre Gesellen" sorgen dafür, daß eine kleine Musterkarte des allgemein romantischen und des Eichendorffschen Witzes entsteht.

„Meierbeths Glück und Ende, Tragödie mit Gesang und Tanz" ist ein Gegenstück zu „Krieg den Philistern!", in gewisser Weise auch eine Fortsetzung jener dramatischen Zeitsatire oder aber deren besondere Anwendung auf das rein literarische Gebiet. Es ist eine Verspottung gleichzeitig der Walter Scott-Manie und der Schicksalstragödie, aber auch der geistlosen Shakespeare-Umdichtung und -Nachahmung und aller übrigen modischen Erscheinungen und Auswüchse der damals zu höchst im Tageskurs stehenden Schriftstellerei. Diese anspruchsloseste unter Eichendorffs dra-

matischen Arbeiten ist zugleich seine gelungenste. Sie müßte heute noch auf ein literarisch gebildetes Publikum in einer geschlossenen Vorstellung, etwa von Schülern eines literaturgeschichtlichen Seminars auf der Drehbühne dargestellt, eine sehr lustige Wirkung ausüben. Zu den Literatur-Komödien Tiecks und Platens gesellt sie die Literatur-Posse, und sie hat als solche noch am meisten Leben behalten. Diese ganze Lustspielgattung aber ist eine Folge der von unserer Klassik und Romantik teilweise getriebenen geistigen Inzucht. Erst das junge Deutschland, das dagegen Sturm lief, brachte eine frische Blutzufuhr, so ergötzlich und mit soviel Recht die Vertreter der älteren Richtungen von dem überlegenen Standpunkt ihrer feineren und kultivierteren Geistigkeit seine politische Kannegießerei auch verspotteten, und der Naturalismus, dieser letzte Sturm und Drang in Deutschland und diese letzte Welle neuen Stoffandranges, hat die letzten Spuren jener Inzucht weggefegt. Aber auch er konnte nicht die große Komödie bringen, die ihren Stoff aus dem tausendfältigen ursprünglichen Leben außerhalb der politischen und literarischen Schlagworte gewinnt und ihn zeit- und tendenzlos zu reiner Kunstform läutert und gestaltet.

2

Im Jahre 1829 hatte Eichendorff durch Vermittlung des Ministers Altenstein einen Ruf nach Koblenz erhalten, wo er ebenfalls, wie bisher in Königsberg, die Stelle eines Regierungs- und Oberpräsidialrats bekleiden sollte. Aber die Erfüllung gewisser Bedingungen wurde ihm nicht bewilligt, und so kam seine Übersiedelung in das alte lebens- und liederfrohe Kulturland am Rhein mit seiner romantischen Landschaft und Vergangenheit, das ihm so sehr zugesagt hätte, nicht zustande. Statt dessen wurde er zwei Jahre später nach Berlin versetzt, wo er von nun an blieb, obwohl er sich hier niemals heimisch fühlte, vielmehr noch im Alter klagte, daß die Berliner Atmosphäre bei allem Pestilenzialischen noch obendrein die hoffärtige Prätension habe, für die allersublimste und wahre Lebensluft gelten zu wollen.

Er wurde in Berlin im Kultusministerium beschäftigt, und zwar fast ununterbrochen in der Abteilung für katholisches Kirchen- und

Schulwesen. Der Minister Altenstein, ein Verehrer der Eichendorffschen Dichtungen, setzte ein stets unverändertes großes und wohlwollendes Vertrauen in ihn, das glücklich jede Krise überstand, die manchmal unausbleiblich war, so wenn sich Eichendorff z. B. bei der Verfolgung des Kölner Erzbischofs von Droste-Vischering, die übrigens auch der liberale Schön als einen Akt roher Gewalt aufs schärfste mißbilligte, seiner streng päpstlichen Anschauung gemäß mutig gegen die Regierung und ganz auf die Seite der Kirche stellte. Die Schwierigkeiten waren für einen Beamten auch sonst sehr groß, denn die meisten Richtlinien der Verwaltung mußten in den ersten Jahrzehnten des neuen Preußens erst gezogen werden durch ein pragmatisches Arbeiten, das bis in die kleinsten Kleinigkeiten zahllose Gegensätze zu vermitteln hatte; auf den gemeinsamen Gebieten der geistlichen und weltlichen Gewalt war das eine besonders heikle Aufgabe. Im allgemeinen erfuhr Eichendorff, der eine große Geschäftslast zu bewältigen hatte, von oben und unten die reichlich verdiente Anerkennung, und unter seinen Kollegen befanden sich Männer wie Nikolovius, Johannes Schulze, Kortum, Aulike und Brüggemann, die, wie er selber, zu den Zierden der preußischen Beamtenschaft gehörten und die ihm beruflich und freundschaftlich mehr oder weniger nahe traten. Aber Ärger und geheime Feindschaft blieben auch nicht aus und sollten ihm seinen gesinnungsfest und pflichttreu vertretenen Posten mehr und mehr verleiden.

In dem künstlerischen und wissenschaftlichen Leben der Hauptstadt spielte Eichendorff diejenige Rolle, die seiner glücklichen Mischung von Zurückgezogenheit und Geselligkeit entsprach. Savigny und Raumer kannte er von früher, und die alten Beziehungen zu ihnen wurden neu geknüpft und gefestigt, ebensosehr fühlten er und Adelbert von Chamisso sich zu einander hingezogen; mit dem Mendelssohnschen Hause war er auch bereits befreundet, aber den Komponisten Felix lernte er erst jetzt persönlich kennen. Dieser, obwohl in seiner klassizistisch gefärbten Romantik nicht eigentlich der berufene Tonverkünder Eichendorffs, hatte doch eine so leidenschaftliche Vorliebe für dessen Gedichte, daß er sie immer bei sich trug, daß er das Nachtlied jenes „Vergangen ist der lichte Tag" als seinen Schwanengesang anstimmte, und

daß er die Worte des Dichters „Gedanken gehn und Lieder fort bis ins Himmelreich" sich auf seinen Grabstein setzen ließ; und er hat mit seinen Chorliedern „Wer hat dich, du schöner Wald" und „O Täler weit, o Höhen" Eichendorff dem breiten Volke immerhin am meisten ins Herz gesungen. Das eigentliche Haupt jener vormärzlichen, sehr bürgerlichen Berliner Geistigkeit war der alles wissende „Erzvater" Hitzig, der frühere Kriminaldirektor und spätere Biograph Hoffmanns und Chamissos, bei dem die ganze Literatur aus- und einging, von ihm mit Empfehlungen, mit Rat und Tat betreut. Seine Tochter war mit Franz Kugler verheiratet, der auf fast allen Kunstgebieten glücklich dilettierte und der ein Porträt unseres Dichters, welcher ihn übrigens als Vertreter der Künste ins Ministerium empfahl, gezeichnet hat; Kuglers erstes Kind, die spätere Gattin Paul Heyses, wurde von Eichendorff aus der Taufe gehoben. In diesem ihm nah befreundeten Kreise soll der Schreckensruf „Sie haben noch kein Buch veröffentlicht?", den Eichendorff vor Jahren in satirischer Weise in seinem Philisterkrieg anstimmen ließ, manchmal in Wirklichkeit erschollen sein. Was zur geistigen Elite Berlins gehörte, fand sich wöchentlich einmal in einem Lokal des Tiergartens als sogenannte Mittwochsgesellschaft zum Abendessen und zu gemeinsamen Lesungen zusammen, wozu Eichendorff gerne seine ziemlich regelmäßige Gesellschaft und einige Tischlieder beisteuerte. Dieser Verein darf wohl nicht gleichgesetzt werden mit der Literarischen Gesellschaft, die jeden Montag ihre Sitzungen hielt, bei welchen nur aus solchen Dichtern, die nicht Mitglieder waren, vorgelesen, sodann referiert und rezensiert wurde, wennschon viele Schriftsteller, darunter die berühmtesten, wie Eichendorff, E. Th. A. Hoffmann, Chamisso, Fouqué, Simrock, zu beiden Kreisen gehört haben mögen und der eine wie der andere sich hauptsächlich um die allverehrte Kunst Goethes schloß.

In seiner eigenen Häuslichkeit empfing Eichendorff, und zwar ebenfalls an bestimmten Abenden, Freunde und Bekannte, allein wenn darunter auch Schriftsteller und manche, oft nur vorübergehend in Berlin weilende Jünger und jugendliche Verehrer waren, und wenn auch manch geistiges Gespräch geführt wurde, so war diese zwanglose und wahrhaft gastlich geöffnete Geselligkeit doch durchaus un-

literarisch. Die Unterhaltung verbreitete sich heiter über alle möglichen Gegenstände, und auch der nichtintellektuelle Teilnehmer fühlte sich ohne Befangenheit, denn der Hausherr war zwar der Mittelpunkt des Kreises, aber in bescheiden zurücktretender und zugleich stolzer Ungewolltheit, die jeden ließ, wie er war. Nur dem Dünkel in jeder Gestalt soll er immer scharf und zurechtweisend entgegengetreten sein. Der damals noch junge rheinische Dichter Wolfgang Müller von Königswinter schwärmt von diesen Abenden im ersten Stock des Hauses der Potsdamerstraße vor dem Leipziger Tore, wo Eichendorffs damals wohnten, und von des Dichters hausväterlicher Schlichtheit; er sei vor allem Beamter gewesen, seine Poesie aber das stille Heiligtum seiner Seele, mit dem er nicht zurückgehalten, das er jedoch auch nicht aufgedrängt habe. Und wenn Müller dem Meister erzählte, wie die jungen Künstler und Studenten Eichendorffs Lieder in alle Welt trügen, und wie er selber immer tapfer dabei gewesen, und wenn er dann zur Gitarre griff, sie dem Dichter auf seinen Wunsch vorzusingen, so glänzte helle Freude über dessen milde und wohlwollende Züge. Eichendorffs besonders vertraulichen Umgang genoß von den Jüngeren Adolf Schöll, der spätere weimarische Hofrat und als Kritiker der geistreichste Panegyriker seiner Dichtungen. Aber noch mehr hatte er einen schlichten, der Literatur fernstehenden Geistlichen, Nikolaus Fischer, in sein Herz geschlossen, der eine wahre Christusnatur gewesen sein muß.

Eichendorffs Ehe- und Familienleben war und blieb die eigentliche Quelle seines Glücks, und drei seiner Kinder, Hermann, Therese und Rudolf, wuchsen gesund und kräftig heran. Eine Tochter, als viertes seiner Kinder geboren, war nur ein paar Monate alt geworden, und das fünfte, ebenfalls ein Mädchen, starb 1832 im zweiten Lebensjahr. Ihr flocht der Dichter einen Liederkranz auf das Grab, das schönste und rührendste Liebeszeugnis väterlichen Schmerzes.

Während seiner dreizehn Berliner Dienstjahre hat Eichendorff, von einer einzigen längeren Reise abgesehen, die Hauptstadt nur zu Ferienaufenthalten in der Heimat verlassen. Er besaß als einzige Erbschaft von den früheren Gütern seiner Familie noch das

Lehngut Sedlnitz, ein einfaches Landschloß in Mähren, in dessen grüne Einsamkeit er sich in seinen kurzen Erholungswochen gern zurückzog. Jene längere Reise, die er im Sommer 1838 unternahm, führte ihn nach Süddeutschland und Österreich. In München wurde er von alten und neuen Freunden mit Liebe und Verehrung aufgenommen, Görres, der jetzt hier wirkte, machte ihn mit dem Minister Abel und anderen der damals bedeutendsten Persönlichkeiten der bayerischen Residenz bekannt, und Brentano, nun der alternde fromme Märchenerzähler von „Gockel, Hinkel und Gackeleia", führte ihn unermüdlich vor die Kunstschätze und in die Umgebung der Stadt. In Wien hatte Eichendorff als offizieller Vertreter des preußischen Kultusministeriums mehrere Unterredungen mit dem Fürsten Metternich über die brennenden kirchlichen und kirchlich-politischen Fragen der Zeit; aber namentlich feierte er hier das lang ersehnte Wiedersehen mit seinem Bruder Wilhelm.

Von den Freunden seines menschlichen und dichterischen Charakters geliebt und von den Feinden geachtet, stand Eichendorff nun auf dem Gipfel seines Lebens, ein Mann, der sich nicht vornehm in den Dichterwinkel zurückzog, sondern der an allen wichtigen Vorgängen der Öffentlichkeit lebendigen Anteil nahm, nach seinem Vermögen die Wahrheit suchend und anerkennend, ob er sie bei seinen Genossen oder bei seinen Gegnern fand, doch leidenschaftlich gegen alle Halbheit gerichtet, wenn auch im persönlichen Verkehr zu gütig-duldsamen Kompromissen geneigt. Damals war der Kampf des „Jungen Deutschland", dieser liberal und aktuell gerichteten Geistes- und Literaturbewegung, gegen die Romantik entbrannt und hatte auch vor deren letztem Vertreter nicht Halt gemacht, aber gerade die Urheber dieses Kampfes, die, um mit einer Eichendorffschen Lieblingswendung zu reden, „Parol und Feldgeschrei" ausgegeben hatten, Ruge und Echtermeier, verschafften Eichendorff eine glänzende Genugtuung, indem sie ihn gegen übereilige Gesinnungs- und Kampfgenossen öffentlich verteidigten. Der Echtermeiersche Musenalmanach von 1841 brachte sogar Eichendorffs Bildnis und einige noch unveröffentlichte Gedichte von ihm. Und der höchst aktuelle und politische jungdeutsche Lyriker Alfred

Meißner bezeichnet ihn einmal voll Begeisterung als einen Verkannten in der Literatur. Damals war mitten im politischen Kleinkampf des Tages in Deutschland der Gedanke entstanden, den Kölner Dom als ein Sinnbild deutscher Einheit durch Zusammenwirken aller deutschen Stämme zu vollenden. Und Eichendorff trat für diesen Gedanken ein, wie er für die Wiederherstellung der Marienburg eingetreten war. Er förderte ihn nicht nur dienstlich als Kommissar des Ministeriums, sondern auch persönlich als Mitbegründer und, Seite an Seite mit Rauch und Cornelius, als Vorstandsmitglied des Berliner Vereins für den Kölner Dombau und als Verfasser von dessen beschwingtem Aufruf.

3

In seinem Beamtenberuf erlebte Eichendorff eine Fülle von Enttäuschungen. Schon von Königsberg aus klagt er seinem alten verehrten Lehrer und Meister Görres in einem Briefe nach München über die „preußische Wirtschaft" und macht den vergeblichen Versuch, durch dessen Vermittlung einen Posten in irgendeinem Zweige der bayerischen Verwaltung zu erlangen. Er habe in Preußen ehrlich gekämpft, so schreibt er, aber er bewege sich hier wie in Fesseln, ohne Hoffnung lohnenden Erfolgs, und sehe mit Gewißheit voraus, sich in diesen Verhältnissen nicht mehr lange halten zu können. Ihn verlange endlich nach einer auf das Höchste im Leben gerichteten Tätigkeit, und er biete einen reinen treuen Willen und seine besten Kräfte, die er bisher im Kleinkrieg nutzlos aufreibe. In Berlin war seine Beschäftigung mit den geistlichen Angelegenheiten nur interimistisch, er wurde ständig mit allen möglichen Vertretungen betraut, mußte auf diese Weise auch in anderen Abteilungen, eine Zeitlang im Ministerium des Auswärtigen, tätig sein und wartete vergeblich auf eine endliche Umwandlung seines provisorischen Verhältnisses in eine feste Anstellung, die seine Zukunft gesichert und seinen Gehalt aufgebessert hätte. Immer wieder weist er bei den vorgesetzten Stellen und namentlich bei dem Minister von Altenstein darauf hin, daß er sich in den langen Jahren seines besonders schwierigen und peinlichen Dienstverhältnisses keiner

einzigen öffentlichen Aufmunterung, Beförderung oder sonstigen Verbesserung habe erfreuen dürfen und daß die Ungewißheit seiner Lage und Einnahmen ihn als den „einzigen Freiherrn einer zahlreichen Familie“ mutlos machen müßte. Er bezog ein Diensteinkommen von 2300 Talern, von denen aber nur 1200 seinen Gehalt bildeten, während der Rest in besonders bewilligten Tagesdiäten bestand und in 300 Talern persönlicher Zulage aus dem Dispositionsfonds des Oberpräsidiums zu Königsberg, auf die er für die Dauer nicht mit Bestimmtheit rechnen konnte, wenn er nicht gewärtigen wollte, nach Königsberg zurückkehren zu müssen. Dies drohte ihm denn auch in der Tat während der ganzen dreizehn Jahre seiner Berliner Amtstätigkeit, und er mußte sich immer wieder energisch gegen eine solche Rückkehr auf einen unbefriedigenden, aussichtslosen Posten und in ein seiner Gesundheit feindliches Klima wehren, nachdem er mit so vielen Anstrengungen und Aufopferungen versucht hatte, in Berlin festen Fuß zu fassen. Er galt im Publikum längst als Mitglied des Kultusministeriums, und so fürchtete er für den Fall seiner Rückversetzung nach Königsberg mit Recht den Fluch der Lächerlichkeit, dadurch unverdientermaßen als ein Träger und Unfähiger zu erscheinen. „Kehre ich jetzt nach Königsberg zurück,“ so schreibt er einmal, „so bin ich, das fühle ich sehr deutlich, als Beamter und Dichter unausbleiblich für immer begraben.“ Denn auch die Rücksicht auf seine literarische Existenz, das betonte er unumwunden, gebot ihm, Berlin mit seinen Beziehungen und Hilfsmitteln nicht zu verlassen. Altenstein versicherte ihm zwar immer wieder die größte Hochschätzung seiner vorzüglichen Talente, Kenntnisse und Gesinnung, die vollste Zufriedenheit und die lebhafteste Teilnahme an seinen Wünschen, die er stets im Auge zu behalten und für deren Erfüllung er im gegebenen Augenblick alles zu tun versprach, und Eichendorff stattete dem Minister jedesmal seinen ehrerbietigsten Dank ab, aber dieser, wenn er es wirklich nicht an gutem Willen und allen nötigen Bemühungen fehlen ließ, war machtlos, Eichendorffs mehr als berechtigten Klagen abzuhelfen und seine ständige Übergehung und Zurücksetzung zu verhindern. Bald war eine Stelle, die durch einen Todesfall frei wurde und um die sich der Dichter bewarb,

schon anderweitig vergeben, bald sollte eine andere nicht wieder besetzt werden — kurz, nie war für ihn ein dauernder Platz offen. Einmal suchte er als Intendant der königlichen Museen unterzukommen, ein andermal mit Ranke zusammen für die Redaktion einer historisch-politischen Zeitschrift bestimmt zu werden, und am längsten schwebten die Verhandlungen über seine Mitarbeit in dem in Aussicht genommenen Oberzensurkollegium, bei welchen sehr voneinander verschiedenen Vorschlägen sich Eichendorff mit bescheidenem Stolz auf seine vielseitige wissenschaftliche, literarische und künstlerische Bildung berufen durfte, die er vor gewöhnlichen Juristen und Beamten voraus habe. Bei alledem forderte er zugleich eine Selbständigkeit, einen Rang und eine Würde, zu denen ihn seine großen Verdienste als Beamter, die niemand zu bestreiten wagte, und seine Tätigkeit auf den verschiedensten Verwaltungsgebieten berechtigten und die ihm dennoch für das Zensurkollegium, das übrigens nicht zustande kam, nicht ohne weiteres bewilligt wurden, und eine Mindesteinnahme von 2000 Talern, ohne die er sich in Berlin nicht auszukommen getraute. Jede Veränderung jedoch drohte eine Herabsetzung seiner bisherigen Einnahmen zu bringen.

Der Oberpräsident von Schön hatte Eichendorff nur ungern abgegeben und würde sowohl den Beamten wie den Freund, bei dessen Rückkehr nach Königsberg, mit gleich offenen Armen empfangen haben. Aber er sah ein, daß Berlin für jenen weit vorteilhafter war, und um des Freundes besserer Aussichten willen hatte er dem Ministerium für auswärtige Angelegenheiten die dauernde Gewinnung eines „so durchaus gebildeten Geistes und einer so hellen klaren Seele", eines Mannes, dessen Anstellung für jedes Departement ein Gewinn sein werde, auf das wärmste empfohlen, ja, er hatte auf die Wiederbesetzung von Eichendorffs Stelle in Königsberg verzichtet, weil davon dessen Verbleib in Berlin abhängig gemacht wurde. Dennoch ist es verständlich, wenn Schön manchmal glaubte, daß Eichendorff die Segnungen ihres früheren Zusammenlebens und Zusammenwirkens nicht ohne Schaden entbehre, und wenn es ihm bei einigen neueren Gedichten, die dieser im Leipziger Musenalmanach veröffentlicht hatte, obwohl er sie sehr

hübsch fand, so scheinen wollte, als ob sich die große Tiefe des Dichters in Berlin verlöre. Gestand ihm doch auch Eichendorff trotz aller Abneigung gegen seinen ehemaligen Posten und gegen das Klima der Provinz gelegentlich: „Es bleibt dabei, von Preußen — das heißt mit andern Worten: von Ew. Exzellenz — kommt mir doch alles wahrhaft Anregende und Erfreuliche meines Lebens", und Frau von Eichendorff machte Schön gegenüber aus ihrem Heimweh nach Königsberg kein Hehl. Wenn der Oberpräsident in Berlin weilte, so war er bei Eichendorffs, die nach seinem Zeugnis sehr hübsch wohnten und auch sehr hübsch eingerichtet waren, zu Tisch; denn Eichendorff war der einzige Mensch, mit dem er in Berlin ein richtiges Gespräch führen konnte. Gerade im großen Getreibe erschien ihm „die Nähe einer so reinen, edlen, hochbegabten Seele" besonders wohltuend. Er wußte wohl, daß sich der „Herzensfreund" auf „große Demonstrationen" nicht einließ, daß man ihn etwas kitzeln müsse, um in ihm den „prächtigen Geisteswecker" zu finden, welcher er für Schön immer gewesen war und noch war, aber dann blitzten auch „seine Genialität, seine Klarheit und seine Reinheit zuweilen strahlend durch", und das ist für den großen Staatsmann, wie er bekennt, immer erhebend gewesen. Bis in Schöns höchstes Greisenalter und bis zu seinem Tode dauerte ihr Briefwechsel fort, und als der Staatsminister aus dem Dienste schied, setzte ihm der treue Genosse in einem Liede „Der brave Schiffer" das schönste Denkmal, das ihm geworden ist.

Dem Oberpräsidenten und Staatsminister legte Eichendorff manches Geständnis über die Leidensstationen seiner Berliner Laufbahn ab. In einem Brief, den er, von Königsberg aus vorübergehend nach Berlin beordert, seinem väterlichen Freunde, der damals noch sein Vorgesetzter war, schickte, sind bereits mit weltklugem Blick die Eigentümlichkeiten der dortigen Regierungsmänner gesehen, mit denen Eichendorff später je länger je mehr naturnotwendig zusammenstoßen mußte. Schon in diesem Briefe äußert er seine von den nachmaligen Kollegen abweichende Meinung dahin, daß es ihm gerade in Berlin, an dieser Zentralstelle, nur wenig auf Repräsentation, sondern vielmehr auf eine ganz hervor-

ragende innere Geisteskraft und Tüchtigkeit anzukommen scheine, welche die Überzeugung von ihrer Würdigkeit den Gegnern gleichsam wider deren Willen aufzudrängen imstande wäre. Die Herren waren der Ansicht, die katholische Kirche sei innerlich in einer unvermeidlichen allgemeinen, sogenannten zeitgemäßen, gleichsam protestantischen Reformation begriffen, man dürfe daher die alten Formen ihrer Verfassung nicht schonen, um ihren natürlichen Verfall nicht aufzuhalten. Und was er von dem Stimmführer dieser Ansicht sagt: „Er scheint mich zu achten, ja sogar auszuzeichnen und liebzugewinnen, aber er kann es noch immer nicht über sich gewinnen, mir zu vertrauen", das scheint Eichendorff, der aufrechte Mann und überzeugte Katholik, so oder ähnlich auch später bei den Amtsgenossen und Vorgesetzten in der Landeshauptstadt oft genug erfahren zu haben. Später, nach seiner endgültigen Übersiedelung, klagt er dann der Exzellenz, wie vereinsamt er in dem Berliner Getreibe lebe und daß er wohl überall und bis an sein Ende die schönen herzerhebenden Stunden schmerzlich vermissen werde, wo er mit dem Präsidenten Freud und Leid offen habe besprechen dürfen und jener ihm das enge Leben durch Großartigkeit der Auffassung und freudige Gedanken unermeßlich erweitert habe. Während der Ältere sich aus dem Gewühl von Zeit zu Zeit auf sein Landgut Arnau zurückzog, flüchtete der Dichter in seine kleine poetische Domäne, womit ihn „der liebe Gott gleichsam in der Luft belehnt" habe. Er hielt jenen über den Fortgang seiner dichterischen Arbeiten auf dem laufenden, weil er zu den wenigen gehöre, die an solchen Dingen wahrhaften Anteil nähmen. Und so trösteten sich beide gegenseitig und aneinander über die „Gemeinheit der Zeit", die, was Eichendorff bewunderte, der alte Freund von „großartiger Warte" aus „in welthistorischer Ruhe" als ein Schauspiel betrachtete, während ihm die „Zeitbewegungen in unmittelbarer Nähe oft konvulsivisch-widerwärtig sind und erst in ihren großen und massenhafteren Erfolgen wieder poetisch werden", aber dieses Drama „mit seiner weitschweifigen Exposition, mit seinem unnützen Geschwätz und hohlen Floskelwesen Szene für Szene mitdurchzumachen, ohne die Hoffnung den fünften Akt zu erleben", scheint ihm über alle Gebühr langweilig zu sein. Doch während Eichendorffs Äuße-

rungen immer gemäßigt bleiben, was schon der kuriale, gehorsam-ergebene Briefstil bedingt, den er, eine schwärmende Seele im Gewande des klugen Weltmannes, dem Würdenträger und ehemaligen Vorgesetzten gegenüber nie aufgibt, diktiert die alte Exzellenz, die seit einer Nervenkrankheit die Feder nicht mehr so fix wie sonst führen kann, mit ungeschminkter Derbheit breite Schilderungen des Weltschauspiels, wie er es sieht, und läßt dessen Typen, namentlich diejenigen der Frömmler und Mucker, mit boshaftester Behaglichkeit angemalt, aufmarschieren. Aber auch der Liberalismus, soweit er, namentlich in der Literaturrichtung des „Jungen Deutschland“, ausartet, findet vor seinen Augen keine Gnade. Und da gibt er denn seinem Freunde, mit dem er sich, trotz der Verschiedenheit ihrer Weltanschauung, in den Grundtönen lebenslang einig weiß, den er für eines der „geratenen Kinder der Kunst in dieser gemeinen Zeit“ ansieht und dessen Stärke er in der Verbindung des „fundamental Tiefsten mit dem Jovialen, der Idee mit dem Launigen“ erblickt, kräftige Auffassungen von den Karikaturen in beiden Zeitlagern zum besten. Denn was Eichendorff, der doch in erster Linie Dichter war, als Beamter im Kleinen auskostete — die Bitterkeit ungerechter Zurücksetzung —, das erfuhr der leidenschaftliche Staatsmann, der nichts anderes war und sein wollte, im Großen. „Ich denke, es wird bald dahin kommen,“ meint Schön einmal, „daß die sogenannten Liberalen Wahrheit und Recht für lächerlich erklären und den Totschlag eines jeden predigen werden, dessen Eigentum man haben will. Die Servilen dagegen sind dem Zeitpunkte schon sehr nahe, wo sie erklären werden: wir sind dazu geboren, die Füße zu lecken und Prügel zu bekommen, wenn wir nur schwelgen können.“

Und diese „Liberalen“ und „Servilen“ waren es auch, zwischen denen Eichendorff seinen schweren Stand' hatte und die ihm in Berlin den Boden untergruben, so daß dieser wankte, als der Beamte gerade endlich auf ihm festen Fuß zu fassen hoffte. Altenstein in seiner Hilfsbereitschaft hatte einen Antrag an Friedrich Wilhelm III. auf Eichendorffs Anstellung beim Oberzensurkollegium mit Gehalt und Geheimratstitel entworfen. Schön wünschte dem Freunde freilich etwas Besseres; als Zensor der Welt habe er sein

Amt herrlich geführt, doch bei der Zensorei nach Berlinischen Gedanken werde er, das sei zu fürchten, zuweilen Bauchgrimmen bekommen, denn in der Tat lud sie nur Haß und Verachtung auf sich. Allein Eichendorff sah doch in dieser Anstellung die endliche Gewähr für eine sichere Zukunft und hatte auf sie schon eine Fülle von Bemühungen und Vorarbeiten verwendet. Zwar starben Minister und König, bevor sie jenen Antrag verwirklichen konnten, jedoch der neue Herrscher, der vermeintliche „Romantiker auf dem Thron", mußte von Eichendorff als der Erfüller aller seiner Wünsche begrüßt werden. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich schon als Kronprinz für den Dichter interessiert und seine Anstellungsangelegenheit dem Minister Altenstein ans Herz gelegt. Nach seinem Regierungsantritt nahm er die Widmung von Eichendorffs gesammelten Schriften an und stellte es ihm frei, ob er auf seinen Königsberger Posten zurückkehren wolle oder es vorziehe, eine andere angemessene Anstellung zu erhalten. So konnte denn Eichendorff dem König selber sein Anliegen vortragen und die Huld des Monarchen gegen die drohende Kürzung seines bisherigen Gehaltes aufrufen; er schloß sein Schreiben mit den Worten: „In dieser Not habe ich keine Zuflucht als das Herz meines Allergnädigsten Königs und Herrn, dem ich mit freudigem und ehrfurchtsvollstem Vertrauen mein Geschick lediglich anheimgebe. Was Euer Majestät auch über mich zu bestimmen geruhen, werde ich tun und dankbar aufnehmen, und wage nur die alleruntertänigste Bitte, mir nicht zu zürnen, wenn mein Herz mich trieb, Allerhöchstdemselben meine Sorgen und Wünsche offen zu Füßen zu legen." Hierauf erfolgte dann auch wirklich eine königliche Order vom 12. Januar 1841, die seine Beschäftigung mit den Zensurangelegenheiten bestimmte, seine Besoldungsverhältnisse nach dem Maße seiner bisherigen Einnahmen regelte und ihm den Charakter eines Geheimen Regierungsrates beilegte. Allein seine Hoffnungen auf eine neue Zeit, die der neue König bringen werde, sollten sich nicht erfüllen. Diese Hoffnungen regten sich überall, denn Friedrich Wilhelm IV. kokettierte mit allen Richtungen. Doch sagten die Berliner schon bald von dem neuen Regiment, es sei ja im Grunde nur die alte Wirtschaft mit mehr Frömmigkeit und Sprechen und weniger Ballett. Und Ale-

xander von Humboldt bezeichnete den Herrscher als „immer mit gefährlichen Dingen in kindischer Fröhlichkeit beschäftigt“.

4

Um Eichendorffs politischen Standpunkt zu würdigen, muß man davon ausgehen, wie ihm das Bild seiner Zeit und überhaupt der neueren Geschichte erscheint. Er weiß sehr wohl, daß die Burgen zerfallen in der Abendstille liegen, daß die romantischen Glockenklänge Abschiedslaute einer untergegangenen Epoche sind und daß der Geisteskampf, der mit der Reformation begann, noch längst nicht beendigt ist. Ihm gilt als der Erreger dieses Kampfes ein und derselbe Grundtrieb, welcher in seinem ersten Jünglingsfeuer die Bande des kirchlichen Absolutismus durchbrach, aber — das ist für Eichendorff nicht Neben-, sondern Hauptwirkung — gerade durch die wechselseitige Opposition neues Leben in die Kirche brachte, dann, „gleichsam müde von solchem Riesenkampf, als Aufklärung aus den Studierstuben der Gelehrten die Welt mit aufdringlicher Nützlichkeit langweilte“ und nun, erholt und mit wissenschaftlichem Rüstzeug versehen, praktisch und politisch geworden ist. Wenn nun die alte Welt mit ihren Ordnungen in Trümmern liegt, so erkennt Eichendorff doch, daß bereits neues Leben aus den Ruinen sprießt und daß es nicht Abendröte, sondern Morgenrot ist, was sie bescheint, ja, er erklärt es geradezu für gut, „daß in den romantischen Mondschein, der die früheren Jahrhunderte wunderbar beglänzte, das morgenkühle, scharfe Tageslicht noch zeitig genug hereinbrach, um die Klüfte und Spalten der längst unterwaschenen und verwitterten Felsen zu beleuchten, die sonst unerwartet über den Häuptern der Sorglosen zusammengestürzt wären“. Welcher Zeit aber seine eigentliche Liebe gehört, jener in allen Irrtümern doch großartigen Vergangenheit oder der nüchternen Gegenwart, das wird sofort deutlich, wenn er die Rede auf die allzu eilfertigen Neumacher unter seinen Zeitgenossen bringt. „Nicht darin“, meint er, „liegt das Übel, daß der Verstand, im Mittelalter von gewaltigeren Kräften der menschlichen Natur überboten, sein natürliches Recht wieder genommen, son-

dern darin, daß er nun als Alleinherrscher sich keck auf den Thron der Welt gesetzt, von dort herab alles, was er nicht begreift und was dennoch zu existieren sich herausnimmt, vornehm ignorierend. Denn jede maßlose Ausbildung einer einzelnen Kraft, weil sie nur auf Kosten der andern möglich, ist Krankheit. . . ." Gegen diese einseitige Verstandesvorherrschaft im Liberalismus, gegen den „politischen Aberglauben", welcher „jede Windmühle für den erschröcklichen Riesen Absolutismus ansieht, der mit seinen langen Jesuitenarmen in die dicke Finsternis hinausgreift, um Seelen zu fassen und zu knechten", gegen die jungdeutsche Emanzipationswut, in der er die alte Großmutter „Aufklärung" wiedererkennt, obwohl sie „die Schminke gemachter Begeisterung aufgelegt, ein falsches blendendes Gebiß eingesetzt und sich ein zierliches Freiheitskäppchen über ihre Glatze gestülpt hat", kämpft der Politiker Eichendorff. Dabei geht sein Kampf nicht gegen einzelne Männer und Gruppen, sondern gegen den ganzen Geist, der sich in den verschiedensten Typen und Meinungen offenbart und den er fast überall geschäftig am Werke sieht. „Zwischen dem zerworfenen Gestein", so führt er das Bild der auf den Trümmern der Vergangenheit sich einrichtenden Gegenwart aus, „wandeln nun Bauverständige und Projektenmacher vergnügt mit dem Richtmaß umher und kalkulieren über Anschlägen, aus dem Material nach ihrer Elle eine neue Welt aufzubauen, über den Trümmern aber sitzt das Volk ohne sonderliche Wehmut oder Erwartung, in der Einsamkeit von einem epidemischen Unbehagen beschlichen, das sich vor Langerweile von Zeit zu Zeit durch unruhige Neuerungssucht Luft macht. Und das ist das schlimmste, wenngleich unvermeidliche Stadium solcher Übergangsperioden, wo das Volk nicht weiß, was es will, weil es weder für die Vergangenheit, die ihm genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat. Denn das Volk lebt weder von Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen. Es will etwas zu lieben oder zu hassen haben, es will vor allem eine Heimat haben in vollem Sinne, d. i. seine eigentümliche Atmosphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringe."

Aber auch Eichendorff erkennt den Wahlspruch an: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott"; er ist durchaus dafür, daß eifrig Hand ans Werk gelegt wird, da überall der Himmel nicht wie ein Wirtshaus bequem an der Heerstraße liegt, sondern erobert sein will. Auf der einen Seite sieht er diejenigen, welche die Rettung nur in der Restauration des Alten und welche in allem Vorstreben der persönlichen Freiheit nichts als rebellische Auflösung erblicken, auf der andern Seite diejenigen, welche atemlos vorwärtsstürmen. Eichendorff sucht das lebendige Heil in der Mitte zwischen diesen beiden Richtungen, nicht in der „mechanischen Mitte", sondern auf der Höhe über dem Streit, auf dem Standpunkt nicht des Parteimannes, sondern des Staatsmannes. Die Regierung soll seiner Meinung nach „weder eigensinnig an das Alte sich hängen, noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit vorgreifen", sie soll mit Liebe walten, „indem sie die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungefüg sich gebärden, nicht unterdrückt, sondern sie zu veredeln und somit zu einer höheren Versöhnung zu befähigen trachtet". Das erscheint ihm als die eigentliche Aufgabe der Staatskunst, „die Rätsel der Zeit zu lösen und den blöden Willen und die dunkle Sehnsucht der Völker zur klaren Erscheinung zu bringen". Die Gesetzgebung hält er dabei immer nur für provisorisch, denn „das Leben des Einzelnen und der Völker ist nichts Stillstehendes, sondern eine ewig wandelnde, fortschreitende Regeneration".

Von solchen Voraussetzungen geht er in verschiedenen Abhandlungen, die in vielen ihrer Sätze und Absätze wörtlich miteinander übereinstimmen, an die politische Hauptfrage der Zeit heran: an diejenige des Verfassungswesens und untersucht den Wert oder Unwert des Konstitutionalismus, namentlich in Hinsicht auf Preußen. Da wendet er sich denn zunächst gegen die Behauptung, „daß Preußen in seinen Institutionen die Anforderungen der Gegenwart an politische Freiheit verkennend oder übersehend, hinter dem allgemeinen Aufschwunge der Zeit zurückgeblieben und inmitten allgemeiner Verjüngung veralte", „daß es Preußen für den Bestand des Guten, das es haben oder noch erstreben möge, an den nötigen Garantien fehle", und daß es sich daher „zu diesem Zwecke

und um überhaupt im Niveau der Zeit zu bleiben, eine Konstitution geben müsse". Den ersten Teil dieser Behauptung sucht er zu widerlegen durch Darstellungen erstens von Preußens innerer Gesetzgebung, und zweitens von seiner Organisation der Verwaltung. Damit glaubt er zur Genüge zu beweisen, daß Preußen, weit entfernt, die Forderungen der Zeit zu verkennen oder hinter ihren Fortschritten zurückzubleiben, vielmehr tiefer gehend sich ohne Geräusch innerlich gesammelt und verjüngt habe. Dem Einwand, es fehle aber an der Gewähr, an den Garantien für dieses Gute, begegnet er sodann mit der Frage, wo denn die Garantie für die Verfassung selber sei. Die Verfassung selbst sei null, das Papier tue es keineswegs. Nicht auf dem toten Buchstaben beruhe ja überall die Kraft und Heiligkeit des Vertrages, sondern einzig und allein auf der Treue, auf dem, eben nicht zu versiegelnden Willen, ihn zu erfüllen, dessen äußere Manifestation bloß der geschriebene Kontrakt sei. Eine Verfassung könne nicht g e m a c h t werden, sie garantiere sich als solche außerdem niemals selbst, und jede habe nur relativen Wert. Eine Konstitution, die für einen Staat vollkommen angemessen, werde darum keineswegs auch für jeden andern passen. Deshalb hält er der allzeit fertigen Fabrikation von Verfassungen nach dem Muster des Auslandes die frische Eigentümlichkeit der verschiedenen deutschen Stämme entgegen, deren Einheit nicht mit Einerleiheit verwechselt werden dürfe. Gott behüte uns vor einem deutschen Paris, das, wie jenes benachbarte, alle besonderen Meinungen, Gedanken und Interessen aus dem ganzen Reiche einsauge. „Es ist aber gleich willkürlich," — dieser Satz bedeutet einen Hauptpunkt von Eichendorffs politischem Glaubensbekenntnis — „ob man den Leuten sagt: Ihr sollt nicht frei sein, oder: Ihr sollt und müßt gerade auf diese und keine andere Weise frei sein!" „Es gibt einen Despotismus der Liberalität, der so unleidlich ist, wie jede andere Tyrannei, indem er das frische Leben fanatisch mit eitel Garantien, Vor- und Rücksichten umbaut, daß man vor lauter Anstalten zur Freiheit nicht zu dieser selbst gelangen kann. . ." Das Gemeinwesen sei in Deutschland, namentlich in den sogenannten konstitutionellen Staaten, keineswegs schon emanzipiert oder zu einem sich selbst bewußten Leben

gelangt, und — die natürliche Folge davon — die öffentliche Meinung meine eben noch gar nichts, als ein unverständliches Gemurmel der verschiedenartigsten Stimmen, durch das man von Zeit zu Zeit die Posaunenstöße liberaler Blätter hindurch schreien höre, sie sei vielmehr zurzeit noch eine ziemlich komplette Musterkarte von allem, was jemals in ganz Europa, Amerika oder in dem verschlafenen Asien über Politik gedacht, gefaselt und geträumt worden. Eine Herrschaft der Gelehrten oder Gebildeten wiederum sei aber erst recht vielleicht die verderblichste, wenn sie in ihrer verwegen experimentierenden Allgemeinheit von der eigentlichen Natur und Geschichte der Nation keine Notiz nehmend ein einziges Volk nach und nach in zwei verschiedene Völker entfremde. Konstitutionen täten jetzt überhaupt noch nicht so gewaltig not, als uns ihre Verfechter gern einreden möchten. Das Rechte, Wahrhafte und historisch Notwendige werde wie alles Tüchtige sich selbst garantieren und in allmählicher Metamorphose die rechte äußere Form von selbst finden; die unberechenbare Zukunft aber dürfe und könne nicht im voraus garantiert werden. Preußen erziehe von unten herauf das Volk allmählich zur wahren Freiheit, zu der höheren Geselligkeit eines lebendigen Gemeinwesens; durch seine innere Gesetzgebung und Verwaltung habe es bereits ein unerschütterliches Fundament wahrhafter Freiheit gelegt, und es sei nicht zu raten, dieses schon jetzt mit dem Notdach einer Konstitution zu überbauen. Hier entscheide allein die innere Notwendigkeit als das Ergebnis der eigentümlichen nationalen Entwicklung. Die Verfassung müsse wie alles übrige organisch emporwachsen wie ein Baum. In der Geschichte gebe es keinen Zufall. „Wir müssen also", damit faßt er seine Anschauungen abschließend zusammen, „das, was man Garantie nennt, seit geraumer Zeit schon besitzen. . . Diese einfachste und kräftigste aller Garantien ist das historische Ineinanderleben von König und Volk zu einem untrennbaren nationalen Ganzen."

Im engsten Zusammenhang mit Eichendorffs allgemeinen politischen Überzeugungen, diese nur auf einen besonderen Gegenstand anwendend, stehen seine Ausführungen über Preßgesetzgebung und sein Entwurf eines Preßgesetzes, die seiner

beabsichtigten Verwendung bei der Zensurbehörde ihre Entstehung verdanken. In liberaler Weise geht er davon aus, daß die Preßfreiheit als Grundprinzip anerkannt werden müsse, und wünscht mit allen Unbefangenen, es möge gelingen, alle Zensur gänzlich zu beseitigen. Das sei aber gegenwärtig unmöglich, sondern könne nur annähernd geschehen durch eine Preßgesetzgebung, welche die Aufgabe habe, die Norm festzusetzen, nach der die Preßfreiheit ausgeübt werde, und die Bedingungen, unter denen sie bestehen solle. Überhaupt gibt es für Eichendorff im gesellschaftlichen Zustande nirgends eine unbedingte Freiheit, also auch keine unbedingte Preßfreiheit. Zwar glaubt er, daß die Preßfreiheit unter gewissen Umständen und bei einem gewissen Kulturgrade sich überall von selbst mache, aber nirgends könne sie bestehen, wo man sie von vornhinein außer dem Gesetze erkläre; sie bedürfe vielmehr wie jede andere öffentliche Freiheit des gesetzlichen Schutzes, man brauche genügend Garantien für sie und gegen sie. Denn er vertritt den Standpunkt, es möchte weit eher noch durch einen aufrichtigen Zustand der Wahrheit die Preßfreiheit, als umgekehrt durch die Preßfreiheit neue unerhörte Wahrheit erzeugt werden. Darum wendet er sich energisch gegen das allgemeine Feldgeschrei: „Es werde Licht durch die Preßfreiheit, es weiche die Finsternis, nieder mit der Zensur!" Und erklärlicher scheint ihm bei den gegenwärtigen Zuständen der entgegengesetzte politische Aberglaube, welcher die Preßfreiheit für ein absolut Böses hält, das die Ordnung der Dinge notwendig zerstören müsse, obschon er sich auch gegen diesen wendet. „Nicht in dem an sich unschuldigen Werkzeug der Presse", so weist er beide Zeitmeinungen zurück, „liegt die Gefahr, sondern in deren Mißbrauch." Beseitigung dieses Mißbrauchs ist der einzige Zweck seiner gesetzgeberischen Vorschläge.

Er wünscht eine in den Hauptgrundsätzen für alle deutschen Staaten bindende Preßgesetzgebung, da er, der sonst die Verschiedenartigkeit der deutschen Stämme gern betont, nur ein einziges deutsches Geistesleben kennt. Hier also tritt er bewußt als Vorkämpfer der deutschen Einheit auf, und zwar einer Einheit unter Preußens Führung. Durch die zeitgemäße Liberalität der von ihm vorgeschlagenen Zensurmaßnahmen will er „die Meinung und Stimme

der ausgezeichnetsten und mithin einflußreichsten Schriftsteller" für Preußen gewinnen, „eine überwiegende intelligente Macht, die sich, bei einem entgegengesetzten Verfahren, nicht ohne empfindlichen Nachteil gegen die ganze Angelegenheit wenden dürfte".

Sein Bestreben ist alles in allem darauf gerichtet, die Rechte und Ansprüche des Staates, der einzelnen und der Schriftsteller gegeneinander abzuwägen. Von der Vorzensur will er wissenschaftliche Untersuchung und größere Dichtwerke befreit wissen, da sie sich an ein kleineres und gebildetes Publikum wenden und „da die Staatsautorität, welche nicht berufen ist, in Kunstsachen oder über Wahrheit oder Unwahrheit in wissenschaftlichen Erörterungen zu entscheiden, auch den Schein vermeiden muß, dies zu wollen." Überhaupt soll die Zensur nicht durch Willkür oder Einseitigkeit hemmend eingreifen oder durch übertriebenen, unbesonnenen Eifer nachteilige Reaktionen hervorrufen; deshalb darf es nach Eichendorff keine a l l g e m e i n e rücksichtslose Zensur geben, welche „die gesamte achtbare Klasse der Schriftsteller" unnützerweise verletzt. Das Erscheinen einer Schrift soll in der Regel von einer Genehmigung der Zensur nicht abhängig sein. Die Vorzensur, der — mit Ausnahmen — die Zeitschriften und Zeitungen unterworfen werden sollen, richtet sich, wie Eichendorff sie sich denkt, hauptsächlich gegen die politische und politisch-kirchliche Tagesschriftstellerei. Nach dem Wahlspruch, den er einmal an einer anderen Stelle vertritt: „Fürchte Gott und scheue keinen Redakteur!" hat er nämlich einen sehr geringen Respekt vor dem, was man „öffentliche Meinung" nennt, und vor dem „nüchternen Wasser des Journalgeschwätzes". „Glaubt man denn in vollem Ernst," fragt er, „daß diese täglich sich selbst überlebende Zeitungsweisheit, welche die Ereignisse an der Oberfläche aufrafft und einzelne Blätter, wie sie eben der Sturm des Tages zufällig abgerissen, verworren umherschleudert, jemals ein volles Bild von dem Baume des Lebens in Wurzel, Stamm und Zweigen geben, daß dieses isolierte, zerstückelte Wissen, diese hohle Phraseologie in der Tat eine tüchtige Volksgesinnung entwickeln könne? Es ist eine edlere Freisinnigkeit, unabhängig von den wechselnden Gelüsten der Zeit, über der sie bildend steht, es ist jener tiefere Ernst, jene getreue, gründ-

liche Forschung allein, welche in allen Zeiten neue Zielpunkte aufstellt und neue Bahnen bricht. Diese aber ist notwendig Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung und kann nur in allmählicher Metamorphose sich praktisch gestalten, nur in Institutionen dem Volke lebendig vermittelt werden. Sie ist frei und soll auch ferner frei bleiben. Ganz anders dagegen verhält es sich mit den Tagesblättern. Unvorbereitet, unbegründet, brechen Wahrheit, Systembruchstücke, Lüge und beschränkte Verkehrtheit auf das verblüffte Volk herein. . ." So sieht er die Gefahr der Zeitungen und Flugschriften darin, daß durch sie „der Irrtum gleichsam Wehrlose überfällt und schleichendes Gift vielleicht in wenigen Stunden über ein ganzes Land verspritzt werden kann."

Wie in der Verfassungsfrage stellt sich Eichendorff auch in der Frage der Preßgesetzgebung ganz auf den Boden der nationalen und historischen Bedingungen und widerspricht den hiergegen blinden Verallgemeinerungen und Absolutheiten, die in der Behauptung liegen, in den Ländern, wo Preßfreiheit herrsche, stehe alles aufs beste, in denen, wo Preßzwang, alles übel — „als sei auf einmal die ganze Vergangenheit ausgelöscht mit allen ihren nationalen Unterscheidungen, Begebenheiten und Institutionen, auf denen die Gegenwart in ihrer Tiefe beruht und welche noch die Zukunft, mit oder ohne Preßfreiheit, bedingen werden". „Nur durch große, nationale Institutionen, in die ein Volk sich in Lust und Not jahrhundertelang hineingelebt, wird eine wahrhafte öffentliche Gesinnung erzeugt; wo dieser Kern aller öffentlichen Verhandlung noch fehlt, wird auch die freie Presse entweder in gelahrten Theorien, die das Volk nicht berühren, sich unfruchtbar verzehren oder in wesenlosen Ausschweifungen die Meinung nur noch mehr verwirren. Man muß überall erst bestimmt wissen, was man will, ehe man mit Erfolg darüber reden kann." Darum also glaubt er keineswegs, daß durch Preßfreiheit die unsichtbare Macht des „öffentlichen Geistes" erzeugt werde, sondern er sieht hierin nur die, was ihre Zwecke betrifft, mehr als durchsichtige Behauptung derjenigen, „welche die sogenannte öffentliche Meinung in Pacht genommen zu haben sich anmaßten". „Ein Preßvergehen", sagen diese, „ist vorhanden, wo im Sinne der öffentlichen Meinung

ein öffentliches oder persönliches Recht mittelst der Presse verletzt wird" — wogegen Eichendorff geltend macht, daß vielmehr die Sünden der Presse in der Regel die der öffentlichen Meinung sind und daß das Gesetz gerade das Kriterium der wechselnden, schwankenden Meinung sein soll. Auch lehnt er bei der näheren Erörterung der Frage, worin denn ein Preßvergehen bestehe, den Standpunkt ab, daß alles öffentlich gesagt werden dürfe, was der Wahrheit entspreche. „Wenn z. B. jemand in Kriegszeiten die wirkliche Stellung der Armee seines Vaterlandes dem Feinde verrät, so sagt er allerdings die Wahrheit, verdient aber dennoch den Galgen. Wenn jemand Gebrechen, Lächerlichkeiten oder unbewachte Äußerungen aus dem häuslichen Privatleben oder vertraulichen Briefwechsel eines andern durch den Druck öffentlich bekannt macht, so mag das Mitgeteilte immerhin wahr sein, er bleibt dennoch ein Schuft. Es ist nicht viel besser als die Verletzung des Briefgeheimnisses."

Der Bestimmung dessen, was als Preßvergehen zu gelten hat, sowie der Festsetzung von Art und Ausmaß der Bestrafung legt Eichendorff das allgemeine Strafgesetzbuch zugrunde, mit der Modifizierung, daß das gefährliche und mächtige Werkzeug der Presse einen Frevel vergrößere und dieser darum auch schwerer bestraft werden müsse, wobei eine Geldbuße durchaus nicht immer genüge. Aber die Bestrafung, die zudem viele nur als ein willkommenes Märtyrertum betrachten und ausnutzen, erscheint ihm nicht als hinreichende Waffe im Kampfe gegen ein Übel, das durch sie weder nachträglich wieder gut gemacht noch verhindert werden kann, sondern er empfiehlt eine angemessene Verbindung von repressiven und — vor allem — vorbeugenden Maßregeln, von Strafe und Zensur. Als gerichtliche Instanzen für Preßvergehen will er keineswegs Schwurgerichte anerkannt wissen, und er begründet dies ausführlich im Sinne seiner gesamten Anschauungen: „Allerdings erzeugt die Geschichte jeder Nation eine eigentümliche Volksansicht von den bedeutendsten Angelegenheiten ihres Zustandes. Dieses Volksgefühl aber richtig zu erkennen und im einzelnen praktisch zu deuten, ist immer nur Sache sehr weniger, höchst aufmerksamer und gewissenhafter Denker gewesen. Was davon an der Oberfläche in dem öffentlichen Geschwätz zutage kommt, ist mehr oder minder

in dem Schmelztiegel der kurrenten Leidenschaften schon verwandelt; jene sogenannte öffentliche Meinung, sie ist kaum etwas anderes, als das: tel est mon plaisir des vielköpfigen Publikums, dessen unzuverlässige Launenhaftigkeit längst zum allgemeinen Sprichwort geworden. Und kann man wohl erwarten, daß Geschworene, häufig von Parteien zu bestimmten Parteizwecken aus der Menge herausgegriffen, jederzeit tiefer gehen und diese Oberfläche, die ja eben ihre Vollmacht ist, verlassen werden? Gehört denn etwa weniger Mut dazu, dem Anathema der, wie Stechfliegen, immer auf denselben Punkt wieder zurückkehrenden Tagesblätter, als der Rüge einer Staatsbehörde Trotz zu bieten; und ist es zuletzt nicht dieselbe Tyrannei, ob ich nichts für die Regierung oder nichts gegen die Regierung schreiben darf? — Setzen wir nun z. B. den, keineswegs undenkbaren, Fall, die pietistische Partei würde allgemein verbreitet in Deutschland, — wie es ja in England mit der Partei der Rundköpfe einst wirklich der Fall war —, würde dann nicht von der öffentlichen Meinung, also auch von der Jury, alle Heiterkeit als unheilig verdammt und der Poesie, Kunst und Gelehrsamkeit, wie eben damals in England, für Jahrhunderte eine barbarische Niederlage beigebracht werden?" Da aber auch dem Juristen „eine allseitige Bekanntschaft mit dem Weltverkehr in der Regel nicht zugemutet werden kann", so schlägt Eichendorff für die Preßangelegenheiten ein aus Mitgliedern verschiedenartiger Stände gebildetes Gericht vor, eine nicht nur aus Vertretern der öffentlichen Meinung, sondern aus denen der Regierung und der höheren wissenschaftlichen Bildung, also aus allen Elementen der Gesellschaft zusammengesetzte, unbesoldete Kommission, die, damit keine stehende Praxis sich bilde, nur auf zwei bis drei Jahre gewählt wird, und zwar eine besondere Kommission für jede Provinz und dem Provinzialoberpräsidium unterstellt, während in Berlin ein Oberzensurkollegium für die ganze Monarchie als letzte Instanz eingerichtet werden soll.

Eichendorff schlägt auch als Dichter gelegentlich einmal seine politischen Töne an, aber mit seinem echten Künstlerinstinkt tut er dies niemals agitatorisch, sondern, wie immer, wenn er als Dichter aktuell ist, in zwar sehr besinnlicher, doch humoristisch-satirischer Weise; davon machen nur einige ernste Zeitgedichte eine

Ausnahme. Die erste dieser politischen Satiren, nach den Tagen der französischen Julirevolution geschrieben, ist die burleske Phantasie- und Traumerzählung „Auch ich war in Arkadien", die im Gasthof „Zum goldenen Zeitgeist" spielt, und zwar als eben die „Deutschheit aufgekommen war und in ihrer dicksten Blüte stand". Auf Betpulten liegen, von den Gästen andächtig verschlungen, englische und französische Zeitungen voll von den Schlagworten „Preßfreiheit", „Garantie", „Konstitution". Und ein Professor hält eine Tischrede über Freiheit und Toleranz, wobei er den Braten ganz allein ißt. In der Nacht — es ist die Walpurgisnacht — reitet der Dichter, der das Ganze, und somit auch den nun beginnenden Traum, in der Ichform erzählt, unter Führung des Professors durch die Luft auf den Blocksberg, von dem ihnen gleich ein Geheul vaterländischer Gesänge entgegenschallt. Mit Verwunderung bemerkt er unter den Ankommenden „bekannte Redakteure liberaler Zeitschriften". „Sie ritten auf großen Schreibfedern, welche manchmal schnaubend spritzelten, um den guten Städten unten, die rein und friedlich im Mondglanz lagen, tüchtige Tintenkleckse anzuhängen." Ein Wirt schreit in dem Gewühl des Blocksberges seine Wunderbüchsen und Likörflaschen aus: Konstitutionswasser, doppelte Freiheit usw. Und alles huldigt vor dem Hexenaltar auf den Knien der „öffentlichen Meinung". Der Professor hält eine Rede, in der die Worte jenes badischen Abgeordneten wiederkehren, die Eichendorff auch in seinen Preßgesetzabhandlungen niedriger hängt: „Es werde Licht, es weiche die Finsternis, nieder mit der Zensur!" Kein Wunder, daß dieser starke Mann fünf, sechs Flaschen abgezogener Garantie hinunterstürzt, ohne sich zu schütteln, und zuletzt all das Zeug noch nicht scharf genug findet. In dem Gedränge aber entsteht plötzlich eine beängstigende Stockung. „Alles aus!", rufen atemlos Herbeieilende, „sie wollen hier bei der Schnapsbude bleiben, es geht ein Schrei durchs ganze Volk nach Braten und Likör, sie mögen nichts von Freiheit und Prinzipien mehr wissen, sie wollen durchaus nicht weiter fortschreiten!" Da donnert der Professor mit seiner Stentorstimme wütend in das dickste Getümmel hinein: „Wollt ihr wohl frei und patriotisch und gebildet sein in des Teufels Namen!" Inzwischen hängt sich die öffentliche Mei-

nung" einem Studenten, der „mehr Bart als Gesicht, mehr Stiefel als Mann", an den Arm, und vor ihren Augen wird auf einer Bühne „die Zukunft ein wenig einexerziert". In diesem Stück tritt der Tyrann auf, und selbst er erhebt den Ruf: „Ja, seid umschlungen, Millionen! Es weiche die Finsternis, nieder mit der Zensur!" Jedoch zwei mitspielende Oberpriester reden davon, daß sie den Tyrannen nur darum in solchen Edelmut und Resignation brächten, um dann selber auf seinem Thron Platz zu nehmen und kommode zu regieren, wie es ihnen eben konveniere. Der Professor schimpft halbleise auf sie ein: „Seid ihr betrunken, daß ihr das alles hier vor dem Volke ausplaudert?" Die „öffentliche Meinung" aber bläst einfach auf ihrer Papagenoflöte, und die Oberpriester müssen danach tanzen. Das Zukunftsstück geht weiter: Taglöhner und Fabrikarbeiter lungern in den Palästen, an deren marmornen Fensterbrüstungen durchlöcherte Wäsche zum Trocknen hängt, und der nackte Ellbogen eines Handwerkers schaut aus einer Staatskarosse, auf deren Wagentritt zwei Kavaliere stehen, die im Bewußtsein aufgeklärten Edelmuts stolz von der Höhe herabblicken, zu der ihre starken Seelen sich zu erheben gewußt. Der Professor hat eine Regierungsmaschine erfunden und will sie sich patentieren lassen. Dem Tyrannen, der zum Landesvater in Pantoffeln und Schlafrock geworden und ordentlich angegriffen von den Bürgertugenden ist, steht der Verstand still beim Anblick dieser Maschine und bei den erklärenden Reden der Oberpriester über Intelligenz, Garantien, Handels-, Rede-, Gedanken-, Gewerbe-, Preß- und andere Freiheit — doch plötzlich wird er wild, da er bemerkt, daß ihm das Volk seinen Tabaksbeutel gestohlen. Es gibt eine große Konfusion, die Faulenzer auf dem Platz, die sich eigentlich durch Selbstdenken emanzipieren sollen, bemächtigen sich ganz wider den Plan des Stückes der an den Nagel gehängten Krone und des Purpurmantels und balgen und zerreißen sich darob auf dem Wege zur Restauration, woselbst der Wirt diese Insignien anlegt und dann zapft und laufen läßt, was er hat. Schließlich wird der Dichter mit der „öffentlichen Meinung" verheiratet, mit der alle anderen bereits verheiratet sind, die in die Regierungsmaschine verbauten Prinzipien bekom-

men Luft, die Maschine fliegt auseinander, und alles endigt mit dem alten Chaos.

Persönlicher wird Eichendorffs Spott in dem Puppenspiel „Das Inkognito", das er unvollendet in drei Fassungen hinterlassen hat und dessen dritte Formung anscheinend in die Zeit fällt, als er schon sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte. Hier wollte er sich von der berechtigten Bitterkeit über seine Anstellungsmisere befreien, er wollte jenen Servilismus geißeln, der sich um den Thron mehr und mehr breit machte und dem der Dichter zum Teil seine Zurücksetzung als Beamter zu verdanken hatte, und auch den König nicht schonen. Friedrich Wilhelm IV., der geistreichelnde Gemütsmensch, der gerne fern von den Regierungsgeschäften inkognito reiste, geriet durch sein Streben nach allgemeiner Volksbeglückung, mit dem er es jedem recht machen wollte, in eine Zwitterstellung, da er zunächst allen freiheitlichen Wünschen der Liberalen als ihr Gesinnungsgenosse entgegenzukommen schien, um ebenso schnell aus diesem Inkognito als verschwommener Romantizist herauszutreten. So hatte er schließlich weder die bürokratische Beamtenschaft noch die Fortschrittler hinter sich, während man in beiden Lagern dennoch um Titel und Ehren von seinen Gnaden buhlte. Eichendorff hatte den König immer nur in vornehmer Weise auf sich aufmerksam zu machen gesucht, mit der einzigen Absicht, zu seinem Rechte zu gelangen, aber während er nichts erreichte, wurden Tieck, Rückert und andere von Friedrich Wilhelm unter Verleihung von bedeutend höheren Gehältern, als Eichendorff eines bekam, und von Ehrentiteln nach Berlin berufen. In unseres Dichters Puppenspiel treten König und Narr selbander auf, und wie der erstere bei einem Kanonenschuß erschrickt, erklärt ihm der letztere:

„Sie können den Patriotismus nicht mehr halten,
sie sahen vom Turme uns dort und knallten."

Dieser „philosophische König" aber ist der offiziellen Empfänge überdrüssig, er „will auch ein Mensch sein ganz und gar" und um seiner selbst geliebt und geehrt werden. Doch das Inkognito, das er wählt, versteht Paphnutius, ein zur satirischen Figur ge-

wordener Baron Rothschild, wohl am richtigsten, wenn er zum Bürgermeister spricht:

„Der König nennt Graf sich und lächelt ein wenig,
wir aber verneigen uns untertänig
und lächeln und tun, als ob wirs glauben,
er tut, als glaubt er, daß wirs glauben,
und so aus Lächeln und solchem Glauben
und Gegenglauben, an den niemand glaubt,
bestehen die Staaten überhaupt."

An die Menschenbeglückung geht der inkognito reisende König sofort im Sinne von Friedrich Wilhelms Absichten zur Ehereform heran. Später erscheint der Narr als König, der König aber als Weltweiser, in welcher Rolle er die Verzweiflung der Diener des Paphnutius erregt und zuletzt geknebelt wird. In der dritten Fassung des Stückes wird statt seiner der deklamatorische Regimentsdichter Freimund geknebelt, nachdem er zuvor als Umstürzler vor den Narren, den vermeintlichen König, getreten ist, — während der wirkliche König ihn zum „Hofdemagogen" ernennt und von den Liberalen, ohne daß sie ihn überhaupt zu Worte kommen lassen, unter großem Geschrei: „Fortschritt ohne historische Krücken!" „Juste milieu und Völkerbeglücken!" „Und freie Presse!" „Und deutsche Messe!" „Jedes Maul ohne Gebiß!" „Und emanzipierten Leib!" auf den Schild gehoben wird. Der Ärmste hat sich vorher schon ganz müde gelaufen, „um mit der Zeit recht fortzuschreiten". In jener Szene des Freimund spielt Eichendorff auf den revolutionären Lyriker Georg Herwegh an, der in einer Audienz mit Männerstolz vor Friedrich Wilhelms Königsthron getreten und hernach durch zwei Polizisten aus den preußischen Grenzen abgeschoben worden war — ein Vorfall, der auch sonst viel Spott bei den Zeitgenossen hervorrief. Im übrigen allerdings scheint mit Freimund der Dichter Rückert gemeint zu sein, wie denn das Puppenspiel auch andere literarische Tagesgrößen zu treffen sucht: so Heine, den „unglückseligen Atlas", und Tieck in der Figur des Willibald, der ins Lager der Neuzeitlichen übergelaufen ist: denn „ich habe zu Hause Kind und Frau, und die Romantik ging

jetzo flau" — hier muß er freilich „tüchtig nachexerzieren". Sonst ist aus den drei Fassungen des Torso gebliebenen Gelegenheitsstückchens nur noch zu erwähnen, daß Eichendorff seine Vorgesetzten als „Nummernjäger" verspottet, die hinter flatternden Papieren über Beete und Saatfelder setzen; das Volk ruft: „Die Nummernjäger! Rett sich, wer kann!", und ein Bauer meint:

„Man nennt das hier zu Lande den Staat,
das pflegt so manchmal heraufzurucken
wie Hagel und andere Kalamität,
man muß sich eben ein wenig ducken
und nur nicht mucken, es kommt und geht
und bleibt am Ende alles beim Alten."

Die Liberalen erscheinen auch hier als die Erben des Rationalismus, ja, Eichendorff läßt die alten Aufklärer Nicolai und Biester aus ihren Gräbern auferstehen, und alle erkennen sich als eine Familie und stimmen einmütig den Wechselgesang an:

„Die Wasserkünste sollen wieder vernünftig fließen,
das Vieh tränken und überrieseln die Wiesen."
„Jeder wieder frei des eigenen Kohles warten."
„Ja, alles ein Weltgemüsegarten."
„Horcht, die Morgenglocken herüberhallen."
„Das ist des Mittelalters Lallen."
„Wir machen Lokomotiven aus ihren Metallen."
„Die Vernunft liest Messe und die Kirchen fallen."

Als Handlung ist „Das Inkognito" ohne viel Hand und Fuß, ohne rechtes Fleisch und Bein. Zu dem Bilde des Dichters fügt es nichts Wesentliches hinzu, dasjenige des Menschen vermehrt es um ein paar kleine Tupfen, indem es den pflicht- und königstreuen Staatsdiener und überzeugten Lobredner preußischen Beamtentums als gelegentlichen Satiriker des Königs und seiner Beamten zeigt.

Die letzte größere politische Dichtung Eichendorffs ist das Märchen „Libertas und ihre Freier", mit dem er sich von den wüsten Eindrücken des Revolutionsjahres 1848 zu reinigen und sich mit ihnen in der poetischen Sphäre zu versöhnen

suchte. Und war schon das Puppenspiel in Brentanos Sinne behandelt, so gilt das erst recht von der Märchenerzählung, die aber dem Dichter Eichendorff so entsprach, daß sie, als einzige seiner politischen Dichtungen, über das biographische und zeitgeschichtliche Interesse hinaus ihren bescheidenen Wert behält. Der Baron Pinkus bringt ein altes Schloß an sich, indem er mit Vorlesung des Nicolaischen Nachlasses, den er auf dem Trödelmarkt in Berlin erstanden, die ganze Schloßherrschaft samt Gesinde in einen unauslöschlichen Zauberschlaf versenkt und sodann, ebenfalls durch seine „weitschweifigen Zaubersprüche, die keine Kreatur lange aushält," die umgebende Natur zivilisiert, um sie zum Dienste anzustellen; errichtet er doch nun in dem ausgestorbenen Schlosse eine Gedankendampffabrik. Von den Vögeln angekündigt und begrüßt, erscheint Frau Libertas und erlöst die verwunschene Natur, aber die „gefährliche Landstreicherin" wird von Pinkus im Namen der Gesittung gefangen gesetzt. Da verschwören sich alle Tiere des Waldes, sie zu befreien. Aber zum gleichen Zwecke zieht auch der manuskriptbelastete Doktor Magog aus. Er hat jedoch nicht sowohl die Absicht, Frau Libertas zu befreien, als vielmehr sie hernach zu ehelichen, und er wirbt im Urwald den Riesen Rüpel zu seinem mächtigen Helfershelfer. Auf dem Weg durch den Wald kommen Magog und Rüpel am Traumschloß der Elfen vorüber. „Einfältiges Waldesrauschen, alberne Kobolde, Mondenschein und klingende Blumen," sagt Magog mit außerordentlicher Verachtung, „nichts als Romantik und eitel Märchen, wie sie müßige Ammen sonst den Kindern erzählten. Aber der Menschengeist ist seitdem mündig geworden. Vorwärts! die Weltgeschichte wartet draußen auf uns." Libertas, die inzwischen von den Tieren befreit worden ist, begegnet ihnen, auf einem Hirsche reitend, sie halten sie für die Elfenkönigin, und wieder meint Magog verächtlich: „Das wäre mir eine schöne Königin, ihr Diadem war nicht einmal echt, nichts als leuchtende Johanniswürmchen." Dann pürschen sie sich mehr und mehr an des Pinkus Schloß heran, Rüpel freilich lärmend genug, da er bald Eicheln knackt, bald einen Ast abbricht, um sich die Zähne zu stochern. In der Nähe des Schlosses treffen sie auf eine Frauengestalt mit glimmender Zigarre, auf die Emanzi-

pierte, die in sichtbarer Begeisterung von Tyrannenblut, von Glaubens-, Rede-, Preß- und allen erdenklichen Freiheiten redet und mit der sich Magog, sie für Libertas haltend, auf der Stelle verlobt. Baron Pinkus ist aufgebracht über das Verschwinden seiner Gefangenen, aber fast ebenso über das Gefabel seiner Streifwachen von Riesen und dergleichen abergläubischem Nachtspuk, gegen dessen Dasein er im Namen der Aufklärung protestiert; dennoch läuft er vor Rüpel in wilder Flucht davon, und dieser erwischt nur seinen Zopf. „Die Amazone aber, die sie gerettet hatten, war niemand anders als die Pinkussche Silberwäscherin Marzebille, ein herzhaftes Frauenzimmer, die schon früher als Marketenderin mit den Aufklärungstruppen durch Dick und Dünn mit fortgeschritten und nirgends fehlte, wo es was Neues gab." Magog ist aus Schreck über das unverhoffte Schlachtgetümmel mit dieser seiner „glücklich emanzipierten Braut" unaufhaltsam sogleich quer durch Deutschland und übers Meer bis nach Amerika entflohen, wo er wahrscheinlich die Marzebille noch heut für die Libertas hält. Die wirkliche Libertas wohnt einstweilen bei den Elfen im Traumschloß, das aber seitdem niemand wieder aufgefunden hat. . .

Überall wächst Eichendorffs Politik aus den romantischen Staatstheorien der Görres, Schlegel und Adam Müller heraus, wie jene im letzten Grunde ganz nach der Idee des Papsttums, als der eigentlichen Antithese der „öffentlichen Meinung", orientiert, aber sie ist weit weniger intellektualistisch, ist praktischer und volkstümlicher, und durch seine Mitarbeit an den Regierungsgeschäften wurde ihr ein Schuß beamtisch-konservativen Preußentums sowohl wie eines gemäßigten Liberalismus zugesetzt. Dennoch hat er als Politiker einen unverrückbaren, ausgesprochenen Standpunkt, was außerordentlich wohltuend, was männlich und charaktervoll berührt. Er verachtet, trotzdem er sich auf eine höhere und höchste Warte zu stellen sucht, durchaus die Neutralität, die von den großen Bewegungen der Gegenwart unerschüttert bleibt, er ist in diesem Sinne sogar ein echter Zeit- und Kampfgenosse des Liberalismus, ja, selbst des „jungen Deutschland", die er in allen Einzelheiten scharf befehdet, und darum deckt er in solchem Be-

tracht seine Gegner gelegentlich, wenn er sagt: „Die Völker sind jetzt allerdings in ihre politischen Flegeljahre gekommen, eine unbequeme Durchgangsperiode voll Jünglingsdrang und Überschwänglichkeit, bald täppisch zufahrend zur Unzeit, bald maulend ohne erklecklichen Grund, immer übertreibend und zum äußersten bereit. Aber wir fragen jeden ehrlichen Schulmann, welche ihm lieber seien: jene ungefügen Gesellen, die ausgären wollen, oder die zahme, geschlechtslose, altgeborene Brut, die niemals gärt, sondern ewig ein trübes, farbloses, unschmackhaftes Gemisch bleibt?" Darum nimmt er die „armen Dichter" einmal gegen Schön, der „zu viel von ihnen hofft", in Schutz: „Sie sollen freilich über ihrer Zeit stehen, wie die Könige, aber sie sind auch wieder recht eigentlich die Kinder ihrer Zeit und leben von den Eindrücken des Tages. Daher durch die ganze Geschichte die fatale Erscheinung, daß eine große Zeit immer große Dichter, ein schlechte Zeit immer schlechte oder gar keine Dichter hat, gleich wie die Vögel im Winter nicht singen, wo es gerade am meisten not täte. Der Ärger wirkt bloß kritisch, was immer der Tod der Poesie ist." Und so schreibt er freilich an denselben über die zeitgenössische Poesie: „Sie geht bei den Philistern zu Gaste und wird mit ihnen ganz und gar politisch, das Albernste, was diesem undiplomatischen Götterkinde begegnen kann, wo nicht die Politik selbst Poesie wird, wie in den von Euer Exzellenz bezeichneten Jahren 1807, 1809 und 1813." Auch als Dichter war Eichendorff nicht bloß neutral, aber selbst da, wo er politisch wird, ist ihm die poetische Form nicht einzig Mittel zum Tageszweck, sondern sucht er das Politische dem Dichterischen unterzuordnen, — in seiner Zeit lebend, doch zugleich über der Zeit zu stehen. Das zieht doch wieder, von allen übrigen unüberbrückbaren Gesinnungs- und Wesensgegensätzen abgesehen, zwischen ihm und den Jungdeutschen eine scharfe Grenze, jenseits derer er sich immer noch weit mehr den bewußt Unpolitischen und Zeitlosen nähert als jenen, was sich auch darin ausspricht, daß er alle seine politischen Schriften, auch die dichterischen, zeitlebens im Pulte behielt. Er war im tieferen Sinne politisch unproduktiv, aber dennoch politisch reif. Und seine Anschauungen sind insofern unanfechtbar, als sie einer wesensnotwendigen Einstellung, einer be-

stimmten Optik entspringen und man, nach Nietzsche, über Optik nicht streiten kann. Er vermochte nicht zu glauben, daß das Volk dadurch, daß man es mündig erklärt, auch mündig wird. Und dies bestimmt letzten Endes das ganze Wesen seiner vormärzlich orientierten Politik, die mit den alten, ihr unversöhnlich scheinenden Gegensätzen zwischen Aufklärung und Romantik arbeitet, ohne zu sehen, daß gerade ihre Verschmelzung, nachdem sie beide von ihren Auswüchsen befreit, die Aufgabe der Zukunft war und ist. Eichendorff, als Feind des Umsturzes, scheute am meisten vor den Konsequenzen, die das Jahr 1848 ziehen sollte, zurück, aber er sah sie voraus, indem er mehrmals sagte, daß die Zeit sich vor übergroßer Hast noch gleichsam in der Luft überschlagen und unversehens eine gute Strecke über ihr eigenes Ziel hinausgelangen dürfte. Grundsätzlich erkannte er recht wohl das wahre Ziel des damaligen wie jedes Zeitkampfes zwischen dem Alten und Neuen darin, daß weder das eine noch das andere, sondern ihre höhere Vereinigung: daß das „ewig Alt und Neue" siegen werde.

5

Der neue König hatte, wie wir sahen, Eichendorffs hohe Erwartungen nicht erfüllt. Aber noch weniger konnte dieser mit Altensteins Nachfolger, dem neuen Minister Eichhorn, zufrieden sein. Eichhorn hatte schon in seiner früheren Stellung als Ministerialdirektor, wie die Akten des Geheimen Staatsarchivs ergeben, gegen Eichendorff gearbeitet, indem er dessen Anstellungswünsche durchkreuzte, und nun zeigte es sich je mehr und mehr, daß ein Zusammenarbeiten beider Männer auf die Dauer nicht wohl möglich war, so daß ihr gegenseitiges Verhältnis immer gespannter wurde. Der Minister stellte an den Geheimen Rat die Zumutung, Angriffe der Presse gegen die kirchliche Politik der Regierung in der Presse zu widerlegen, aber der Dichter und Beamte verweigerte diesen befohlenen Zeitungskampf, zu dem er sich um so weniger berufen fühlen mochte, als er dabei jedenfalls seine Überzeugungen hätte verleugnen müssen. Sein Konflikt mit dem bürokratischen, unfähigen und frömmelnden Chef, der durch Polizeischikanen, durch

kleinliches und kindisches Eingreifen und Bevormunden „eine widerstrebende Welt zum lebendigen Christentum zurückführen wollte", spitzte sich durch allerlei weitere persönliche und amtliche Zwischenfälle und Reibungen derart zu, daß Eichendorff, wie sein Sohn erzählt, gegen jenen zuletzt in gerechtem Unmut bemerkte, daß er sich nach seinen Erfahrungen längst alles Ehrgeizes begeben gelernt, allein zwischen diesem und der Ehre sei eine scharfe Linie, die er nicht verlassen werde.

Indessen kam seine Entlassung, um die er nachsuchte, nicht sofort zustande, sondern er erhielt zunächst einen längeren Urlaub, um auf Schöns Wunsch im Auftrage des Königs eine Geschichte der Wiederherstellung des Schlosses Marienburg zu schreiben, welcher Aufgabe er sich mit rechter Herzensfreude unterzog. Er begab sich im Jahre 1843 zu ausgedehnten archivalischen Studien nach Marienburg und nach Königsberg, woselbst er sich ferner mit Schön und dem befreundeten Historiker Voigt besprach, und zuletzt nach Danzig, wo er den Gegenstand seiner Darstellung in leicht erreichbarer Nähe hatte und wo zwei seiner Kinder lebten, in deren lieber Nähe und Häuslichkeit er seine Schrift im Laufe des Sommers vollendete. Wir haben deren Inhalt in einigen Hauptzügen gelegentlich der Wiederherstellungsarbeiten kennen gelernt; ihre Form macht, oft mit farbigem novellistischen Einschlag, den Stoff lebendig und flüssig, wodurch der Dichter, nach Schöns berechtigtem Lobspruch, der klassische Schriftsteller Marienburgs geworden ist.

Nach Abschluß dieser Arbeit reichte Eichendorff, seinen schlechten Gesundheitszustand vorschützend, nunmehr in förmlichem Gesuch seine Entlassung ein, die ihm unter Gewährung der Pension und eines Gnadenzuschusses durch königliche Order vom 30. Juni 1844 bewilligt wurde. Schön wünschte ihm Glück und meinte, daß sie sich jetzt, wo sie beide nichts Offizielles mehr an sich hätten, erst recht interessant sein müßten. Der Alte blieb ihm weiter treu und versäumte nicht, seinen Freundesbriefen, wie seit jeher von Zeit zu Zeit, einen Satz Königsberger Marzipan beizulegen. Und Eichendorff konnte bei jenem nun frei von der Leber weg reden, auch über seine früheren Vorgesetzten und Kollegen, von denen er

Schmedding, Radowitz und andere gelegentlich mit dem Theatermeister beim Schauspiel verglich, dem es bloß daran liege, ohne Kenntnis des Wesens der Sache nur durch Maschinerie seinen Zweck zu erreichen . . .

Rückblickend auf Eichendorffs Berliner Amtsjahre sehen wir in erster Linie die Reihe seiner neu entstandenen dichterischen Schriften: 1833 erschienen „Die Freier" und „Viel Lärmen um nichts", 1834 „Dichter und ihre Gesellen", 1837 „Das Schloß Dürande", 1839 „Die Entführung", 1841 „Die Glücksritter" und die erste Ausgabe seiner Gesammelten Werke. Vor allem aber war im Jahre 1837 zum ersten Male eine vollständige Sammlung seiner bisher zerstreuten Gedichte herausgekommen.



Dreizehntes Kapitel

Lyrik

1

Die ganze Persönlichkeit Eichendorffs und ihr Leben münden in seine Lyrik, die deren reinster und vollendetster Ausdruck ist. Zwar wird hier alles, dieser Kunstform entsprechend, ausschließlich zu Gefühlswerten, aber in ihnen und nach ihnen bestimmt sich Eichendorffs letzte Bedeutung, und es gibt nichts Wesentliches im Gehalt seiner Dramen und seiner Prosaschriften, der novellistischen wie der wissenschaftlichen oder doch mehr gedanklichen, das nicht in seiner Lyrik; und sei es verwandelt oder vereinfacht, wiederkehrt oder das nicht wenigstens mittelbar ihren Charakter und ihren künstlerischen Wert prägen hilft. Der letztere ist von Art und Umfang des menschlichen Wesens und Erlebens auch bei Eichendorff natürlich untrennbar, dennoch staunen wir, wie hier eine kleine schlichte Welt durch das Wunder und Geheimnis des Schöpferischen hoch über sich hinausgehoben wird.

Wenn wir zunächst den Stoffkreis dieser Lyrik betrachten, jedoch im weitesten Sinne, nämlich mit Einschließung des dich-

terischen Individuums und seiner Stellung zu den Dingen, wobei wir also zugleich dessen Grundzüge erfassen, so begegnen wir keinem Zug, der uns nicht auch schon in seinem Lebensbilde begegnet wäre und der nicht schon in seiner Prosa Gestalt gewonnen hätte. Aber hier sammeln sich die bisher vielfach zerstreuten und gebrochenen Strahlen wie in einem Brennglase. Eine solche Betrachtung des sachlichen und menschlichen Inhalts von Eichendorffs Lyrik gliedert sich zwanglos nach den stofflichen Gruppen, in die er selber sein Gedichtbuch aufgeteilt und geordnet hat.

Es ist bezeichnend genug, daß „Wanderlieder" die erste Gruppe bilden, daß der Dichter zuerst und vor allem in der Gestalt des Wanderers vor uns hin tritt, der alle wirbt, mit in den Frühling hinauszuziehen und der den lieben Gott nur walten läßt. Und ihm folgen in buntem Wechsel die Gestalten, bei denen Lebenstrieb und Wandertrieb geradezu zusammenfallen und die der wandernde Dichter sich als verwandt empfindet, die Vagabunden aller Arten und Trachten: der Musikant, der ohne Lohn den Leuten zum Tanz aufspielt, der Student, der frei vom Mammon auf dem Feld der Wissenschaft schreitet und dem Liebchen Ständchen bringt, der Soldat, der Küsse raubt zwischen Sieg und Tod, aber sich nicht einfangen läßt, der Seemann und der Auswanderer, die voll Abenteuerlust und Fernweh ausziehen, der Glücksritter, der Landsknecht und der Komödiant, die alle im grünen Walde ihr Nachtquartier aufschlagen und sich bei Fortuna lieb Kind machen, indem sie ihr den Rücken kehren, die Zigeunerin und einmal auch der irre Spielmann, „von Sünde und Reue zerrissen die Brust". Die Lerche, das Waldhorn und das Posthorn sind die Wecker und Boten dieser Wanderlust, und deren Steigerung der alte deutsche Zug nach dem Süden. Aber dem Fernweh entspricht auch wieder das tränenvolle Heimweh, nach der zurückgebliebenen Liebsten, nach der alten schönen Zeit, nach der fernen Heimat und namentlich nach der wahren Heimat, die sich als letztes und eigentliches Ziel hinter all diesem ruhlosen Schweifen auftut. Der rauschende Wald, der die Wipfel neigt, und die musizierenden Vögel machen die Begleitung zu diesem Wanderleben, und zu ihm gehören die Freude oder die Enttäuschung der Rück-

kehr, die lustige Angst vor der Ehe, die Verachtung des Philisters und vor allem die weite Nacht, wo man dem Liebchen einen Gruß auf der Zither oder auf der Laute sendet, die Nacht als Erinnerung, als seliger Nachgenuß, als Wonne der Wehmut, als das irre Klagen des Waldes, der Nachtigallen und der Quellen, aber auch als Verwandlung der schönen Welt, wo alle „falsche Pracht" versinkt. Doch gibt es keinen Schmerz, den nicht der Morgen wieder gut macht.

Wie der Dichter in den „Rollenliedern" die farbigen Masken aller Arten von Vaganten aufsetzt, Medium und Träger fremden Lebens, dessen Grundtrieb er aber nur aus dem eigenen Leben kennt, so reiht er sich als Dichter jenen Typen doch als eine selbständige Erscheinung an, und der nächste Abschnitt ist darum dem „Sängerleben" gewidmet. Gleichgültig, ob andere schöner singen — so wie Gedanken und Lieder fort bis ins Himmelreich gehen, so wird auch alles Singen droben am Himmelseingang ein wunderbarer Chor; gleichgültig auch, ob man ihn lobt oder tadelt — diesem „in sich Singenden" glauben wir es, daß er nicht um den Beifall der Zuhörer buhlt. Es sind die Lust und die Nöte seines persönlichen Lebens in Beziehung auf sein naturnotwendiges Dichtertum, die er mit seinen Tönen begleitet: Künstlers Erdenwallen in Liedern. Aus der Unschuld der Kindheit sieht er sich plötzlich in die Welt des Nutzens gezerrt, und ein Kampf zwischen bürgerlichem und künstlerischem Beruf beginnt, der einstweilen noch mit einem Sprung in den farbigen Morgen geendet wird. In den „Zwei Gesellen" sieht er die doppelte Gefahr: diejenige, im bürgerlichen Glück zu versinken, und diejenige, den lockenden Sirenen der schönen, verwirrenden Welt zu erliegen, und rettet sich mit brünstigem Gebet: „Ach Gott, führ uns liebreich zu dir". Der gewissenhafte Diener des Staates gerät von neuem, und ärger als der Student, in den Kampf zwischen zwei Pflichten, doch auch er findet sich verhältnismäßig leicht aus dem Konflikt heraus — steht doch sein Flügelroß immer bereit. Er ist ein Meister des Kompromisses, Geheimrat und Taugenichts zugleich. Und es ist rührend, wie er die stete Kraftquelle dafür in der Heimat weiß und doch aus dem Schmerz über deren Verlust heraus

sich in die Frühlingslichter der ewigen Jugend findet. In den Widmungen an seinen Bruder erhält er das treue Erinnern an das verlorene Lubowitzer Paradies liebend wach. Darüber hinaus aber ist er der „Werber“, der die Aufgabe hat, wenn die andern sich durch den Spott der Menschen, durch Soldatenruhm, durch den Mammon, durch die Liebe von der Poesie fortlocken lassen, auf die ewige Schönheit der Welt zu achten und das Heimweh der zerstreuten Brüder durch seine Lieder von Frühling und Jugend zu wecken. Denn er ist nicht das Kind der Welt, er liebt die Erde nur um ihrer Schönheit willen, auch wenn ihm nichts von ihr gehört. Er nimmt sich selbst nicht zu wichtig, drum kann er bei allem nach außen der Weltmann und fleißige Beamte sein. Er kennt die Welt auch als Narrenwelt, er wünscht sich keine Lorbeeren von ihr und nimmt an dem Kampf um Moden und Richtungen nicht teil, weshalb ihn auch der Vorwurf der Romantik nicht trifft, und seine einzigen Feinde sind auch hier die Philister. Er weiß und glaubt, daß immer neue Geschlechter auf neue Weise die alte Schönheit kund tun werden. Dennoch ist er durchdrungen von seinem Dichterberuf: der Dichter ist ihm das Herz der Welt, der gesteigerte Mensch, der die Musik der Sterne erlauscht und nach einem fernen Wunderlande weist, der aus den ewigen Quellen getrunken hat, der das wahrste Leben lebt und den die Menge selber als Element auf ihrem Rücken trägt, der sich in Demut und Freudigkeit stolzer als andere zum Himmel aufzurichten vermag. Das Lied ist ihm der Hort der Wahrheit und Ehre, die sich aus der Welt darein geflüchtet haben, damit sie nicht verloren gehen und in ihm wiedergeboren und wiedergefunden werden. So grüßt er alle, die es ehrlich meinen, trinkt in geselligem, launigem Gelegenheitsliede „auf das Wohlsein der Poeten, die nicht schillern und nicht goethen, durch die Welt in Lust und Nöten segelnd frisch auf eignen Böten,“ und ein andermal auf alle mutigen Segler, ob es „Schlegler oder Hegler“ seien. Aber seine Weitherzigkeit und Toleranz geht nie auf Kosten der Ritterlichkeit, Charakterfestigkeit und persönlichen Frömmigkeit. All sein Singen gilt ihm nur als ein Abglanz der himmlischen Heimat, seine Wehmut, die sich oft ausspricht, ist das Heimweh dorthin, und die

doppelte Lockung, einerseits nach den duftenden Abgründen der Schönheit, andererseits nach oben, bildet die beiden Pole seines Dichtens, die ihm schließlich zu einem Pole werden.

Die nun folgenden „Zeitlieder“ sind nur eine besondere Anwendung seines Sängerberufes und der Verantwortung, die er ihm gegen Volk und Menschheit auferlegt, auf die Kämpfe und Fragen des Tages und daher eine Ergänzung und Spezialisierung des vorigen Gedichtkreises. In Widmungen an Freunde und Geistesgenossen versichert er sie und sich seiner Gesinnung. Aber er gibt auch, in persönlichster Durchglühung, ein Stück Zeitgeschichte — zunächst der dumpf erwartungsvollen Jahre der napoleonischen Fremdherrschaft. Überall malt er sehnsüchtige Heldenbilder in die schwächliche Gegenwart, und das ritterliche Schwert, das einzige Gut, das ihm die Ahnen hinterlassen, faßt er in mehr als einem Gedicht in Zorn, Unmut und Ungeduld. Sein Lied drängt nach Taten — „denn anders sein und singen, das ist ein dummes Spiel“ — und verschwört sich der Ehre, der Rittertugend, der Freiheit, der Tapferkeit, dem Gottvertrauen, all den alten Idealen der frommen Ritterorden. Selbst seine Liebe zum Walde, als dem Horte der deutschen Freiheit, bekommt hier eine zeitgemäße Bedeutung. Er feiert den Aufstand der Tiroler und dann die große Erlösung des allgemeinen Erwachens: „Der Völker Herzen sind die Saiten, durch die jetzt Gottes Hauche gleiten.“ Er wird der Sänger der Freiheitskriege, derjenige, der, mit Theodor Körner, das bloße Singen verachtend das selber zum Schwerte Greifen zum Nerv seines Liedes macht, welches — schon hier sei dies bemerkt —, obwohl das Mark der Gesinnung und des Charakters nicht immer zugleich zum Mark eines echt kriegerischen Ausdrucks wird, das dichterisch bei weitem Wertvollste der damaligen Zeit- und Kriegslyrik bildet. Es ist, in Abschiedsgrüßen an den Bruder, den Freund Veit, die Braut, die heimatlichen Lieben, ganz persönlich gefärbt, aber erfaßt sodann in gesteigerten Bildern ebenso das erlösende Gewitter der Feldschlacht wie das Säuseln und den Regenbogen des Freiheit bringenden Friedens. Nicht sobald ist dieser jedoch geschlossen, als er auch schon die Warnung vor schlaffer Ruhe und die Mahnung erhebt, den Kampf als

Geistes- und Geisterkampf fortzuführen. Er selber nimmt ihn auf als katholischer Christ und königstreuer preußischer Staatsbeamter. Dabei schont er auch nicht des witzigen und ernsten Spottes und richtet ihn vor allem gegen die Altdeutschen, gegen die tintespritzenden Bürokraten und die fortschrittswütigen Liberalen, gegen die Buntscheckigkeit der Internationale und des Epigonentums, und immer sind es die Erinnerungen und Ideale seiner Jugend und der Freiheitskriege, die der alternde Dichter in „fester Treue männlichem Wesen" hoch hält. Für die Achtundvierziger Revolution macht er, seiner politischen Anschauung gemäß, den Liberalismus verantwortlich, aber bei allem Schmerz über den blutigen Bruderzwist und bei allem Zorn über dessen Urheber begrüßt er doch diesen Aufruhr der Elemente als wildschönen Zertrümmerer eines unhaltbar gewordenen Zustandes, als ein Gottesgericht, und vertraut sich und sein Vaterland betend dem Schiff der Kirche an. Es ist der Glaube an den notwendigen, gottgewollten Gang der Weltgeschichte, der ihn aufrecht erhält und der den Greis, falls seine frommen Mahn- und Weckrufe ungehört verhallen sollten, die Kleinheit der Zeit an der Ewigkeit messen lehrt, wobei er auch die Tragweite des eigenen Wortes als bescheiden abschätzt:

„Was du gestern frisch gesungen,
ist doch heute schon verklungen,
und beim letzten Klange schreit
alle Welt nach Neuigkeit."

Zeigten „Wanderlieder" und „Sängerleben", letzteres zusammen mit den ihnen gleichsam angegliederten „Zeitliedern", das Funktionelle seiner Lyrik in engerem Sinne, umschrieben sie den Umkreis seines fröhlich schweifenden Weltdranges um den ernsten Mittelpunkt seines menschlichen und dichterischen Berufes, so umspannt die folgende Gruppe „Frühling und Liebe" seinen hauptsächlichsten Stoff- und Gefühlskreis und bezeichnet zugleich den Grad seiner Intensität, während bisher noch mehr die Grade seiner Extensität durchlaufen und festgelegt wurden. Da sind in einem einzigen Zaubernetz Frühling und Liebe, das offen stehende Fenster, das Rauschen der Wälder und Ströme, die Lerchen und die Nachti-

gallen, das Wetterleuchten, das Erwachen und Entschlummern des Tages; Morgen- und Abendständchen, bei denen Waldeslaut und Vogelschall mitsingen und die Töne wie auf goldenen Leitern ins Fenster steigen zu der Schönen, die sich die Haare strählt; der treue Schwur und die Heimlichkeit der Liebe, die sich den aufsteigenden Lerchen und fliegenden Wolken anvertraut; der liebeskranke Gärtner, der sich sein Grab graben möchte, aber auch das leichtfertige Freibeutertum des wandernden Studenten; die Jägerlust, das irrende Waldhorn, Duett zwischen Jäger und Jägerin; die mannssehnsüchtige Kleine, der glückliche Ehemann und die spröde Stolze; die heimliche Sehnsucht des Mädchens, die süßen Schmerzen der Braut, der grimmige Humor des unglücklichen Liebhabers, die selig durchwachte Nacht, die Unermeßlichkeit der rechten Liebe; die kastagnettenschwingende Tänzerin, die Abweisende oder Treulose, das Heimweh nach der Fernen, die Wehmut der Erinnerung im Herbst und Winter, der Schmerz um die Verstorbene, das verzweifelte Saitenreißen des im Unglück Untergehenden; die Wonnen des endlichen Besitzes, „Jauchzen möcht ich, möchte weinen", die glückliche Ungeduld der Erwartung, das irre Locken des Venusberges, Abschied und Wiedersehen, der Schmerz des verlassenen Mannes und Mädchens, der Halt nach wilder Jugend und langem Irren am Herzen der Gattin; die abgeklärte Liebe des Vaters, der seiner Tochter Lebewohl sagt; das gemeinsame Leben und Altern Hand in Hand in Not und Freude bis an die Schwelle des Todes; die Liebe zu Jugend und Heimat, der Ausblick auf den ewigen Lenz; die Versöhnung von irdischer und himmlischer Liebe, die Umwandlung der Venus in die Maria, des Bacchus in den Gottessohn.

Die Totenklage um geliebte Menschen, die vereinzelt anklingt, wird nun zu einem kleinen selbständigen Liederkreis — „Totenopfer" betitelt — erweitert, der somit das wehmütige Nachspiel zu „Frühling und Liebe" bildet und den Blick noch mehr ins Jenseits leitet. Er enthält Nachrufe an die Eltern, an die Geliebte, an den Bruder, an Freunde und an das eigene Kind, dem ein ganzer Kranz von Gedichten geflochten und aufs frühe Grab gelegt wird. Sie alle sind vorangegangen und ziehen den Zurückgebliebenen in die Heimat nach.

Damit vollzieht sich in dem Buche der endgültige Durchbruch des Religiösen, das bei Eichendorff freilich überall durchklingt und durchschimmert, das sich jetzt aber zu einem besonderen Teile „Geistliche Gedichte" sammelt. Schon der Jüngling stellt, von Heimweh erfüllt, die Bilder des heiligen Joseph und der Maria, die, überm Strom der Welt auf dem Regenbogen stehend, mit dem Kinde an der Brust, die Menschheit an ihr Mutterherz zieht, über seinem Leben auf, aber zumeist erscheint dem Dichter die Gottesmutter im Sternenkleid, denn seine Himmelsliebe ist stets aufs innigste mit seiner Naturliebe verbunden. Die Wälder neigen sich vor dem Herrn, die Lerche zeigt den rechten Weg nach oben — „Gelobt sei Jesus Christ!" —, der Dichter vernimmt in der durchwachten Nacht, wenn alle Menschen, auch die liebsten, nicht mehr munter mit ihm sind, wie sich Feld und Baum besprechen, Nachtigall und Wasserfall loben mit ihm den Herrn, oft fliegen Engel durch die stille Luft, die ganze Erde ist ihm nur die Brücke zu Gott, und dem Alternden wird die Abendröte an den Bergesspitzen das Morgenrot der Ewigkeit. Der Wanderer ist in den geistlichen Gedichten der Pilger zu diesem ewigen Morgenrot, der Schiffer im schwachen Boot, auf dunkelschwankem Meere, von den goldenen Sternen des Nachthimmels geleitet, der Weckrufer in Palast und Hütte; der Soldat stürmt das himmlische Tor, das Ziel der Wandervögel ist das heilige Grab, und zu den bisherigen Gestalten der Rollenlieder gesellt sich nun der fromme Einsiedler. — Hier ist die wunsch- und hoffnungslose Sehnsucht nach Hause, nach Frieden, die Abkehr von der Eitelkeit der Welt, die reuevolle und büßende Ergebung in die Zerbrechlichkeit der Erscheinungen, die im Vergehen den Himmel schauen lassen, die Aufrichtung des Kreuzes als des einzigen Halts in der Müdigkeit und Verzweiflung des Versinkens, aber auch die sieghafte Gebetszuversicht in den Willen Gottes, die frohgemute ritterliche Erhebung aus Nacht und Schwüle zum Licht, das Leid als die rechte Schwinge, um ringend durch die Zeit zu brechen, und die liebliche Weihe des Sonntags. Überall verkündet sich der überzeugte Katholik, der jedoch, völlig undogmatisch, die Religiosität jeder frommen Menschenseele ausspricht.

Eine Sammlung „Romanzen" beschließt das Gedichtbuch

— wenn wir von einem kleinen Anhang absehen, der einige Übersetzungen aus dem Spanischen enthält und zu dem Bilde des Dichters und Lyrikers nichts irgendwie Wesentliches mehr hinzufügt. Unter diesen Romanzen befinden sich einzelne, die nach Inhalt und Form ganz der Eichendorffschen Welt angehören, auch dann, wenn ihre Stoffe vorher schon durch fremde Hände gegangen sind, so das Lied vom zerbrochenen Ringlein, das Gedicht vom alten Garten, dessen Stimmung sich zu der Gestalt einer schlummernden Frau verdichtet, das Waldgespräch, das Brentanos Erfindung der Hexe Lorelei aufgreift und neu gestaltet, das Rokokobild „Sonst", das Gedicht von dem Unbekannten, der nach einem fernen Heimatland deutet und rätselvoll verschwindet. Auch alle übrigen verleugnen nirgendwo die persönliche Art der Behandlung, aber sie treten doch nicht mit besonders starkem eigenen Relief aus der Sphäre der Herderschen Volksliedersammlung und des Wunderhorns sowie der von ihnen gespeisten klassisch-romantischen Balladen- und Romanzendichtung heraus. Sie singen von der Fee, deren Liebe dem Jüngling Untergang bringt, die aber selbst keinen andern mehr lieben kann, vom wilden Waldmädchen, vom Ritter, der in den Armen der Waldfrau verzaubert ist, von dem Kühnen, der die Waldfrau freit, von der schönen Frau, die im Erker der verfallenen Burg erscheint, von dem Jäger, der ein Hirschlein jagt und nie mehr aus dem Walde findet, vom Fräulein, das dem zauberischen Spielmann folgt und nicht mehr wiederkehrt, von der gefahrdrohenden Erscheinung der Nixe und dem rettenden Klang der Morgenglocke; sie singen vom Schiff, das, durch die Meerfei an Klippen gelockt, zerschellt, von der versunkenen Stadt im Meer, von der falschen Schwester, vom kranken verlassenen Kind, das die Engel mit ins Paradies nehmen, vom Schatzgräber, den vergeblich Engelgesang ruft und zieht, bis er sich selber sein Grab gräbt, von „der armen Schönheit Lebenslauf", der mit Reue und Buße endet, und vom Totentanz; sie singen vom Kaiser, den der eigene Neffe erschlägt, vom Ritter, der in seinem Abenteuerdrang die eigene Braut in den Tod stürzt und zum Büßer wird, von einem andern, dessen Geliebte Nonne geworden und der sich zum Kreuzzug rüstet, vom Toten, der an der Untreuen Rache nimmt,

von der Hochzeit im Schloß am Rhein, wo es die Braut vom Festmahl hinunterlockt zu ihrem früheren Liebsten, der ihr den Tod bringt, oder wo der Braut ihr verstorbenes Kind erscheint, und von ihrem Manne, der ihren vorigen Mann erschlagen hat und der ein rotes Zeichen auf der Stirn trägt. Mancherlei Züge weisen zu Eichendorffs Novellistik hin und decken sich mit den ihrigen, aber die meisten sind bloßes Allgemeingut einer Gattung, in der es allenthalben Lockung dunkler Naturmächte, Untergang in ihnen und seltene Rettung, Unaufgeklärtes und Geisterspuk, Zauberei und Tod, Entführung und Vaterfluch, Liebe und Untreue, Schuld und Sühne, Verbrechen und Strafe gibt.

Wir sehen aus diesem stofflichen Überblick über Eichendorffs Gedichtbuch, daß es fast durchgehends volkstümliche und romantische Vorstellungen und Empfindungen enthält; sie klingen in den Romanzen meist nur als ein Echo an, aber sie erfahren in den übrigen Gedichten eine ganz persönliche Prägung und Umprägung. Und der enge Kreis von Motiven und Gefühlen, den Eichendorffs Liederbuch umspannt, leiht zusammen mit den Heineschen für reichlich drei Vierteile eines Jahrhunderts die Requisiten fast der gesamten deutschen Lyrik her. Diese seine außerordentliche Wirkung, die nicht nur mit der Bequemlichkeit seiner Nachahmung zu erklären ist, überrascht um so mehr, als die Persönlichkeit des Dichters nach allem Gesagten die geistige Weite, Tiefe und Eigenart nicht zu besitzen scheint, die unwiderstehlich in ihren Bann zwingt. Seine Form fällt zudem beim ersten Blick durch offenbare Einfachheit der Behandlung, durch Bevorzugung des kunstlosen Vierzeilers auf, am meisten jedoch durch unbekümmerte Sprache, durch dialektische Anklänge, durch lockeren Satz- und Versbau, durch gehäufte Elisionen und Apostrophe, durch sorglosen Reim und durch den Charakter des Zufälligen, Augenblicklichen, kurz, der Improvisation. Gewiß, die Person des Dichters darf dennoch unserer Hochachtung, ja, unserer herzlichen Liebe in jedem Betracht völlig sicher sein — wo aber liegt das Geheimnis der Klassizität, der höchsten Meisterschaft, des schlechthin Unnachahmlichen, das gerade wegen seiner Unnachahmlichkeit zur Nachahmung herausfordert und das außerdem die ersten Musiker immer wieder zur

Vertonung dieser Lieder reizt, dieser Lieder, die zum dauernden geistigen Besitztum einer ganzen Nation gehören, auch der Edelsten und Besten in ihr?

2

Das ist für den tiefer eindringenden Blick doch das Geheimnis der Form, und es handelt sich hier im Besonderen um das Geheimnis des Liedes, das Eichendorff wie kein anderer deutscher Dichter erfaßt hat. Das Lied wurzelt in einem noch ausschließlicheren Sinne als alle Kunst und auch als alle übrige lyrische Dichtung im Gefühl, und zwar in dem elementaren, einfachen, allmenschlichen Gefühl eines noch nicht zu sehr von der Allgemeinheit abgesonderten Innenlebens; insofern ist es eigentlich immer „Volkslied", es ist der von einem Einzelnen erlebte und geprägte Ausdruck der Gemeinschaft, der von ihr verstanden und bereitwillig aufgenommen wird. Es entsteht im Zustande dionysischer Erregung, wo die Sphäre des Worts noch unmittelbar an die Sphäre der Musik angeschlossen ist, darum ist es im höchsten Maße singbar, und um dies zu sein, muß es eine schlichte strophische Gliederung haben, die gewissermaßen der natürliche gesetzmäßige Gleichtakt, Wellengang und Pulsschlag der bewegten Empfindung ist. Immerhin besteht zwischen dem „Volksliede", wenn seine endgültige Fassung auch von einem — obschon unbekannten — Verfasser herrührt, und dem „Kunstliede", selbst wenn es zum Volksliede wird, ein grundsätzlicher Unterschied: die Form des Volksliedes ist fließend, und in seinem fortlaufenden Gestaltungsprozeß ist der Augenblick, wo es fixiert wird, eigentlich zufällig, wenn infolge der Aufzeichnung jener Prozeß auch meist erstarrt — das Kunstlied dagegen ist eine endgültige, von vornherein durch die Persönlichkeit eines einzelnen Dichters bestimmte und durch ihren Namen beglaubigte Form. Aus den zahllosen Anklängen Eichendorffs an das „Wunderhorn" hat man beweisen wollen, wie stark er dem Volksliede verpflichtet ist, aber in Wirklichkeit hat das Volkslied, hier verstanden als der Inbegriff aller singbaren und vom Volke gesungenen Lieder, Eichendorff noch weit mehr zu verdanken als Eichendorff dem Volksliede. Er hat nicht ein gesondertes, ver-

feinertes Empfinden dem Allgemeinen, Volksmäßigen angenähert, damit es Halt finden und Wurzel schlagen konnte, sondern seine Bedeutung beruht darin, daß er das Volksmäßige, das allgemein und ewig Gültige als dessen legitimer Erbe, gerade insoweit er dessen Formen nicht zu verlassen oder zu sprengen brauchte, verfeinert und erweitert, daß sein Kunstlied den Schatz der Volkslieder individuell gemehrt und bereichert hat.

Welcher Art ist nun das Gefühl, aus dem Eichendorffs Lied entspringt, und welchergestalt entspringt es diesem Gefühl?

Die Menschen Kleists, die ebenfalls den Rauschzustand der dionysischen Erregtheit kennen, rufen aus: „Verwirre mir mein Gefühl nicht!" oder „Du verwirrst mir mein Gefühl!" Es ergreift sie und ihren Schöpfer die furchtbare Angst, daß der Andrang der überpersönlichen Mächte, in welchem jener Rausch recht eigentlich besteht, ihre Individuation verschlinge, sie kämpfen gegen den Sturm des Alls um die Behauptung ihrer Persönlichkeit und deren ethische Grenzen, deren Niederreißung keine Erlösung bedeutet, sondern, die, um der „gebrechlichen Einrichtung der Welt" willen, der Verzeihung bedarf. Im Gegensatz hierzu scheint Eichendorff geradezu zu bitten: „Verwirre mir mein Gefühl!" Sein Lieblingswort „verwirren", „verworren", „verwirrt" bezeichnet seine absolute Hingabe an die Grenzauflösung der Individuation und der Erscheinungen. Er ist der vom All und von sich selber — seinem in Liedern aufgelösten Ich — trunkene Sänger:

„Von den eigenen Gesängen
hold gelockt, kann er nicht finden
aus dem Labyrinth der Brust."

Ja, er ruft: „O beglücktes Labyrinth!" und verkündet seinen Zustand mit den Worten:

„Und die ewigen Gefühle,
was dir selber unbewußt,
treten heimlich groß und leise
aus der Wirrung fester Gleise,
aus der unbewachten Brust
in die stillen, weiten Kreise".

Das ist es eben: daß das Gefühl aus den festen Gleisen tritt und sich in die weiten Kreise des Rausches, ins Unendliche schwingt. Uhland, den man gern mit Eichendorff vergleicht, sucht im Grunde immer nach Klärung und Begrenzung des Gefühls, Eichendorff nach Verwirrung und Grenzenlosigkeit; Uhland, der Romantiker, ist der Art nach durchaus ein Klassiker, während Eichendorff, dem Range nach auch ein Klassiker, sonst in jedem Betracht Romantiker ist.

„Wirrst die Gedanken mir,
mein irres Singen hier
ist wie ein Rufen nur aus Träumen,“

so spricht er zur Schönheit der Nacht, und er sagt ein andermal:

„Und mit wunderbaren Wellen
wie im Traume, halbbewußt,
gehen ewge Liederquellen
mir verwirrend durch die Brust.“

Denn die Grenzenlosigkeit des romantischen Gefühls gelangt nur zum halben Bewußtsein, zu einer wirren Traumklarheit, und sein Lied, grenzenlos wie sein Gefühl, ein Rufen aus Träumen, ist eigentlich ohne Anfang und ohne Ende. Es rauscht in dem Dichter ein einziger, ewiger Liederquell, und das einzelne Gedicht bezeichnet eigentlich nur die Strecke, wo diese unterirdische Strömung einmal zutage tritt. Daher beginnen Eichendorffs Lieder manchmal mit „Und“ oder mit „Doch“, und dasjenige von den Nachtigallen fängt, ohne daß diese genannt werden, mit den Worten an: „Möcht wissen, was sie schlagen so schön bei der Nacht.“

Aber es ist eine holde, beglückte, liebliche Verworrenheit, in der Eichendorff die Grenzen der Dinge verfließen sieht, keine Verneinung der Erscheinungswelt, kein tragisches Pathos. Die Verwirrung geschieht vielmehr dadurch, daß die Erscheinungen, die er liebt, in ihrer Überfülle in seine gesunden, empfänglichen Sinne drängen, daß sie sich in einem wonnigen Tumulte mischen, der sie aufhebt im doppelten Sinne des Wortes, in dem negativen der Auflösung und in dem positiven der Aufbewahrung.

„Und das Wirren bunt und bunter
wird ein magisch wilder Fluß.“

Daher bevorzugt er wie nichts anderes jene Schau von oben, das Panorama, weil dieses am meisten die tausend Farben und Klänge der schönen Welt in- und durcheinanderbranden läßt zu jenem „bunten Gemische", mit dem auf dem ragenden Lubowitz das Bild der Erde in Sinne und Seele des Kindes schwoll und das schon der Jüngling in seinem Tagebuch verzeichnet, wenn er einen Turm oder einen Berg bestiegen hat. Es ist also die bunte Überfülle der sichtbaren und hörbaren Welt, die den Rausch des selig verwirrten Gefühls in ihm erzeugt, und dieser Rausch wiederum erzeugt in der Seele des Dichters dreierlei — entweder:

„Selig Weinen selger Herzen!
Wenn das Herz nichts weiter will,
nicht von Lust erfüllt noch Schmerzen,
aber fröhlich ist und still" —

— nämlich die innige Sättigung. Oder:

„Wie in der Waldnacht zwischen den Schlüften
plötzlich die Täler sonnig sich klüften,
funkeln die Ströme, rauscht himmelwärts
blühende Wildnis — so ist mein Herz!

Wie vom Gebirge ins Meer zu schauen,
wie wenn der Seefalk, hangend im Blauen,
zuruft der dämmernden Erd, wo sie blieb —
so unermeßlich ist rechte Lieb!"

— den jauchzenden Stolz, daß das Herz eine ebenso blühende Wildnis wie die Erde ist und sein Gefühl so unermeßlich wie diese. Oder aber endlich das süße und bange Ungenügen an der Erscheinungswelt, die dann plötzlich nur noch als Abglanz einer anderen, schöneren, ewigen Welt bedünkt, die Sehnsucht und das Heimweh, das Flügelausspannen der Seele über die stillen mondbeschienenen Lande. Doch vermischen sich auch wieder diese Folgeerscheinungen des Rausches zu einer einzigen Empfindung, die er etwa ausdrückt: „Ich bin so froh verweinet!" oder „Ach, ich bin so froh verwacht!"

Die Feststellung von dem Grenzen- und Gestaltlosen des Eichen-

dorffschen Gefühls bedeutet jedoch keineswegs, daß es nicht durch künstlerische Form begrenzt, daß es dichterisch nicht gestaltet sei. Wie nun aus dem wirren Gefühl das Gebilde steigt, wie das Bild der Welt, aufgelöst im Rausch der Sinne und des Herzens, sich aus ihm wiedergebiert, das geben die Worte an:

„Und es weben sich die Träume
wie von selbst zum Werk der Musen,
und rings Berge, Blumen, Bäume
wachsen in die heitern Räume
nach der Melodie im Busen."

Immer müssen wir das durchaus Passive dieses erregten Gefühlszustandes im Auge behalten, das Unbewußte, kaum Bewußte, Halbbewußte — „was dir selber unbewußt", „was dem Herzen kaum bewußt", „wie im Traume halbbewußt", — aus dem nun unbewacht — „aus der unbewachten Brust", also ohne Selbstbeobachtung — und wie von selber, also ungewollt, das Werk der Musen entsteht. Hier waltet das Geheimnis der Inspiration; ihrer ist Eichendorff im höchsten Maße fähig und ihr überläßt er sich blind. Wenn sich die Erscheinungen der Welt in seinem Inneren zu trunkener Verwirrung aufgelöst haben, die er still gesättigt, jauchzend oder als sehnsuchtweckend empfindet, — wenn sie den ewigen Liederquell in ihm erregen, so beginnt er zu träumen und im Traume zu rufen und zu sprechen, so gebiert sich in Worten und Gesichten nach dem Takt und Klang der inneren Musik aus dem Gefühl die dichterische Anschauung. Ist damit zwar mehr oder weniger das Wesen aller Inspiration geschildert, etwa als des Zustandes, in dem, nach Nietzsche, den Dionysostrunkenen der Gott Apollo berührt, um ihn aus der Maßlosigkeit des schließlich zerstörerischen Rausches zur bildhaften Klarheit des Traumes und des Schauens zu erlösen, so besteht das besondere Wesen des Eichendorffschen Liedes nun darin, daß es aus diesem Zustand nicht nur entspringt, sondern daß es ihn gleichzeitig wiedergibt, daß es diesen seinen eigenen Entstehungszustand und -vorgang mitverkörpert.

Sein Lied ist zunächst die zwangsmäßige Verlautbarung innerer

Offenbarungen, das Zungenreden des Mediums, aber auch ein Stammeln:

„Doch zu licht ist mirs zum Schreiben",

heißt es einmal, und ein anderes Mal:

„O könnt ich alles sagen,
o wär ich recht geschickt!
So muß ich still ertragen,
was mich so hoch beglückt."

Und er könnte von sich selber singen, was er die Lerche singen läßt:

„Noch kann ich nichts sagen,
beglänzt die Brust,
nur mit den Flügeln schlagen
vor großer selger Lust."

Denn wenn jemand kein Rhetoriker ist, wenn jemand die Forderung erfüllt: „Nur ein Hauch sei dein Gedicht", so ist es Eichendorff, der seine lyrische Ergriffenheit fast ohne Mittel und Substanz ausströmt. Seine stammelnde Liedestrunkenheit ist das äußerste Gegenteil von Heines bewußtem Kokettieren mit dem eigenen Gedicht: „Klinge, kleines Frühlingslied, kling hinaus ins Weite." Eichendorff ist wirklich der Dichter, der, von den eigenen Gesängen hold gelockt, sich aus dem Labyrinth der Brust nicht heraus finden kann. Und die geheime Macht seiner Worte, auch derjenigen, mit denen er seufzt, keine Worte finden zu können, erklärt sich aus ihrer inspjrierten Unmittelbarkeit und Echtheit.

„Ja, Menschenstimme, hell aus frommer Brust!
Du bist doch die gewaltigste und triffst
den rechten Grundton, der verworren anklingt
in all den tausend Stimmen der Natur!"

Darum ist es zunächst der durchseelte und melodische Sprechton, mit dem er, wenn er halbbewußt wie aus Träumen zu reden beginnt, trifft und rührt — vielleicht am meisten in dem kleinen Impromptu des Greises:

„Es schüttelt die welken Blätter der Wald,
mich friert, ich bin schon alt,

bald kommt der Winter und fällt der Schnee,
bedeckt den Garten und mich und alles, alles Weh."

Das hat etwas von jener letzten orphischen Schlichtheit, die aus vereinzelten Wahnsinnsstrophen Hölderlins bricht. Oder der Sprechton ergießt sich in ein quellendes Geplauder:

„Sieh, schon ist die Sonn gesunken
aus der dunkelblauen Schwüle
und zerspringt in tausend Funken
an den Felsen rings und Bäumen,
bis sie alle selig träumen.
Mit den Sternen in der Kühle
blühn da Wünsche, steigen Lieder
aus des Herzens Himmelsgrund,
und ich fühle alles wieder:
alte Freuden, junges Wagen!
Ach! soviel möcht ich dir sagen,
sagen recht aus Herzensgrund,
in dem Rauschen, in dem Wehen
möcht ich fröhlich mit dir gehen,
plaudern in der lauen Nacht,
bis der Morgenstern erwacht!"

Hier sehen wir zugleich genau, wie der dionysische Rausch in apollinische Träume übergeht, wie aus ihm Berge, Blumen, Bäume nach der Melodie im Busen wachsen, wie das form- und maßlose, verworrene Gefühl mit einmal *Bilder sprüht*. Ist das Gefühl Eichendorffs vom Dichter unbeobachtet, so beruhen nun auch seine Bilder der Welt und Natur auf keiner Beobachtung, wenigstens auf keiner geflissentlichen und wissentlichen Aufnahme der Erscheinungen, d. h. ersteres ist ganz ohne Psychologie und letztere sind ganz ohne Naturalismus. Wohl zeigt sein Lied die feinsten, intimsten Seelenvorgänge und das außerordentlichste impressionistische Wahrnehmungsvermögen an, aber beides wird *schöpferisch*: das unkontrollierte Gefühl bringt eine neue Welt, bringt die Welt neu hervor, der inspirierte Zustand entlädt sich in Vi-

sionen. Dennoch bleibt der zuständliche Charakter des Eichendorffschen Liedes stets gewahrt, und damit sind wir bei dessen letzter und merkwürdigster Eigentümlichkeit angelangt: daß dies Lied nämlich, obwohl es eine dichterische Auswirkung des Gefühls, und in diesem Sinne einen Vorgang enthält, doch nur einen Zustand, einen Punkt bezeichnet und verkörpert, wenn auch einen geheimnisvoll wallenden Punkt, denn das Gefühl gebiert hier die Anschauung, das Unendliche seine Veranschaulichung im Endlichen, nur, um sie wieder in sich zurückzuschlingen.

Hatten wir es bisher mit dem Zusammenhang von Wort, Ton, Bild zu tun, so darf aber nicht übersehen werden, daß dem Wort auch stets ein Begriff innewohnt. Weit entfernt von jeder Gedanklichkeit im Sinne der Reflexion, kennt das Eichendorffsche Lied statt der Gedanken des Gehirnes nur die Gedanken des Herzens: „Das sind im Herzen die Gedanken, die singen, wenn niemand wacht.“ Und bei der Zusammengehörigkeit von Bild und herzgeborenem Gedanken fragt er: „Wer erkennt im lauen Wind, obs Gedanken oder Träume?“ Ja, er vermag das banale Sprichwort: „Gedanken sind frei!“ in einem Liebesliede dergestalt an den Schluß einer Strophe zu setzen, daß es einen wahrhaft jauchzenden, brustweitenden Ausdruck erhält.

Das Hervorbringen und Wiederzurückschlingen der Anschauung durch das Gefühl, worin wir das Charakteristische des Eichendorffschen Liedes vor allem erkannten, ist gleichsam ein sich selbst aufhebender Bewegungsvorgang, wie die Bewegung einer Welle, es ist Aktion und Reaktion, es ist der Pulsschlag des Gemütes. Dieser Bewegungsvorgang bestimmt die sprachrhythmische Form des Eichendorffschen Liedes, und in ihn sind auch die Einzelvorgänge der Empfindung und der Landschaft mit all ihrer scheinbaren Sprunghaftigkeit mit einbezogen. Die Erscheinungen sind darin nur wie die Farben, in denen das Licht sich bricht, um sie wieder in sein Weiß aufzusaugen, und das Eichendorffsche Lied kennt mehr und mehr statt der Farben nur noch Licht und Finsternis oder ihre Mischung zu einem Hell-Dunkel. Innerhalb des lyrischen Bewegungsvorgangs entwickelt sich ferner oft genug ein kleiner Naturmythos:

„Es war, als hätt der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer
von ihm nun träumen müßt.“ —

„Der Springbrunn plaudert noch immerfort
von der alten, schönen Zeit,
eine Frau sitzt eingeschlafen dort,
ihre Locken bedecken ihr Kleid.

Sie hat eine Laute in der Hand,
als ob sie im Schlafe spricht,
mir ist, als hätt ich sie sonst gekannt —
still, geh vorbei und weck sie nicht!“ —

„Kennst du den Garten? — Wenn sich Lenz erneut,
geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
still durch die Einsamkeit
und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
als ob die Blumen und die Bäume sängen
rings von der alten schönen Zeit.“ —

„Läuten kaum die Maienglocken
leise durch den lauen Wind,
hebt ein Knabe froh erschrocken
aus dem Grase sich geschwind,
schüttelt in den Blütenflocken
seine feinen blonden Locken
schelmisch sinnend wie ein Kind.“ —

„Und ein wunderschöner Knabe
schifft hoch über Tal und Kluft,
rührt mit seinem goldnen Stabe
säuselnd in der lauen Luft.“ —

„Der Wald aber rühret die Wipfel
im Schlaf von der Felsenwand,
denn der Herr geht über die Gipfel
und segnet das stille Land.“ —

„Es rührt ihm wie ein Riese
das Leben an die Brust.“

Solche echt volkstümliche Mythik, welche aus der Natur, aus dem Weltgeist heraus dichtet, die Natur symbolisiert und die Genien der Dinge erlöst, ist das Gegenteil von Heines pseudolyrischer Allegorik, welche in die Natur hineinkonstruiert, etwa in dem Liede vom Fichtenbaum und der Palme oder dem von der Lotosblume. Eichendorff läßt die Elfe singen:

„Die Freude, das schöne leichtgläubige Kind,
es wiegt sich in Abendwinden:
wo Silber auf Zweigen und Büschen rinnt,
da wirst du die Schönste finden.“

So zart, so immateriell hat, außer Shakespeare, niemand, selbst Goethe nicht, die lockende Poesie dieser luftigen Naturgeister gegeben. Doch wird so ein kleiner Mythos bei Eichendorff selten aus- und durchgeführt, er ist nur einer der Bilderfunken, die das Gefühl innerhalb des Liedes sprüht, oder nur der bewegte Rahmen um dessen wallenden Inhalt, oder mindestens ist ihm noch die eine und andere impressionistische Episode eingewoben. So heißt es vor der Strophe von dem Herrn, der über die Gipfel geht:

„Von fern nur schlagen die Glocken
über die Wälder herein,
ein Reh hebt den Kopf erschrocken
und schlummert gleich wieder ein“ —

auch hier Bewegungen oder vielmehr *eine* Bewegung, die den Glockenton und das Kopfheben des Rehes zusammenschmilzt wie zu einem einzigen tiefen schlaftrunkenen Atemzug des nächtlichen Waldes. Gebiert das Gefühl bei Eichendorff die Anschauung nur, um sie wieder in sich zurückzuschlingen, und fassen wir das Ganze des Gedichts als Anschauung auf, so läßt sich von der letzteren zusammenfassend und abschließend sagen, daß sie in einem mehrschichtigen, also harmonischen, Bewegungsvorgang besteht, der in einem Helldunkel schwimmt und sich sprachlich mit wiegenden, stockenden, flüsternden Stimmen melodisch auswirkt. Damit ist freilich nur der *Typus* des Eichendorffschen Liedes gekennzeich-

net, der natürlich Spielarten und Abweichungen zuläßt, von denen jedoch nur eine sich als neuer Typus neben jenen stellt. In den Gedichten, welche diesen darstellen, gibt es nämlich statt des träumerischen Zurücksinkens ein plötzliches Sichsammeln des Gefühls, um, meist ganz ohne Bild, mit dem Aufschwung des herzgeborenen Tones, einen plötzlichen Zielpunkt zu finden: „Grüß dich aus Herzensgrund" oder „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund" — einen Übergang aus Moll in Dur, wie in der Hugo Wolfschen Vertonung solcher Gedichte.

Aber nicht nur läßt sich das Eichendorffsche Lied auf wenige, ja, sogar nur auf zwei Typen zurückführen: sondern es wiederholen sich in ihm auch stets dieselben Empfindungen und Rhythmen, dieselben Bilder und Klänge, dieselben Formen und Wendungen. Sein Umfang ist klein, aber reich, und seine Monotonie rührend und ewig neu gleich dem Wechsel und der Wiederkehr der Jahres- und Tageszeiten, die es mit seinen Tönen begleitet. Und mit dem beliebten Herausklauben und Aufzählen seiner Lieblingsvorstellungen und Lieblingsworte ist nichts getan — der Dichter schüttelt sie, und es ist wie mit den Farbteilchen eines Kaleidoskops, die bei jeder Verschiebung ein neues Bild ergeben. Sein schöpferisches Geheimnis beruht nicht auf den wenig zahlreichen Ingredienzien seiner Kunst, sondern einzig auf deren Mischung, wie überhaupt der reine lyrische Gefühlszustand auf Mischung beruht, weil eine klare Empfindung leicht Tat wird und in ihrer künstlerischen Formung zum Epos und zum Drama führt.

Es gibt freilich Stellen bei Eichendorff, wo sein Stil zur Manier wird und sein Schema nackt hervortritt:

„Die Nachtigallen schlagen
hier in der Einsamkeit,
als wollten sie was sagen
von alter, schöner Zeit." —

„Da droben hoch stand ich am Baume,
da rauschten die Wälder so sacht,
mein Waldhorn, das klang wie im Traume
herüber die ganze Nacht."

Da sehen wir gleichsam die Bespannung seines Saitenspiels und hören nicht deren Modulation. Allein meistens trifft gerade das Gewohnteste und Wiederholteste mit dem neu überraschenden Silberblick und Silberklang des echten Liedes:

„Und wenn es dunkelt das Tal entlang,
rührt sie die Saiten sacht,
da gibts einen wunderbaren Klang
durch den Garten die ganze Nacht.“ —

„Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
von der alten schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln
wie liegt sie von hier so weit.“ —

„Ausgezogen ist sie lange,
und es kennt mich keiner mehr.“ —

„Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,
da kommen die Wolken her,
aber Vater und Mutter sind lange tot,
es kennt mich dort keiner mehr.“ —

„Kaiserkron und Päonien rot,
die müssen verzaubert sein,
denn Vater und Mutter sind lange tot,
was blühn sie hier so allein?“

Auch das Oben und Unten weiß stets von neuem ans Herz zu greifen:

„O Welt, du schöne Welt du,
man sieht dich vor Blüten kaum!“ —

„Oben lag noch meine Laute,
und mein Fenster stand noch auf,
aus dem stillen Grunde graute
wunderbar die Stadt herauf.“ —

„Unten dann die weite Runde,
Schlösser glänzend fern erhoben,

Nachtigallen aus dem Grunde,
alles wie im Traum verwoben,
miteinander still im Bunde."

Am meisten aber ist es das irre und erinnerungssüchtige Traumwandeln und Traumreden des Herzens mit sich selber, das mit gleichen oder ähnlichen Worten wundersam beklemmend erschreckt: „Sie weiß es wohl, wer sie ruft" — „Ich weiß nicht, wer mich ruft," der Augenaufschlag eines süßen und bänglichen, ahnenden und zweifelnden Wissens oder Nichtwissens, denn das Hell-Dunkel bei Eichendorff ist vor allem auch ein Hell-Dunkel des Gefühls. „Und es schweifen leise Schauer wetterleuchtend durch die Brust."

3

So hätten wir nur noch die Vollendung des Eichendorffschen Liedes in der äußeren Form, in Sprache und Metrum, aufzuweisen, um ihm die Krone der Meisterschaft zuzuerkennen, denn in der Tat ist Eichendorff in seinen Versen einer der größten Sprach- und Formkünstler deutscher Zunge, und die anfangs erwähnten scheinbaren Nachlässigkeiten — auch sie dem Wesen nach der äußerste Gegensatz zu Heine, mit dessen gräßlicher Salopphheit sie von einem rohen Gefühl verwechselt werden können — sind von vollkommener Notwendigkeit und Schönheit. Kaum ein Gebiet ist allerdings Laien und Ästhetikern so dunkel wie dasjenige der Metrik, und zumal wer die Vollendung der Form in der äußeren Glätte sieht, dem ist mit den wenigen Fingerzeigen, die sich hier geben lassen, schwerlich zu helfen. Bei Paul Gerhard heißt es:

„Da will ich nach dir blicken,
da will ich glaubensvoll
dich fest an mein Herz drücken —
wer so stirbt, der stirbt wohl."

Der gewaltsame Ausgleich, den in der dritten Zeile die Hochspannung im Widerstreit zwischen dem metrischen und dem natürlichen Sprechtonfall verlangt, gibt jeder Silbe nahezu die gleiche Schwere

und damit der ganzen Stelle eine inbrünstig-ekstatische Wucht. In vielen Gesangbüchern liest man aber neuerdings:

„Fest an mein Herz dich drücken."

Die Generalsuperintendenten und Oberkonsistorialräte sind nicht nur empfindungslos für Poesie, sondern auch für das Religiöse in ihr, da sie dies in seinem echtesten Ausdruck so fälschen können.

Eine einzige kurze Versfolge, die besonders viele Schönheiten anhäuft, veranschauliche zunächst Eichendorffs metrische und sprachliche Kunst:

„Von den Bergen sacht hernieder,
weckend die uralten Lieder,
steigt die wunderbare Nacht,
und die Gründe glänzen wieder,
wie dus oft im Traum gedacht."

Die Anfangszeile hat drei Hebungen, von denen die erste auf der dritten Silbe liegt und die vorletzte statt der vollen nur mittlere Schwere besitzt, während in der zweiten Zeile die erste Hebung auf die erste Silbe verlagert ist und eine weitere Hebung, genau vor der eigentlich zweiten, plötzlich hinzutritt, mit der Silbe „ur", an einer Stelle, wo das zugrundeliegende metrische Schema eine Senkung verlangt. Durch solche Aufbäumung gegen den Takt, durch solche Stauung, vermehrt sich das Drängende des Rhythmus, mit dem dieses Zeilenpaar seinen hellen spitzen Reim wie eine zweischneidige Schärfe ins Ohr senkt — dann steigt die dritte Zeile, vierhebig, schwer, langsam, pomphaft herab, in einer Beruhigung, die sich, unterbrochen von einem aufreizenden Echo jenes spitzen Reimes, mit reichster Vokalisierung, mit gedeckten Selbst- und Umlautern und mit breiten Doppelvokalen bis zum Schlusse fortsetzt. Dabei erscheinen die abgenutzten Worte „sacht", „wunderbar", „glänzend", wie blank geputzt in ihrer ursprünglichen Schönheit und Gewalt, wie im Augenblick geboren, und der geheimnisvolle Plural „die Gründe", gleich dem andern von Eichendorff geliebten: „die Ströme", eröffnet sein grenzenlos dämmerndes, übersinnliches Reich. Durchgängig bevorzugt Eichendorff in der Liederstrophe den doppelhebigen Vers, der durch den Hinzutritt einer

dritten leichten, mittleren oder schweren Hebung und durch Verlagerung des Gewichts bei wechselnder Silbenzahl mannigfach bereichert und variiert wird:

„Sie sangen von Marmorbildern,
von Gärten, die überm Gestein
in dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
wo die Mädchen am Fenster lauschen,
wann der Lauten Klang erwacht,
und die Brunnen verschlafen rauschen
in der prächtigen Sommernacht."

Hier sind die letzten vier Zeilen noch durch doppelten Auftakt besonders reich gebrochen und moduliert. Aber auch unvermischte Doppelhebungen kommen vor:

„Die Nachtigallen.

Möcht wissen, was sie schlagen
so schön bei der Nacht,
's ist in der Welt ja doch niemand,
der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reisen,
und das Land ist so blaß,
und die Nacht wandert leise
durch den Wald übers Gras.

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
ich weiß es recht gut,
liegt ein Grund hinter den Höhen,
wo meine Liebste jetzt ruht.

Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,
sie höret es nicht,
es fallen ihr die Löcklein
übers ganze Gesicht.

Und daß sie niemand erschrecket,
der liebe Gott hat sie hier

ganz mit Mondschein bedecket,
da träumt sie von mir."

Das ist — im Dreivierteltakt — das echte Schnadahüpfl, aber so leicht schwebend, so verflüchtigt, daß es, besonders auch durch den öfteren Doppelauftakt und durch die Doppelschwere am Anfang der dritten Strophe, die wie ein Atemholen und neues Ansetzen und Anschwingen ist, gleich einem nächtlichen Mettenläuten über die Nachtstimmen dieses Liedes schwingt. Wo statt des jambischen einmal der trochäische Tonfall gewählt ist und dann aus den drei Hebungen zu vieren neigt, geschieht es ganz besonderen Wirkungen zuliebe:

„Über die beglänzten Gipfel
fernher kommt es wie ein Grüßen,
flüsternd neigen sich die Wipfel,
als ob sie sich wollten küssen.

Ist er doch so schön und milde!
Stimmen gehen durch die Nacht,
singen heimlich von dem Bilde —
ach, ich bin so froh verwacht!

Plaudert nicht so laut ihr Quellen!
Wissen darf es nicht der Morgen!
In der Mondnacht linde Wellen
senk ich still mein Glück und Sorgen—"

In der Schlußzeile der ersten Strophe ist der metrische Tonfall, der sich im deutschen Vers grundsätzlich mit dem natürlichen Sprechtonfall deckt, ganz zweifelhaft. Metrum und Sprachtakt tun sich gegenseitig süße Gewalt an, und die plötzliche Strukturlosigkeit dieser Zeile ist wie ein Entgleiten des Bodens unter den Füßen, wie ein schwüles Versinken. Wie hat der unreine Reim, diese Dissonanz eines nur ungefähren Zusammenklangs, daran teil! Und da sich mit dem trochäischen Tonfall der doppelsilbige Reim verbindet, was nur in der zweiten Strophe bei zwei Reimen anders ist und die Wirkung durch diese nachdenkliche Unterbrechung noch steigert, so entsteht eine pausenlose, flüsternde und flimmernde

Eile, wie aus Mondstrahlen gewoben. Das gleiche Versschema, nur mit anderer Reimanordnung, liegt dem Gedicht „Zwielicht" zugrunde:

„Dämmrung will die Flügel spreiten,
schaurig rühren sich die Bäume,
Wolken ziehn wie schwere Träume —
was will dieses Graun bedeuten?

Hast ein Reh du lieb vor andern,
laß es nicht alleine grasen,
Jäger ziehn im Wald und blasen,
Stimmen hin und wieder wandern.

Hast du einen Freund hienieden,
trau ihm nicht zu dieser Stunde,
freundlich wohl mit Aug und Munde,
sinnt er Krieg im tückschen Frieden.

Was heut müde gehet unter,
hebt sich morgen neu geboren,
manches bleibt in Nacht verloren —
Hüte dich, bleib wach und munter!"

Hier waltet aber eine schwere und nachdrückliche Übereinstimmung zwischen Sprach- und Verstonfall, die Hast wird dadurch beklommen, lastend quillt jede neue Zeile, und mit ihr fast jedes Mal ein neues Bild, vor, gleich einem Alpdrücken. — Oft ist das Eichendorffsche Metrum schwankend und schwer oder doch nur aus dem Ganzen des Gedichts bestimmbar. Bei der Strophe:

„Grüß euch aus Herzensgrund:
zwei Augen hell und rein,
zwei Röslein auf dem Mund,
Kleid blank aus Sonnenschein" —

ist im Ganzen ein jambischer Versfall gewahrt, obwohl die erste Zeile mit schwerer Silbe beginnt, und ebenso die letzte Zeile, in welcher aber die Schwere dieser ersten Silbe durch die fast gleich große der zweiten wieder aufgehoben oder vielmehr balanziert wird. Dann aber lautet die nächste Strophe:

„Nachtigall klagt und weint,
wollüstig rauscht der Hain,
alles die Liebste meint,
wo weilt sie so allein?“

Das ist daktylisch, nur die letzte Zeile ist im Sinne der vorigen Schlußzeile wieder zweifelhaft. Und so entsteht ein rhythmisches Oszillieren eines gleichen Themas zwischen zwei Metren. — Führten wir bereits das Beispiel eines höchst künstlerisch wirkenden unreinen Reimes an, so sei jetzt noch ein falscher Reim als Zeugnis der Meisterschaft erwähnt. Er steht in den „Liedern auf meines Kindes Tod“:

„Es ist, als müßtest leise
du klopfen an die Tür,
du hättst dich nur verirret
und kämst nun müd zurück.“

Statt des vollen Gleichklangs, den das Ohr erwartet, erfolgt nur die Assonanz, wie ein mattes, verlorenes Echo. Und so sind die meisten „Schönheitsfehler“ bei Eichendorff Offenbarung einer höheren wesenhaften Schönheit des Ausdrucks, der manchmal gelockerte, gebrochene oder ungrammatikalisch verknüpfte Satzbau ist von den höheren Forderungen des Verses, von seiner anderen, besonderen Logik und seinem Klange diktiert, wie etwa das Nachsetzen des Verbums („Stimmen hin und wieder wandern“); und die Apostrophe und Elisionen:

„Hat eine Zither gehangen
an der Tür unbeacht't —“

„Der Erd und Himmel will erhalten,
hat auch mein Sach aufs best bestellt“,

dialektisch und volkstümlich, sind nicht korrektes Schriftdeutsch, sondern, wie alle echte Poesie und Sprachkunst, lebendiges Sprechdeutsch.

Es darf auch wenigstens bemerkt werden, daß die Ausdruckskraft des Dichters, die im rein Gefühlsmäßigen durchaus keine engen Grenzen hat, gelegentlich selbst diese Grenzen

überraschend und mit Glück erweitert. Wie er in dem Gedicht „Frühlingsdämmerung" alle Versstruktur zu einer einzigen schwebenden Kadenz funkelnder Binnenreime auflöst, so meistert er, im äußersten Gegensatz dazu, wenn es sein muß, auch den machtvollen Hieb sehniger Stärke:

„Denk ich dann, wie du gestanden
treu, da niemand treu geblieben:
möcht ich über unsre Schande
tiefentbrannt in zorngem Lieben,

wurzeln in der Felsen Marke,
und empor zu Himmels Lichten,
stumm anstrebend wie die starke
Riesentanne mich aufrichten."

Da wächst eine einzige Periode, mit mehreren Versbrechungen und Aufbäumungen gegen den Takt und den Stropheneinschnitt eigenwillig überbrückend, wuchtig und stoßweise schwellend empor. Allerdings sinkt der Dichter nach solchen Anspannungen schnell wieder in s e i n e Melodie zurück, wie etwa in seinen Kriegsliedern, nachdem sie die Aufnahmefähigkeit seines bildnerischen Organs bis zu ihrer letzten Straffung beansprucht haben:

„Prächtig war die Nacht nun aufgegangen,
hatte alle mütterlich umfangen,
Freund und Feind mit leisem Friedenskuß,
und, als wollt der Herr vom Himmel steigen,
hört ich wieder durch das tiefe Schweigen
rings der Wälder feierlichen Gruß."

Und hier, in der Gebundenheit an den reinen Gefühlszustand, liegt auch der relative Wert von Eichendorffs Romanzen. Gewiß gelingt ihm da auch das Zuständliche im erweiterten Sinne:

„Heinrich liegt auf seinem Löwen,
Gottfried auch, Siegfried, der Scharfe,
König Alfred, eingeschlafen
über seiner goldnen Harfe,
Don Quichote hoch auf der Mauer

sinnend tief in nächtger Stunde,
steht gerüstet auf der Lauer
und bewacht die heilge Runde."

Das einzelne Bild gelingt ihm, etwa das der Waldfrauen in ihrem von wilden Nelken umblühten Felsenschloß, und darüber hinaus die zarte Legende, die wie auf eine Glasscheibe gehaucht ist: von der Flucht der heiligen Familie, der die Johanniswürmchen den Weg erhellen, während das Kindlein das stille Land segnet, oder diejenige von dem Unbekannten mit dem bezaubernd edlen Schlußreim:

„Und als er von den beiden sich gewandt,
kam himmlisch Klingen von der Waldeswiese —
so sternklar war noch keine Nacht wie diese",

überhaupt natürlich jeder lyrische Ausklang: „Rings im heimlich kühlen Grunde wars vor Liebe selig still", und jedes Gedicht mit vorwiegend lyrischem Einschlag, in dem das Gefühl entscheidet und die Bilder hervorbringt: das Rollenlied und das Duett. Auch müßte es ja wundernehmen, wenn dem begabten Erzähler nicht die eine oder andere kleine Verserzählung gelänge, wie sich denn „Die Brautfahrt" und „Die stille Gemeinde" durchaus würdig der übrigen klassisch-romantischen Balladen- und Romanzendichtung anreihen. Und gesättigt mit Stimmung sind alle Romanzen Eichendorffs, selbst mit echt grausiger, die dem „Wunderhorn" nichts nachgibt:

„Ach, Muhme! Was ist Euch geschehen?
Die Nase wird Euch so lang,
die Augen sich seltsam verdrehen —
wie wird mir vor Euch so bang!"

Allein die Stimmung bleibt, wie wenn es sich um reine Lyrik handelte, Selbstzweck, statt daß sie nur der Duft eines wirklich epischen Gebildes wäre, das Zuständliche wird nicht abgelöst durch das Gegenständliche und Gegensätzliche, alles bleibt „Äther in Äther", der Gliederbau ist zu weich und fließend, ohne Skelett, ohne deutliche Gelenke und Umrisse, ohne bestimmte Proportionen. Dieser Dichter, der im Liede die Kürze meistert, braucht im Epischen die

Breite und kann sich darum nur in der Novelle, in der er in seiner Art ebenfalls Meister ist, voll entfalten, da er in ihr, was ihm an Knappheit der Formel und Kraft des Gegenständlichen abgeht, durch die Kunst reichen und üppigen Gewebes ersetzen kann. Darum sind seine drei größeren Verserzählungen, die alle in seinen letzten Lebensjahren entstanden, über die Mehrzahl seiner kleineren epischen Gedichte zu stellen.

4

Man hat Eichendorffschen Liedern gelegentlich Bilder von Schwind beigesellt. Aber Schwind würde höchstens zu Uhland passen, wenn da der Dichter nicht oft ungleich bedeutender als der Maler wäre. Denn die Farbe ist bei Schwind die Abgrenzung der Dinge gegeneinander, er und Uhland, der geistigen Richtung nach Romantiker, sind künstlerisch gegenständlich. Zu Eichendorff gehört Spitzweg, bei dem die Farbe, im Gegensatz zu Schwind, eine Auflockerung der Dinge, ein Übergang ihrer Grenzen ineinander, ein atmosphärisches Element ist. Er und Eichendorff leiten die Romantik in den Impressionismus über, sie sind ebenso erstaunlich modern wie altmodisch. Sie haben das liebenswürdig Zuständliche zum Ewigen, das sympathisch Philiströse zum Allmenschlichen, das Genre zur Musik erweitert und die Welt des Biedermeiers und eines biedermeiernden Mittelalters zur Trägerin für die künstlerischen Probleme des kommenden halben Jahrhunderts gemacht, die man nicht nur bei dem bildenden Künstler, sondern auch bei dem Dichter als die malerischen bezeichnen möchte. Aber mehr noch spiegelt sich das Wesen des Dichters und seiner Dichtung in der ihr verwandteren Kunst der Musik, besonders in derjenigen, die zu seinen Worten erfunden wurde. Da hat zunächst Robert Schumann das herzquellende webende Helldunkel der Eichendorffschen Lyrik in Töne eingefangen, aber erst Hugo Wolf hat ihre Eigenart restlos musikalisch veranschaulicht: die Melodie ist bei ihm die eines Volksliedes, doch bricht sie sich vielfältig an und in den wechselnden Harmonien eines sensiblen, vielschichtigen persönlichen Gefühls, dessen komplizierten Gängen sie ausweicht oder sich anschmiegt, um sie oft plötzlich alle in sich zu sammeln.

An den lyrischen Dichtern seiner Zeit gemessen, stellt Eichendorff Heine, wie wir schon sahen, völlig in den Schatten. Heines Bedeutung liegt im Spöttischen, Graziösen, orientalisch Farbensatten, das künstlerisch gewiß seinen Wert behauptet, aber nicht im impressionistischen Gemütston, den er im Buch der Lieder so gern vortäuscht. Auf dem Gebiet, das beide gemein haben, ist der Unterschied zwischen Eichendorff und Heine derjenige von echt und unecht, wie z. B. das Ametrische bei Heine eine negative und bei Eichendorff eine positive Bedeutung hat. Heine ist ein unmusikalischer Dichter, obwohl auch er ein Dichter der Komponisten ist, Eichendorff ein musikalischer, der dichterische Komponisten braucht. Dem Lyriker Heine war ein großer, nur langsam abflauender Modeerfolg beschieden, während Eichendorff ebenso langsam, aber stetig wachsend, durchdrang und durchdringt. Mit Uhland läßt sich Eichendorff trotz vielen geistigen und stofflichen Berührungspunkten schon deshalb schwer vergleichen, weil Uhland hauptsächlich Balladendichter ist. Aber als Lyriker wie als Gesamterscheinung überragt Uhland unsern Dichter durch ebenso erdhafte wie gereinigte Wucht: er steht im anstürmenden Chaos aller Worte und Bilder und gönnt nur immer dem letzten und gesiebtesten, knappsten, notwendigsten und treffsichersten den Platz, den es dann einnimmt, bebend von der schöpferischen Stärke der ihm gesetzten Grenzen. Ebenso kann sich Eichendorff mit Mörike nicht messen. Gewiß, beider Gedicht genießt den Ruhm, nur ein Hauch zu sein, aber bei Mörike ist es in noch weit höherem Maße gebildeter Hauch, er erfaßt verklärend die ganze Fülle und Schärfe der Wirklichkeit und er weiß noch den Duft plastisch zu formen, das Unsichtbare und Unsagbare zum Filigran zu spinnen, während es in Eichendorffs Lied, einem „Singsang“ im schönsten Sinne, nur wogt und wiegt, webt und wirrt. Auch kennt Eichendorff die großen Leidenschaften, den Urwiderspruch in allen Dingen und die großen Mächte des Lebens, Geburt und Tod, Schicksal und Schuld, deren Tiefe in der Tiefe von Mörikes Gefühl ihr Auge aufschlägt und die seine Liedform oft zur großen symphonischen und symbolischen Tragweite der Elegie, der Ode und Hymne ausweiten, gleichsam nur von fern. Gewiß, wie jener und wie Goethe, ist er „zum

Sehen geboren, zum Schauen bestellt". Aber wie fährt Lynkeus der Türmer fort?

„Ich seh in die Ferne,
ich seh in der Näh,
den Mond und die Sterne,
den Wald und das Reh.

So seh ich in allen
die ewige Zier,
und wie mirs gefallen,
gefall ich auch mir.

Ihr glücklichen Augen,
was je ihr gesehen —
es sei, wie es wolle,
es war doch so schön."

Hier ist auch das Oben und Unten, die Schönheit der Dinge und ihre ewige Zier, der Panoramablick, aber er ist zum Seherblick geworden, der das Menschenleben und den Weltkreis umspannt und jenes diesem einordnet. Die einfachste Liedform, die auch hier nur aus Gefühl und Anschauung entspringt, hat doch zugleich die Resonanz des tiefsten Wissens, das die Verworrenheit der Welt ahnend ergründet und ihren Widerspruch löst.

„Es mag, will alles brechen,
die gotterfüllte Brust
mit Tönen wohl besprechen
der Menschen Streit und Lust,"

sagt Eichendorff. Das ist die letzte Macht seines Wortes, daß er, der die lieblichen Gefühle im Liede einfängt, die drohenden Elemente *bespricht*, daß er ihren Aufruhr beschwichtigt, daß er ihnen sein Lied wie ein heiliges Pentagramm entgegenhält, daß er sänftigend den christlichen Dreizack des Kreuzes über ihnen schwingt. Allein er vermag nicht das rote Meer zur Gasse aufzutun, damit die Karawane des Lebens mitten hindurch und über ihren Grund zum Ziele wandern kann, und er vermag ihr auch

nicht selbständig Ziele zu setzen. Sein Pathos und sein Ethos ist das deutsche Waldesrauschen. „Sein Dichten enthüllt uns", wie einmal gesagt worden ist, „weder ein Ringen mit dem widerspenstigen Stoffe der Welt noch mit den Mächten des eigenen Ichs, es ist ein ruhiges, freies Ausströmen einer ursprünglichen Naturanlage."

Dem Dichter Eichendorff fehlt der spekulative Zug der übrigen Romantiker, oder vielmehr ist bei ihm die Spekulation rein gemüthaft geworden — Sehnsucht und Heimweh — und hat das Landschaftliche in sich aufgenommen. Darin ist er Brentano zu vergleichen, der ihm in vielen Einzelheiten an Genialität, an Kühnheit der Naturmythik und an Dämonie überlegen ist, während der unausgegorene Expressionismus Arnims an Eichendorff trotz allen sonstigen Anklängen im tiefsten Grunde nur die entscheidende Stimmung und Zeile: „Ich bin so froh verwacht" weitergegeben hat. Beide, Brentano und Arnim, haben zudem schon vor Eichendorff den Volksliedton, aber ihre eigenen Lieder sind nicht ins Volk gedrungen, weil sie bloße Improvisationen bleiben. Tiecks Lyrik im Sternbald war erst recht ungefüge Improvisation geblieben, noch dazu solche ohne Versgefühl und innere Wahrheit, und was A. W. Schlegel über desselben Dichters „Lieder der Magelone" sagte, das fand in den Gedichten Eichendorffs erst seine Erfüllung, nämlich daß in ihnen „die Sprache sich gleichsam alles Körperlichen begeben habe und sich in einen geistigen Hauch auflöse". Ebenso ist er ein Erfüller des Novalis, nicht des Lyrikers, der andere Wege ging, die ihn zu anderen, und sehr hohen, Zielen führten, sondern des romantischen Kunstdenkers, welcher sagte: „Dem Dichter ist die Sprache nie zu arm, aber immer zu allgemein. Er bedarf oft wiederkehrender, durch den Gebrauch ausgespielter Worte. Seine Welt ist einfach wie sein Instrument, aber ebenso unerschöpflich an Melodien." Oder ein andermal: „Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es. — Die Kunst, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend,

das ist die romantische Poetik." Und zwar ist Eichendorff der praktische Erfüller dieser Idee speziell in Hinsicht auf die Naturlyrik in dem Sinne, wie sie Nikolaus Lenau später definiert hat: „Die wahre Naturpoesie muß unseres Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Konflikt bringen und aus diesem Konflikte ein drittes Organisch-Lebendiges resultieren lassen, welches ein Symbol darstellt jener höheren geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind." Eichendorffs Form entwickelt sich nicht über die Volksliedform hinaus, aber sie ist eine letzte Entwicklung dieser Form in sich, ihre letzte Schärfung und Vergeistigung. Eine ganz einfache Seele verkündigt sich in ihr, aber eine Seele mit verfeinertsten Nerven. Und diese Form besitzt das Wunder des ganz untrennbaren Zusammenwirkens von Wort, Bild, Klang und Rhythmus.

Mit zwei Zeilen hat Eichendorff in einem seiner bekanntesten Lieder, das aber nicht zu seinen besten gehört, das ganze Oben und Unten seiner Kunst umspannt, diesen Kreis, der, ob er sich auch nicht zu den höchsten Kreisen schwingt, doch ein wahrhafter Zauberkreis ist:

„Tief die Welt verworren schallt,
oben einsam Rehe grasen."

Hier bilden die Rehe, die in des Türmers Lynkeus Liede zum liebevoll gesehenen Unten gehören, das Oben und der Wald, der bei Lynkeus zur Welt gehört, den Gegensatz zur Welt. Hier ist in wunderbarem Doppelsinn des Wortes „verworren" die Welt das Unten, auf das man, wie Eichendorffs Glaubenshelden und Einsiedler, mit heiliger Verachtung hinabschaut, und zugleich dasjenige, was einem bunt und drängend in Sinne und Herz schwillt: die lustige Welt seines Taugenichts. Hier ist ein gewisser Gegensatz zwischen den bunt bewegten Gassen und der ewig sich gleichen Schönheit und Unschuld der Natur und doch das wundersame, ganz erscheinunghafte Zusammenklingen dieser beiden Sphären zu höherer mystischer Einheit. Hier ist kein großes geistiges Ringen innerhalb ihrer und zwischen ihnen, auch keine große Vision, sondern ihr melodisches, träumerisches Erfassen. Und darin besteht Eichendorffs letzte Weisheit und höchste Kunst.



Vierzehntes Kapitel

Alter und Tod

1

Nach dreiunddreißig anstrengenden Dienstjahren konnte Eichendorff im rüstigen Alter eines Fünfzigers nun ganz seinen schriftstellerischen Neigungen leben. Die nächsten zwei Jahre — länger als er beabsichtigt hatte — blieb er noch in Danzig, sich hier bei seiner verheirateten Tochter im engsten Familienkreise auszuruhen und zu erholen. Dann aber genoß er seine Freiheit, indem er dem alten Reise- und Wandertrieb nachgab, wenn er dabei auch mit dem Angenehmen das Nützliche verband. Er wollte schon längst sein Lehengut Sedlnitz, weil er es auf die Entfernung doch nicht rationell bewirtschaften konnte, verpachten, und damals schwebte vorübergehend der Plan, daß sein Schwiegersohn Besserer von Dahlfingen, wenn es vorteilhaft sein sollte, die Pacht übernehmen würde. So reiste der Dichter im September 1846 mit seiner Frau und seiner Tochter, deren Mann und ihrem Kinde nach Wien, der am meisten von ihm geliebten, seit der Jugend nur einmal wiedergesehenen und stets ersehnten Stadt, um den

Winter dort zu verbringen, die österreichischen Lebensverhältnisse mit allen ihm fremden Förmlichkeiten zu studieren und in Verbindung mit Ökonomen und Juristen die Verpachtung für das kommende Frühjahr einzuleiten. „Unterwegs", so erzählt sein Sohn, „entledigte er sich noch der Aufgabe, eine junge Verwandte, welche mehrere Jahre als Pflegetochter seinem Hause angehörte, in Breslau dem Mutterhause der Ursulinerinnen als Novize zuzuführen. Er hatte lange gezögert, bevor er dem Wunsche des geliebten Pflegekindes nachgegeben; erst als er die Überzeugung gewonnen, daß hier ein wirklicher innerer Beruf sprach, hatte er sich dem Vorhaben nicht länger verschließen wollen. Das fromme treue Wirken der jungen Klosterfrau hat ihm in der Folge immer die herzlichste Freude bereitet". Eichendorffs Schwester besaß in Baden bei Wien jetzt ein eigenes Haus, und dort wollten sie im Sommer dann die Badesaison mitmachen, weil der Gattin gegen ihre wiederholten rheumatischen Übel Schwefelbäder dringend angeraten worden waren.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter vollauf," so schrieb er von Wien an seinen ältesten Sohn. Denn man wollte ihn hier, wie er sich launig-bescheiden ausdrückt, durchaus zum berühmten Manne machen. In der literarischen Gesellschaft Concordia wurde er bei seinem Eintritt mit einem Sturm von Händeklatschen empfangen, „daß die Fenster zitterten", zwei Schriftsteller sprachen Gedichte an ihn, und ein Opernsänger sang den ganzen Abend Lieder von ihm, die Joseph Dessauer in Musik gesetzt hatte. Er lernte Feuchtersleben, den Fürsten Schwarzenberg, Anastasius Grün, Bauernfeld, Castelli, Adalbert Stifter, Grillparzer und Friedrich Halm kennen und erneuerte die Beziehung zu dem Dichter Zedlitz, einem alten Breslauer Konviktsgenossen; der letztere lud ihn zusammen mit Grillparzer und Stifter zum Mittagessen ein, bei dem die Töchter der ebenfalls anwesenden Frau Emilie von Binzer den vier Dichtern Eichendorffs Lied „In einem kühlen Grunde" vorsangen; vom Musikverein wurde er, zusammen mit Meyerbeer, der soeben auch in Wien weilte, zu einem musikalischen Abend gebeten, wo vor nur etwa zwanzig Zuhörern zweihundert Männerstimmen sangen, der Leseverein schickte ihm eine

freie Eintrittskarte, die niederösterreichischen Landstände luden ihn zu ihren Abendzusammenkünften ein, und die Sonntagsblätter brachten besondere Willkommsaufsätze über ihn. Das rauschende Wiener Kunst- und Gesellschaftsleben bot auch sonst manchen Genuß, so den Gesang der gefeierten schwedischen Künstlerin Jenny Lind, die Faschingszeit entfaltete mitten im prophetischen Brodeln des revolutionären Hexenkessels ein tosendes Gewimmel, und Eichendorff besuchte die berühmtesten Ballsäle, die ihn auch jetzt noch „wahrhaft feenhaft" anmuteten. Aber aus diesem geselligen Treiben und aus dem „ganzen Halloh", wie er die ihm erwiesenen stürmischen Ehrenbezeigungen nannte, die ihm in seinen jungen Tagen gar wohl gefallen hätten, jetzt aber manchmal sehr unbequem wurden, zog er sich in einen kleineren Kreis von Gesinnungs- und Geistesgenossen zurück, bestehend vor allem aus den Konvertiten Jarcke, dem Hof- und Kanzleirat und Vertrauten Metternichs, und Hurter, dem Historiker, dem Maler Führich und anderen, bei denen seine Aufsätze über die romantische Poesie, die soeben seine glänzend honorierte Mitarbeit an den von Freund Jarcke mitbegründeten „Historisch-politischen Blättern" einleiteten, „wahrhaft Furore gemacht" hatten.

Aber schon im Frühsommer des nächsten Jahres kehrte Eichendorff mit seiner Gattin und Tochter von Baden nach Danzig zurück, besonders deshalb, weil die letztere ihrer Entbindung entgegensah. Bald darauf siedelte er wieder nach Berlin über, wohin sein Schwiegersohn Besserer als Hauptmann und Kompanieführer im königlichen Kadettenkorps versetzt worden war, doch auch hier war seines Bleibens nicht lange. Soeben hatte er noch bei der Feier seines sechzigsten Geburtstages seine ganze Familie heiter um sich versammelt, als wenige Tage darauf, am 18. März 1848, die Revolution losbrach und ihre Straßen- und Barrikadenkämpfe in Eichendorffs Stadtteil wälzte, so daß der Dichter und die Seinigen, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen, nachts mehrere Male den Aufenthalt wechseln und in fremden Häusern Schutz suchen mußten. Am andern Morgen flüchtete er mit Gattin und Kindeskindern nach Köthen, wo seine Frau, durch die Schrecken der Nacht erkrankt, längere Zeit darniederlag, und von dort im Mai nach Dres-

den, ohne seinen Umzug zu beklagen, denn, Berlin, so gestand er, war niemals sein Eldorado, „am wenigsten jetzt in der hochseligen Wirtschaft des Belagerungszustandes, wo aller alter Sauerteig sich wieder aufbläht," während ihn Dresden als ein reizender Ort anheimelte, der ihm alle, besonders auch literarischen Vorteile einer großen Stadt, ohne deren Übelstände, bot. Damals zog er einen jüngeren Dichter von ausgesprochen Eichendorffscher Schule freundschaftlich an sich heran, Lebrecht Dreves, einen Hamburger Notar, der erst kürzlich zum Katholizismus übergetreten und ein inbrünstig-frommer Verehrer und Übersetzer alter Kirchenlieder war; Dreves hatte sich dem Meister schriftlich genähert, der später seinen Gedichten ein Geleitwort mit auf den Weg gab, das einzige Mal, daß dieser solchen literarischen Patendienst leistete, und besuchte ihn dann in Dresden, wo Eichendorff in einem Pavillon des Linkeschen Bades sein einsames Arbeitszimmer aufgeschlagen hatte, mietete sich, aus Angst vor der Cholera die Rückkehr nach Hamburg hinauszögernd, ebenfalls in die Gebäulichkeiten des Bades ein und zog dann mit der Eichendorffschen Familie, als Wind und Kälte des Herbstes dies Sommerquartier unwirtlich machten, in das Hotel „Zur Stadt Wien". Dreves fand bei seinem verehrten väterlichen Freunde alles Verständnis für die Qual, sich inmitten der Berufsgeschäfte oft gegen einen ungelegenen poetischen Rausch waffnen zu müssen. Und Eichendorff tröstete ihn damit, daß er selber während seines langen Amtslebens beständig gegen diese Anfechtungen zu kämpfen gehabt habe; aber das schade nichts; die prosaischen Gegensätze befestigten und konzentrierten nur die Poesie und verwahrten am besten vor der poetischen Zerfahrenheit, der gewöhnlichen Krankheit der Dichter von Profession. Dem gleichgesinnten Schüler konnte der Meister auch sein Glaubensbekenntnis anvertrauen, daß man in dieser Zeit des Umsturzes nach bestem Wissen und Gewissen seine Schuldigkeit tun und alles übrige Gott anheim geben müsse, dessen Wege unerforschlich seien. „Er wird seine Kirche nicht verlassen, und mehr brauchen wir doch eigentlich nicht." Mit dem greisen Kämpen Schön dagegen politisierte er brieflich ein wenig, indem er klagte, daß die Dichter eigentlich am schlimmsten dran seien, weil sie den Dingen noch allzu nahe stün-

den, um sie poetisch aufzufassen und ruhig gestalten zu können; er ärgere sich täglich tausendmal, aber der Ärger sei eine schlechte Muse; das Pöbelregiment sei dumm, das Säbelregiment noch dümmer; die Masse sei nur eine Idee, die, wie das Königtum, die Freiheit usw., wenn sie wirklich ins Leben treten soll, individuell, persönlich werden müsse. „Wird eine solche welthistorische Persönlichkeit" — so fragt er — „endlich in Deutschland erscheinen?"

Inzwischen hatte er auch in der „Stadt Wien" keine bleibende Stätte gefunden, sondern war dort bald durch die Teuerung vertrieben worden. Er fand eine schöne möblierte Wohnung in der Altstadt, in der Johannisgasse, mit Aussicht auf die Promenade, wo seine Gattin sich alsbald von einem bedeutenden Krankheitsanfall erholte und die neue Wirtschaft tatkräftig einrichtete. Seine Tochter kehrte zu ihrem Manne nach Berlin zurück, ließ aber die Kinder noch bei den Großeltern, sein ältester Sohn Hermann war damals Regierungsassessor in Potsdam, und sein zweiter, Rudolf, der soeben durch den Tod seiner Frau schwer getroffen worden war, stand als Offizier mit seinem Regiment in Liegnitz. Mit dem Beginn des nächsten Frühlings empfand der Dichter wieder das Bedürfnis nach einer ausgesprochenen Sommerwohnung. Er hatte sich jedoch nicht so bald in der Königsbrücker Straße in der Neustadt angesiedelt, als nun auch in Dresden die Revolution ausbrach. Die ersten zwei Tage hielten sie tapfer aus, doch wie der Kampf in der Altstadt immer ernster und bedenklicher wurde und im Falle eines unglücklichen Ausgangs auch auf die Neustadt überzugreifen drohte, zogen sie sich mit ihren Hausgenossen auf einen Weinberg bei M e i ß e n zurück, wo sie von hoch gelegener Villa aus den Kanonendonner deutlich hören konnten und bei Tag und Nacht die Brände in Dresden aufflammen sahen, ein Anblick so poetisch wie der ganze Aufenthalt, aber getrübt durch die Sorge um manchen ihnen lieb gewordenen Bekannten in der Stadt. Unterdessen wurde auch ihr stiller Weinberg durch bewaffnete Freischaren unsicher gemacht, und sie flüchteten weiter nach K ö t h e n, wo sie bei Verwandten ein Unterkommen fanden, bis die Ruhe wiederhergestellt war und sie nach Dresden zurückkehren konnten.

Am Anfang dieses Jahres war in Innsbruck Eichendorffs ge-

liebter Bruder Wilhelm gestorben, den er zum letzten Male 1845 in Sedlnitz gesehen hatte und der, damals schon kränkelnd, mit dem Gedanken umgegangen war, ebenfalls den Staatsdienst zu verlassen und seinen Lebensabend in Venedig zuzubringen. Joseph widmete ihm einen Nachruf, dessen Wehmut noch einmal in den ganzen traumverworrenen Glanz und Duft ihrer fernen gemeinsamen Jugend getaucht ist:

„Ach, daß auch wir schliefen!
Die blühenden Tiefen,
die Ströme, die Auen
so heimlich aufschauen,
als ob sie all riefen:
‚Dein Bruder ist tot!
Unter Rosen rot,
ach, daß wir auch schliefen!‘

‚Hast doch keine Schwingen,
durch Wolken zu dringen!
Mußt immerfort schauen
die Ströme, die Auen —
die werden dir singen
von ihm Tag und Nacht,
mit Wahnsinnesmacht
die Seele umschlingen.‘

So singt, wie Sirenen,
von hellblauen, schönen
vergangenen Zeiten,
der Abend von weiten
versinkt dann in Tönen,
erst Busen, dann Mund,
im blühenden Grund.
O schweiget, Sirenen!

O wecket nicht wieder!
Denn zaubrische Lieder
gebunden hier träumen

auf Feldern und Bäumen
und ziehen mich nieder
so müde vor Weh
zu tiefstillem See —
o weckt nicht die Lieder!

Du kanntest die Wellen
des Sees, die schwellen
in magischen Ringen.
Ein wehmütig Singen
tief unter den Quellen
im Schlummer dort hält
verzaubert die Welt.
Wohl kennst du die Wellen.

Kühl wirds auf den Gängen,
vor alten Gesängen
möchts Herz mir zerspringen.
So will ich denn singen!
Schmerz fliegt ja auf Klängen
zu himmlischer Lust,
und still wird die Brust
auf kühl grünen Gängen.

Laß fahren die Träume!
Der Mond scheint durch Bäume,
die Wälder nur rauschen,
die Täler still lauschen,
wie einsam die Räume!
Ach, niemand ist mein!
Herz, wie so allein!
Laß fahren die Träume!

Der Herr wird dich führen.
Tief kann ich ja spüren
der Sterne still Walten.
Der Erde Gestalten
kaum hörbar sich rühren.

Durch Nacht und durch Graus
gen Morgen nach Haus —
ja, Gott wird mich führen." —

Eine Verpachtung des mährischen Gutes war nicht erfolgt, vielleicht hatten die Unruhen der Zeit sie vereitelt, und jetzt möchte sie dem Dichter weniger dringlich erscheinen, da sich seine dorther fließenden Einkünfte durch den Tod des Bruders, der einen Teil der Sedlnitzer Renten bezog, vermehrt hatten. Aber Eichendorffs Kasse hatte durch das Reiseleben doch so sehr Schaden gelitten, daß er, ohne sein ländliches Besitztum diesmal zu besuchen, es vorzog, im beginnenden Herbst dieses Jahres 49 wieder nach Berlin zu ziehen, weil er im dortigen Kadettenhaus mit Besserers freie Wohnung hatte. Ein Choleraanfall, den er nach seiner Rückkehr bald erlitt, blieb glücklicherweise ohne ernste Folgen. Im nächsten Frühling, 1850, bezog er mit Frau und Kindeskindern eine Gartenwohnung vor dem Potsdamer Tore, wo er, dem Stadtlärm entzogen, dem Gesang der Nachtigallen lauschen konnte. Hier lebte er denn „wie Robinson auf seiner Insel" und litt gleichwohl unter der Langweiligkeit, welche die Physiognomie Berlins für ihn hatte. Zu Einzelheiten von Schöns brieflichen und publizistischen Politicis, in denen dieser, streitbar wie in seinen jungen Tagen, mit Fürsten und Volk scharfe Abrechnung hielt, gab er kräftig und doch diskret seine Zustimmung: er spottet darüber, daß hier jetzt die Fürsten wimmelten, daß man aber von ihren Taten und Raten weiter nichts vernehme als beständiges Gerassel glänzender Equipagen und vielerlei Soldatenspiel; er klagt, daß kein Mensch zu wissen scheine, was er wolle, daß man die deutsche Einheit mit der deutschen Entzweiheit anfange, worunter er den Gedanken einer Trennung von Österreich verstand; die Zeit scheint ihm keinen einzigen großen Gedanken zu haben, er findet nichts als gemeine Konfusion, die nicht einmal zu redlichem Kampfe Lust und Kraft hat, sondern wo eine Meinung der andern bloß listig und hinterrücks ein Bein unterzustellen sucht; in dem König sieht er mit Wehmut ein „schönes zerstörtes Bild", dessen Züge, genau wie sie Schön darstellt, aus pietistischem Gefühlswesen in willenlose Ergebung und Lähmung aller äußeren Tatkraft übergehen,

doch er glaubt und vertraut mit jenem auf dieses Herrschers ursprüngliche edle Natur, die mit Gottes Hilfe doch immer wieder durchbrechen werde; aber — alles in allem — gibt Eichendorff zu, daß er selbst sich über das Verhältnis Preußens zu Deutschland noch nicht recht im Klaren ist, und erlaubt sich daher über die politische Kardinalfrage der Zeit kein Urteil. Schön bittet Eichendorff, sein literarischer Nachlaßverwalter und, in Verbindung mit einem namhaften historischen Fachmann, sein Biograph zu werden, und der Dichter geht auf seinen Wunsch mit Wärme ein, muß seine Bereitwilligkeit aber später mit Rücksicht auf seine vorgeschrittenen Jahre wieder zurücknehmen. Dagegen nützt er Zeit und Kräfte, die ihm in seinem einstweilen vollkommen rüstigen Zustand geblieben sind, seine literarhistorischen Arbeiten fortzusetzen, und namentlich flüchtet er sich aus der unerquicklichen Gegenwart in das alte Spanien, um 1853 einen zweiten Band von Übersetzungen aus Calderons „Autos sacramentales“ dem ersten, 1846 erschienenen, und der vorhergegangenen Verdeutschung von Manuels „Graf Lucanor“ folgen zu lassen. Bei diesen Arbeiten wurde er von seinem alten, in Hamburg lebenden Heidelberger Jugendfreunde Dr. Julius, einem hervorragenden Kenner des Spanischen, unterstützt.

Die geistlichen Schauspiele Calderons sind kirchliche und dramatische Allegorien, aber solche, in denen die Begriffe Fleisch und Blut werden. Heute ist von der ganzen Allegorik des Mittelalters nur noch der Tod als das Gerippe mit Sense und Stundenglas jedem geläufig, aber diese sinnfällige Geläufigkeit wußte Calderon einer ganzen Welt von Begriffen, dem gesamten christkatholischen Dogmengebäude zu verleihen, und die Welt, die Schönheit, die Jahreszeiten und die sieben Tage, die menschliche Natur, der Gedanke, der Verstand, der Wille, das Gedächtnis und die fünf Sinne, der Körper, die Seele, das Leben und der Traum, die Unschuld und die Schuld, das Vergnügen, die Wollust, die Welteitelkeit, die Götzenliebe und der Neid, die Liebe, die Weisheit und die Sehnsucht, die Sünde, die Buße, die Gnade und das Gesetz der Gnade, die Idolatrie und die Apostasie, das Heidentum, das Judentum, die Synagoge und der Koran werden bei ihm nicht tote

Konstruktionen, sondern durch Glaubenszwang hervorgetriebene Verkörperungen, die als handelnde Personen auftreten. Und in dieser Personifizierung der Begriffe und Eigenschaften, welche die ganze Natur in das kirchliche Lehrgebäude einbezieht und wiederum das Lehrgebäude durch die ganze Natur belebt, welche die Bühne in einen Altar und den Altar in blühende Auen verwandelt, erscheint der Alte und der Neue Bund, erscheinen Welt, Ober- und Unterwelt, deren Mächte sich mit den auf sie bezogenen Sprüchen der Prophetie vor dem Zuschauer ausweisen, und der alte Bund empfängt sein Licht ganz durch den neuen Bund, ja, die antike Mythologie ist christlich gedeutet, ist ins Alt- und Neutestamentarische umgebogen. Der Baum des Todes im Paradies und das Kreuz als Baum des Lebens spenden Gift und Gegengift, auf die Frucht der Sünde und ihren verderbenbringenden Genuß folgt Reinigung und Erlösung durch Wasser und Brot; die Aufrichtung der ehernen Schlange wird zur Aufrichtung des Kreuzes, die Mannaspeisung zum Sakrament des Abendmahls, in Amor und Psyche suchen und finden sich die göttliche Liebe und die menschliche Seele, Ulyß und Circe sind der auf dem Meere des Lebens irrende Mensch und die Zauberin Sünde, das Nachtmahl Belsazars verwandelt sich in dasjenige des Herrn, Orpheus und Eurydike bedeuten Christus und und die von jenem durch die Höllenfahrt gerettete menschliche Natur — ein ungeheures, deutungsreiches Analogien- und Allegorienspiel, das die sinnlichen und übersinnlichen Kräfte zu einem Reigen löst und bindet und das sich in seinem Mittelpunkt zum Sakrament aufgipfelt, zum Kreuz mit Hostie und Becher. Die Dogmen werden zum biblischen Mythos, der Mythos des jüdischen und heidnischen Altertums wiederum auch zur Dogmatik und beides zum Mysterium, das in den Glanz der christlichen Glaubenstatsachen und Heilswahrheiten mündet, und selbst die Geister der Sophistik, des frechen Abenteuers und eines skurrilen Humors sehen sich am Ende zur Anbetung des freiwillig oder zerknirscht geglaubten Wunders gezwungen. Diese Dichtung ist von großartiger Öffentlichkeit; sie macht Straße und städtischen Platz zur Bühne, den Schauplatz zur Kirche, die Kirche zum Schauplatz, den Darsteller zum Priester, den Priester zum Darsteller, die hei-

lige Handlung zum Schauspiel, das Schauspiel zur heiligen Handlung, das Drama zur vaterländischen Geschichte und diese wiederum zu einem Teil der christlichen Offenbarung. Alle geistlichen Spiele Calderons waren für das höchste Kirchenfest, die Fronleichnamsfeier, gedichtet, ihre Aufführung schuf aus der Prozession einen einzigen riesigen sinnbildlichen Bewegungsvorgang, der im Dichterworte gipfelte. Nur durch Calderon wurde die Dichtung, gleich der bildenden Kunst und Musik der mittelalterlichen bis barocken Zeiten, ein Teil des christlichen Kultus, er ist in diesem Sinne der einzige katholische Dichter, dafür aber auch derjenige, der alle Kräfte konzentriert, die in den übrigen Künsten auf zahllose schaffende Persönlichkeiten verteilt sind. Shakespeare und Calderon sind die beiden Pole, zwischen denen das romantische Denken und Dichten fließt. Und wie es zu den wenigen positiven Leistungen der Romantiker gehört, als vorbildliche Übersetzer Shakespeare eingedeutscht zu haben, so hat Eichendorff unter ihnen dieses Verdienst um Calderon, wenn auch in kleinerem Maßstab, da er nur eine Auswahl bietet, und mit weit geringerer Wirkung in die Breite. Hatte er schon im „Lucanor" den breiten und doch zierlichen Vortrag altcastilianischer lehrhafter Aventiuren und Anekdoten meisterlich nachgebildet, so ist es vollends bewundernswert, wie er in unserer Sprache mit der blühenden, üppigen Diktion Calderons zu wetteifern sucht, wie er den draufgängerischen Florettschwung und ritterlichen Pomp der spanischen Trochäen und den ausladenden Prunk der arienmäßig eingelegten Reimstrophen in Sonetten, Stanzen und Canzonen beherrscht, wie er das endlose Reim- und Assonanzenspiel, das besonders bei der Kürze der vierfüßigen Zeile im Deutschen große Schwierigkeiten bereitet, mit vollkommener Leichtigkeit meistert. So hat er hier das große Reich der mittelalterlichen Kirche erflogen, wenn auch nur rückgewandt als Nachdichter.

2

Die nächsten Sommer verbrachte Eichendorff, mit Ausnahme des Jahres 1852, wo er die warmen Monate teuer und langweilig in der Berliner Tiergartenstraße verlebte, auf seinem mäh-

rischen Schlößchen, das ihn mit baulichen und sonstigen Verbesserungen empfing. Sedlnitz liegt im Oderquellgebiet, dem sogenannten „Kuhländchen", das sich, eine deutsche Insel voll alter Volksart und Sitte, an die waldigen Vorberge der Karpathen lehnt. Als patriarchalisch waltender und geliebter Gutsherr mit Ständchen und festlichen Aufzügen begrüßt, genoß Eichendorff hier jedesmal in dem anmutigen Tale, in der frischen Bergluft und in den seit Jahrhunderten seinem Hause angestammten wohlgeordneten bäuerlichen Verhältnissen einer klassischen Ruhe. Er hatte jetzt auch einen geräumigen Balkon, und die Ahnenbilder der Familie, die bisher in einem eigenen Ahnensaal gehangen hatten, zierten das Eßzimmer. Der Dichter saß in der Gartenlaube oder über seinem Calderon in seiner freundlichen Eckstube, das politische Treiben der preußischen Hauptstadt vergessend, und beim Pflaumenschütteln im Garten mochte er sich in seine Jugendfreuden zurückversetzen, die nun seine Enkelkinder jubelnd genossen. Kam er doch auch auf der Hin- und Rückreise jedesmal dicht an der alten Heimat vorüber, und begrüßten ihn doch auf dem Bahnhof in Ratibor alte Lubowitzer Bekannte und sein Kriegskamerad Professor Schäffer. Manch lieber Besuch, stets gastlich aufgenommen, verschönerte noch die Sedlnitzer Tage, und eine unangenehme Überraschung bereitete nur das Erscheinen Julias von Eichendorff aus Innsbruck, der Witwe Wilhelms, deren persönliche Bekanntschaft das wenig günstige Vorurteil, das man gegen sie hegte, drastisch bekräftigte. Sie hatte gleich nach dem Tode ihres Mannes um Unterstützung aus den Sedlnitzer Renten, die ihr nicht mehr zustand, gebeten, welche Eichendorff schon wegen seiner eigenen Lage nicht gewähren konnte und um so entschiedener ablehnen mußte, als es ihm völlig unbegreiflich war, daß sein Bruder bei seinem großen Gehalt und seiner Kinderlosigkeit bedeutende Schulden hinterlassen haben sollte. Dies Rätsel mochte sich nun nachträglich aufklären, wo die notleidende Witwe ihre Überrumpelung von Sedlnitz ausführte und einem zweiten Wagen, der dem ihrigen folgte, eine höchst elegante Jungfer mit wenigstens sechs Kisten und Koffern entstieg. Mit derbem Humor schildert Eichendorffs Gattin in einem Briefe den „recht langen, erfreulichen Aufenthalt" ihrer Schwägerin, auf den

schon die Zahl der Gepäckstücke beängstigend schließen ließ. „Das Schlimmste, was wir immer befürchtet haben, ist geschehen," so drückt sie einer Freundin den Schrecken des Hauses über das Erscheinen der mißliebigen Verwandten aus. Allerdings wurde gute Miene zum bösen Spiel gemacht und „ein freundlich Gesicht gegrinst". Den ersten Tag ging auch alles recht gut, aber — so fährt Frau von Eichendorff fort — „den zweiten Tag war sie unwohl, von der Reise sehr angegriffen, und bat sich ihr Essen auf ihr Zimmer aus, und zwar etwas leicht Verdauliches. Du weißt, wie wir essen, daß es doch auch nicht gerade wie für die Schweine zubereitet ist, aber dieser zarten Dame ist alles nicht gut genug, sie ist seitdem fast immer leidend, speist auf ihrem Zimmer nur das, was ihr ihre Jungfer zubereitet, und wir machen einander alle Tage eine Staatsvisite von einer halben Stunde ungefähr, weil dann Julie das Sprechen angreift . . ." Zum Schluß schreibt sie: „Du weißt, wie unangenehm mir ein solches Gehabe ist, kannst Dir also ungefähr denken, wie gemütlich uns die Tage verstreichen," und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß alle, die einen Teil am Lehen Sedlnitz zu haben glauben, wie z. B. auch Julie, schließlich mit langer Nase abziehen werden. Als Frau Julie endlich verschwand, drängte sie sich Eichendorffs Schwester Lois auf und reiste mit ihr nach Baden, um in deren dortigem Hause weitere Gastfreundschaft zu genießen. Aber Luise hatte mehr Glück als die armen Sedlnitzer: sie war eine leidenschaftliche Katzenfreundin und führte stets eine Katze mit sich, doch wie dem Gast nun gleich mehrere dieser Tiere in Baden entgegensprangen, machte er Kehrt und quartierte sich im Gasthause ein.

Eichendorffs unverheiratete Schwester Luise, die mit ihrem klugen Matronengesicht aus einem Bilde blickt, auf dem ein herziger stichelhaariger Foxhund ihr zur Seite sitzt, war eine in manchem Betracht bedeutende, aber unglückliche Frau. Ihre heiße Frömmigkeit kämpfte inbrünstig mit Grübeleien und Zweifeln, die sie aber so unentwegt heimsuchten, daß, eher noch als der Tod, eine geistige Umnachtung sie erlösen sollte. „O du mein Herr und Gott," betete sie oft, „schicke mir alle Leiden, nur laß mich dich erkennen." Dann watete sie wohl, von tiefem Weh getrieben, von

ihrem Häuschen in hohen juchtenen Stiefeln, eine große Tasche voll Nahrungsmitteln für hungernde Kinder, Zugtiere und Vögel am Arm, im tiefen Schnee durchs Helenental und predigte unterwegs grausamen Fuhrleuten, die ihre Pferde quälten, Erbarmen. Und plötzlich überfallen von dem Gedanken der Nichtigkeit ihres Strebens, da ja Erde und Himmel kein Erbarmen haben und über alles Weh, das sie erzeugen, ruhig lächeln, summt sie die Worte vor sich hin: „Ist denn gar kein Steg, ist denn gar ka Weg, der mi außi führt aus dieser Welt?“ Ihre ganze schwärmerische Liebe und Freundschaft wandte sie Adalbert Stifter zu, auf dessen Schriften sie durch Joseph aufmerksam gemacht worden war, und gerät in ein wahres Glücksstammeln, als ihr dieser schließlich das Du anbietet. An den Werken des geliebten Bruders vermißt sie, daß dieser zu wenig die einzelnen Dinge und menschliches Tun und Treiben achtet, er erscheint ihr wie eine liebliche Nachtigall, deren Töne man gern vernimmt und die in ihr eine unklare Wehmut erregen. Und Joseph, von dem unglücklichen Ringen der Schwester mit Gott tief ergriffen, weiß ihr nichts anderes zu raten, als fleißig zu beten und sich zu hüten, über Dinge nachzugrübeln, die der größte menschliche Verstand nicht ergrübeln könne. Er nahm manchmal Anstoß an einem gewissen schöngeistigen Zug Luisens und kränkte sie gelegentlich ein wenig, indem er in der Antwort auf einen ihrer Briefe bemerkt, daß es ihr zu sehr darauf ankomme, schön zu schreiben. Aber das Verhältnis der Geschwister war herzlich, wenn auch, wie es scheint, nicht immer ungetrübt, und als die Schwester den Bruder bat, ihre Leibrente zu erhöhen, wofür nach ihrem Tode ihr Haus ihm und seinen Kindern zufallen solle, verdoppelte er die Zahlungen für sie, so schwer er es bei seinem unzureichenden Einkommen vermochte, nicht nur um seinen Kindern das kleine Besitztum zuzuwenden, sondern um ihr nach seinen Kräften eine sorgenlose Existenz zu sichern. Sie hatte sich dabei der Fürsprache ihres Freundes Stifter zu erfreuen, dem Eichendorff in einem Antwortschreiben für die großmütige Menschenfreundlichkeit und edle und zarte Rücksicht dankte, womit er diese Angelegenheit aufgefaßt und behandelt habe, und dem er versicherte, daß er ihn vor allen mitlebenden Dichtern verehre und hochhalte.

„Ich habe Muße genug zu meinen Lieblings- und, wie ich mir einbilde, eigentlichen Berufsbeschäftigungen, bin eigentlich gesünder als in meinen mittleren Jahren und lebe in willkommener Zurückgezogenheit im Kreise meiner Familie" — so schildert Eichendorff selbst seinen glücklichen Lebensabend. An Ehrungen und, was ihm mehr wert war, an lebendigem Nachhall seines Werkes unter dem jüngeren literarischen Nachwuchs, der sich vom politischen Tendenzwesen des „jungen Deutschlands" wieder abwandte, fehlte es ihm nicht, und namentlich war es der Münchener Dichter- und Gelehrtenkreis um König Maximilian II., der ihm manches Zeichen der Verehrung darbrachte, wie ihm der bayerische König denn auch seinen Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verlieh. In demselben Jahre, 1853, starb Ludwig Tieck, hochbetagt; Eichendorff hatte diesen seinen Meister im Leben nie gesehen, aber er, der letzte Romantiker, selber schon ein wenn auch noch rüstiger Greis, schritt nun im stillen Trauerzuge hinter dem Sarge des ersten Romantikers. — Schon ziemlich früh zeigte sich Eichendorffs Haar, das in seinen sechziger Lebensjahren schneeweiß wurde, stark ergraut, und so konnte schon der Fünfziger, zumal auch infolge der zahlreichen Falten seines bartlosen Gesichts, auf den ersten Blick als alt erscheinen. Um so jugendlicher wirkten freilich Haltung, Auge und Wesen. Da sehen wir ihn, von allen Anwesenden mit einer Art freundlicher Ehrfurcht begrüßt, ins Café National Unter den Linden treten, wo die Literarische Gesellschaft jeden Montagabend tagt; seine mittelgroße, schlanke und zarte, zierliche, ja schmächtige und hagere Gestalt steckt in einem kurzen grünen Jagdrock, der das Elastische und Rasche des Mannes noch erhöht, sein blaugraues Auge, in dem Storm noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt findet, ist still und milde und dennoch zugleich fröhlich, lebendig und feurig, aber er gibt sich so höflich, so bescheiden, mit einer solchen an Schüchternheit grenzenden Anspruchslosigkeit und ist so innerlich, daß man ihn trotz seinen feingeschnittenen Zügen und seinen angenehmen, gewinnenden Formen nicht eigentlich als vornehm im gewöhnlichen Sinne des Wortes bezeichnen mag. Ringsherum sind schon die bekanntesten Erscheinungen der Literatur und Kunst versammelt, Chamisso,

Gruppe, Kopisch, Häring, Schöll, Hitzig, der Dichter und Schauspieler Holtei, der blonde lebenslustige Baron Gaudy, Direktor Schadow, Professor Gubitz und andere, und dort am Fenster sitzt, wie Emanuel Geibel erzählt, „ein kleines zusammengekauertes Männchen mit schwarzer Perücke, eine schwarze Hornbrille auf der Nase. Es machte eine überaus wegwerfende Miene, sobald die Rede auf irgendein neueres dramatisches Produkt kommt, wirft auch sonst mitunter ein ziemlich gewöhnliches Wort in die Unterhaltung und schnupft dabei ungebührlich stark . . . Es war Raupach.“ Im Gegensatz zu diesem Modedramatiker war Eichendorff das Wohlwollen selber. „Er ist von einer Atmosphäre natürlicher Güte umgeben,“ so schildert ihn Adolf Schöll, „und aus seinem Betragen spricht eine Heiterkeit, in deren leichten Tönen ein aufmerksames Ohr den Grundton einer gewonnenen Ruhe und vergangener innerer Siege wohl vernehmen kann. Ich glaube aber nicht, daß er jemals im Leben — wenn auch aus dem Frieden — aus der Kindlichkeit herausgerissen worden ist; sie ist ihm noch rein natürlich, wie seine Bescheidenheit, sein Humor, seine freundlich blühenden Gedanken, sie vereinigt sich . . . mit jenem Gleichmut, welcher nur durch Erfahrung erobert wird.“ Kein Wunder, daß ihm die jungen Dichter außer der Bewunderung Liebe und Vertrauen entgegenbrachten, ihm, der die ehrfurchtsvollen Annäherungen der Geibel, Heyse, Storm, Fontane mit der ganzen Frische seiner großen, schmucklosen Freundlichkeit aufnahm. Er blieb freilich dem Gesellschaftsleben fern, und es war nicht leicht, ihn etwa zu einem Teeabend bei Savignys oder Kuglers zu bewegen, was ihn jedesmal eine gewisse Überwindung kostete. Aber die Jugend ließ es sich nicht nehmen, ihm bei solchen Gelegenheiten kleine Ehrungen zu bereiten, der kaum zweiundzwanzigjährige Paul Heyse hielt ihm eine improvisierte Toastansprache in Versen und war so erregt dabei, daß Theodor Fontane durch den zwischen ihm und jenem befindlichen Tischfuß sein Zittern fühlte. Eichendorff erzählte in dieser Gesellschaft bei Kugler, in der auch Adolf Menzel zugegen gewesen sein soll, eine selbsterlebte Spukgeschichte von einer tiefverschleierten Frauengestalt, die auf Lubowitz oder einem der anderen schlesischen Schlösser aus einer seit hundert Jahren verschlos-

senen eisenbeschlagenen Türe tritt, an welcher der Dichter lehnt, und die einem jungen Diener, der ihr mit der Kerze die Treppe hinauf leuchtet, den Tod bringt. Storm hat diese Geschichte bis in sein Alter im Familienkreise gern wiederholt, und seine Tochter Gertrud hat sie ausführlich aufgezeichnet. Eichendorff gestand den jungen Verehrern ferner, er sei trotz seinen vielen italienischen Schilderungen seiner Novellen niemals in Italien gewesen. Fontane meinte nach dem Abend, es sei doch was Famoses um solch alten Poeten, weils ein rechter sei, und der sehr kritische Storm stand nicht an, seinen Meister für den größten aller Lyriker zu halten. Außer dem treuen Dreves trat unserm Dichter von den jüngeren aber nur der vielgereiste livländische Wanderdichter, Literarhistoriker und Politiker Jegór von Sivers nahe und blieb ihm, gleich jenem, auch aus der Ferne immer treu. Wenn dieser ihm aus der ländlichen Einsamkeit seines entlegenen Nordostens schrieb, so bekennt unser greiser Dichter, verwandte Lubowitzer Klänge zu vernehmen: „Diese herbstlichen Abschiedslaute der Wandervögel, das Fallen der Blätter, als wollten sie unser Leben begraben; all das Bangen, Sehnen in die Ferne hinaus und doch wieder heimische Behagen in den wohlgeheizten sicheren Stuben, wenn es draußen schneit und stürmt — das alles gehört wesentlich dazu, ein rechtes Dichterherz zu vertiefen und wird auch eigentlich nur von einem rechten Dichterherzen, wie das Ihre, verstanden."

Und auch in Eichendorffs Familie herrschten Friede, Liebe, Glück und, wie es schien, die traulichste Sicherheit. Der Sohn Rudolf, nun in Danzig stehend, hatte sich eben erst, 1853, wieder verheiratet und brachte seine junge Frau seinen Eltern unter den Weihnachtsbaum, der diesmal alle Familienglieder fröhlich vereinigte. Eine gemeinsame Jugendbekannte des Dichters und seiner Frau aus Ratibor, mit der jener gerne plauderte, scherzte und lachte, war ebenfalls zugegen, Frau Luise aber gab ihrer neuen Schwiegertochter in frischer Laune manche Jugenderinnerung aus Pogrzebin, Lubowitz und Schillersdorf zum besten, und als Rudolf sich spaßhaft beklagte, daß bei der Erziehungsmethode seiner Mutter die Elle eine große Rolle gespielt habe, meinte diese, das sei auch gerade für ihn höchst notwendig gewesen. Eichendorff hatte einen warmen

stattlichen Pelz zum Geschenk erhalten, allein er schämte sich dessen am ersten Feiertage in der Messe, da, wie er bei der Rückkehr erklärte, viel ältere Männer als er in recht dünnen Röckchen in der Kirche gewesen waren. Niemand ahnte bei dem vergnügten Zusammensein dieses Christfestes, daß schon bald dunkle Schatten heraufziehen sollten. Zwar ließ sich das neue Jahr lange Monate noch glücklich an. Allerdings konnten Eichendorffs in diesem Sommer nicht nach Sedlnitz, da drohendes Kriegswetter Mähren in ein Heerlager verwandelte, aber sie bewohnten dafür schlecht und recht statt der Karpathen das „Hochgebirge von Berlin": den Kreuzberg vor dem Halleschen Tor. Jedoch kurz nach ihrer Rückkehr in die alte Wohnung wurde die Gattin des Dichters ernstlich krank und schwebte einen ganzen „schwer angstkummervollen" Winter lang in beständiger Lebensgefahr, so daß man die geselligen Donnerstagabende ausfallen lassen mußte, bis erst der Frühling mit einem längeren Aufenthalt in dem ruhigeren Köthen die Genesung brachte. Zur Nachkur reiste man nach Karlsbad, dessen Brunnen der Kranken sehr wohlzutun schien und das Eichendorff nach sechzig Jahren, also seit seiner frühesten Kindheit, zum ersten Male wiedersah. Es schien ihm einer der reizendsten Plätze zu sein in seiner Mischung von Weltstadt und lieblicher Natur; auch die Gattin lebte neu auf, kletterte mit auf den prächtigen Bergen herum „wie eine Gems" — so schreibt der Dichter an seinen Ältesten —, und nur ihre knappe Barschaft störte den vollen Genuß des Badelebens. Allerdings kam auch eine Familienaufregung hinzu, die Kur zu beeinträchtigen. Rudolf, der Premierleutnant, hatte sich nach einer Vorgeschichte entschlossen, seinen Abschied zu nehmen, und, entsprechend einem alten unausrottbaren Lieblingsgedanken von ihm, das Lehen Sedlnitz zu pachten. Man mußte aber fürchten, daß er dabei nicht seine Rechnung finden würde, zumal er bei seinem dortigen Erscheinen die Entdeckung machte, daß der bisherige Verwalter Bayer eine unverantwortliche Wirtschaft, welche hauptsächlich die Folge von Großmannssucht war, geführt hatte und daß Eichendorff, der den ungetreuen Haushalter nun natürlich sofort entließ, für die nächsten vier Jahre um jedes Einkommen aus Sedlnitz betrogen war. Joseph und Luise von Eichendorff

reisten von Karlsbad aus wieder nach Köthen, vor dessen Toren er ein kleines Haus nebst Garten für seine Tochter Therese gekauft hatte. Er machte von dort aus allein einen Ausflug nach Halle, und waren in Karlsbad unbestimmte Erinnerungen in ihm erwacht, so kam er sich hier auf den alten Plätzen fast wie ein Gespenst vor.

Inzwischen war Besserer nach Neiße als Direktor an die dortige Kadettenanstalt versetzt worden; Eichendorff beschloß das Köthener Häuschen einstweilen zu verpachten und mit Frau, Tochter und Enkelkindern im Herbste ebenfalls nach Neiße überzusiedeln, aber unterwegs Berlin noch einmal zu berühren. Doch noch vor der geplanten Abreise erlitt Frau von Eichendorff einen schlimmen Rückfall ihres Leberleidens, und schließlich konnte die Fahrt zunächst nur bis Berlin gewagt werden, wo man in einem Hotel garni der Jägerstraße eine weitere Besserung bis zur Fortsetzung der Reise abwartete. Die Tochter Mali des untreuen Sedlnitzer Verwalters, die sie zu sich genommen hatten, bewährte sich als um so treuere Pflegerin, aber Leibweh, Erbrechen und Appetitlosigkeit der Kranken hörten nicht auf. Erst gegen Ende der zweiten Woche war sie trotz aller verbliebenen Hinfälligkeit so weit, daß man die Weiterreise in Etappen antreten konnte, zumal ihr alter Hausarzt auf den versuchsweisen und halb scherzhaften Vorschlag, sie bis Breslau zu begleiten, mit Freuden eingegangen war, um in der Nähe von Breslau einen Vetter zu besuchen.

Frau von Eichendorff drängte bei all ihrer Schwäche selber darauf, sobald wie möglich nach N e i ß e zu kommen, sie hatte ein merkwürdiges Heimweh nach ihrer geliebten Tochter und nach dem Ort, in dem sie ihre glücklichsten Mädchenjahre verlebt hatte. Die Reise ging ziemlich gut von statten, allein Frau Luise sollte die Stadt doch nicht mehr wiedersehen, denn sie kamen am 14. November erst in der Dunkelheit an, und von nun an konnte sie das Bett nicht mehr verlassen, also auch nicht einmal ans Fenster treten. Zu ihrem Leberübel war eine Verhärtung der Leber und zuletzt noch ein Magengeschwür hinzugekommen. Gerade noch zur rechten Zeit konnte sie zu ihrem und ihrer Angehörigen Troste beichten, kommunizieren und die letzte Ölung empfangen. Vom nächsten Tage ab schwand ihr die Klarheit des Geistes, sie fragte öfter: Wo ist

denn der Hermann? Wo ist denn der Rudolf? Was macht denn der Rudolf in Sedlnitz? Die noch folgenden Tage schwieg sie gänzlich, versank in völlige Bewußtlosigkeit und war auch, wie es schien, ohne Schmerzen. Die letzte Nacht wachte der Schwiegersohn Besserer an ihrem Lager, am 3. Dezember morgens acht Uhr ist sie ohne Todeskampf sanft und ruhig entschlummert. Ihr liebes Gesicht hatte sich gar nicht verändert, sie sah aus, als schliefe sie bloß. Eichendorff schrieb an den Sohn Hermann: „Ich bin bis in den Tod betrübt. . . Gott gebe ihr die ewige Seligkeit und uns Kraft, es zu ertragen, mir ist, als könnte ich nie wieder fröhlich sein." Und eine Woche später: „Ach, mein lieber Hermann, ich leide unsäglich, meine ganze Zukunft kommt mir noch ganz unmöglich vor, und immerfort geht mir ein altes Lied durch den Sinn: Soviel Stern am Himmel stehen . . . soviel mal gedenk ich dein! . . . Wir wollen aus Herzensgrund für sie beten, und ich will meinen Schmerz möglichst zu bewältigen suchen, denn so erfülle ich gewiß den Wunsch der Mutter am besten; auch sorgt die gute Therese getreulich für mich in der großen Not. Gott gebe uns allen Kraft und Ergebung." Auf dem Jerusalemer Friedhof neben der Jerusalemer Kirche wurde Luise von Eichendorff beerdigt. Man sah den Dichter oft betend an ihrem Grabhügel stehen, und wenn er auf der Gartenhöhe der Rochusvilla bei Neiße stand, wo er im Sommer wohnte, wie in Lubowitz ein weites Land zu seinen Füßen entbreitet, konnte er über das Neißetal zu den Sudeten hinüberblicken und der stillen Höhen von Pogrzebin gedenken, von denen er mit ihr zusammen zu den Beskiden geschaut hatte Schon viele Jahre vor dem Ende der Gattin hatte er das nahende Altern und Sterben mit ihr im Liede verklärt:

„Wir sind durch Not und Freude
gegangen Hand in Hand,
vom Wandern ruhn wir beide
nun überm stillen Land.

Rings sich die Täler neigen,
es dunkelt schon die Luft,
zwei Lerchen nur noch steigen
nachträumend in den Duft.

Tritt her und laß sie schwirren,
bald ist es Schlafenszeit,
daß wir uns nicht verirren
in dieser Einsamkeit.

O weiter stiller Friede!
So tief im Abendrot
wie sind wir wandermüde —
Ist das etwa der Tod?"

„Wie ein Schiffbrüchiger, dessen Lebensschiff zerschlagen," so schreibt er an Schön, „rette ich mich an das nächste Eiland und halte mich, da ich meine liebe Frau verloren, zu den Kindern." Nach Sedlnitz zu Rudolf zu ziehen, konnte er sich nicht entschließen, da ihn dort alles zu schmerzlich an die Vergangenheit erinnert haben würde, und Hermann, der gegenwärtig in Aachen lebte, stand im Begriff, zum Regierungsrat befördert und dann wiederum versetzt zu werden; so blieb er einstweilen in Neiße bei der Tochter, die, wie er mit Dankbarkeit bezeugt, treulich und liebreich für ihn sorgte. Zwar waren fast alle seine alten schlesischen Bekannten gestorben, er erschrak oft genug über sein Alter, und die Heimatprovinz war ihm fremder geworden als jede andere. Aber er rühmte die Gegend um Neiße, dessen Bewohner seinen Einzug übrigens mit einem Ständchen ehrten, als wahrhaft paradiesisch und blieb der rüstige Fußgänger, der auch hier bald seine Lieblingsspaziergänge hatte: die Kohlsdorfer Wiesen und die Rochusallee. Und während sich der unerträgliche Schmerz über den unheilbaren Riß, den die Trennung von der Lebensgefährtin nach zweiundvierzig Jahren des täglichen glücklichen Zusammenseins durch sein ganzes Innere gemacht hatte, langsam in stille Wehmut löste, erlebte er die Freude, daß nun auch Hermann, der alte Junggeselle, am Rhein eine Lebensgefährtin fand, deren überaus freundlichen Gesichtsausdruck und geistvolle Augen der Dichter, einstweilen allerdings nur auf einem Bilde, mit väterlicher Liebe betrachtete.

Indessen hatte er auch noch den Trost, sich für die schlechten Erfahrungen, die er mit den Verlegern seiner Werke gemacht hatte, in etwas entschädigt zu sehen. Wäre es denn nicht irgend möglich,

so hatte er noch vor einigen Jahren bedeutungsvoll ausgerufen, daß ein Schriftstellerverein in Deutschland endlich einmal gegen diese „Blutsauger" ernstlich Front machte? Nun waren seine poetischen Schriften in neue Hände übergegangen, die sich ihrer freilich auch nicht sehr würdig erweisen sollten, was namentlich der älteste Sohn, nach dem Tode des Vaters, bemerkte, und für seine literarhistorischen Arbeiten hatte sich ein katholischer Buchhändler gefunden, der ihn angeregt hatte, sie zu einer Literaturgeschichte zu ergänzen. Diese, ein wahres Schmerzensbuch, wie er sie nennt, sollte nach all den großen und erschütternden Unterbrechungen der letzten Monate unter dem Titel „Geschichte der poetischen Literatur in Deutschland" endlich erscheinen.

Die vorausgegangenen literarkritischen Arbeiten Eichendorffs waren die Schriften „Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum", „Zur Geschichte des Dramas" und „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland". Der Inhalt der letzteren Schrift war nun in die neuere Literaturgeschichte aufgegangen und bildete deren Hauptteil, während die beiden ersteren darin freier verarbeitet waren, im einzelnen, wie es entsprach, entweder breiter ausführend oder knapper zusammendrängend und im ganzen mit meist neuem Wortlaut, immerhin so, daß die beiden älteren Werke neben dem neueren einen gewissen selbständigen Wert behaupten. Die Romanmonographie ging von dem Gedanken aus, daß das Unendliche der Gegenstand der christlichen Poesie und daß daher ihr Charakter ein symbolischer sei, der sie vom plastischen Epos zur idealen Seelenschilderung: zum Roman, geführt habe, welcher sohin als wesentlich christlichen Ursprunges bezeichnet wird. Der Beitrag zur Geschichte des Dramas wird dann ebenfalls vom christlichen Standpunkt aus gegeben und dabei den Griechen nur zugestanden, daß sie bestenfalles oft eine überraschende Ahnung des Göttlichen gehabt hätten, während sich in das eigentlich christliche Drama Shakespeare mit Calderon teilen muß. Und der ethisch-religiöse Gesichtswinkel des Romantikbuches war ja schon mit dessen Titel gehörig dargeboten. Eichendorffs so-

genannte Literaturgeschichte nun kann ihre Entstehung aus diesen christkatholisch determinierten Spezialarbeiten, die als solche weit mehr Berechtigung hatten, nirgends verleugnen, sie läßt also von vornherein den Anspruch, den ihr Titel weckt, unerfüllt, und wenn die weite und allgemeine Fassung des Themas auch lediglich einem Gedanken des Verlegers entsprang, so ist doch der Verfasser, der ihn annahm, dafür verantwortlich. Dieser aber meint, es gebe bisher Literaturgeschichten vom ästhetischen, vom pragmatisch-historischen, vom universellen, vom nationalen, vom ultrakonservativen, vom radikalen, vom humanitären und vom erzprotestantischen Standpunkt, schon deshalb sei es berechtigt, die Literatur auch einmal unter dem katholischen Gesichtspunkte zusammenzufassen. Er glaubt, es liege schon im Wesen der deutschen Literatur, daß man sie nur vom Religiösen, mit Einbeziehung des Nationalen, aus durchgreifend beurteilen könne, und von allen den genannten Standpunkten erscheint ihm der fruchtbarste, nämlich der ästhetische, als der eigentlich unfruchtbarste, weil er annimmt, dieser bedeute eine Beurteilung nach einer allgemeinen Theorie der Kunst.

Kein Zweifel: das literarhistorische Alterswerk Eichendorffs hat die Vorzüge einer fortlaufenden, herzhaften, frischen und volksmäßigen Darstellung, trotz einigen Wiederholungen und einiger Willkür in der Stoffgruppierung, und einer bildkräftigen, oft dichterisch feinsinnigen und lyrisch gehöhten Sprache voll Mutterwitz und mancher natürlichen Ironie. Schon das kann mit dem in jedem Falle schrecklichen Faktum einer „Literaturgeschichte" einigermaßen aussöhnen, zumal wenn diese, wie hier, wenigstens die zusammenhängende Selbstdarstellung einer Anschauungsform ist, die schon wegen ihrer Reinheit und Treue unsere unbedingte Achtung verdient. Das damit angedeutete Reinpersönliche ist so vorherrschend, daß Eichendorff mit manchen Charakteristiken, wie mit denen von Friedrich von Spee, Matthias Claudius und Arnim, ebenso unmittelbare wie ungewollte Selbstcharakteristiken und mit ihnen das Schönste seines Buches gibt, so wenn er von Spee sagt: „Kein Dichter hat wohl so innig . . . die verborgenen Stimmen der Natur belauscht und verstanden: wie die Ströme und Wälder und Bächlein emsig zu Gottes Lobe rauschen, und die

Vögel von Ihm singen, und die geheimnisvolle Sommernacht von Ihm träumt, als ob der Finger Gottes leise über die unsichtbaren Saiten der Schöpfung glitte," oder von Matthias Claudius: „Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft, wenn die Ährenfelder sich leise vor dem Unsichtbaren neigen, weckt er überall ein wunderbares Heimweh," oder von Achim von Arnim: „Seine Poesie ist wie ein schlanker Baum auf der Höh über einem blühenden Abgrund, fliegende Morgennebel flattern wie Schleier vom Wipfel, Waldvögel mit fremdem Ton singen darin, und die Bienen summen sommerschwül durch die duftigen Zweige, während manche verirrte Taube oben silbern vorübersäuselt und Schmetterlinge wie abgewehte Blüten über der schimmernden Tiefe schweben; unten aber sind die rauschenden Länder aufgerollt, blaue Gebirge, Ströme, Städte, Wälder und die vorüberziehenden Geschlechter der Menschen, bis weithin, wo das Meer aufblitzt und die weißen Segel verschwinden. Wer nicht schwindlig, mag sich getrost in den wiegenden Wipfel zum Dichter setzen, er weist ihm ohne viel Worte all die Herrlichkeit der Welt und nennt ein jedes bei seinem rechten Namen; und wo sie unten, um ihre goldnen Kälber tanzend, zu viel Staub gemacht, hebt er leise die falschen Nebel, daß durch den Riß der Wolken der Finger Gottes wieder sichtbar wird. Bei solcher cursorischen Weltschau erblicken wir freilich zumeist nur die leuchtenden Gipfel der Erde und atmen nur den Duft der Frühlingsgärten, wie ihn eben der Wind heraufweht; aber was wäre denn die Poesie, wenn nicht eben erfrischende Anregung und Erweckung? Kein Dichter gibt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer, zu träge und unlustig, nicht den Mut verspürt, die losen, goldenen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnisvolle Buchstabe doch ewig tot, und ein Leser, der nicht selber mit und über dem Buche nachzudichten vermag, täte besser, an ein löbliches Handwerk zu gehen, als so mit müßigem Lesen seine Zeit zu verderben." Auf der gleichen Höhe einer reizenden Anschauungskraft bewegen sich denn auch nur diejenigen der übrigen Stellen, wo der Stoff ebenfalls unmittelbar den Dichter Eichendorff aufruft und den Nerv seines engeren Stiles trifft. Da stellen sich alte Lieblingswendungen von

ihm in Fülle ein, so „emporpfeilern“, „hieroglyphisch“, „Waldeshauch“, „wie mit blutigen Fingern“, und manches gerät freilich mehr schlagend als tief, so wenn er sagt: „Im Epos geht das Subjektive im Objekt, in der Lyrik das Objekt in der subjektiven Empfindung auf . . . Das Drama dagegen ist . . . die Durchdringung und Wiederversöhnung beider getrennten Elemente,“ oder: „Das Epos ist der Mensch in der Welt, der Roman die Welt im Menschen.“ Diese Schärfe dringt aber in den Kern, wenn das praktische Kunstgefühl seines geübten Dichterinstinktes sie leitet, so wenn er von der Einführung der Prosa ins moderne Drama sagt: „Die Rede wurde freilich dadurch natürlicher, aber das Natürliche darum nicht poetischer.“ Dafür finden sich noch manche hübsche Beispiele. Das Nibelungenlied ist, wie er sagt, „organisch aus einer allmählichen Gruppierung der einzelnen Heldenlieder . . . wie ein Strom aus seinen Waldquellen entstanden. . .“ Das „romantische Weltereignis“ der Kreuzzüge ist ihm eine „zweite Völkerwanderung, nicht nach den Goldgruben Kaliforniens, sondern zur Eroberung des Himmelreichs,“ eine „ungeheuere Geistesbewegung, die wie Flut und Ebbe von unsichtbaren Himmelskräften allein regiert wird“. Er gibt schöne Anschauungen von den Volksbüchern und namentlich von den „kirchlichen Idyllen“ der Legendenpoesie, die „miniaturartig gleichsam die bunt ausgemalten Initialen zu den Evangelien bilden“. Die Romane des siebzehnten Jahrhunderts nennt er „poetische, gewissermaßen tollgewordene Realencyklopädien“ und meint über ihre Entstehung: Der Verstand „hatte die Poesie, wie andere unnütze Dinge, prüfend in ihre Elemente zerlegt, und nun wollten die auseinandergefallenen Glieder nicht wieder zusammenpassen. Da schloß er aus Abscheu vor der gemeinen Volksphantasie, die ihm beständig in seinem mühsamsten Kalkül störend dazwischenfuhr, ein Schutz- und Trutzbündnis mit der ebenbürtigen Gelehrsamkeit. Und so erzeugten die Beiden, wie bei der ersten Erdformation der Urwelt, jene mißgeschaffenen Ungeheuer von Romanen, wahre Mammuths und Mastodone, deren ungestalte Riesenleiber Gras und Blumen des Parnasses zertrampelten und sich Holz und Rinde ungeschlacht zum Fraße brachen“. Über die Wirkung des Rationalismus auf das Volks-

lied bemerkt er: „Bei dem allmählichen Aufsteigen der neuen Sonne der Aufklärung schwand der wunderbare Morgenduft; die Vögel ließen ihr Singen, die Quellen und Wälder ihr Rauschen, und das Volk schwieg wie blödsinnig vom Sonnenstich.“ Gellert „mit seinen nüchternen Liedern“ gehört ihm, „um mit Shakespeare zu reden, zu den guten Leuten und schlechten Musikanten, die das Erhabene wie ein löbliches Handwerk treiben; einem wohlwollenden Arzte vergleichbar, der, um den Patienten nicht anzugreifen, ihn durch Zureden und bloße Diät kurieren will“. Den Zustand der neueren Zeit schildert er unter diesem Bilde: „Das Alte liegt in Trümmern, zwischen denen ein heimatloses Geschlecht, das von der Vergangenheit nichts weiß, aus den Knochen der Erschlagenen bleich und gespenstisch hervorstieret, und auf den Trümmern werden statt der alten Dome hölzerne Notkirchen gebaut, und statt der Burgen viereckige Familienkasten zur Unterkunft der neuen Industrieritterschaft.“ Und der Anakreontik sagt er u. a. nach: Sie nahm „auch noch ein gut Stück Moral mit hinüber, nicht um der Moral willen, sondern weil alle Unmäßigkeit geistig und leiblich den Magen verdirbt, mithin den ruhigen Genuß stört. . . Handelte es sich ja doch überhaupt hierbei weniger um die ewiggleiche Sittlichkeit, als um die ewig veränderliche Sitte, nicht um den Anstand der Tugend, sondern um die Tugend des Anstandes.“

Seinen Ausgang nimmt das Buch von dem kämpferischen Charakter der deutschen Literatur, den schon Schlegel betont hatte; die Idee sei das Schwert der deutschen Nation, die Literatur ihr Schlachtfeld. Diese Nation gilt dem Verfasser als die gründlichste, innerlichste, folglich auch beschaulichste unter den europäischen, mehr als ein Volk der Gedanken denn der Tat — allein der zeugenden Gedanken, weshalb es trotz seiner Beschaulichkeit die Weltgeschichte gemacht und mehr und mehr das geistige Erbe aller gebildeten Nationen angetreten habe. Die Deutschen erscheinen ihm ferner als das religiöseste unter den neueren Völkern, sodann hebt er die individuelle Mannigfaltigkeit, das Universale, Dezentralisierte ihrer Art und ihres Schrifttums hervor, das sich gegen alle Uniformierung sträube, das er erhalten und nur gegen die Gefahr der Ausländerei geschützt wissen will. Nach einem geschichtlichen Abriß der

ersten Jahrhunderte, welcher das damalige Wissen darüber in wenigen Zügen lebendig veranschaulicht, gelangt er zum Mittelalter als der ersten und eigentlichen Blütezeit der christlich-romantischen Poesie. Wie ihm schon in der Romanmonographie der Roman, in den er dort auch die mittelalterlichen Verserzählungen mit einbezog, wesentlich christlichen Ursprunges zu sein dünkte, so glaubt er hier im Minnegesang zu erkennen, daß die Lyrik erst durch das Christentum selbständig geworden sei. Und, ganz im Sinne allgemeiner romantischer Zeitauffassung, verhält sich für ihn die mittelalterlich-romantische Poesie zu der sogenannten klassischen der Alten wie die Malerei zur Plastik. Der Verfall der mittelalterlichen Dichtkunst beginnt für Eichendorff indes schon mit Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde: „Der Stoff des Gedichtes ist durchaus gemein: die Verführungsgeschichte einer verheirateten Frau, die gern Lob und Ehre und Seele ihrer ehebrecherischen Liebesbrunst opfert; ein artiger, sich vor den Damen niedlich machender Fant, wie wir ihm wohl allezeit unter den eleganten Pariser Pflastertretern begegnen, der sich in seiner liebenswürdigen Flatterhaftigkeit zuletzt noch gar in eine z w e i t e Isolde verliebt; und endlich ein schwacher Ehemann, der nicht bloß gefoppt, sondern auf das schändlichste verraten und betrogen wird und welcher am Ende noch alle Schuld allein tragen soll, weil er sich unterstanden hat, sein tolles Weib zu hüten und in ihren sauberen Kunststücken zu stören.“ Dadurch, daß hier der moralische Standpunkt eingenommen wird, wo er wahrlich nicht ausreicht, ist leider die Blasphemie eines Mythos zustandegekommen, der man nur entgegenhalten kann, daß nur mythisches Denken und Sprechen den Mythos versteht und daß daher Isolde wohl das Weib König Markes ist, aber dennoch keine „verheiratete Frau“. Solche Worte hätte der j u n g e Eichendorff nicht geschrieben, und wir nehmen an ihnen wahr, wie auch sonst an seinen literarischen Schriften, daß der Kopf des Mannes, dessen Herz jung blieb, alt geworden war.

Bei Verfolgung der weiteren Entwicklung bemerkt er treffend, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst den letzten und nicht geringsten Stoß nach der Prosa hin bedeutet habe, „indem nun gar an die Stelle des lebendigen Worts der Buchstabe, in die Stelle des per-

sönlichen mimischen Sprechers der einsame Leser trat". Aber für die inneren Wandlungen macht er mit Recht die Reformation verantwortlich, bei der er als rein katholischer Beurteiler verweilt, oder vielmehr den Protestantismus. Denn Eichendorff war tiefsinnig genug, um nicht ein einmaliges historisches Faktum als einzige Ursache menschlicher Geistesbewegungen zu nehmen, er hatte vielmehr schon in der Schrift „Zur Geschichte des Dramas" erklärt, der Protestantismus sei so alt wie der Glaube; er habe es zu keiner Zeit unterlassen, mit tausend Bächlein die Kirche heimlich zu unterwaschen, und er habe in der sogenannten Reformation nur endlich sein breites Strombett gefunden. Die Reformation habe freilich jene der Menschennatur beiwohnende Negation formuliert, legalisiert und verstärkt, und diese Negation habe dann das Individuum aus dem großen christlichen Verbande gelöst und nüchtern auf sich selber gestellt. In der Literaturgeschichte nun beklagt er den fast tödlichen Einfluß, den die Reformation auf die Poesie ausgeübt habe. Immerhin räumt er ein, daß der Krieg der Reformation gegen die Kirche, weil jeder Krieg das Haupthemmnis aller Poesie, die Gleichgültigkeit, breche, zunächst etwas Aufregendes, jugendlich Frisches gehabt habe und daß die ersten protestantischen Kirchenlieder schöne Kriegslieder seien, mitten im Getümmel der Geisterschlacht oder in Zeiten der Not auf nächtlicher Runde und Feldwacht erfunden, voll männlicher Zuversicht im Glück und Unglück. Die Ungerechtigkeiten, die in der Romanmonographie gegen „das geistliche Lied der Außerkirchlichen" und seinen „Altweibertrott" standen, sind auch sonst einigermaßen gemildert, Paul Gerhard wird mit Wärme hervorgehoben und Luther sogar als „heldenhafte, durchaus volksmäßige Persönlichkeit" von „hinreißender Sprachgewalt" anerkannt, dessen „Ein feste Burg ist unser Gott" für diese geistliche Lyrik die Bahn gebrochen habe. Die menschliche Persönlichkeit des Hans Sachs wird auffällig gerecht eingeschätzt und seiner Polemik gegen die Kirche nachgerühmt, daß sie überall würdig, gemäßigt und gerecht, „so weit dies letztere damals überhaupt irgend möglich war", gewesen sei. Ja, Eichendorff weiß sogar nachzufühlen, wie gewaltig Klopstocks Messiade, die er „in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln ein echtes Produkt der Reformation"

nennt, mit tiefem religiösen Gefühl den Buchstabenglauben der Orthodoxen aus seiner Erstarrung geweckt und von neuem belebt hat, während seinem Tadel der in dieser Dichtung bemerkbaren, der „protestantischen Scheu vor katholischem Aberglauben" entsprungenen „farb- und gestaltlos verschwimmenden christlichen Mythologie" selbst derjenige beipflichten kann, dem an „Katholisch" und „Protestantisch", und besonders erst in Kunstdingen, nichts gelegen ist. Und während Eichendorff streng mit dem Pietismus verfährt, bei dem jeder seine eigene Offenbarung, gleichsam sich selber Kirche sein solle und der statt der einen Einseitigkeit eben nur die andere habe, da das Gefühl doch nur e i n Faktor des religiösen Glaubens sei, tritt er kräftig für Lessing ein, dessen Kampf nicht eitler frivoler Lust am Verneinen entsprungen sei, sondern dem furchtbaren Ernst, der den Zweifel als eine blanke Waffe ergreife, um sich zu positiver Überzeugung durchzuhauen. Bei der Besprechung von Lessings Dramen wird sein Urteil auch endlich einmal ausnahmsweise aus dem Weltanschaulichen in das Sachlich-Formale entrückt, und zwar mit trefflichem Erfolg: Sie sind „nur ein tiefdurchdachtes Schachspiel scharfumrissener Charaktere gegeneinander: Exposition, Szenenfolge, Handlung, alles notwendig Zug um Zug, kein Auftritt kann herausgenommen oder verschoben werden, ohne den ganzen Organismus zu zerstören; die geistvollsten und lehrreichsten Skizzen zu künftigen Tragödien. Aber man vermißt die schöpferische Wärme des Gefühls, jene wunderbare Zauberei der Phantasie, welche die Figuren erst lebendig macht . . ." Doch das menschlich Schönste in den Äußerungen des kritisierenden Dichters über die „Außerkirchlichen" ist sein Wort über Friedrich Heinrich Jacobi: „Er war nichts als ein bedeutsames feuriges Fragezeichen der Zeit, an die kommenden Geschlechter gerichtet, ein redlich Irrender, immerdar schwankend, aber schwankend wie die Wünschelrute nach dem verborgenen Schatze."

An die Behauptung vom fast tödlichen Einfluß der Reformation auf die Poesie schloß Eichendorff den Satz an: „Wenn aber dennoch in späterer Zeit die deutsche Poesie allerdings einen sehr merkwürdigen und glänzenden Aufschwung nahm, so geschah dies nicht durch die neue Glaubenslehre, sondern in Folge einer Philosophie, die mit

Katholisch und Evangelisch und mit dem Christentum überhaupt nichts mehr zu schaffen hat; und ist diese Philosophie wirklich nur durch die Reformation veranlaßt und möglich geworden, wie ihre Verteidiger von ihr rühmen, so ist dies wenigstens ein Verdienst, um das wir sie nicht beneiden möchten": Eine zum Teil richtige Erkenntnis mit etwas eigentümlichen Schlußfolgerungen! Die deutsche Philosophie kommt allerdings auch sonst in dem Buche schlecht genug weg, am besten noch die romantische Naturphilosophie trotz ihrer „Gefahr der phantasierenden Naturvergötterung", bei Fichte soll es Willkür und Vergötterung des reformatorisch emanzipierten Subjekts geben, und der Kantschen Philosophie, welche die Religion zur bloßen Moral gemacht habe, wird nicht einmal jener günstige, sondern vielmehr nur ein deprimierender Einfluß auf die deutsche Dichtung nachgesagt. Und so sieht Eichendorff, der frühere Verehrer unserer großen Dichter, jetzt auch plötzlich unsere klassische Literaturepoche fast nur noch durch die katholische Brille. Setzt er sich schon mit Herder, bei aller Bewunderung, die er für ihn hegt, beinahe ausschließlich über religiöse Fragen auseinander (mit Lavater und Jung-Stilling tut er es ausschließlich, wobei er ihre für den Katholizismus sprechenden Äußerungen zusammenstellt!), so gelangt er Wieland gegenüber zu einer völligen, breit ausgesponnenen Ablehnung aus rein kirchlich-moralischen Gründen. Indessen: auch vor Goethe und Schiller bleibt er der orthodox befangene Parteimann, der ihnen höchstens kühle Gerechtigkeit widerfahren läßt, dort, wo es nicht gut anders möglich ist. Schon in der Romanmonographie sprach er von der „Liederlichkeit der Gefühle" und dem „Götzendienst" im „Werther", jetzt aber meint er von Goethe an erster Stelle, daß er uns nirgends bis zu dem letzten wahren und eigentlichen Grund der Dinge blicken lasse. Faust ist ihm nur der „Repräsentant der reformatorischen Heiligsprechung der menschlichen Vernunft . . ., jenes unersättlichen Hochmuts des Verstandes, der, nur an seine eigene Unfehlbarkeit glaubend, sich mäkelnd und willkürlich meisternd über die Offenbarung stellt und sich selbst erlösen will". Von Goethes Romanen meint er, die Zöglinge darin machten der „Allerweltsschule", in die der Dichter sie schicke, wenig Ehre, sie führe den Werther zum Selbstmord, den

Wilhelm Meister zur ökonomischen Philisterei und die Helden der „Wahlverwandtschaften“ zum geistigen Ehebruch. Da werden also die Gestalten des Dichters rein als Menschen für dessen Weltanschauung verantwortlich gemacht. Daß bei Goethes „absoluter Naturwüchsigkeit“, so sagt er, „alle positive Religion unmöglich oder doch wenigstens sehr überflüssig wird, leuchtet von selbst ein“. Und so ist es ja auch in der Tat. Aber „was seinen Helden fehlt,“ so ergänzt er mit Milde, „fehlt seiner Zeit und kann nicht dem Dichter, sondern uns zum Vorwurf gereichen“. Alles in allem ist ihm auch Goethes Poesie „die vollendete Selbstvergötterung des emanzipierten Subjekts“ und — fügt er hinzu — „der verhüllten irdischen Schönheit“, und ferner allerdings „ein edles, köstliches Gefäß, für immer würdig des größten Inhalts, den ihm künftige Geschlechter wieder geben möchten“. Auch bei Schiller findet sich für diese Betrachtungsart „die alte Erbsünde der Reformation: die Heiligsprechung der subjektiven Eigenmacht, die moralisch zur hochmütigen Selbsttäuschung, in der Poesie und namentlich im Drama zum falschen Ideale führt. . .“ Überall „die Revolution und Glorifizierung der subjektiven Allmacht“, und alle seine Helden „sind Philosophen, und alle philosophieren über sich und ihre Philosophie“. Er hat „den trockenen Rationalismus poetisch verherrlicht“. Seine „Räuber“, äußert er an anderer Stelle, „rebellieren gegen Familienleben und gesellige Kultur“. Meint er hier die Räuber im Stücke, so ist damit gar nichts gesagt; meint er damit aber „Die Räuber“ als Dichtung, so ist es grundfalsch.

Bis hierher verdient Eichendorffs Literaturgeschichte vor allem das ihr anfänglich gespendete Lob zusammenhängender Darstellung, bis hierher ist sie im ganzen glücklich als Skizze und Abriß der langen Jahrhunderte, ein Abriß, der teils inhaltlich wie formal in der durch Schlegel und Görres eingeschlagenen Richtung sich bewegt, teils von herrschenden Auffassungen anderer Romantiker und der ganzen Zeit nicht abweicht, oder von der letzteren nur dort, wo der katholische Standpunkt es verlangt. Merkwürdig ist erst das Versagen vor den Klassikern. Dort beginnt die Tendenz. Und Tendenzschrift ist der gesamte nun folgende zweite Teil, als solche freilich zugleich eine mutige Kampf- und Bekenntnisschrift und,

wennschon unzulänglicher als der erste, so doch fesselnder, weil persönlicher. Er behandelt die „neuere Romantik“, so genannt im Gegensatz zur Poesie des Mittelalters, die er, wie wir sahen, ja auch als Romantik bezeichnete, und er bekennt sich mit beredter Schwärmerei zu ihr, d. h. nur zu ihrem Aufgang und Anfang. „War jene Zeit ja doch selbst eine Feenzeit, da das wunderbare Lied, das in allen Dingen gebunden schläft, zu singen anhob. . . Es war, als erinnerte das altgewordene Geschlecht sich plötzlich wieder seiner schöneren Jugendzeit, und eine tiefe Erschütterung ging durch alle Gemüter, da Schelling, Steffens, Görres, Novalis, die Schlegel und Tieck ihr Tagewerk begannen.“ Er preist außerdem den Anteil, den ihr Einfluß an der Befreiung des Vaterlandes hatte, aber er kommt zu dem Schluß: „Noch ist kein Menschenalter vergangen, seit diese Romantik wie eine prächtige Rakete funkelnd zum Himmel emporstieg und nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend oben in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzte,“ und er stellt sich die Aufgabe, „Reichtum, Schuld und Buße der Romantik“ zu untersuchen und abzuwägen. „Die Romantik setzte sofort“, so sagte er bereits in der Romanmonographie, „der allgemeinen Einbildung des hochmütigen Subjekts das Positive, und zwar — da jede wahre Reform in ihrem tiefsten Grunde religiös ist — die positive Religion, den Katholizismus, entgegen, der also ihre eigentliche Seele war.“ Auch in dem neuen Buch bezeichnet er den Inhalt der Romantik als katholisch, ja als „das denkwürdige Zeichen eines fast bewußtlos hervorbrechenden Heimwehs des Protestantismus nach der Kirche“. Diesen Gedanken schlachtet er jedoch nicht aus, sondern er zeigt selbst ein wenig von der Art, wie man sich nach seinen Worten in dem von jeher katholischen Süden der Romantik gegenüber verhielt: „Man erstaunte oder lächelte über solche luxuriöse Anstrengungen für etwas, das sich ja von selbst verstand.“ Denn er besaß jene „katholische Unbefangenheit und Unschuld“, welche die anderen zumeist vermissen ließen, von denen er deshalb behaupten durfte: „Sie hatten sich durch das wuchernde Schlingkraut der rationalistischen Wüste zwar tapfer durchgehauen, stutzten aber, als sie nun plötzlich vor der vergessenen alten Kirche standen. . .“ Sie hätten einen

Glauben verfochten, den sie im Grunde selber nicht hatten, sie hätten, vor allem Tieck, den Katholizismus nur gesucht „um des Geheimnisvollen und Wunderbaren, um des schönen Heiligenscheins willen, der das Positive umgibt“. „Nur in der wohlverstandenen, innigen Eintracht von Poesie und Religion . . . ist für beide Heil; denn die wahre Poesie ist durchaus religiös, und die Religion poetisch, und eben diese geheimnisvolle Doppelnatur beider darzustellen, war die große Aufgabe der Romantik“ — die sie denn, nach Eichendorff, nur zum Teil, und zuletzt immer weniger, erfüllt hätte. Jetzt, als Greis, rückt er zum ersten Male in aller Öffentlichkeit von dem längst verstorbenen Jugendfreunde Loeben ab, aber er brandmarkt ihn mit Wendungen, die schon zum größten Teil wörtlich so in „Ahnung und Gegenwart“ stehen, und zitiert denn hier auch das ganze Teegesellschaftskapitel aus dem Jugendroman, gleichsam um zu demonstrieren, wie treu er sich geblieben war. Und er rückt außerdem ab von „jener inneren Zerrissenheit, welche die letzten Stadien der Schule charakterisiert“: Ebenso entschieden jedoch verwirft er „den unzeitigen Rigorismus kirchlicher Beschränktheit von der einen Seite und andererseits die Prüderie der Pietisten, dieser Pedanten der Sittlichkeit“. „Denn rechte Freude ist eine ebenso starke Schwinge und lehrt ebenso herzinnig beten, als die Not, weil beide, worauf es doch am Ende ankommt, die Rinde der trägen Gleichgültigkeit brechen, die das Herz vom Himmel scheidet.“ Mag man beim Literarhistoriker Eichendorff manches senile Versagen, manche klerikale Verengung des Blickes bedauern — ein Mucker ist dieser Dichter, Kämpfer und Schriftsteller niemals geworden. Das Endergebnis, zu dem er in seinem Buche gelangt, ist eine mehrfache Forderung, mit der er vor die neue Zeit hintritt, diese „bloße Übergangsperiode“, wo alles noch Chaos, alles erst im Kreißen und Gären begriffen sei. Die Romantik habe man überwunden, aber noch nichts Neues an deren Stelle gesetzt, vielmehr halte man das Alte fälschlich für etwas Neues, weil es sich modern kostümiere. Man habe die vorlängst abgespielte Aufklärerei, nur mit veränderten Redensarten, wiedergebracht, die vorherrschende Verstandesrichtung zeige sich vor allem in der psychologisch-pragmatischen Liebhaberei der neuen Romane mit ihren mathematischen

Konstruktionen und Erklärungen, wo „aus dem Fall des Kindes eine schiefe Nase, aus der schiefen Nase ein schiefer Charakter" resultiere. Er kämpft, mit besonderer Front gegen Heine, gegen „das Mißtrauen, den Haß, den Trotz, mit einem Wort: die endlose Revolution" und bekennt sich zu seinem alten Jugendglauben, daß die rechte Poesie ebenso sehr in der Gesinnung liege als in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauches groß und bedeutend würden. Und zwar ist es eine katholische Gesinnung, die er fordert, also das, was nach seiner Meinung die Romantiker träumten und selber nicht hatten. Darunter will er freilich, wie er schon in der Schrift „Zur Geschichte des Dramas" betont hatte, keinerlei Tendenz verstanden wissen, sondern lediglich „eine christliche Atmosphäre, die wir unbewußt atmen". Alles in allem verlangt er — und die nun folgenden Worte hatte er in den Historisch-politischen Blättern zunächst auf Adalbert Stifter angewandt, bei dem er ihren Inhalt verwirklicht sah, während er das damit verbundene Lob jetzt auf Stifter, die Droste und — Geibel ausdehnt — „eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich herübergerettet hat".

Dem allen gehen längere Abschnitte voraus, die er den einzelnen Romantikern widmet. Zunächst setzt er seinem geistigen Lehrer Friedrich Schlegel ein Denkmal, das für jenen die unbedingte Führerschaft der Romantik in Anspruch nimmt. Die Versöhnung von Glauben und Wissen, die Einheit der Wissenschaft und der Liebe, wird als Schlegels letztes Ziel bezeichnet. Novalis soll durchaus dem Katholizismus geistig angehören, und für alles, was dem widerspricht oder was nach Eichendorffs Gefühl in ein Katholisieren ausartet, muß der frühe Tod des Dichters als Erklärung und Entschuldigung herhalten. Aber auch Arnims Dichtungen sollen, „obgleich er Protestant war und blieb, dennoch wesentlich katholischer" sein „als die der meisten seiner katholizisierenden Zeit- und Kunstgenossen". Von Wichtigkeit ist es, daß es ihm hier bei

Arnim kaum geraten erscheint, „zum Zeugnis seines inneren Wesens einzelne Stellen auszuheben, weil dieses Wesen hier nirgend in wohlgerundeten Sentenzen, wie Fettaugen, umherschwimmt, sondern vielmehr durch das Ganze seiner dichterischen Gestalten vertreten wird" — eine Erkenntnis, die Eichendorff auch aller übrigen Dichtung und allen übrigen Dichtern gegenüber hätte haben sollen, aber leider nicht hatte oder nicht betätigte, insofern gerade sein Buch fast immer von Zitaten, statt von Gesamtanschauungen ausgeht und dadurch allerdings die Dichter sentenziös und seine eigene Darstellung erst recht tendenziös macht. So schreibt er über den nach seiner Bekehrung dichterisch völlig belanglosen Zacharias Werner siebenunddreißig Seiten, die vorwiegend aus endlosen Zitaten bestehen, Zitaten, welche nur versifizierte Predigt, Theologie, Selbstrechtfertigung sind, weit rhetorischer und zugleich prosaischer als der gute Gellert, den das Buch so witzig verspottet, und die freilich bloß dazu dienen sollen, Werners echte Frömmigkeit zu beweisen. Aber er benutzt schon Werners frühere, unkirchliche Dramen, „um an ihnen sein damaliges Glaubenssystem, wenn es so genannt werden darf, näher nachzuweisen" — ein Mißbrauch von Dichtungen oder eine Überflüssigkeit, wenn diese Dichtungen wirklich zu nichts Besserem herausfordern. Mit Naivetät erzählt er von dem unappetitlichen frommen Theatraliker, daß er symbolisch seine, von Dalberg ihm verehrte goldene Schreibfeder als ein Hauptwerkzeug seiner Verirrungen, seiner Sünden und seiner Reue in die Schatzkammer der heiligen Mutter Gottes zu Mariazell niedergelegt habe. Und er fragt, zur Verteidigung Werners: „Wird denn Sündhaftigkeit darum schwärzer, weil er sie nirgend weiß zu brennen sucht, sondern herzhaft eingesteht und verachtet?" Ja, sie wird es gelegentlich, denn „ein Schwein mit Gewissen", wie Ricarda Huch Werner mit Recht nennt, ist das Schlimmste, und Eichendorff beweist wohlmeinend und wider Willen nur, daß dieser Mann eine ekelerregende Mischung darstellt aus Wollust, Selbstentblößung, Selbstzerfleischung, Zerknirschung, Eitelkeit, echtem Priestertum und Charlatanerie, Talent und Geschwätzigkeit, Raserei und Doktrinarismus. Über Brentano bringt das Buch eine glänzende Charakterstudie, das romantischste Bild eines Romantikers, und darin eine

entzückende, von körperhaftestem Stil beseelte kleine Einlage über die verschiedenen Arten des Märchens. Die scharfe Ablehnung des alten Kameraden und Mentors Fouqué hüllt er zuletzt in gütige Ironie: „Für uns aber hat es etwas peinlich Rührendes, den greisen Dichter, wie einen abgedankten Tragöden nach längst vollendetem Schauspiel, noch immer zwischen den umgeworfenen Kulissen und verlöschenden Lampen in seiner alten Rüstung rumoren zu sehen, als wäre eben noch alles ringsumher wie in seiner fröhlichen Jugend. — Friede und Achtung seinem Andenken, wie allen, die es redlich gemeint!" Bei Uhland sieht er sich jener Romantik gegenüber, die „ihre katholische Heimat verlassen hat", einer „offenen Rückkehr zum Protestantismus", und setzt sich mit ihm, den er als Dichter hochschätzt, über Verfassungen und Verträge auseinander. Vor Kleist schlägt er in gewissem Sinne das Kreuz und betet er seinen öfter wiederholten Spruch: „Hüte jeder das wilde Tier in seiner Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und ihn selbst zerreißt!" Seinen Selbstmord sucht er zwar einigermaßen durch die Auffassung zu verklären, daß er aus stolzem Ekel an einer Zeit geschehen sei, „die ihm des Lebens unwürdig schien, aus Verzweiflung an einer besseren Zukunft Deutschlands, deren Morgenrot doch so bald über seinem Grabe heraufdämmern sollte!" (!) Er gibt zu, daß ein strenger Ernst seine Dichtungen zu wirklichen Taten mache, und predigt tiefstes Mitgefühl für den „edlen unglücklichen Dichter". Aber indem er auch hier Stoff und Form miteinander verwechselt oder ohne weiteres kindlich gleichsetzt, behauptet er, daß Kleist in seiner besten Erzählung „Michael Kohlhaas" „mit melancholischer Virtuosität" das gekränkte tiefe Rechtsgefühl eines einfachen Roßkamms bis zum wahnsinnigen Fanatismus, der racheluſtig sich und das Land in Mord und Brand stürzt, gesteigert habe, als gelte es, Dichtergestalten gegenüber zu moralisieren, und glaubt, daß bei Kleist, wie überall, die ethische Maßlosigkeit die ästhetische Willkür, der gänzliche Mangel an religiösem Glauben sein karikiertes Widerspiel, einen poetischen Wahnglauben, zur unabweislichen Folge habe, wofür u. a. der „Prinz von Homburg" als Beweis dienen soll, in dem ein wilder Traum des Prinzen die „bewegende Seele des Ganzen" sei! Über E. Th. A. Hoff=

mann muß dann natürlich in gleichem Geiste geurteilt und abgeurteilt werden. Einmal — in der Romanmonographie — hat Eichendorff den wunden Punkt seiner literarischen Betrachtungen selber genau bezeichnet, aber auch da innerhalb eines Zusammenhanges, wo er diese Erkenntnis genau so wenig wie sonst befolgt: „Überhaupt ist es im allgemeinen gewiß ebenso unrichtig als ungerecht, den Dichter mit seiner Dichtung zu identifizieren. Der Dichter, mit seiner größeren Erregbarkeit und Empfänglichkeit, umfaßt freilich lebendiger als andere Menschen, und gleichsam in einer Art gefährlicher Seelenwanderung, alle Elemente seiner Zeit in sich, aber nicht, um in ihnen aufzugehen, sondern um sie in Schönheit aufgehen zu lassen. Der Stoff wird daher in der Dichtung jederzeit das Untergeordnete, die Form, d. i. die Schönheit der Erscheinung, die Hauptsache sein." Weiterhin handelt er von Platen, den er sehr gut charakterisiert, um ihn dann ebenso ahnungslos wie befangen menschlich in Schutz zu nehmen: „Mit gerechter Entrüstung dagegen ist die Verdächtigung unsittlicher Verirrungen zurückzuweisen." Sodann bekennt er sich zu der Schellingschen Philosophie als der eigentlich romantischen. „Dieser Totalanschauung des Lebens gemäß sind Wissenschaft und Religion Emanationen jenes Absoluten, die Weltgeschichte nur die Selbstentwicklung und Offenbarung desselben, der Staat sein organischer Körper, die Schönheit aber die endliche Darstellung des Unendlichen vermittelst der Kunst, welche mithin eine unmittelbare Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste ist."

Zusammenfassend wäre zu sagen, daß Eichendorff in seiner Betrachtung der Romantik sich alles zu nahe rückt und alles nur von einer Seite sieht. So wird in diesem zweiten Teile durchgeführt, was in dem ersten nur erst drohte: die Dichter werden eingeteilt in Katholiken und Nichtkatholiken, die ersteren wiederum in gute und schlechte Katholiken, welche Scheidung nahezu gleichgesetzt wird mit derjenigen in gute und schlechte Dichter, und die Nichtkatholiken eigentlich nur dann so recht anerkannt, wenn sie „zur Kirche zurückkehren" oder wenigstens „zur Kirche hinneigen". Das sagt so wenig gegen Eichendorffs Menschentum wie gegen sein Dichtertum, denn sein Kampf ist nie persönlich, er wird nie mit

anderen Waffen als denjenigen der Idee geführt und schließt die menschliche Toleranz, die Eichendorff ja auch im reichsten Maße besaß und bewies, keineswegs aus. Geistige Toleranz kann und darf es freilich für jemanden nicht geben, der die gefundene Wahrheit zum Fundament zu haben meint, denn wer an eine alleinseligmachende Kirche glaubt, kann Andersgläubigen unmöglich ebenfalls das Heil zugestehen. Eichendorff aber hat eben mit seinem Glauben Ernst gemacht, er mußte jede andersartige Überzeugung bekämpfen, weil er von der seinigen, oder vielmehr von derjenigen seiner Kirche, wirklich durchdrungen war. Indifferenz und Indolenz mögen bequemer sein, für denjenigen, der sie hat, und denjenigen, der sich ihnen gegenübersieht: der Mangel an ihnen war Eichendorffs Kraft, diejenige des Menschen und Dichters. Doch diese wurde zur Schwäche des Literarhistorikers, der objektiv zu werten hat und keine Maßstäbe von außerhalb an seinen Gegenstand herantragen darf. Das klassische Urteil über seine Schrift ist in den Worten des frommen Adalbert Stifter enthalten, der mit einer Milde, welche, wie diejenige des wahren Weisen immer, zugleich höchste Strenge ist, an Eichendorffs Schwester schrieb: „Das Buch Ihres herrlichen Bruders zur neuen Literaturgeschichte hat mir außerordentliche Freude gemacht, wenn ich auch über manches mit ihm streiten möchte, falls wir beisammen wären. Ich mag unrecht haben, aber in der Kunst erscheint mir der katholische Standpunkt doch nur einer, ich glaube, die Kunst soll das Leben der gesamten Menschheit fassen, vielleicht heißt er das katholisch; dann habe ich von katholisch nicht den rechten Begriff."

Mit ungetrübtem Genuß dagegen liest sich ein anderes, kleineres und anspruchsloseres Stück von Eichendorffs Altersprosa: die zwei Kapitel „Erlebtes", die von Adel und Revolution und von Halle und Heidelberg erzählen, die sich seinen Novellen würdig anreihen und noch einmal alle Romantik in persönlicher, wenn auch immer noch aus der Ferne von Görres gesegneter, Bildersprache aufleuchten lassen. Sie gehören zu den schönsten Zierden der autobiographischen Literatur, obwohl der Verfasser nirgends persönlich auftritt; er hat nämlich das Selbsterlebte nur benutzt, die Zeiten und Örtlichkeiten, die er schildert, recht zu verlebendigen, und aller-

dings diese wiederum nur dazu, das Selbsterlebte noch lebendiger zu machen. Hier bekennt er sich zum letzten Male zu seiner herrlichen Jugend und ruft zum Schlusse aller Jugend den Abschiedsgruß zu: „Sei nur vor allen Dingen jung! Denn ohne Blüte keine Frucht." Das „Bilderbuch aus meiner Jugend", das er plante, ist nämlich, wie manches andere, über einen allgemeinen Entwurf und wenige Spuren der Ausführung nicht mehr hinausgekommen; aus den um ihn schwebenden Klängen, die er noch halb einfing, greift einer am erschütterndsten ans Herz:

„Oft seh ich alter Mann noch in Träumen
Schloß, Garten, verklärt von Abendscheinen,
und muß aus Herzensgrunde weinen."

Aber sein ganzes Werk war ja ein Lobgesang auf Jugend und Heimat geworden, und an der Schwelle des Alters hatte er für sie den kürzesten, wahrsten und seelenvollsten „Dank" erstattet:

„Mein Gott, dir sag ich Dank,
daß du die Jugend mir bis über alle Wipfel
in Morgenrot getaucht und Klang
und auf des Lebens Gipfel,
bevor der Tag geendet,
vom Herzen unbewacht
den falschen Glanz gewendet,
daß ich nicht taumle ruhmgeblendet,
da nun herein die Nacht
dunkelt in ernster Pracht."

3

In allen Lebensperioden Eichendorffs sehen wir seine Gestalt länger oder flüchtiger von derjenigen eines Geistlichen begleitet, immer wieder von einer anderen, die aber stets zu der jeweiligen Zeit zu passen, ja, in der sich diese zu verkörpern scheint: in seiner Kindheit ist es der väterlich leitende Hauslehrer Heinke, in seinen übermütigen und sehnsüchtigen Entwicklungsjahren der tiefsinnig-ausgelassene Kaplan Ciupke, auf dem Wiener Höhepunkt seiner

Jugend die romantische Heiligenfigur des Paters Hoffbauer, in den ersten Jahren seines Dienstes am Staate der mild und ernst missionierende Fürst Hohenzollern, in seinen besten Mannesjahren schaffender und tätiger Einkehr der schlicht sich opfernde Nikolaus Fischer und nun im verklärten Rück- und Ausblick des Lebensendes der gebildete, abgeklärte und weitschauende Fürstbischof von Breslau, Heinrich Förster. Sie kannten sich schon länger, aber von Angesicht sahen sie sich das erste Male jetzt nach Eichendorffs schwersten Schicksalstagen und waren nach einer halben Stunde Freunde. Der Fürstbischof veranlaßte den Dichter sofort, mit Sack und Pack zu ihm zu kommen und sich für längere Wochen häuslich bei ihm einzurichten. So zog Eichendorff für zwei Monate in die hochgelegene fürstbischöfliche Sommerresidenz Johannesberg, die noch einmal ein trunkenes heimatliches Panorama vor ihm entbreitet. „Ein dunkles Waldgebirge," so schildert der Fürstbischof selber dies Landschaftsbild, mit Worten, deren Form die edle Prägung seines Geistes und Geschmacks bekundet, „ein dunkles Waldgebirge, das von Westen her in den oberen Park ausläuft, bildet die Hinterwand, aus deren grünen Abhängen das Schloß von seinen hohen Gneisfelsen über die Stadt (Jauernick) hinausschaut in die reiche liebliche Landschaft. Südöstlich dehnen die hohen, wellenförmigen Berge von Freiwaldau, Gräfenberg und Zuckermantel sich aus, über welche die Hockschar, in weiter Ferne der Altvater und die Bischofskoppe hervorragen. Nordwestlich, auf der entgegengesetzten Seite, erheben sich der Warthaberg mit seiner Wallfahrtskapelle und die Silberberger Höhen, über welche hinaus der Zobtenberg sichtbar wird. Zwischen diesen beiden blauen Gebirgsarmen aber dehnt lachend und fruchtbar die weite Ebene sich aus, deren äußersten Horizont die Strehlener Hügel begrenzen. Da sieht das betrachtende Auge rechts die alte Stadt Neiße mit ihren dunklen Wällen und ihrer lichten Kreuzkirche, das freundliche Ottmachau mit seinem ehemaligen bischöflichen Schlosse und der schönen hochgelegenen Pfarrkirche, links die vier Türme des Kamenzer Schlosses und die Häuserreihen von Frankenstein, in der Mitte aber die rötlichen Mauern der altertümlichen Stadt Patschkau, während zwischen ihnen eine zahllose Menge wohlgebauter Dörfer mit ihren

Kirchen und Kirchtürmen, ihren grünen Wiesen, ihren abgegrenzten Getreidefeldern, ihren schattigen Büschen und Hainen, ihren gewundenen Feld- und Fahrwegen einen wunderbaren Wechsel und Glanz über das reiche Bild ausbreiten. . ."

Mit der größten Aufmerksamkeit wurde Eichendorff von dem Fürstbischof empfangen, der den Dichter seit langem liebte und verehrte und der die persönliche Bekanntschaft mit ihm als das liebste Ereignis dieses Jahres betrachtete, das auch ihm schwere Schicksalsschläge gebracht hatte. Der Gast bewohnte „wie ein verwunschener Prinz" — so schreibt er — im gleichen Stockwerk, wo auch sein hoher Gastgeber wohnte, zwei Prachtgemächer mit allem vornehmen Komfort. Die Tagesordnung war regelmäßig, so wie er es liebte. Schon nach fünf Uhr früh kam der Bediente zu ihm, um die Kleider zu putzen; um halb sieben las der Fürstbischof die Messe, der Eichendorff in der schönen Hauskapelle beiwohnte, um nach seiner Rückkehr das Frühstück in seiner Stube schon bereit zu finden. Dann ging er mit einer Zigarre in dem großen Schloßpark mit seinen Springbrunnen und seinen Ausblicken über halb Schlesien spazieren, und hier gesellte sich der Fürstbischof, der seinen Brunnen trank, manchmal zu ihm. Die beiden alten Herren unterhielten sich mit Vorliebe über literarische Fragen, denn Förster wollte alle Waffen des Geistes und der Kunst, der Forschung und Bildung der Kirche und dem Klerus teils erhalten, teils — was ihm noch mehr not zu tun schien — neu geschmiedet wissen. Und die Gestalt Eichendorffs mochte neben derjenigen des geistlichen Würdenträgers wie die eines vornehm-schlichten Domherrn wirken. Der Spaziergang lockte hinunter in den Krebsgrund, wo, nach den Worten Försters, „das Brausen forellenreicher Waldwässer in der Tiefe mit dem Rauschen der Fichtenwipfel in der Höhe sich mischt und aus dem von dunklen Nadelhölzern und hellem Birken- und Eichenlaub gemengten Waldgrün steile Felsengruppen wie braune Geistergruppen sich erheben", oder in den Krautenwälder Grund, „wo neben dem schäumenden Waldbache zwischen dichtbewachsenen Hügeln der Weg an klappernden Mühlen, an rauchenden Kalköfen und stillen Kapellen vorüber in die Waldeinsamkeit führt". Um zwei Uhr wurde diniert, danach, wenn nicht gerade ein größerer Ausflug

geplant ward, Billard gespielt und gegen Abend spazieren gefahren. Um acht Uhr gab es ein warmes Nachtessen, und hinterher versammelte man sich, denn es wimmelte im Schloß von geistlichen Herren, welche ebenfalls Gäste waren, in der sogenannten Geistlichenkaserne, und dazu erschien auch der Fürstbischof mit einer Zigarre, um mit den übrigen bis zehn Uhr tapfer zu rauchen und zu diskutieren. Am Geburtstag des Kaisers von Österreich fand ein ungeheures Diner statt, zu dem der ganze hohe Adel der Nachbarschaft geladen war; Eichendorff trug seinen Orden, und der Fürstbischof hielt eine meisterliche Rede.

Bevor der Dichter Abschied nahm, wurde ihm von Förster „bei Strafe des Kirchenbannes" aufgetragen, jeden Sommer einige Wochen bei ihm zu verleben. Nach Neiße zurückgekehrt, mochte er doppelt empfinden, daß die Stadt eine „literarische Wüste" sei, aber er fühlte sich im ganzen bei seinem Eremitenleben doch sehr wohl. Nur konnte und wollte er nicht müßig sein. Nun seine Literaturgeschichte beendigt war, sah er sich schon wieder nach einer neuen Arbeit um. Die Übersetzung Calderons, ehemals seine Lieblingstätigkeit, mochte er nicht fortsetzen, zumal er diese Aufgabe in guten Händen sah, da sein Landsmann Franz Lorinser begonnen hatte, die sämtlichen Autos ins Deutsche zu übertragen, und seiner poetischen Produktionskraft glaubte er nicht allzuviel mehr zumuten zu dürfen. Da regte ihn der Fürstbischof an, das Leben der heiligen Hedwig, der Landespatronin von Schlesien zu schreiben, weil ihm niemand dazu so berufen erschien. Eichendorff machte sich auch daran, aber er konnte die Arbeit nicht mehr vollenden, die dem Urheber des Planes ein in jeder Hinsicht bedeutendes Werk zu werden versprach.

Was er davon noch niederschrieb, ist nichts als der ausführliche Entwurf zu einer Einleitung. Darin gibt er, mit den Gesichtspunkten des geplanten Buches, noch einmal in zusammengedrängter Skizze die ganzen Grundzüge und Grundsätze seiner Anschauung von Welt und Kirche, Geschichte, Zeit und Ewigkeit. Mit einer alten Lieblingswendung spricht er von zwei großen Kräften der Geisterwelt, die seit dem Sündenfall unsichtbar, aber in jeglichem Geschehen wirksam, einander bekämpfen: der Zentripetalkraft der

Liebe und Gemeinschaft und der Zentrifugalkraft des Hasses und der Absonderung. Dieser Kampf ist ihm die Weltgeschichte, und als deren Aufgabe, welche die Menschheit durch ein ewiges Werden erfüllen müsse, erscheint ihm der endliche Sieg jener göttlichen Grundkraft der Liebe. Die größten Heroen der Geschichte sind nach seiner Meinung die Heiligen, „weil sie den Himmel erkämpften". Er verteidigt ihre Verehrung gegen den Protestantismus damit, daß man sie keineswegs anbete, sondern nur um ihre Fürbitte anflehe, und glaubt um so mehr Anlaß dazu zu haben in einer Zeit, welche Abgötterei mit dem goldenen Kalbe der Industrie treibe. Zwar gibt er zu, daß die Askese und Kastigation der alten Heiligen, womit sie das einfachere, rohe Triebleben eines primitiveren Zeitalters bekämpft hätten, nicht mehr notwendig sei, er gibt auch zu, daß in den Heiligenlegenden die gehäufte Aufzählung zahlloser, gleichartiger und zum Teil nicht gehörig beglaubigter Wunder ermüdet und völlig den beabsichtigten Zweck verfehlt, allein er wendet sich dennoch gegen diejenigen, welche die Wunder überhaupt leugnen. Wenn man die Wunder wegnehme, bliebe nichts übrig als eine Religion des Materialismus, der Emanzipation des Fleisches; heute kämen nur deshalb keine Wunder mehr vor, weil wir den geistigen Rapport dafür verloren hätten. Gott behüte uns, ruft er in dem Konzept zu einer Abhandlung über die kirchlichen Wirren, „in alle Ewigkeit vor Eurer gut- oder schlechtgemeinten Emanzipation", in einem Konzept, das wieder einmal die sogenannte Volksrepräsentation, die ja überall eigentlich nur die Schreier, Advokaten usw., kurz den Schaum der Zivilisation, nirgends das Volk selbst repräsentiere, als der Übel größtes und das Papsttum als die Antithese gegen die „öffentliche Meinung" hinstellt. Zwar verzichtet er, in dem gleichen Zusammenhang, auf den Kampf in die leere Luft, als welchen er es bezeichnet, wenn man den Gegnern gegenüber die göttliche Einsetzung des päpstlichen Primats erweisen wollte, da jene ja gerade das Christentum, auf das man sich dabei berufen müsse, negierten. Aber eine oder vielmehr die allgemeine Kirche sei nur denkbar in stetem Bezug auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, einen Träger, eine Manifestation der ewigen Wahrheit, auf ein den Zusammenhang vermittelndes und verbürgendes

Zentrum, eben auf einen Papst, ohne den die Kirche unfehlbar sogleich in so viele Nationalkirchen, wie es eben Länder und Ländchen gebe, und in Sekten zerfallen würde, wie es die Protestanten sattsam bewiesen, die bereits an den Grenzen des Heidentums herumstreiften. Oder ob für die Freiheit der deutschen Kirche, so fragt er, die Gefahr etwa größer sei, wenn ein Papst im fernen Rom nach weltgeschichtlichen Traditionen Ordnung schaffe, als wenn zahllose Päpstlein in den nächsten Residenzen regierten. Aus der Bibel lese jeder etwas anderes, und eben hier sei eine authentische Auslegung der Kirche vonnöten. Wenn die Geistlichen Staatsbeamte wären, so sei nicht abzusehen, unter welchem Titel sie den Befehlen des Staats, sie seien noch so entsetzlich, entgegentreten dürften. Religion und Christentum, so fährt er darum denn auch in jener Einleitung zur heiligen Hedwig fort, seien die Verbindung der Staaten unter einer höheren Idee, das Papsttum die Vermittelung der getrennten Nationalitäten. In diesem Sinne preist er das Mittelalter als die ideale Jugend der christlichen Völker, wo sich alles um den Mittelpunkt der Kirche gruppiert und gegliedert und alles auf wechselseitiger Lebenstreue beruht, wo es eine Religion des ganzen Menschen gegeben habe, gleichsam eine organische Gottesverehrung, welche Sinnlichkeit, Geist und Gemüt umfaßte, weniger auf Zivilisation als in der auf das Göttliche gerichteten Kraft des Gemütes gründend, und so mit dem Jenseits in mystischer Harmonie stand. Sinnlichkeit und Schönheit sind ihm an Kirche, Kult und Heiligengeschichte besonders wichtig, denn die Schönheit in ihrer reinen Auffassung sei ebenfalls göttlich. Wie können wir wieder heilig werden? — in diese Frage mündet am Ende sein Gedankengang. Bei uns würde die körperliche Züchtigung durch Geißeln und Fasten wenig fruchten oder doch keineswegs genügen, wir hätten andere Laster als jene Heiligen zu brechen: Hochmut, Dünkel des Wissens usw. Die Welt habe die Unschuld verloren, aber der Zweifel dürfe nicht ignoriert, er müsse mit seinen eigenen Waffen bekämpft werden: so die Philosophie durch Philosophie. Es gelte, den alten Heiligen nicht sklavisch, blind und materiell, sondern in dem Geiste, der sie trieb und der wesentlich derselbe bleibe, nachzufolgen und nachzueifern. „Die ganze Sache ist der jetzt, wie

niemals früher, heftig entbrannte Kampf zwischen Verstand und Gemüt, deren Versöhnung die Demut ist. Der Verstand soll nur recht redlich und fleißig treu fortarbeiten! Denn je schärfer er denkt, je sicherer wird er erkennen, daß ihm ein Geheimnis, ein ewiges Rätsel übrig bleibt, das er nimmer zu lösen vermag, und daß der Mensch mithin noch nicht auf der höchsten Staffel der Himmelsleiter steht, sondern noch höhere Geister über ihm stehen müssen. . . Man sieht dies z. B. an unserer jetzigen Naturwissenschaft. Je kühner sie forscht und kombiniert, je näher rückt sie der Evidenz, daß der eigentliche Urgrund außerhalb der menschlichen Forschung liegt."

Aber Eichendorffs Alter hat auch noch drei größere dichterische Arbeiten gezeitigt, die sich seinen Novellen und seiner Lyrik würdig anreihen: die Verserzählungen „Julian", „Robert und Guiscard" und „Lucius". „Julian", ein Romanzenkranz in wechselnden Versmaßen, unter denen die gelenkige Behandlung der Nibelungenstrophe auffällt, stellt den römischen Kaiser und Gegenkaiser dar, der den alten Götterglauben wieder aufrichtet, seinen greisen Waffengenossen Severus, der dem Christentum treu bleibt und schließlich an jenem das Rächeramt vollzieht, die den Kaiser beherrschende schöne Fausta, wieder das ins Leben erwachte Venusbild, spukhaft von einem Kobold begleitet, und des Kaisers Sohn Oktavian, der ebenfalls jener Zauberin erliegt, aber schließlich bereuend den Christen hilft. Mit der geübten Technik eines langen Dichterlebens verspinnt Eichendorff die Motive früherer Werke, oft unter wörtlichen Anklängen, zu einer christlichen Legende von frischer Farbe und mild-versöhnlicher Gesinnung. Wie das „Marmorbild" geht sie von der christlich-romantischen Mythik der als Naturgeister fortlebenden heidnischen Götter aus. Deren dithyrambischer Anruf durch Julian ist immerhin ein vollerer Nachklang der Antike, und die Zwitterstellung des Kaisers zwischen den beiden Glaubensreichen wird überzeugend, wenn es von ihm heißt:

„Befragt den Flug der Wolken ums Los der nahen Schlacht,
lacht seines Aberglaubens und glaubt, was er verlacht."

Und das Ganze endigt mit den Zeilen, die den Schluß vom „Schloß Dürande" in einen Reim fassen:

„Du aber hüt den Dämon, der in der Brust dir gleißt,
daß er nicht plötzlich ausbricht und wild dich selbst zerreißt."

Im „Lucius" scheint die durchgehende Innehaltung ein und desselben Strophenmaßes dem Stil des Dichters, den nicht Strenge, sondern Beweglichkeit auszeichnet, wenig angemessen. Auch hier ist der Stoff aus der Zeit der Christenverfolgungen gewählt, und die Geschichte von Julia, der schönen Sünderin, des Lucius treuloser Geliebten, die, wie Romana, ihr Haus in Brand steckt, und, bereuend und den verlassenen Freund verteidigend, in seinen Armen mit ihm zusammen stirbt, wie er sich in den Katakomben den Christenverfolgern entgegenstellt, während Nerva, ebenfalls von Liebe zu ihr entzündet, vor dem stummen Paare den Christen Frieden gelobt, ist mit den Mitteln des Waldesrauschens, der wogenden Ährenfelder, der früh erwachten ersten Lerche, der theatralischen Dämonie des schönen Weibes, des Festrausches und der Ernüchterung, der lockenden Sünde und des gläubigen Abschüttelns, des Selbstzitates: „Wildester der Lügengeister", das schon im „Julian" wiederkehrte, in die Eichendorffsche Stimmung getaucht — der Schwanengesang des greisen Dichters. In der gleichen Strophe, die ihm hier weniger zu liegen scheint, der schlanken Versform einer um die letzte Reimverschlingung abgekürzten Stanze, nimmt sich bei dem vorhergegangenen kleinen Epos „Robert und Guiscard" seine Novellistik ganz besonders gut aus. Ist es also doch nur das Alter, das im „Lucius" seinen Stil müder, mechanischer, rhetorischer und im Rhetorischen krasser sein läßt? „Robert und Guiscard" verkörpert den Kampf zwischen Royalisten und Republikanern in demjenigen eines adligen Brüderpaars, von dem der jakobinisch Gesinnte im Aufruhr der Hand des anderen erliegt, während dieser, durch seiner Geliebten, eines Gärtnermädchens, Pflege vom Bruderstoß geheilt, den Segen des altadligen Vaters erhält, worauf der kleine Emigrantentrupp nach Deutschland flieht. In dem Gedicht gibt es verschnittene Alleen, einen alten königstreuen Grafen, „jeder Zoll ein Kavalier", das heraufdrohende Wetter der Revolution, in Staub zertrümmerte Ahnenbilder auf einem von vergossenem Wein trüb schimmernden Parkett, eine Spieluhr, einen mit Liedesklängen in die Nacht träumenden Lieben=

den, ein Mädchen, das vom Gipfel eines Baumes einen fernen Reiter erwartet — kurz, auch hier eine Sammlung Eichendorffscher Lieblingsmotive, und die Freiheit spricht im Sinne seiner Anschauung:

„Wer will meinen Banner schwingen,
muß erst mit dem Teufel ringen,
der ihn selber hält in Schlingen.“

Es ist die Welt vom „Schloß Dürande“, die, anspruchsloser und in sich selber folgerichtiger, hier wiederkehrt; auch das Verkleidungsmotiv ist hier so einfach, schön und gefühlt, wie nie bei Eichendorff. Und die kleine gelungene, wohlerfundene und stimmunggesättigte Verserzählung bildet ein spätes Liebesdenkmal für das unvergessene Heidelberg und klingt gütevoll aus:

„So wolle Gott all Wirrsal mild entwirren
und gnädig richten, die da menschlich irren.“

Mittlerweile war die Möglichkeit gegeben, daß Besserer wiederum versetzt werden und daß also auch Eichendorff nochmals den Wanderstab ergreifen sollte. Des Dichters stille Hoffnung war dabei auf den Rhein gerichtet, und wenn die Versetzung diesen Wunsch nicht erfüllen würde, so wollte er ihn sich selber durch eine „glückselige Reise“, wie er rührend schwärmt, zu seinen jungverheirateten Kindern erfüllen: sein ganzes Sinnen und Trachten stand fortwährend nach dem Rhein: „Gott gebe, daß wir an den Rhein kommen!“ Einstweilen allerdings durfte er nur an eine neue Sommerwohnung bei Neiße denken, und sie mieteten eine mit einem Gärtchen in der Friedrichsstadt, denn nach dem schönen Rochus mochten sie nicht wieder ziehen, da die große Entfernung im vorigen Sommer sich als zu unbequem erwiesen hatte. Aber im August weilte er wieder auf dem Felsenschloß seines fürstlichen Freundes. Er saß dort, nach seinen launigen Worten, wie der Hahn im Korbe, der Fürstbischof überhäufte ihn mit Freundlichkeit und Freundschaft, sah nach Eichendorffs Ankunft persönlich auf seinem Zimmer nach, ob ihm nichts an Bequemlichkeit fehle, suchte ihn mühsam im Garten auf, um stundenlang bei ihm zu sitzen, und „posaunte

mündlich und schriftlich" den neuerschienenen „Lucius" „nach allen Richtungen" aus. Das mochte sich der Dichter wohl gefallen lassen, allein die „ungeheuerliche Begeisterung und Lobhudelei" über seine Literaturgeschichte, die ihm einer der Gäste, der „unvermeidliche Erzpriester" Siegert, ein alter Breslauer Konviktsgenosse von ihm, spendete, kam ihm wahrhaft lächerlich vor. Am liebsten saß Eichendorff an dem runden Lusthause in dem kleinen Garten unmittelbar unter der Schloßterrasse, welcher Platz daher vom Fürstbischof feierlich als „Eichendorffsruh" getauft wurde, was heute noch ein Gedenkstein verkündet, während ebenfalls noch heute das Bild des Dichters in einem der Johannesberger Schloßzimmer an seinen Aufenthalt erinnert. Aber der Abschied von seinen Lieben hatte bei seiner diesmaligen Reise den alten Mann besonders betrübt, seine zwei Prachtgemächer erschienen ihm heuer etwas kühler, und er litt an großem Heimweh nach seinen Angehörigen, in deren Kreis er im September freudig und dankbar zurückkehrte. Die Güte und Milde seines liebevollen Herzens, die freilich sein ganzes Leben geadelt hatte, trat womöglich noch immer reiner hervor. Er spendete mit Freuden einen Beitrag zu einem Sammelwerk, das Karl von Holtei zugunsten eines evangelischen Friedhofs herausgab, und verklärte auch sonst auf jede Weise seinen sinkenden Lebenstag. Soeben erst hat ein Greis in einer Zeitschrift davon erzählt, wie er als Schüler den alten Eichendorff kennen lernte, der unter den uralten, längst gefällten Linden der Rochusallee auf einer Bank saß, auf deren äußersten Rand sich mit Herzklopfen der Knabe setzte. Jener „trug einen langen, dunklen Rock mit sehr großen Aufschlägen und breitem Kragen, ein helles Tuch um den Hals und eine langschößige Weste; der hohe, schwarze etwas spitz zulaufende Hut und ein Rohrstock mit silberner Krücke gehörten zur Mode jener Zeit. Der Dichter mochte wohl bald meine bewundernden Blicke fühlen und redete mich an; er fragte nach dem Woher und Wohin, nach Namen und Eltern, und seine wohlwollende Art, der freundliche Klang der etwas verschleierten Stimme und besonders der Blick seiner klaren, blauen Augen machten mir Mut". Der glückliche Junge hatte Gelegenheit, den großen Mann wieder zu treffen und ein Stück Weges mit ihm gehen zu dürfen, wobei er, auf Anweisung seines Vaters, die An=

rede „Herr Baron" benutzte. „Mein Sohn, nenne mich nicht so," wehrte Eichendorff jedoch ab, „das ist ein englischer Titel, in Deutschland gibt es keine Barone; ich bin Freiherr, aber sage du nur ruhig Herr von Eichendorff." Zwischen dem Breslauer Tore und der Neißebrücke begegnete ihnen ein von Soldaten bewachter Zug sogenannter „Baugefangenen", schwerer militärischer Verbrecher, die gelb und schwarz gestreifte Kleidung trugen, während die Fußgelenke von metallenen Ringen mit schweren eisernen Kugeln, die sie hinter sich her schleppten, umschlossen waren. „Sieh mal, mein Junge, ist das nicht barbarisch!", sagte der Dichter. „Was die Leute auch begangen haben mögen, so dürfte man sie doch nicht auf die Straße schicken."

Die Stille des Alters erschien unserm Eichendorff wie eine zweite Kinderzeit und alles, was vergangen, wie ein Bilderbuch. „Es wird mir schwer," so schrieb ihm der Fürstbischof nach seiner Abreise mit wehmütig-ahnungsvoller Bedeutsamkeit, „Ihnen die Gefühle zu schildern, mit welchen ich Sie diesmal habe scheiden sehen. Im vorgeschrittenen Lebensalter ist es ohnehin immer eine tiefere Wehmut, welche die Trennung von lieben Freunden erzeugt; diesmal mochte das längere Gewöhntsein an Ihre mir so werte Nähe und meine andauernde Kränklichkeit diese Wehmut noch verstärken. Auch haben Sie uns nicht nur sich selbst, sondern auch den lieben blauen Himmel und die Schwalben unter dem Himmel und die Blumendüfte und die letzte Sommerwärme und ich weiß nicht was alles mit fortgenommen. . ." Gewiß war diese späte Freundschaft für Eichendorff, der nun fast ein Siebziger war, ein großer Trost, aber die Ältesten seiner Getreuen waren von ihm geschieden, nach Wilhelm und der Gattin nun auch Schön, der an Altersschwäche, doch bei vollem Bewußtsein klar und ruhig in das Jenseits hinüberblickend gestorben war — „die Welt hat einen ihrer geistigen Heroen verloren," schrieb Eichendorff an den Sohn Schöns, „ich aber außerdem noch einen liebevollen väterlichen Freund" —, und der Dichter kam sich wie ein verspäteter Wanderer vor, der jeden Frühling fragte:

„Wo werd ich sein im künftgen Lenze?
So frug ich sonst wohl, wenn beim Hüteschwingen

ins Tal wir ließen unser Lied erklingen,
denn jeder Wipfel bot mir frische Kränze.

Ich wußte nur, daß rings der Frühling glänze,
daß nach dem Meer die Ströme leuchtend gingen,
von fernem Wunderland die Vögel singen,
da hatt' das Morgenrot noch keine Grenze.

Jetzt aber wirds schon Abend, alle Lieben
sind wandermüde längst zurückgeblieben,
die Nachtluft rauscht durch meine welken Kränze,

und heimwärts rufen mich die Abendglocken,
und in der Einsamkeit frag ich erschrocken:
Wo werd ich sein im künftgen Lenze?"

4

Seit dem Tode der Gattin ist Eichendorff nach dem Zeugnis seiner Tochter nicht mehr der alte gewesen. Zwar suchte er den Schmerz in christlicher Ergebung zu bewältigen und sprach nur wenig über seinen Verlust, aber in seinem Inneren litt er um so mehr. Als ihn im vorigen Sommer, 1856, sein ältester Sohn mit seiner ihm soeben angetrauten Gemahlin besuchte, machte er, durch die freudige Erregung für den Augenblick gestärkt, mit dem jungen Paare noch mehrere Ausflüge in die schöne Umgebung, scheinbar noch ziemlich der kräftige Fußgänger. Doch die Mühe des Wanderns hatte ihn diesmal doch mitgenommen, und er ruhte nach der Abreise der Kinder förmlich davon aus. In diesem Sommer, 1857, war er noch einmal in Sedlnitz gewesen, und bei seinem fürstbischöflichen Freunde in Johannesberg hatte er, wie wir sahen, „gern, aber nicht ohne Beschwerde" geweilt. Jedesmal war er froh, in seine häusliche Ruhe und Bequemlichkeit zurückzukehren, denn die Körperkräfte des rüstigen Greises, als welcher er noch immer gelten konnte, ließen langsam nach. Die Tochter konnte ihn nicht bewegen, sich recht warm anzuziehen — „Ich kann mich doch nicht so verwöhnen", pflegte er zu sagen und deshalb auch seinen warmen Pelz meist nicht umzulegen.

So scheint er sich, als Mitte November 1857 eine plötzliche Kälte einsetzte, eines Morgens beim Gang in die Kirche, den er alle Tage in Begleitung seiner Tochter machte, erkältet zu haben. Er blieb am nächsten Morgen wegen seines Unwohlseins zu Hause, und als die Tochter aus der Messe heimkehrte, fand sie ihn erst beim Frühstück. Im Laufe des Vormittags überfiel ihn ein außerordentlich heftiger Schüttelfrost, und der herbeigerufene Hausarzt schickte ihn ins Bett, das Frau Besserer aus seinen Zimmern, welche eine Treppe höher als diejenigen ihrer Familie lagen, in ihre große freundliche Wohnstube heruntertragen ließ, damit der Vater sich nicht so einsam fühlte. In den nächsten Tagen war sein Befinden leidlich und gab zu der Hoffnung Anlaß, daß er nach wenigen weiteren Tagen das Bett verlassen könne.

Statt dessen trat plötzlich eine Lungenentzündung ein, gegen die sich alle angewandten Mittel erfolglos erwiesen. Er bat die Tochter, doch ja nicht den rechten Zeitpunkt für die Spende der heiligen Sterbesakramente zu versäumen, und diese, zwar fest überzeugt, daß es nicht das letzte Mal sein werde, schrieb dem Beichtvater der Familie, der schon ihrer sterbenden Mutter den geistlichen Beistand geleistet hatte, er möge am nächsten Morgen ihrem Vater ein Gleiches tun. Am Abend dieses Sonntags wurde der Dichter vom Hausarzt zur Ader gelassen, worauf er sich merklich wohler fühlte; tags darauf empfing er bei vollem Bewußtsein und mit würdiger Haltung die Sakramente und zwei Tage darauf noch einmal.

Seit jenem Montag verfielen seine Kräfte sichtlich mehr und mehr, seine Sprache wurde so undeutlich, daß man ihn, selbst wenn man das Ohr zu seinem Munde neigte, nicht verstand, und die Feder, die er oft verlangte, um sich schriftlich zu erklären, vermochte er nicht mehr zu führen. Die letzten vier Nächte wachten seine Tochter und sein Schwiegersohn, sein siebzehnjähriges Enkelkind Anna und die Tochter des Sedlnitzer Rentmeisters bei dem Sterbenden, der sich für jede Handreichung bedankte und dadurch sowie durch seine Sanftmut und Stille seine Umgebung aufs tiefste rührte. Schon zwei Tage vor seinem Hinscheiden lag er in einem halbschlafenden Zustande, aus dem er nur noch zuweilen zu voller Klarheit erwachte. In der Nacht, die seine letzte sein sollte, hatte

sich die Tochter, durch die anstrengende Pflege völlig ermattet, für einige Stunden im Nebenzimmer zur Ruhe gelegt. Wie sie hört, daß der Kranke nach ihr verlangt, tritt sie an sein Bett und fragt ihn, ob er etwas wünsche. „O nein,“ sagt er, „nur sprechen will ich dich, mir ist so bange.“ Die Tochter kann die Tränen kaum hinunterwürgen und bleibt bei ihm. Später fragt er, wann der dritte Dezember sei, das war der Todestag seiner Frau, und auch nach seiner fünfjährigen Enkelin Helene, seinem besonderen Liebling, erkundigt er sich bis zuletzt viel, und zwar mit den Worten: „Wo ist denn das Blömken?“ Die Umstehenden hält er oft für Gestalten aus Lubowitz, aus der alten schönen Zeit. Im allgemeinen spricht er wenig, er ist still und schmerzlos und namentlich an seinem Todestage so sehr, daß man wieder für sein Leben zu hoffen beginnt. Aber am Nachmittag gibt er kein Lebenszeichen mehr von sich, nur daß er dann und wann einen dargereichten Löffel Ungarwein nimmt oder den Kopf hebt: so liegt er da, bis der Atem immer langsamer wird und schließlich ohne Todesröcheln aufhört. Es war am Donnerstag, den 26. November, eine Woche und einen Tag, nachdem er sich niedergelegt hatte.

Um das Sterbebett war die ganze Familie Besserer versammelt, auch ein Neffe des Dichters, Viktor von Larisch, war zugegen, und ein lautes Schluchzen der Trauernden, namentlich der geliebten Tochter, erfüllte das Zimmer. Am folgenden Tage wurde die Leiche von barmherzigen Schwestern in ein weißes Sterbekleid gehüllt und ihr ein kleines Kreuz in die Hand gegeben, am Sonntag brachten zwei Verehrerinnen Kränze aus Lorbeer und Immergrün, die zu Häupten des Verstorbenen in den Sarg gelegt wurden, der umgeben von vielen Kandelabern der Beisetzung harrte, welche am Montag, den 30. November, morgens neun Uhr in Gegenwart der Familie Besserer, des zweitältesten Sohnes Rudolf und anderer Verwandten und naher Bekannten stattfand. Alle, welche das Trauerhaus vorher noch einmal besucht hatten, bezeugten, nie ein so schönes Totenantlitz gesehen zu haben.

Die schönste Trauerfeier bereitete ihm Wien, die am meisten von ihm geliebte Stadt. Gleich nach dem Eintreffen der Kunde von seinem Ableben wurde in der Kirche „Maria zur Stiegen“ ein

feierlicher Trauergottesdienst veranstaltet, an dem die Künstler, Dichter und Schriftsteller, Mitglieder des kaiserlichen Hofes und zahlreiche Andächtige aus allen Schichten des Volkes teilnahmen. In Neiße hat der kurze Aufenthalt der Familie Eichendorff drei Gräber zurückgelassen, denn den Schwiegereltern folgte Besserer wenige Monate nach dem Tode des Dichters, von der gleichen Krankheit dahingerafft, in die Gruft. Joseph von Eichendorff ruht mit seinen beiden Lieben auf dem Friedhof zu St. Jerusalem in der über alles geliebten Heimaterde, sein schlichter Grabstein ist, wie er es sich selber gewünscht, aus schlesischem Marmor, und dieselben Berge blicken auf ihn hinab, die um seine Wiege standen.

Literatur

Joseph Freiherrn von Eichendorffs Sämtliche Werke (6 Bände). Zweite Auflage. Leipzig, 1864. (Im 1. Band: Eichendorffs Leben und Werke von H[ermann von Eichendorff]).

Joseph Freiherrn von Eichendorffs Vermischte Schriften (5 Bände). Paderborn, 1866.

(Joseph Freih. von Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kosch. Kempten und München, 1906.)

(Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Herausgegeben von G. Phillips und G. Görres. München, 1846, 1847, 1848.)

Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. In Verbindung mit Philipp August Becker herausgegeben von Wilhelm Kosch und August Sauer. Regensburg, J. Habbel.

3. Band: Ahnung und Gegenwart. 10. Band: Historische, politische und biographische Schriften. 11. Band: Tagebücher. 12. Band: Briefe von Eichendorff. 13. Band: Briefe an Eichendorff.

(Eichendorffs Briefwechsel. Besprochen von Minor. Germanisch-romanische Monatsschrift, III, 183 ff.)

Eichendorffs Werke. Vier Teile (zwei Bände). Herausgegeben und mit einem Lebensbild versehen von Ludwig Krähe. Berlin, Bong & Co.

Joseph von Eichendorff, Gesammelte Werke. 6 Bände. Herausgegeben von Paul Ernst. München und Leipzig, 1909.

Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph von Eichendorffs. Mit Erläuterungen herausgegeben von Alfons Nowack. Groß-Strehlitz, 1907.

Drei Jugendgedichte Eichendorffs. Mitgeteilt von Wilhelm Kosch. Der Gral, Monatsschrift für schöne Literatur, 1. Jahr, Heft 6. Ravensburg, 1907.

Joseph und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichte. Herausgegeben und eingeleitet von R. Pissin. 9. Heft der „Neudrucke literar-historischer Seltenheiten". Berlin.

(Franz Uhlendorffs Besprechung des Buches: Euphorion, 15. Band. Leipzig und Wien, 1908.)

Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Herausgegeben von Heinrich Meisner. Leipzig, 1888.

Aus dem Nachlaß des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Briefe und Dichtungen. Herausgegeben von Wilhelm Kosch. Köln, 1906.

Ungedruckte Dichtungen Eichendorffs. Ein Beitrag zur Würdigung des romantischen Dramatikers. Von Friedrich Castelle. Münster i. W., 1907.

(Darüber: Wilhelm Kosch im Euphorion, 15. Band, 1908.)

Eichendorffs Puppenspiel Das Incognito. Eine politisch-literarische Satire aus dem Zeitalter Friedrich Wilhelms IV. Von Hugo Häusle. (Deutsche Quellen und Studien, herausgegeben von Wilhelm Kosch, 6. Heft.) Regensburg, 1910.

Der Gral. Monatsschrift für schöne Literatur. 5. Jahrgang: Eichendorffiana aus dem Nachlasse des Grafen Otto Heinr. v. Loeben. Von Alfons Nowack. — Eichendorffliteratur. Von Franz Faßbinder. Ravensburg, 1910/11.

Neue Eichendorff-Briefe. Mitgeteilt von Karl Freiherrn von Eichendorff. Eichendorff-Kalender, herausgegeben von Wilhelm Kosch. Regensburg, 1905.

Ungedruckte Briefe Eichendorffs. Mitgeteilt von Karl Freiherrn von Eichendorff. Der Wächter, Zeitschrift für alle Zweige der Kultur, herausgegeben von Wilhelm Kosch. 1. Jahrgang, 1. Heft. München, 1918.

Heinrich Keiter, Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen. Köln, 1887.

J. Minor, Zum Jubiläum Eichendorffs. Zeitschr. f. d. Phil. 21, 214.

Heinrich Meyer-Benfey, Joseph Freiherr von Eichendorff. Göttingen, 1908.

Hermann Anders Krüger, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Zweite Ausgabe. Leipzig, 1904.

(O. F. Walzels Kritik darüber in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte.)

Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn. Gesammelt von Wilhelm Kosch und Karl von Eichendorff. Eichendorff-Kalender, Regensburg, 1913, 1914, 1915, und München, 1918, 1919.

Joseph Nadler, Eichendorffs Lyrik. Prag, 1908.

Franz Faßbinder, Eichendorffs Lyrik. Eine Studie zur Analyse ihrer Stoff- und Motivkreise. Köln, 1911.

(Franz Saran, Deutsche Verslehre. München, 1907.)

Maria Speyer, Heimatklänge in Eichendorffs Dichtung. Eichendorff-Kalender, Regensburg, 1910.

Richard Dietze, Eichendorffs Ansicht über romantische Poesie im Zusammenhange mit der Doktrin der romantischen Schule aus den Quellen dargelegt (Inaugural-Dissertation). Leipzig, 1883.

K. Weichberger, Untersuchungen zu Eichendorffs Roman Ahnung und Gegenwart. Jena, 1901.

K. Weichberger, Gräfin Zichy in Eichendorffs Roman Ahnung und Gegenwart. Euphorion XIII, 1906. (Hierzu: Kosch, Euphorion XIV, 1907, und Historisch-kritische Ausgabe, XI, Seite XII.)

Hanns Wegener, Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart". Leipzig-Gohlis, 1909.

J. E. V. Müller, Eichendorffs poetisches Bilderbuch. Ein Beitrag zur Kritik des Stils der deutschen Romantik. Jahresbericht der Hansaschule. Hamburg, 1908.

Ewald Reinhard, Eichendorffstudien. Münster i. W., 1908.

Julius Erdmann, Eichendorffs historische Trauerspiele. Halle a. S., 1908.

O. Schiff, Zu den Quellen der Ezzelintragödie Eichendorffs. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, 12.

Zur Analyse von Ezelin von Romano. Ak. Monatsblätter, 19.

R. Haym, Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berlin, 1870.
Oskar F. Walzel, Deutsche Romantik. Eine Skizze. 2. u. 3. Auflage. Leipzig, 1912.
Ricarda Huch, Blütezeit der Romantik. 4. Auflage. Leipzig, 1911.
Ricarda Huch, Ausbreitung und Verfall der Romantik. 3. Auflage. Leipzig, 1912.
J. O. E. Donner, Der Einfluß Wilhelm Meisters auf den Roman der Romantiker. Helsingfors, 1893.

Franz Schroller, Schlesien. Eine Schilderung des Schlesierlandes. Glogau, Verlag von Carl Flemming.
J. Koschmieder, Schlesiens geographische und weltgeschichtliche Bedeutung. Bunte Bilder aus dem Schlesierlande, herausgegeben vom schlesischen Pestalozzi-Verein. 2. Auflage. Breslau, 1898.
J. Wunschick, Ratibor. (Bunte Bilder aus dem Schlesierlande.)
Fuhland, Ein Stück oberschlesischer Geschichte. (Bunte Bilder aus dem Schlesierlande.)
H. Kölling, Die Polen Oberschlesiens. (Bunte Bilder aus dem Schlesierlande.)
Augustin Weltzel, Geschichte des edlen freiherrlichen Geschlechts von Eichendorff. Ratibor, 1876.
Karl von Eichendorff, Eichendorff und seine Vorfahren. Eichendorff-Kalender, Regensburg, 1914.
Alfons Nowack, Eichendorffs Mutter. Eichendorff-Kalender, München, 1918.
Alfons Nowack, In Eichendorffs Heimat. Der Osten, Literarische Monatsschrift der Breslauer Dichterschule, 33. Jahrgang. Jauer, 1907.
Alfons Nowack, Eichendorff und die Burg Tost. Oberschlesische Heimat, Band IV. Oppeln, 1908.
Alfons Nowack, Paul Ciupke, der Lubowitzer „Herr Kaplan". Eichendorff-Kalender, Regensburg, 1911.

F. G. Ad. Weiß, Das Werden Breslaus. Bunte Bilder aus dem Schlesierlande, Breslau, 1898.
H. Markgraf, Breslau und seine Bedeutung für Schlesien. (Bunte Bilder aus dem Schlesierlande.)
Maximilian Schlesinger, Geschichte des Breslauer Theaters. Band I: 1522 bis 1841. Berlin, 1898.

Wilhelm Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. Erster und zweiter Teil. Berlin, 1894.
Waldemar Kawerau, Aus Halles Literaturleben. Halle, 1888.
(Adolph Müller,) Briefe von der Universität in die Heimat. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Leipzig, 1847.

Magister Laukhard, Sein Leben und seine Schicksale von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von Heinrich Schnabel. München, 1912.
Wilhelm Dilthey, Leben Schleiermachers. Erster Band. Berlin, 1867.
Friedrich Schleiermacher, Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin, 1799. (Neudruck Göttingen, 1899.)
Friedrich Schleiermacher, Monologen. Eine Neujahrsgabe. Berlin, 1800.
Friedrich Schleiermachers Weihnachtsfeier. Kritische Ausgabe von Hermann Mulert. Leipzig, 1908.
Henrich Steffens, Was ich erlebte. Band 3—6. Breslau, 1842.
Ludwig Börne, Gesammelte Schriften. Erster Band. Nürnberg, 1880.
Otto Nasemann, Bad Lauchstädt. 9. Heft der Neujahrsblätter, herausgegeben von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen. Halle, 1885.
Eduard Genast, Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Leipzig, 1862.
Gustav Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze. Darin: Lauchstädt. Ein Modebad der Leipziger im 18. Jahrhundert. Leipzig, 1885.

Joseph Schmoelzl, Der Feldzug der Bayern von 1806—7 in Schlesien und Polen. München, 1856.
Augustin Weltzel, Geschichte der Stadt, Herrschaft und Festung Cosel. Berlin, 1866.
Zwei Abendunterhaltungen im Familienkreise aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Oberschlesische Heimat, Band V, 1909.
Alfons Nowack, Das Stammbuch der Madame Hahmann. Oberschlesische Heimat, Zeitschrift des Oberschlesischen Geschichtsvereins. Band IV. Oppeln, 1908.
Alfons Nowack, Ein oberschlesisches Stammbuch mit Eintragungen der Brüder Joseph und Wilhelm von Eichendorff. Der Wächter, Zeitschrift für alle Zweige der Kultur, 1. Jahrg. München, 1918.

Georg Reinbeck, Heidelberg und seine Umgebung im Sommer 1807. In Briefen. Tübingen, 1808.
Aloys Schreiber, Heidelberg und seine Umgebungen, historisch und topographisch beschrieben. Heidelberg, 1811.
Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der Fünften Säkularfeier der Universität. Stuttgart, 1886.
Ed. Heyck, Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Nach Briefen und Akten. Heidelberg, 1886.
Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert. Festschrift der Universität zur Zentenarfeier ihrer Erneuerung durch Karl Friedrich. Erster Band. Heidelberg, 1903.
Clemens Theodor Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Das südliche und westliche Deutschland. Gotha, 1862.

Wilhelm Kosch, Zur Geschichte der Heidelberger Romantik. Sauers Euphorion, XIV.

J. Görres, Glauben und Wissen. München, 1805.

J. Görres, Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein, welche teils innerer Wert, teils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Heidelberg, 1807.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1875 ff.: Über Görres, Georg Friedrich C. Creuzer, Johann Diederich Gries, Anton Friedrich Justus Thibaut, Johann Heinrich Voß, Nikolaus Heinrich Julius.

Joh. Nep. Sepp, Görres. (Geisteshelden, Bd. 23.) Berlin, 1896.

Raimund Pissin, Otto Heinrich Graf von Loeben (Isidorus Orientalis). Sein Leben und seine Werke. Berlin, 1905.

Otto Heinrich Graf von Loeben, Gedichte. Herausgegeben von Raimund Pissin. (Deutsche Literaturdenkmale 135.) Berlin, 1905.

(Friedrich Schultze über die beiden letzteren Bücher in der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Band 51, Anzeiger 33. Berlin.)

Isidorus Orientalis, Guido. Mannheim, 1808.

Hanns Wegener, Heinrich Wilhelm Budde, ein Jugendfreund Eichendorffs und Loebens. Euphorion, XVI.

Novalis, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Meißner. Vier Bände. Florenz und Leipzig, 1898.

Ludwig Tieck, Franz Sternbalds Wanderungen. Berlin, 1798.

Ludwig Tieck, Schriften. Berlin, 1828.

Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. Nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. (Als Handschrift gedruckt) 1855.

Ferdinand Kauer, Das Donauweibchen, eine romantisch-komische Oper. Klavierauszug. Braunschweig. Im musikalischen Magazine auf der Höhe.

Friedrich Schlegel, Gedichte. Berlin 1809.

Johannes Baptiste Diel, Clemens Brentano. Ein Lebensbild. Ergänzt und herausgegeben von Wilhelm Kreiten. Zwei Bände. Freiburg i. Br., 1877.

Reinhold Steig und Hermann Grimm, Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Erster Band: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Stuttgart, 1894.

Ludwig Achim von Arnim, Tröst Einsamkeit (Zeitung für Einsiedler), alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte. Heidelberg, 1808.

Adolf Streckfuß, Fünfhundert Jahre Berliner Geschichte. In gekürzter Darstellung und bis in die neueste Zeit fortgeführt von Leo Fernbach. Berlin, 1900.

Achim von Arnims Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Reinhold Steig. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag.
Arnims Werke. Auswahl in vier Teilen. Herausgegeben von Monty Jacobs. Berlin, Bong & Co., 1909.
Friedrich Schultze, Die Gräfin Dolores. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Romantik. (Dissertation.) Leipzig, 1904.
Clemens Brentano, Romanzen vom Rosenkranz. Herausgegeben von Max Morris. Berlin, 1903.
Clemens Brentano, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Bisher 9 Bände. München, 1912.
Wilhelm Herzog, Heinrich von Kleist. München 1910.
Reinhold Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin und Stuttgart, 1901.
Adam H. Müller, Die Elemente der Staatskunst. Öffentliche Vorlesungen. Berlin, 1809.
Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig, 1875: Über Adam Müller.

Alfons Nowack, Eichendorff in Pogrzebin. Monatsschrift Oberschlesien, 10. Jahrgang. Kattowitz, 1911.
Alfons Nowack, Luise Freifrau von Eichendorff. Oberschlesische Heimat, Band IV. Oppeln, 1908.
Richard Kralik und Hans Schlittler, Wien. Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Kultur. Wien, 1912.
Ewald Reinhard, Aus J. v. Eichendorffs dichterischer Frühzeit: Der Wiener Aufenthalt (1810—1813) und seine Bedeutung für des Dichters Entwicklung (Inaugural-Dissertation). Münster i. W., 1907.
Eduard Castle, Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Erstes Kapitel: Wiener Kultur im Zeitalter Franz des Ersten. Leipzig, 1902.
Friedrich v. Schlegel, Sämtliche Werke. Erster Band: Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812. Wien, 1846.
Friedrich Schlegel, Über die neuere Geschichte. Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1810. Wien, 1811.
Friedrich Schlegel, Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1812. Erster Teil. Wien, 1815.
Ernst Wieneke, Patriotismus und Religion in Friedrich Schlegels Gedichten. München, 1913.
Florentin. Ein Roman (von Dorothea Schlegel). Herausgegeben von Friedrich Schlegel. Erster (einziger) Band. Lübeck und Leipzig, 1801.
Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel herausgegeben von J. M. Raich. Mainz, 1881. Band 1 und 2.

M. Spahn, Philipp Veit. Bielefeld und Leipzig (Velhagen und Klasings Künstlermonographien).

Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien, 1844.

Adolf Innerkofler, Ein österreichischer Reformator. Lebensbild des heiligen P. Klemens Maria Hofbauer, des vorzüglichsten Verbreiters der Redemptoristenkongregation. Regensburg, 1910.

Johannes Eckardt, Clemens Maria Hofbauer und die Wiener Romantikerkreise am Beginn des 19. Jahrhunderts. „Hochland", München und Kempten, Jahrgang 1910.

Sebastian Brunner, Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit. Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820. Wien, 1858.

Michael Haringer, Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer. Regensburg, Verlag Friedrich Pustet.

Leopold Carl Goetz, Redemptoristen und Protestanten. Gießen, 1899.

Ludwig Häußer, Die Freiheitskriege 1813—15. Neu herausgegeben von Max Mendheim. Erster und zweiter Band. Leipzig, 1913 (Reclam).

Fr. Förster, Geschichte der Befreiungs-Kriege 1813, 1814, 1815. Dargestellt nach teilweise ungedruckten Quellen und mündlichen Aufschlüssen bedeutender Zeitgenossen, sowie mit vielen Beiträgen von Mitkämpfern, unter Mitteilung eigener Erlebnisse. Erster Band: Preußens Helden im Krieg und Frieden. Fünfter Band: Neuere und neueste Preußische Geschichte. Berlin, 1857.

O. Kobel, Schlesien im Jahre 1813. Bunte Bilder aus dem Schlesierlande. Breslau, 1898.

Fritz von Jagwitz, Geschichte des Lützowschen Freikorps. Nach archivalischen Quellen. Berlin, 1892.

J. F. G. Eiselen, Geschichte des Lützowschen Freikorps. Zweite Auflage. Halle, 1841.

Friedrich Ludwig Jahn, Deutsches Volkstum. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Brümmer. Leipzig, Reclam.

Fr. Guntram Schultheiß, Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und seine Bedeutung. (Geisteshelden, Band 7.) Berlin, 1894.

Heinrich Pröhle, Friedrich Ludwig Jahns Leben. Nebst Mitteilungen aus seinem literarischen Nachlasse. Berlin, 1855.

Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Teil: Spreewald. Berlin, 1882.

Hugo von Hasenkamp, Preußens Landwehr. Leipzig, 1847.

Alfons Nowack, Das 2. Schlesische Landwehr-Infanterieregiment in den Befreiungskriegen. Sonntagsbeilage der Schlesischen Volkszeitung. Nr. 17, 45. Jahrgang. Breslau, 1913.

Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, 1894.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig, 1875: Über Friedrich von Raumer.
Karl von Holtei, Vierzig Jahre. Dritter Band. Berlin, 1844.
Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Zweiter Teil. Leipzig, 1882.
Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. Drei Bände. Halle a. S., 1875.
Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig, 1875: Über Theodor von Schön.
Wilhelm Martens, Vier kleine Aufsätze zur Musik und Dichtkunst. München, 1898.
Arthur Lindner, Danzig. (Berühmte Kunststätten Nr. 19.) Leipzig, 1903.
H. Mankowski, Eichendorff in Danzig. Eichendorff-Kalender 1912.

Max von Boehn. Biedermeier. Deutschland von 1815—1847. Berlin, Bruno Cassierer.
Tim Klein, „1848". Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Erinnerungen, Urkunden, Berichte, Briefe. Ebenhausen-München, 1914.
Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Zweiter Band: 1786—1840. Berlin, 1895.
Wilhelm Kosch, Luise Freiin von Eichendorff in ihren Briefen an Adalbert Stifter. Eichendorff-Kalender 1910.
Ewald Reinhard, Eichendorff und sein Schulfreund Joseph Christian von Zedlitz. Eichendorff-Kalender 1919.
Eine Spukgeschichte Eichendorffs. Mitgeteilt von Gertrud Storm. Eichendorff-Kalender 1918.

Paul Bellardi, Persönliche Erinnerungen an Eichendorff. Der Wächter, Zeitschrift für alle Zweige der Kultur. 1. Jahrgang. München, 1918.
Alfons Nowack, Joseph von Eichendorff in Johannesberg. Oberschlesische Heimat, II. Oppeln, 1906.
Alfons Nowack, Joseph und Aloysia von Eichendorffs letzte Lebenstage. Oberschlesische Heimat, III. Oppeln, 1907.

Druckfehlerberichtigung

Seite 8, Zeile 10 von unten, lies „Zustände" statt „Zuschände".
Seite 111, Zeile 16 von unten, lies „Romantiker" statt „Romatiker".
Seite 117, Zeile 4, lies „Türkensäbeln" statt „Türkenschädeln".
Seite 124, Zeile 2 von unten, lies „Gründerjahre" statt „Gründerjähre".
Seite 169, Zeile 7, lies „disziplinieren" statt „disziplinierten".
Seite 226, Zeile 10, lies „vielem" statt „vielen".
Seite 226, Zeile 14, lies „letztgültigen" statt „letzgültigen".
Seite 244, Zeile 1, lies „Handlung" statt „Haltung".

Register

A.

B.

C.

D.

E.

F.

L.

N.

O.

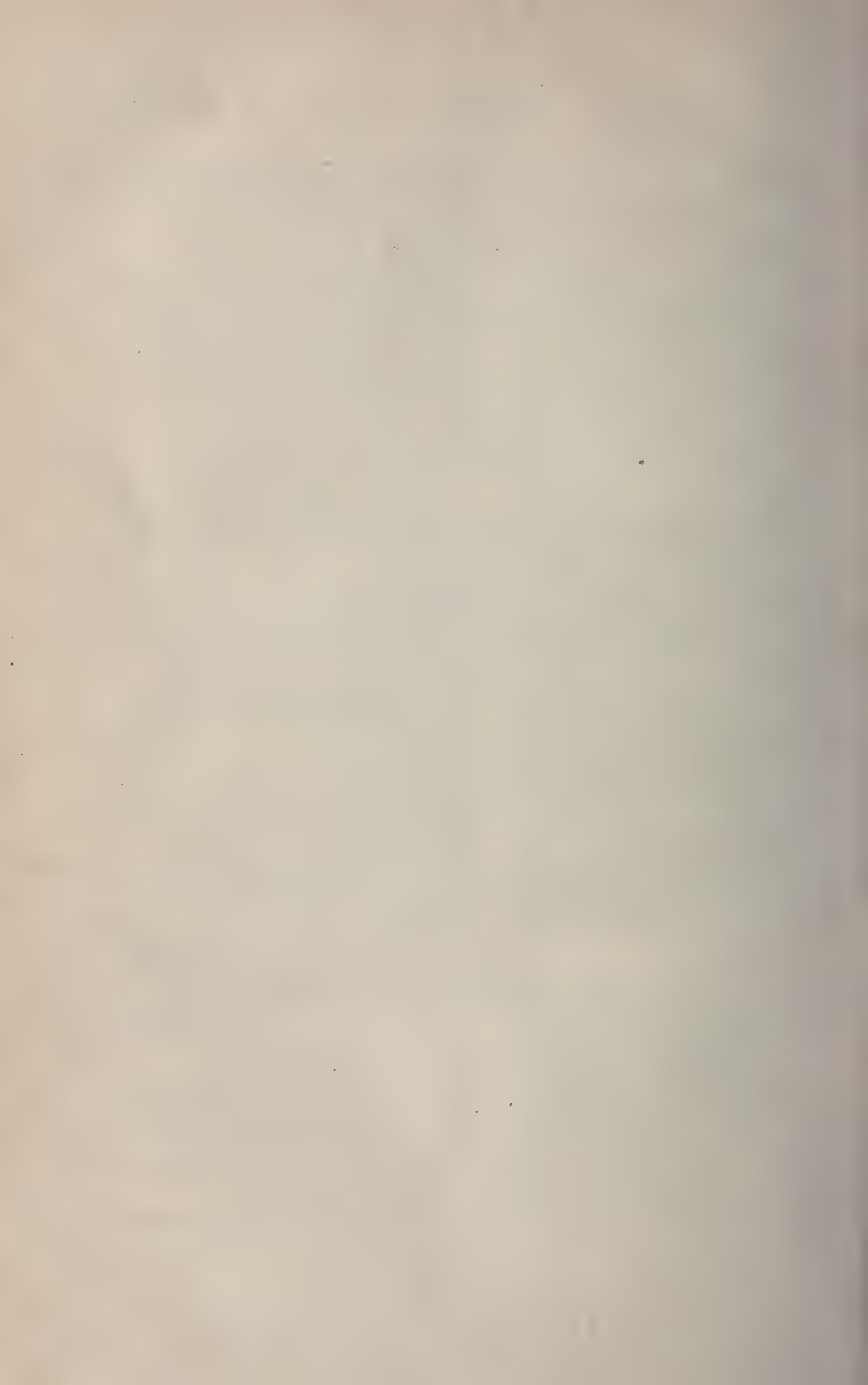
P.

R.

X.

Y.

Z.



Biographien

Goethe Von **Albert Bielschowsky.** 40. und 41. Auflage. Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren. In Halbleinen gebunden M 180.–, in Halbfranz gebunden M 350.–

„Bielschowskys Goethe gehört in jedes Deutschen Haus, der überhaupt befähigt ist, Goethe geistig mitzubesitzen." Kunstwart.

Schiller Von **Karl Berger.** 13. und 14. Auflage. Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren. Gebunden M 180.–

„Diese Biographie dürfte für Schiller das werden, was Bielschowsky für Goethe geworden ist: ‚der Schiller für das gebildete deutsche Haus'." Preuß. Jahrbücher.

Lessing und seine Zeit Von **Waldemar Oehlke.** Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren. Geb. M 160.–

„Eine wissenschaftliche Biographie ohne Polemik. Das allein könnte einem die beiden vornehm ausgestatteten Bände lieb und wert machen. Eine gründliche Arbeit und eine von feinstem Sprachgefühl beherrschte Schrift dazu." Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung.

Dante Seine Zeit · Sein Leben · Seine Werke. Von **Konrad Falke.** Mit 64 Tafeln Abbildungen. In Leinen gebunden M 140.–, in Halbpergament gebunden M 220.–. (Soeben erschienen.)

„Wir dürfen Falkes Dante als eine der inhaltreichsten und schönsten Gaben ansprechen, die das Jubiläumsjahr des großen Florentiners uns beschert hat." F. Noack (Kölnische Zeitung).

Shakespeare Von **Max J. Wolff.** 5. Auflage. (Soeben erschienen.) Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren. Geb. M 150.–

„Das Werk ist vorzüglich geschrieben. Klar und doch lebendig; bei aller Wissenschaftlichkeit für jedermann verständlich und genußreich, weil es die reichen Früchte mühsamer Arbeit unaufdringlich und in schmackhaftester Gestalt darbietet." Dr. E. Traumann (Frankfurter Zeitung).

Molière Von **Max J. Wolff.** Mit zwei Porträtgravüren. Gebunden M 80.–

„Das Werk ist ein würdiges Seitenstück zu des Verfassers Shakespeare-Biographie, wie sie nach Inhalt und Form gleich gelungen und aus dem Felsgrund solidester Sachlichkeit entspringend, ein Quell ununterbrochenen Genusses für kunstsinnige Leser." Hamburger Correspondent.

Biographien

Schiller Von **Eugen Kühnemann.** 6. Auflage. Gebunden M 80.–

„Bergers Biographie stellt mehr das Ideal eines volkstümlichen Schillerbuches dar, während das Kühnemannsche den Dichter und seine Werke philosophischer widerspiegelt." Berner Bund.

Herder Von **Eugen Kühnemann.** 2., neubearbeitete Auflage. Gebunden M 90.–

„Den gewaltigen Geist in seinem Ringen, den eigenartigen Menschen in seinem Kampf lernen wir aus Kühnemanns Werk kennen. Die Sprache ist klar und schlicht." Bayr. Zeitschrift für Realschulwesen.

Kant Von **M. Kronenberg.** 6. Auflage erscheint April 1922.

„Das Werk ist in ausgezeichneter Weise geeignet, die erste Bekanntschaft mit den schwierigen Lehren Kants zu vermitteln." Dr. F. J. Schmidt (Preußische Jahrbücher). – „Kronenberg hat es verstanden, den schwierigen und spröden Stoff übersichtlich und durchsichtig zu gestalten und ihn so auch dem philosophisch nicht Vorgebildeten nahe zu bringen." Professor Theobald Ziegler (Schwäbischer Merkur).

Kleist Von **Wilhelm Herzog.** Mit zwei Porträtgravüren. 2. Auflage. In Halbleinen gebunden M 80.–„ in Halbfranz M 160.–

„So überzeugend wie Herzog hat noch kein andrer Kritiker gezeigt, wie nahe Kleist an Shakespeare hinanreicht; so einheitlich und innig hat noch keiner die ganze dichterische Produktion Kleists als Ausdruck seiner Persönlichkeit dargestellt." Dr. M. Necker (Neues Wiener Tagblatt).

Immermann Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte. Von **Harry Maync.** Geb. M 110.–

„Dieses deutsch-gründliche Buch werden wir als die erschöpfende, dauernde Immermann-Darstellung unsern biographischen Lieblingsbildern zugesellen." Professor Dr. E. Traumann (Kölnische Zeitung).

Theodor Fontane Von **Conrad Wandrey.** Gebunden M 56.–

„Wandrey gibt eine umfassende, eindringliche, liebevolle und künstlerische Gesamtdarstellung von Fontanes dichterischer Entwicklung. Alles drängt sich um das Wesen und Werden des Dichters, insonderheit des Epikers, das Wesen und Werden der epischen Form bei Fontane." Professor Witkop (Frankfurter Zeitung).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Deutsche Literaturgeschichte Von **Alfred Biese.** Erster Band: Von den Anfängen bis Herder. Zweiter Band: Von Goethe bis Mörike. Dritter Band: Von Hebbel bis zur Gegenwart. 19. Auflage (80.–83. Tausend) erscheint Ostern 1922. Drei Bände mit vielen Bildnissen.

„Meine früher ausgesprochene Überzeugung, daß wir in Bieses Werk die beste unter den modernen deutschen Literaturgeschichten für die gebildete Familie besitzen werden, hat sich durch die Lektüre des dritten Bandes nur bestätigt. Reife und Würde der Gesamtauffassung, Anschaulichkeit und edle Wärme des Stils, Zuverlässigkeit der wissenschaftlichen Grundlagen, endlich schlichte, aber vornehme Gediegenheit der Ausstattung erheben das Buch über alle seine mir bekannten Nebenbuhler." Univ.-Prof. Dr. R. Unger (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte).

Deutsches Sagenbuch In Verbindung mit anderen herausgegeben von **Friedrich von der Leyen.** **1. Teil:** Die Götter und Göttersagen der Germanen. Von Friedrich von der Leyen. 2., neubearbeitete Auflage. Gebunden M 36.–. **2. Teil:** Die deutschen Heldensagen. Von Friedrich von der Leyen. 2. Auflage erscheint Sommer 1922. **3. Teil:** Die deutschen Sagen des Mittelalters. Von Karl Wehrhan. 1. Hälfte: Kaiser und Herren. Gebunden M 28.–. 2. Hälfte: Stämme und Landschaften. Ritter und Sänger. Gebunden M 32.–. **4. Teil:** Die deutschen Volkssagen. Von Friedrich Ranke. 2. Auflage erscheint Sommer 1922.

„Das Germanentum im weitesten und tiefsten Sinne offenbart sich in seinen Sagen, den Schöpfungen des deutschen Geistes, der deutschen Seele; in ihnen hat es für ewige Zeiten niedergelegt, was seinen Sinn und Mut im Leben durch Jahrhunderte bewegt hat. . . . Wer die Wahrheit über unsere Götter und Göttersagen hören und zugleich die ganze Tiefe und Poesie derselben genießen will, wird beides in diesem köstlichen Buche finden." Geh. Hofrat Dr. M. Dreßler (Karlsruher Zeitung). — „Allen diesen Bänden gemeinsam ist ihre künstlerische, lebendige und anziehende Darstellungsweise." E. Beckmann (Deutsches Lehrerblatt).

Der Barde Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. 2. Auflage. (Soeben erschienen.) In Halbleinen gebunden M 65.–

„Der Gedanke, unsere Geschichte in den historischen Gedichten unserer Sänger vorüberziehen zu lassen, ist schon mehrmals in die Tat umgesetzt worden, jedoch bisher nicht mit dem Geschmack, den ‚Der Barde' fast auf jeder Seite beweist. Das Buch ist so schön, daß es nicht nur eine Zier jeder Haus- und Schulbücherei ist, sondern verdient, im strengen und buchstäblichen Sinn ein Hausbuch zu werden, das man immer wieder vornimmt wie die Märchen, das Wunderhorn, den Zupfgeigenhansl." Prof. Dr. Jos. Hofmiller (Südd. Monatshefte).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen





